



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

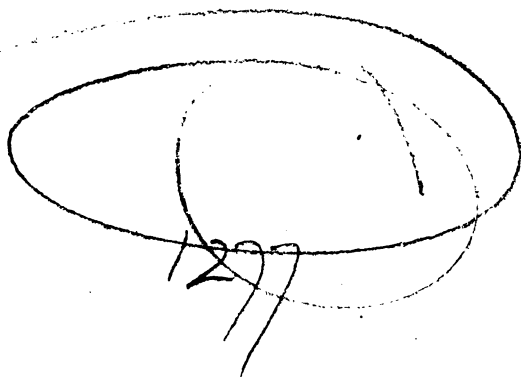
We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>





Soc. 3974 e. 155
1513(2)

Heidelbergsche
J a h r b ü c h e r
der
L i t t e r a t u r.

Sechster Jahrgang.

Zweite Hälfte.

Julius bis December.

Heidelberg,
Bey Mohr und Zimmer.
1 8 1 3.



J a h r b ü c h e r d e r L i t t e r a t u r.

E n s t a d t u n d s e i n e U m g e b u n g. E i n B e y t r a g z u r G e s c h i c h t s - u n d L ä n d e r k u n d e v o n J. D. G. R e m m i n g e r, d e r Ph. M. u n d d e r lat. S c h u l e z u E n s t a d t P r ä c e p t o r. S t u t t g a r t, b e y J. B. M e g l e r. 1812. X u n d 284 S. 8.

Daß der Geschmack an ausgewählten Topographieen nicht abgenommen, beweisen mehrere noch nicht lange erschienene Beschreibungen von bekannten Städten. Der Verf. der vorseh. liegenden Schrift bemerkt, daß seine Stadt zwar nicht durch Größe und Bevölkerung, desto mehr aber durch ihre Lage, Geschichte und Naturmerkwürdigkeiten vor andern (nicht bloß) Württembergischen Landstädten sich auszeichne. Mit Recht: wer kennt nicht das Enststadt, im Garten von Württemberg, im Mittelpunct der Hauptstraßen, so nahe an der Hauptstadt und doch selbstständig durch die Lebendigkeit seiner Gewerbe, und wegen seiner Annehmlichkeiten täglich von jener besucht? Wenige wissen dagegen, daß Enststadt schon im Jahr 708 stand, und vielleicht kummert es die allerwenigsten Einwohner, daß es auf zwey untergegangenen Welten ruht, einer Römischen und einer noch viel ältern, als unsere ganze Geschichte.

An merkwürdigem Stoff konnte es also dem Verf. nicht fehlen; auch den Auswärtigen dürfte manches, laut des Titels, als Beitrag zur Geschichte, und Länderkunde, anziehen. Um so mehr mögen einige Nachrichten hier stehen, wie der Verf. seiner Aufgabe entsprochen.

Gleich in der ersten (naturhistorischen) Abtheilung legt Hr. M. eine ihm mitgetheilte gedrängte Abhandlung vom Hof- und Finanzrath Seyffer zu Stuttgart über die geologische und mineralogische Merkwürdigkeiten dieser Gegend vor; desgleichen eine Bemerkung vom Leibmedicus Jäger über die Ueberschwemmung in der Urzeit und deren Durchbruch. Sodann was Cuvier (als Zögling der hohen Carlsschule schon

auf die Fossilien zu Canstatt aufmerksam gemacht) zur Erklärung der hier aufgefundenen Knochen, vom Mammuth u. a. jetzt nicht mehr existirenden Thieren, desgleichen der hier verschütteten Palmwälder, gesagt hat. Der Gehalt der Mineralquellen, woran dieses Thal so außerordentlich reich ist, ist nach den Untersuchungen von Kiehmayer, Dollfuß, Frösner und Succow angegeben, und zugleich eine Beschreibung der Brunnen und Bädanstalten beygefügt.

In der zweyten (historischen) Abtheilung wird der Leser in die Römerwelt zurückgeführt. Der Verf. will zwar nicht geradezu Rösler'n widersprechen, der in einer Dissertation von 1801 überhaupt aus den Niederlassungen der Römer nichts west des Rheins wenig macht; doch stellt er sowohl nach den Quellen, als nach den hier aufgefundenen Spuren alles zusammen, was einen längern und bedeutendern Aufenthalt der Römer am Neckar beweisen kann; besonders verdienen die von ihm nachgewiesenen Ueberreste einer von Pforzheim in diese Gegend geleiteten Straße bemerkt zu werden.

Wenn er die Erbauung von Canstatt in diese Zeit setzt, so bemerkt er ganz richtig, daß nicht gerade die jetzige Stadt, noch ihre gegenwärtige Lage und Gestalt zu verstehen sey, S. 59. Wenige Deutsche Städte (die am Rhein abgerechnet) werden in Urkunden ein so hohes Alter nachweisen können, wie das schon bemerkte von Canstatt. Es ist schade, daß Neugart, der uns diese gibt, nicht auch die übrigen dazu gehörigen St. Gallischen Dokumente, welche Goldast noch gesehen, auffinden konnte. Noch älter, als die Stadt, muß der Name des dabey liegenden Berges Canbach seyn, denn von diesem hat sie den Namen.

Die Wichtigkeit der Stadt im Mittelalter erhellt daraus, daß sie Sitz war eines Ruralkapitels, einer Mutterkirche, eines Landgerichtes und (wahrscheinlich) Residenz der alten Herzoge von Schwaben. Zu diesem Abschnitt hat der Verf. vieles Unbekannte aus Archivalquellen und Privatsammlungen beygebracht. Der folgende: herrschendes Schicksal der Stadt und ihrer Umgebung, enthält Anekdoten aus ältern und neuern Kriegen, nebst altenmäßigen Angaben. Vom Februar 1809 bis 1811 (was nicht einmal die stärksten Jahrgänge sind) bei

Maß sich die Zahl der Einquartierten auf 336,817 Mann, wovon 71 Generale, 12,975 Officiere und 293,826 Pferde waren, und wovon immerhin $\frac{3}{4}$ in der Stadt blieben; einzelne Väter mag es in einem Jahrgange 12 bis 1600 Mann, ein ganzes Regiment, getroffen haben, S. 129. Der Stadt- und Amtschaden (was die Commünen unter sich umlegen, ohne die öffentlichen Staatsabgaben,) betrug in den acht Jahren, 1798. 1799. 1800. 1801. 1806. 1807. 1810. 1811. zusammen 800,633 fl. Im Jahr 1800 war daneben noch die öffentliche Kriegssteuer allein 38,000 fl. Ueber 80,000 fl. Schulden, welche erst noch umgelegt werden, sind unter jenen nicht mitbegriffen, S. 129 f. Man denke dabei nicht etwa an Frankfurt, sondern an eine kleine Landstadt von 306 Seelen, von nur 7500 fl. öffentlichen Aktiv-Capitalien und jährlichen auf 14,240 fl. berechneten Stadteinkünften mit 26,428 fl. jährlichen Ausgaben. Samt der Seelenzahl des ganzen dazu gehörigen Amtes (19 größere und kleinere Orte) macht die Bevölkerung im Ganzen nicht einmal soviel als die von Stuttgart, nämlich nur 18,593. Die ordentliche jährliche Steuer aus Häusern und Gebäuden in Stadt und Amt beträgt 27,890 fl. Ohne alle kleinliche Zurückhaltung sind dem Verf. diese Notizen über den gegenwärtigen Zustand von Emstätt mitgetheilt worden. Eine gute Haushaltung darf sich nie scheuen, ihre Bücher vorzulegen. Mit Recht ist von dem Verf. ausgezeichnet worden was ein wackerer Bürgermeister thun kann, Wesber, Vater des als Schriftsteller bekannten Delans, S. 169. 180. Eben so die Verdienste der Oberbeamten Seyffar und Eccard, S. 197. und mehrere Stellen.

Als Obmann der Neckarschifferzunft hat der jeweilige Oeramtman den Titel Oberbrudermeister. Für diese Anstalt hat man zwar zu verschiedenen Zeiten von Seiten des Staats etwas gethan, aber, wie es scheint, mehr des Namens wegen, als in Rücksicht eines bedeutenden Erfolgs. So ist es auch mit den Fabriken in dieser Gegend gewesen, bis erst die neueste Zeit auch hierin einen ernstlichen Schwung gegeben hat. In und um Emstätt sind nun 12 zum Theil bedeutende öffentliche und Privatfabriken, woran auch auswärtige Häuser Theil haben, und wovon die stärkste an 500 Menschen beschäf-

tigt, eingerichtet, S. 191, vergl. S. 214. Ueber den Ertrag des Feldes, des Obstes, der Weinberge, der Viehzucht, Preise der Lebensmittel hat diese Schrift Stoff zu bemerkenswerthen Vergleichen.

Der Verf. wollte nicht bloß bey der Stadt stehen bleiben, er hat auch die ganze Gegend, d. h. die nach der politischen Eintheilung von jeher, mit kleinen Abweichungen zu dem Stab des Oberamts gehörigen Ortschaften in seinen Plan mit aufgenommen, und gibt von jeder derselben ebenfalls in naturs historischen, antiquarischen und statistischen Beziehungen eine verjüngte Beschreibung. Seine eigenen, vielseitigen Beobachtungen zeigt er auch in den feinem Nuancen, worin die Einwohner derselben, ungeachtet der nahen Nachbarschaft, von einander abweichen. Der Mühlhauser hat ihm etwas reiches städtisches, S. 211 (der Zusatz, es seyen übrigens brave Leute, könnte wider des Verf. Willen mißverstanden werden); die zu Berg (bey den Wasserwerken) sind ein rasches, mas trossenähnliches Volk; auf dem nicht weit entfernten Gaisberg wohne ein cretinenartiges Geschlecht; zu Rotenberg, bey dem Stammschloß Württemberg, ein fleißiges, gutartiges Böcklein, das sich in Charakter und Sitten vorthellhaft auszeichne, und noch manchen edlen Zug von dem alten Urcharakter des Württembergers aufbewahre, S. 223.

Noch wichtiger, als die obigen, sind folgende statistische Angaben. Jene Bevölkerung von 18,593 Menschen oder 3957 Familien bewohnt nicht einmal eine □ Meile; hat in den 10 letzten (und hatten) Jahren allein um 1604 Menschen zugenommen (hauptsächlich eine Folge der Schutzblattern). Im Durchschnitt kommt ungefähr 1 Morgen Feldes auf 1 Menschen. Daß Fabriken erst kürzlich aufgekomen, ist oben schon bemerkt worden; der Hauptnahrungszweig bleibt der Feld- und Weinbau und die Viehzucht. Im Ganzen genommen in der That, wie schon der alte Mönch sagt, optima terrae medulla! Welch anderes Land kann eine solche Kultur aufweisen?

Wie fruchtbar Canstatt auch an ausgezeichneten, zum Theil noch jetzt lebenden Männern seye, zeigt im Anhang eine Reihe biographischer Notizen von den Riegern, Bilfinger, Spietler, Lebet, Nicolai, Böder, Schnurrer u. a.

welche durch ihre Familien näher oder entfernter dieser Stadt angehören.

Ein Hauptverdienst des Verf. ist fleißige Erforschung und Zusammenstellung aller zu seinem Zweck gehörigen und nur irgend (aus Schriften, Handschriften und mündlichen Mittheilungen) zu erlangenden Notizen. Man kann nicht verlangen, daß der Topograph zugleich Mineralog, Chemiker, Antiquarier, Statistiker, Historiker u. s. w. seye, oder über alles eigene Untersuchungen angestellt haben solle; es ist hinreichend, wenn er über jeden Gegenstand die besten Quellen benutze und mit Geschmack verarbeitet hat. Der Verf. rühmt, daß er sich der gefälligsten Entgegenkunft, auch in Rücksicht der öffentlichen Bibliotheken und Archive, zu erfreuen gehabt. Es wäre zu wünschen, daß an jedem bedeutendern Orte auf diese Art gesammelt würde; dadurch würde man erst in den Stand gesetzt werden, Vergleichen im Großen anzustellen. Es ist Pflicht für jeden Gebildeten, über die nächsten Umgebungen, die man am wenigsten kennt, seine Begriffe zu berichtigen und zu vervollständigen. Der Verf. hat durch diese Uebung auch seine Forschung und Darstellung gebildet. Er weiß durchgehends die Gegenstände deutlich und gut zu bezeichnen. Seine Schreibart ist lebhaft und gefällig.

Das Wenige, was wir hier noch anzustellen haben, geschieht bloß aus Interesse für den Gegenstand. Die Unterabtheilungen haben dem Verf. Schwierigkeiten gemacht, die zum Theil in der Natur der Sache lagen, und daher auch mehrfällige Wiederholungen oder Zurückweisungen veranlaßten, auf die wir uns jedoch hier nicht weiter einlassen können. Im II. Abschnitt der II. Abtheilung stehen die Sachen etwas unchronologisch, denn die angeblich zu Canstatt residirenden Altmannischen Herzoge aus dem 8ten Jahrhundert kommen zuletzt vor und nach den Edelleuten, welche noch viel später hier ihren Wohnsitz hatten. Billig sollte man alsdann die Beschreibung der vielen hier abgegangenen Burgen und Schlösser in diesem Zusammenhange erwarten; sie kommen aber erst in dem folgenden Abschnitt nach den neuern Schicksalen der Stadt vor. Obß dieser Stellung ist es zuzuschreiben, daß der historische Theil (über die Entstehung und allmähliche Ausbildung, Auf-

oder Abnahme der Stadt u.) weniger befriedigend ausgefallen ist. Es ist zwar auch hier in den ältern Zeiten noch vieles dunkel, und der Verf. hat wohl gethan, die Manier seiner Vorgänger nicht einzuschlagen, welche den Mangel an That- sachen auf folgende Art zu ersetzen gewohnt waren: Atrila zog durch unsere Gegend, also — ist diese Stadt im Jahr 451 zerstört worden; quod erat demonstrandum. Allein Hr. M. hat die vielen Bruchstücke, die er aus bessern Quellen anzuführen hatte, wie schon bemerkt, doch nicht in demjenigen Zusammenhang aufgestellt, worin sie einander selbst näher beleuchtet haben würden. Sodann ist bey jener Eintheilung mehreres übergangen, oder vielmehr in einer spätern Verbindung berührt worden, was mit Recht in den historischen Zusammenhang gehört hätte. Wie alt z. B. das Stadts und Marktrecht seye, wird erst S. 172 untersucht; eigentlich hätte dies schon S. 101 bey den Rechten, welche K. Ludwig IV. im Jahr 1330 der Stadt ertheilt, vorkommen sollen. Die Stiftung des Spitals, die erste Post in Canstatt, ihre Wichtigkeit, die Schicksale der Stadt im Bauernkrieg, in der Reformation, die Aufnahme Franz. Flüchtlinge nach dem Edikt von Nantes, dies und anderes kommt zerstreut erst im III. Abschnitt, der Beschreibung des jetzigen Canstads vor, und läßt noch manche andere Fragen übrig. Zu welcher Zeit die Stadt verhältnißmäßig am meisten geblüht, ist erst durch Vergleichung abzunehmen. Daß in der neuesten Zeit, trotz der besten Anstalten, — eben auch große Abnahme ist, das ist deutlich genug gezeigt.

Als Geschichts- und Alterthumsforscher hat sich der Verf. selbst versucht. Wir können ihm jedoch nicht überall beypflichten.

Die etwaige Vermuthung, daß vor den Römern schon etwas von Canstatt da gewesen seyn möchte, schneidet der Verf. kurz mit der bekannten Stelle des Tacitus ab, daß die Deutschen keine Städte gehabt. Allein waren nicht schon vor Tacitus am ganzen Rheinstrom feste, d. h. bleibende Wohnsitze? Sollte es nicht auch am Neckar solche gegeben haben? Was konnte die Römer veranlassen, ihren Weg gerade hierher zu richten? Der Verf. hat einigemal selbst bemerkt; daß man nicht gleich an eine Stadt, wie die jetzige, denken müsse. Auf der angeführten Seite (60) fährt er fort: „es läßt sich mit

so größerem Rechte behaupten, daß Canstatt Röm. Ursprungs
 sey, als wirklich bald nach den Zeiten der Römer der Ort
 namentlich erscheint.“ Das geht so zu. Im Jahr 708 wird
 der Ort zum erstenmal unter H. Gottfried genannt. Eben dies
 der Fürst, sagt der Verf., wird schon 656 gefunden (?), da
 dahin sind es kaum anderthalb Jahrhunderte, daß die letzten
 Römer — in Gallien gefochten (486). Nur sagt er auf
 der vorhergehenden Seite selbst: seit dem Jahr 270 lassen
 sich bey uns wenige Römische Spuren mehr nachweisen. Also
 wäre der Zwischenraum doch etwa 400 Jahre. — Wenn eine
 Römische Tochter Güter zu Canstatt gehabt, so folgt daraus
 noch nicht, daß die ganze Stadt ihr gehört habe, wie man
 nach S. 73 glauben könnte. Eben so wenig läßt sich aus ei-
 nem Lehenverzeichnis von 1420 (das eben auch nur um etwa
 300 Jahre zu jung ist) beweisen, daß Canstatt unter den
 frühesten Besitzungen des Hauses Württemberg gewesen. —
 Graf Albert von Hohenberg, Schwager K. Rudolfs I., habe
 wahrscheinlich in den Kriegen dieses Kaisers gegen den Grafen
 von Württemberg den Kirchensatz zu Canstatt erworben, wird
 S. 90 f. als Vermuthung hingeworfen. Allein der Kaiser
 starb bekanntlich 1291. Daß die Gröningische Linie von Würt-
 temberg noch in eben diesem Jahr für den an Costanz verkauften
 Kirchensatz quittirt habe, hat der Verf. selbst beigebracht,
 und Graf Albert kommt erst 1296 als Besitzer und Verkäufer
 des Kirchensatzes vor.

Wenn Herzog Gottfried die Gegend am Bodensee ver-
 heert, weil sie dem Pipin half, S. 116, so ist dies sehr
 wahrscheinlich das jenseits gelegene Land, die eben daher ge-
 nannte Grafschaft Bipp (Müller, Schweiz. Gesch. I. 214),
 und es folgt aus dieser Thatsache noch gar nicht, daß Herzog
 Gottfried keine Güter oder Wohnsitz in Oberschwaben gehabt.
 — Jenes Viberburg, das Herzog Gottfried dem Kloster
 St. Gallen schenkt, wird schon von Neugart für Brieburg,
 die Vorstadt von Canstatt, gehalten. Man findet jedoch weiter
 abwärts, gegenüber von Neckarsulm, wirklich ein Viberach.
 Hier wäre nun das Stammwort erhalten, dort die Endsilbe.
 — Der Großvater der Hildegard, Karls des Großen Ge-
 mahlin, hatte, wie auch der Verf. S. 118 bemerkt, seinen

Es in Oberschwaben, ein anderer Herzog am Neckar; wie kann Hr. M. dann auf der folgenden Seite die Vermuthung aufstellen, Canstatt könnte auch als Erbtheil der Hildegarde an Karl gekommen seyn? — Die 2000 Schweden, von welchen der Verf. beyläufig bemerkt, daß sie nach dem 30jährigen Krieg in Württemberg sich niedergelassen, S. 71. waren größtentheils geworbene Inländer. So mag es sich ungefährt auch mit den angeblichen Römischen Colonisten verhalten.

Einigemal ist der Verf. nahe daran, und er hätte es nur noch mit bestimmtern Worten sagen dürfen, daß die Entstehung von Canstatt eine andere ist, als die der meisten ähnlichen Städte. Dieses ganze Thal war belebt, nicht auf Einem oder einigen Punkten, wie jetzt, sondern mit zerstreuten Wohnungen, Höfen, Burgen gleichsam übersät. Mit einem Wort: Canstatt war lange, ehe Canstatt wurde. Letzteres, als Municipium, scheint erst entstanden zu seyn, seit Württemberg über diese Gegend ein geschlossenes Gebiet erlangte.

Da Hr. M. überall das größere Publikum vor Augen hat, so stehen einige, unter die übrigen Nachrichten eingeschreuten, antiquarischen Untersuchungen, die in diesem Zusammenhang doch nicht erschöpfend seyn konnten, nicht immer an der rechten Stelle; sie würden, wie die über die Römischen Alterthümer, besser irgendwo besonders zusammengestellt worden seyn. Ohne Zweifel ist es Versehen der Druckerey, daß ein Bad, und Speiszetteln mit gleichem Rang, wie eine Kreismapetische Untersuchung, recht mitten im Text steht, S. 44, da solche, allerdings auch von manchen gewünschte, Notizen gar wohl ihren Platz in einer Note oder im Anhang gehabt haben würden. Der Verf. hat es sonst recht gut gezeigt, daß nicht die Aufnahme aller und jeder Gegenstände ohne Unterschied, sondern die Auswahl des Merkwürdigen und Passenden das Wesen der Topographie ausmache. Dabey sind wir aber ganz mit ihm einig, daß nicht die Größe des Gegenstandes seine Wichtigkeit allein ausmache, denn auch die sogenannten Canstädter Bröcklein verdienen als charakteristisch an ihrem Orte genannt zu werden. S. 193.

Dagegen hat der Verf. vieles, was Canstatt mit den meisten Würt. Landstädten gemein hat, übergangen, oder nur soweit berührt, um sich zugleich den Auswärtigen verständlich zu machen. Diese werden auch nur wenige Provincialismen zu rügen finden. Eher möchte in einigen Stellen eine zu große Vorliebe für den Gegenstand, wie für den Wohnort selbst, bemerkt werden. — Ist dem Rec. noch ein Wunsch erlaubt, so wäre es der, daß der Verf. die Züge seines Gemäldes zuletzt noch in ihren Resultaten über dem gewöhnlichen Standpunct vereinigt hätte.

Die von dem Verf. überall gezeigte Vorsicht für die Verbesserung seiner Arbeit konnte von dem Rec. nicht besser anerkannt werden, als daß er auch durch diese Critik dazu begerragen. Das Neueste, besonders das Titelkupfer, eine gut getroffene Ansicht von Lamsstadt, von Duttenshofer, und die mit besonderer Genauigkeit gestochene alte Steinschrift auf dem Schloß Württemberg, von Seyffer, werden das Buch auch dem Auge empfehlen.

P.

Niedere und höhere praktische Stereometrie, oder kurze und leichte Messung und Berechnung aller regel- und unregelmäßigen Körper und selbst der Bäume im Walde, nebst einer gründlichen Anweisung zur Taxation des Holzgehaltes einzelner Bäume und Bestände, und ganzer Wälder, besonders für Forstmänner, Baukünstler und Techniker bearbeitet von Wilhelm Hoffeld, Herzogl. Sachs. Mein. Forstkommisär, Lehrer an der Forstakademie und Sekretär der Forstsocietät zu Dreßigacker etc. Mit 6 Kupfertafeln und 8 Tabellen. Leipzig, in der Weidmannschen Buchhandlung. 1812. XII u. 255 S. 4. (3 fl. 36 fr.)

Die ausführliche Anleitung zur forstlichen Mathematik und Taxation, welche der Verf. vor etwa sechs Jahren im dritten Bande der Diana angekündigt hatte, und in sieben besondern Abschnitten die Forstgeometrie, Forststereometrie, Forstproductionslehre, Ertragsbestimmung, Forsteintheilung, Regulirung des Schleichetriebes und Forstwerthschätzung abhandeln sollte, wurde zu voluminös und erschien, wegen der ungünstigen Lage des Deutschen Buchhandels, nicht vor dem Publikum. Dagegen wurde derselbe bewogen, jene Hauptlehren der Forstwissenschaft, welche bisher noch nicht befriedigend genug entwickelt waren, einzeln zu bearbeiten und herauszugeben. Der hier vorliegenden praktischen Stereometrie hat der Verf. eine solche Vollständigkeit und Gemeinnützigkeit zu geben gesucht, daß sie nicht nur den eigentlichen Forstmann, sondern auch die Baukünstler und Techniker, so wie jeden Liebhaber der Mathematik interessiren soll. Zur Herausgabe einer allgemeinen Stereometrie wurde er deshalb bewogen, weil die Gründe der Berechnung forstlicher Körper dieselben sind, welche man zur Ausrechnung jedes andern Körperraumes kennen muß, und weil es für solche so viele schöne, zum Theil aus der Mechanik entlehnte, Sätze gibt, welche man in keinem Lehrbuche zusammen anerknft. Da indeß der Verf. mit seiner practischen Stereometrie eine Anleitung zur Forsttaxation verbunden hat,

so mußten die eigentlich forstlichen Lehren mit mehr Ausführlichkeit, als die technischen behandelt werden.

Wirft man einen prüfenden Blick auf diesen Plan des Verf., so scheint sein Entwurf zu einer allgemeinen Stereometrie zweckmäßig; die Verbindung der forstlichen Taxation mit dieser allgemeinen Körpermessenkunst möchten wir aber mißbilligen. Der bloße Liebhaber der Größenlehre, der eigentliche Baukünstler, Techniker u. ist selten auch im Besitze derjenigen forstwissenschaftlichen Kenntnisse, welche zur Anwendung der stereometrischen Lehren auf das Taxations-Geschäft erforderlich sind, und sollte dies auch wirklich der Fall seyn, so liegt es meist außer der Sphäre seiner Berufs-Beschäftigungen, dergleichen Anwendungen je wirklich zu unternehmen. Für solche hat das ganze vierte und fünfte Capitel dieses Werks, welche sich von S. 126 bis S. 255 erstrecken, wenig oder gar kein Interesse, und sie werden es dem Verf. keineswegs Dank wissen, daß sie diesen, den Preis des Werks bedeutend erhöhenden, ihnen unbrauchbaren Zusatz bezahlen müssen. Nach unserer Meynung hätte der Verf., um den drey ersten Capiteln seines Buches allgemeinere Brauchbarkeit zu verschaffen, die Abhandlung von der Taxation ganz hinweglassen, und entweder in der gegenwärtigen oder in einer etwas erweiterten Gestalt für Forstbesitzer besonders herausgeben sollen. Auf solche Weise wäre sein doppelter Zweck in größerer Vollkommenheit erreichbar gewesen. Hätte der Verf. hingegen das Werk bloß für Forstmänner bestimmt, so würde gegen dessen Ausführung nichts zu erinnern seyn.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wenden wir uns zur besondern Darstellung der einzelnen Lehren. Das erste Capitel handelt von den verschiedenen Körper- und Holzmaßen, nebst Verwandlung derselben. Sehr vollständig und deutlich, ohne der Gründlichkeit des Vortrags etwas zu vergeben. Besonders belehrend und erläuternd fanden wir die nicht sparsam eingeschalteten Beispiele, welche die allgemeinen Vorschriften verdeutlichen und dem Anfänger die nöthige Weisung zur Ausübung geben. — Einen Verstoß gegen den richtigen Ausdruck müssen wir im §. 6. rügen. Nach dem hier erklärt worden ist, was der Würfel sey, heißt es: *Wißt man diese Seite (des Würfels) = a und multiplicire sie dreymal mit sich selbst, oder, welches einerley ist, erhebe sie zur dritten Potenz, so erhält man den Inhalt des Würfels = a. a. a = a³.* Bekanntlich entsteht durch dreymaliges Multipliciren von a mit sich selbst nicht a³, sondern a⁴. Es muß also oben anstatt drey mal gelesen werden zwey mal. — Da sich der Verf. zur Berechnung seiner Beispiele öfters

der Logarithmen bedient, so setzt er freylich von seinen Lesern voraus, daß sie mit dieser Rechnung vertraut sind; so wie dies selbst die Elemente der Arithmetik und Geometrie wohl inne haben müssen, um dem Vortrage des Verf. mit Ueberzeugung zu folgen. Gegen diese Voraussetzung läßt sich nun auch nichts Begründetes einwenden, da der Verf. keine theoretische practische, sondern eine bloß practische Körpermessung liefern wollte. Wem die nöthigen theoretischen Gründe fehlen, um sich von der Richtigkeit der Vorschriften zu überzeugen, mag als bloßer Practiker nach den gegebenen Regeln rechnen, da es diesem lediglich um die Auffindung des Resultates zu thun ist. Indessen sollen die Empiriker eben hieraus die Nothwendigkeit erkennen, sich solidere Kenntnisse in der Theorie zu erwerben, wodurch sie sodann in ihrer Praxis sicherer und leichter zu Werke gehen würden.

Das zweite Capitel beschäftigt sich mit dem Inhalte und Schwerpunkte der Grund- und Durchschnittsflächen der Körper. Das Nähere betrifft: Berechnung des Parallelograms, Dreys, Vierecks nach Rechnungsvorschriften; Berechnung des Vielecks und der Kreisfläche; die Klupe und das Spanmaß; Berechnung der Ellipse, Parabel, eines Kreisabschnittes nach einer Formel, eines parallelen Kreisabschnittes, eines winklichen Kreisabschnittes, eines elliptischen Abschnittes, der Hyperbel; practische Berechnung der Ab- und Ausschnitte aller krummlinigen und bogigen Figuren, der Durchschnittsfläche eines Körpers an einer beliebigen Stelle, ohne denselben zu durchschneiden; Erklärung des Schwerpunktes; dessen Lage bey einfachen und zusammengesetzten Figuren. Auch dieses Cap. hat im Allgemeinen unsern Beyfall. Die Klupe z. B. ist ein Werkzeug, womit der Practiker den Durchmesser eines Stammes an einer beliebigen Stelle mißt, und sogleich sowohl die Größe desselben in Decimetern oder Zollen angibt, als auch den Inhalt der dazu gehörigen Kreisfläche nach Quadrat, Decimetern oder Quadrat, Zollen bestimmt. Die allgemeine Einrichtung dieses Instrumentes ist bekannt, und gründet sich auf den geometrischen Satz, daß der senkrechte Abstand zweyer parallelaufenden Tangenten am Kreise dem Durchmesser dieses Kreises gleich ist. Bey einem runden Baumstamme kann man nun vermittelst einer aus drey Stäbchen bestehenden Vorrichtung den Abstand dieser Tangenten leicht messen; folglich kennt man auch hierdurch den Durchmesser des Stammes an der gemessenen Stelle. Die bequeme Eintheilung dieses Werkzeugs, um alle Rechnung zu ersparen, und das Resultat auf demselben sogleich ablesen zu können, ist, soviel wir wissen, dem Verf. eigenthümlich. — Das Spanns

Maß besteht aus einem etwa $\frac{3}{4}$ bis 1 Zoll breiten und 12 Fuß langen Pergamentbande, womit des Baumes Umfang umspannt wird. Durch das begeschriebene Maas erfährt man sogleich wieder den Durchmesser des Baumes und die dazu gehörige Kreisfläche. — Die Berechnung des Kreisabschnitts, des parallelen Kreisabschnitts, so wie jene des elliptischen Abschnitts und der Hyperbel, welche in §§. 35. 36. 38. und 39. nach den bekannten, zwar sehr richtigen, aber für die meisten Leser, welchen diese Stereometrie gewidmet ist, kaum verständlichen und äußerst beschwerlich zu berechnenden Formeln, gelehrt wird, hätten wir, als weniger zur Sache gehörig, hins weg gelassen, und uns bloß mit den practischen Ausrechnungen begnügt, die hier um so genügender sind, als man ohnedies dergleichen Flächen mit geometrischer Vollkommenheit nirgendwo in der Praxis findet. — Den Begriff des Schwerpunkts in §. 43. hätten wir bestimmter und, zum Besten der Anfänger, an mehreren Beispielen erläutert gewünscht. Wer aus Erfahrung die Nothwendigkeit kennen gelernt hat, den Anfängern richtige und deutliche Grundbegriffe beizubringen, wird uns hierin bestimmen. Was im §. 44. No. 8. 9. und 10. steht, wird sehr vielen Lesern nicht verständlich seyn, so wie auch die Beispiele in §. 45. bey den Meisten noch manches Dunkle zurücklassen werden.

Der Gegenstand des dritten Capitels ist die Berechnung des Inhaltes der einfachen Körper und ihrer Theile. Der Vortrag des Verf. wird hier schwieriger, die Formeln zur Ausrechnung der Körper oft sehr zusammen gesetzt und hier und da die Integralrechnung zu Hülfe genommen. Leser, die ihm hier mit Ueberzeugung folgen wollen, müssen schon tiefere Kenntnisse der Mathesis mitbringen; bloße Practiker dürften bisweilen Mühe haben, sich in der Verechnung der Formel für einen gegebenen besondern Fall nicht zu verirren. Doch müssen wir bemerken, daß diese Schwierigkeiten größtentheils nur solche Anwendungen betreffen, welche in der gewöhnlichen Praxis seltner vorkommen. Demungeachtet können wir hier den Wunsch nicht bergen, es möchte der Verf. durch einen wohl verfertigten Auszug aus diesem Werke, zum Behufe der in der gewöhnlichen niederen Stereometrie vorkommenden Fälle, sich dem Practiker verbindlich machen, und ihm hierdurch eine Anleitung in die Hände zu liefern, welche durchaus nur für sein Bedürfnis berechnet wäre. — Einen Körper, dessen Grundfläche und Oberfläche zwey gleichlaufende Rechtecke sind, dergestalt, daß derselbe nach vier Parallelen / Trapezen als Seitenflächen, worin die obern Parallellinien sich nicht wie die untern verhalten,

begrenzt ist, nennt der Verf. (wie es uns scheint, nicht sehr passend) einen Obelisten. Heißt man dessen senkrechte Höhe h , zwey das untere Rechteck einschließende, an Einem Winkelpuncte liegende Linien a und b und die beyden ähnlich liegenden Linien im obern Rechteck c und d , so findet man durch gehörige Zertheilung dieses Obelisten in ein Parallelepipedum, zwey dreieckige Prismen, und eine vierseitige Pyramide für seinen Körperinhalt (k) nachstehende sehr geschmeidige Formel

$$k = [(a + 2c). d + (c + 2a). b] \times \frac{h}{6}.$$

welche auf eine parallel mit der Grundfläche abgethürzte dreys seitige Pyramide (P), worin Höhe und Grundlinie der Basis a und b , eben diese Linie in der Oberfläche c und d und h die Höhe des Pyramidenstücks heißt, angewandt, in folgende

$$P = [(a + 2c). d + (c + 2a). b] \times \frac{h}{12}$$

verwandelt wird, welche für die Praxis recht sehr brauchbar ist. Wir glauben dieser Formel eine bequemere Gestalt zu geben, wenn wir so ausdrücken:

$$P = [2(ab + cd) + ad + bc] \times \frac{h}{12},$$

weil sie nun, wie man leicht findet, sehr gut im Gedächtniß zu behalten ist. Mit Worten ausgedrückt, würde sie folgendens gestalt lauten: Man addire zur doppelten Summe der doppelten Producte aus der Höhe in die Grundlinien der dreysseitigen Grunds und Oberfläche die Producte aus der Höhe der Basis in die Grundlinie der Oberfläche, und aus der Grundlinie der Basis in die Höhe der Oberfläche. Wird diese ganze Summe mit dem zwölften Theile der Höhe des Pyramidenstücks multiplicirt, so ist das Product dessen Körperinhalt.

Das vierte Capitel lehrt, den Inhalt eines ganzen Baumes nach Holz und Reißig zu bestimmen. Mit Vergnügen haben wir bey Durchlesung dieser an sich mit vielen Schwierigkeiten verbundenen Lehre bemerkt, daß der Verf. dieselbe weder als ein allzu ängstlicher Theoretiker, noch als ein zu wenig um Genauigkeit des Resultats bekümmelter Practiker abgehandelt hat. Er sucht auf geschickte und befriedigende Weise die Theorie mit der Praxis zu vereinen, damit jene durch bloß mechanische Verfahrensarten nicht allzu sehr beeinträchtigt, und dieser durch jene hinwiederum nichts an Festigkeit und Brauchbarkeit entzogen werde. Dies ist der Gegenstand, an dessen zweckmäßiger Behandlung der mathematische Geistmann seinen Scharfsinn am sichersten bewähren kann.

Nur das Allgemeine kann hier unter strenge Regeln gebracht werden; das Einzelne entzieht sich stets mehr oder minder dieser Gesetzmäßigkeit. Als zweckmäßige Anleitung zur Bildung dieses Scharffsinns ist dieses Capitel jedem denkenden Forstmanne bestens zu empfehlen. Wer sich die darin entwickelten Methoden wohl zu eigen gemacht und die nöthigen practischen Uebungen damit verbunden hat, dem mag nicht wohl ein Fall vorkommen, wo er sich keinen Bescheid zu geben wüßte. Die wichtigsten Lehren betreffen die richtige Messung des untern Durchmesser, der Höhe oder des obern Durchmessers eines noch stehenden Stammes; Berechnung der natürlichen Theile eines Baumes, und des Holzverlustes beim Fällen; das Bau, Werk und Nutzholz; das Aufnehmen eines Baumes zu Kasten und Wellen; Bestimmung des wahren Holzgehaltes eines Baumes; den Inhalt eines sich gleichförmig verdünnenden Schaftes, eines gabeligen, drey- oder mehrtheiligen Schaftes u. richtig zu finden; den Gehalt eines Baumstammes richtig zu schätzen; den Inhalt einer starken, vielästigen, doch regelmäßigen Krone zu bestimmen; Abschätzung der Krone, welche bloßes Reistig gibt; practische und leichte Methode, den Inhalt eines ganzen Baumes zu finden u. s. f.; von der Spannketten, für welche der Verf. eine Verbesserung vorschlägt, welche, nach unserer Meinung, Genauigkeit und Geschwindigkeit vereinigt.

Auch das letzte Capitel vom Messen und Abschätzen ganzer Bestände und Wälder ist nach bewährten theoretischen und practischen Grundsätzen abgefaßt, und verdient dem ersten Studium jedes angehenden practischen Forstmannes empfohlen zu werden. Der Verf. zeigt sich darin als einen Mann, der seinen Gegenstand nicht bloß in dem Zimmer studirt, sondern sich in dem Walde selbst zu eigen gemacht hat. Auch hier sind die wichtigsten Vorschriften mit zweckmäßigen und sehr erläuternden Beispielen belegt, wodurch dem Lesende eine um so deutlichere Einsicht in die Sache selbst zu Theil wird. Auch sehr in das Detail davon einzugehen verbietet der Raum unserer Blätter. Wir bemerken nur noch zum Schlusse, daß Druck, Papier und Kupfertafeln recht zweckmäßig und der sinnentstellenden Druckfehler uns nicht viele vorgekommen sind.

5 n.

Collection des Symphonies de J. Haydn à grand Orchestre, ouvrage classique, édition tres correcte, rédigée sur les partitions originales, dédiée à S. A. R. M. le Prince Primat, par l'éditeur. Bonn chez Simmrok. N. I. bis XX, (Jedes Nro. 2 fl. 45 fr.)

Nicht den Werth der Werke des jetzt doppelt verewigten und, wie wenige andere, nach Verdienst allgemein gefeyerten Mannes kritisch aufs Neue zu beleuchten, kann die Absicht der gegenwärtigen Anzeige seyn (wiewohl ein erschöpfendes Urtheil darüber im Allgemeinen bis jetzt noch nicht ausgesprochen ist, und wohl noch zu wünschen wäre). — Jedes Urtheilen wird, beim Anblick der vorliegenden Ausgabe, verdrängt vom erhabenden Gefühl, daß durch diese Sammlung dem unsterblichen Meister der Tonseker unsers Zeitalters das schönste Denkmal aufs Neue gesichert ist, an dem er selbst sein Lebenlang aufzubauen nicht müde ward, unzerstörbarer und herrlicher alsarmor, und gewiß seiner würdig — denn welches wäre wohl würdiger, als eine treue Darstellung seiner Werke.

Und doch auch nicht bloß in dieser Hinsicht verdient diese neue und vollständige Ausgabe Aufmerksamkeit und rühmliche Erwähnung in den Annalen der musikalischen Litteratur, sondern auch als erfreuliches Zeichen der Zeit, als Gewährzeichen dafür, daß unsre Musikverleger, welche das heutige Publikum am Ende denn doch am besten kennen — demselben noch ernstlichen Willen zu Aufnahme und Beförderung des wahrhaft Großen und Guten zutrauen dürfen; denn ohne solches Vertrauen würde begreiflich kein Verleger sich an eine so höchst kostspielige Ausgabe wagen.

Was vor einigen Jahren die Breitkopf- und Härtelsche Musikhandlung zu Beförderung des Studiums zu unternehmen gewagt hat, durch Herausgabe eben dieser Symphonien in Partitur, das thut nun Simmrot für den Genuß der Aufführung, durch Herausgabe der gesonderten Stimmen.

Läßt sich nun auch freylich nicht erwarten, daß ein solches Unternehmen, zumal in den ersten Jahren schon, sehr lucrativ seyn werde, zumal da die ältern Ausgaben der einzelnen Symphonien sich doch nun schon einmal in den Händen der meisten Liebhaber und Directionen befinden — so ist darum das Unternehmen des Verlegers nur um desto verdienstlicher, welcher denn auch verdienster Maßen von dem kunstehrenden Fürsten, dessen Name die Ausgabe ziert, mit der goldenen Verdienst-Medaille belohnt worden.

Daß übrigens eine Sammlung, welche, wie diese, auf Vollständigkeit Anspruch macht, mitunter auch Mittelmäßiges enthält, wird jeder natürlich finden: doch ist es höchst interessant zu beobachten, wie der so einzige und originelle Schwung der Haydn'schen Scherzo's herrlich und unverkennbar auch schon in den ältern Symphonien hervorleuchtet, deren übrige Sätze noch recht unbedeutend einherlaufen, z. B. in der mit der Introduction aus B moll.

Betrachten wir nun die vorliegende Ausgabe nach den Hauptforderungen, welche sich an eine solche Collection complete machen lassen: strenge Treue und Correctheit, zweckmäßige Anordnung und Schönheit des Stiches.

Ref. hat durch tägliche Erfahrung sowohl, als durch die sorgfältigste Vergleichung und Zusammenhaltung sich überzeugt, wie viele — oft sinnentstellende, wenigstens gewiß Effect verderbende Incorrectheiten sich in den ältern Editionen, selbst in den Leduchischen Pariser und Breitkopf und Härtelschen Partitur-Ausgaben finden: So z. B. in N. 4. der letztgenannten tritt S. 8 letzte Z. das obligate Vell um einen ganzen Takt zu spät ein, welches 5 volle Takte lang so fortwährt — so ist in N. 23. der Leduchischen Partitur S. 17 Z. 8 und 16, dann S. 22 Z. 8 und 16 das obligate Fagott ganz ausgelassen — unzahliger fehlerhafter Strichbezeichnungen, unrechter Noten u. dgl. gar nicht zu erwähnen. An der vorliegenden Auflage aber hat es Ref. nicht gelingen wollen, irgend einen auch nur halb bedeutenden Strichfehler zu entdecken. Zum Beweise daß er es an aufmerksamer Durchsicht nicht hat fehlen lassen, führt er an: Etwa möchte in der zweyten Violinstimme von N. XIX. S. 4 Z. 2 v. u. T. 7 die letzte Note eher his als h heißen müssen. Eben das. S. 4 Z. 4 T. 9 und an der correspondirenden Stelle der Oberstimme ist das Wiederherstellungszeichen überflüssig; — in N. 1. sollte die letzte Note des T. 4 Z. 4 S. 2 der zweyten Violinstimme nicht b, sondern \bar{b} sein. Was das Aeußere des Notensiches angeht, so ist die Schönheit aller Simmrothschen Verlags Artikel, welche bey aller Schärfe der Conture das Auge doch nicht blenden, jedem Musikfreund bekannt.

Rücksichtlich der Anordnung wäre es doch besser gethan gewesen, die Blase-Instrumente paarweise auf einerley Notensblatt, aber auf zwey Zeilen zu drucken, als sie bald auf zwey Blättern zu sondern, bald im Gegentheil auf Einem Blatt und zugleich auf einerley Linie zusammenzudrängen, welche erstere Anordnung unnöthig Blätter häuft, Raum auf dem Notenspult verschwendet, und beyden Spielern manche Bequemlichkeit entzieht — letztere aber meistens beschwerlich zu lesen ist, besonders für den Secundarius. Dagegen wäre wohl nicht unwerthmäßig gewesen, jedem Exemplar die Violin-, Viola- und Baßstimme in duplo oder triplo beizulegen, oder wenigstens diese Duplirstimmen, welche sonst doch wieder durch kostspielige und meist nur halb correcte Abschriften ersetzt werden müssen, besonders und im verhältnißmäßig herabgesetzten Preis zu verkaufen, wofür jeder Interessent dem Verleger ohne Zweifel Dank wissen möchte.

Gottfried Weber.

J a h r b ü c h e r d e r L i t t e r a t u r.

Handbuch der alten Geschichte, Geographie und Chronologie
von G. G. Bredow, Prof. der Geschichte zu Helmstädt
(jetzt zu Frankfurt an der Oder). Zweyte verbesserte
Auflage. Altona bey J. F. Hammerich. 1808. VIII und
688 S. in 8.

Von einem Buche, welches so vieles Treffliche enthält und einen neuen Beweis gibt, wie sehr Deutsche Gelehrte es sich angelegen seyn lassen, die Geschichte durch alle Hülfsmittel der Gelehrsamkeit zu bereichern, wird eine Anzeig' auch jetzt nicht zu spät kommen. Zwar wird die alte Geschichte (aus den gewöhnlichen Quellen geschöpft) wenig neue Facta nach so vielfachen Entdeckungen darbieten, am wenigsten lassen sich solche Entdeckungen in einem Handbuche erwarten; dafür sind der angeregten, nicht gewöhnlichen Ideen, der Hinweisungen auf scharfsinnige Kritiken desto mehr. Ueberall findet man den Kenner der Sprachen des Alterthums; und die vorausgeschickte Einleitung über Geographie der Alten (von Voß) und Chronologie, nebst manchem andern, z. B. auch stete Hinweisung auf philologische Studien sichern dem Buche eine dauernde, schätzbare Individualität. Einiges bleibt noch Wunsch. Zunächst hätte man z. B. wohl mehr Litteratur angeführt gewünscht. Die Quellen und Hauptschriften von der Geschichte jedes Landes zu wissen, dünkt Nec. für akademischen und gymnastischen Unterricht unentbehrlich. Einige Vorkenntniß kommt jedem Schüler; ohne sie wüß der künftige Historiker sich selbst überlassen, und der Ehre der Geschichte muß doch in einer Anzahl von Jahren wenigstens auf Einen solchen rechnen. Die Accuration der Namen ist überall durch — oder über der entscheidenden Sylbe angedeutet. Ueberall steht man auf nöthige Winke über die classische Litteratur zum Gebrauch für den Unterricht. Dies und fertriente Ideen zur weitem Forschung abgerechnet, ist allerdings das Buch, wenn man will, nur trockne, gebrängte Er-

ählung der Begebenheiten; aber dies stimmt auch mit der
 Natur eines solchen Compendiums überein, und der Lehrer
 soll ja auch nicht daraus ohne weiteres vorlesen (obwohl solches
 in dem pädagogischen Zeitalter häufig genug geschieht), sondern
 das Ganze ausfüllen. Nur möchten vielleicht so viel Facta
 angegeben seyn, daß dem Lehrer, namentlich auf Schulen,
 kaum Zeit und dem Schüler kaum Gedächtniß bleiben wird.
 Vollends, wenn durch eigentliche Erzählung der Begeben-
 heiten die nöthige Neugier des Schülers eher, als in der
 mündlichen Erklärung befriedigt wird. Vielleicht möchten für
 Schüler oft nur Jahreszahlen und Namen im Buch selbst
 hinreichen. Ein besonderer Vorzug ist auch die immer mit
 den einzelnen Staaten verbundene kurze Culturgeschichte,
 die sich meist auf alle Zweige der Bildung erstreckt. Fast hätte
 man da noch hier und dort einiges mehr gewünscht, aber auch
 das Erhaltene verdient vielen Dank, da man leicht die alte
 herrliche Manier von Gatterer in seinem ersten Handbuch der
 Universalhistorie vergessen könnte, der unter Geschichte alles
 zusammenfaßte, was nur immer den Menschen bet-
 rifft, sobald Geschichte davon denkbar ist. Erst
 dann werden wahre universalhistorische Ideen erzeugt werden.
 Schon die Erfahrung, daß Geschichte des Staats, der Reli-
 gion, der Literatur, der Industrie, der Sitten, der Staats-
 zeit, jede für sich verschiedene Perioden darbietet, würde weiter-
 führen. Wie die zweite Auflage dieses Handbuchs sich von
 der ersten, die 1799 erschienen ist, unterscheidet, kann Rec.
 nicht bestimmen, da er leider diese erstere nicht zur Hand hat;
 doch sieht er, nach Erinnerung von früher her, daß bedeutend
 das hinzugekommen, wenn es auch nicht die Vorrede ausdrücklich
 versicherte. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen ist nur Ein-
 zelnes entweder als besonders Merkwürdiges herauszuheben,
 oder zu weiterer Prüfung anzuregen, wenn Rec. anderes
 Ueberzeugt ist. Von der Hebräischen Urgeschichte
 sagt der Verf.: sie sey vollständiger und vortheilhafter, als her-
 kund eine der von andern Völkern angeführten. S. 76 bis
 164. Geschichte der Aegypter, Juden, Syrer, Phä-
 nizier. Bey jedem Bande wird die Chonographie voran-
 geschickt. Ob wir (S. 79) von Aegyptens Geschichte die

Hammetisch nur Sagen haben, wäre doch wohl noch zu bezweifeln. Die Verschiedenheit von Herodot und Diodor in der Aegyptischen Königsgeschichte wird nicht unbemerkt gelassen. Seitdem Zozza das frühe Vorhandenseyn von Buchstabenschrift in Aegypten bewiesen hat, wird auch wohl nicht mehr gesagt werden, wie C. 200: „Die sprechendsten Beweise ihrer (der Aegypter) Uncultur sind die ausgehöhlten Steinmassen und die Hieroglyphenschrift.“ Auch Moles (C. 101) wohl kaum ihre ganze Religion nur Thierdienst gewesen seyn. Die alten Wahrheiten hat in dieser Sache allerdings die Kreuzer'sche Mythologie und Symbolik aus den Quellen bemerkbar gemacht. In der Chorographie von Palästina sind die verschiedenen Zeitalter der Landeseintheilung genau gesondert. Dem Durchgang durchs Schilfmeer möchte der Historiker doch lieber wie andere Erzählungen der ältesten Völkergeschichte auf sich beruhen lassen, da die Erklärung durch Ebbe und Fluth stets ihre Schwierigkeit hat. — Nach dem 2. Buch Mos. hat der jüdische Gesetzgeber alle, nicht bloß die zehn Gebote, auf dem Sinai erhalten. Bey Syrien werden die einzelnen wichtigeren Oskaren herausgehoben. Ueber Ophir nichts Unaners. Die Umschiffung unter Necho wird ganz abgelehnt (C. 189. 190), aber viel zu fest und entscheidend. Sehr wahr wird C. 161 bemerkt, daß die Phönizier eine weit ausgebreitetere Kenntniß von der Erde müssen gehabt haben, als Griechen und Römer. — Bequemlichste der Phönizischen Schiffe zum Einpacken (C. 162). — Die Erfindung der Buchstabenschrift schreibt der Verf. den Phöniziern, wenn auch nicht anschließend, zu.

C. 165^m folg. Geschichtes der Babylonier, Assyrer und Meder, sehr genau und belehrend. Die Geschichten von Semiramis scheinen nach dem, was andere Forscher vermochten, doch nicht so ganz erdichtet. Die Nachrichten von den Scythen bey Herodot danken dem Verf. nur Gemüthsphantasie, nicht von historischem Werthe, wie andere; namentlich unserm Heron. Wenn man aber auch allerdings dem doch offenbar nicht mit kritischem Geiße ausgerüsteten und bey der Erzählung der Perser's Krieger seiner Rationalität nur allzu sehr huldigenden Griechen nicht zu viel trauen darf, so möchten doch manche Parallelen seiner außerantropischen Ges-

graphie mit der jetzt bekannten so schlagend zutreffen, daß *Thucyd* schwerlich der Historiker ganz entsagen darf. Und warum, wenn *Hrn. Oredows* Ansicht die richtigere, grade hier eine Nachricht von den *Scythen* „nach dem Glauben der Alten“? Nicht was diese davon dachten, sondern was *Scythen* wirklich war, kann doch nur allein dem Entwerfer eines solchen Buchs entsprechen. Eine Geschichte von *Scythen* nach den einzelnen Zeitaltern von *Herodot* bis *Ptolemäus* ist immer noch ein Wunsch. *Mannert* machte einen Versuch, dessen Uebersicht aber zu schwierig ist. — Ob die *Trojaner* dieselben Gottheiten hatten, welche die *Griechen* verehrten, weil *Homer* so sagt (S. 206), möchte doch noch zu bezweifeln seyn. Die Geschichte von *Klein-Asien* wird ausführlich abgehandelt. Bey der Geschichte von *Persien* findet man, welches die Uebersicht sehr erleichtert, auch die Begebenheiten der Kriege mit *Griechenland* angedeutet, obwohl sie mit Recht umständlicher bey der Geschichte der *Hellenen* vorkommen. Von dem Eigenthümlichen der Religion des *Zoroaster* hätte man noch einige Angaben gewünscht. S. 244—372. Geschichte der *Hellenen*, mit besonderer Genauigkeit und Ausführlichkeit und mancherley Eigem, dessen Grundlage, kritische Forschung, vorzüglich in *philologischer* Hinsicht, man überall bemerkt. S. 276. *Pelasgischer* Gottesdienst erwähnt. Ob er bloß, wie man allgemein glaubt, *Kohheit* andeutete? — Ursprung des Namens *Hellenen*; wobey die richtige Ansicht gegeben wird, daß die 12 obern Gottheiten nicht bloß *hellen.* Ursprungs waren. Bey der ganzen Geschichte ist überall die Uebersicht leicht und deutlich. Bey *Solon's* Elegie wegen *Salamis* hätte man für Studierende Hinweisung auf das damals schon rednerischig werdende *Athen* gewünscht. *Aristides* scheint doch sehr für sich eingedommen gewesen zu seyn. Die alte Bemerkung von *Udanfbarkeit* der *Griechen* gegen die meisten ihrer großen Männer, verdient auch stets kräftige Heraushebung. Die *Propheten* in Hinsicht der Erzählungen von den *Perser-Kriegen* erkennt der Verf. an. Sehr passende Anmerkung von der bekannten Thatsache, daß am Tage der Schlacht bey *Salamis* dort die drei *Helden* des *Griechischen* Trauerspiels versammelt waren. Daß der *Trüben* mit den *Persern* von *Ol. 82, 4.*

ganz ein falsches Factum seye, ist S. 332 mit scharfen Kritik dargethan, möchte sich aber doch kaum auf das bloße Schweigen des Thucyd. (denn das steht man, ist vorzüglicher Grund) ganz sicher annehmen lassen. Auch sehr passend für den Umtrieb wird durch Anmerkungen bey der Erzählung an die Gleichzeitigkeit der großen Schriftsteller erinnert; wie bey der Erzählung von Brasidas Feldzug in Thracien an Thucydides, der bekanntlich damals in Thasos befehligte. Die Unternehmung gegen Epiratus hatte wohl deshalb besonders einen schiefen Ausgang, weil Nicias aus wahrer Selbstkenntniß sich nicht getraute, einen entscheidenden Schlag gegen Epiratus auszuführen. Daß Aristophanes Wollen den Socrates mit zum Tode fñrderten, läßt sich zwar nicht ohne Grund bezweifeln (S. 352): aber die neuere Behauptung, er habe darin gar nicht den Philosophen persistiren wollen, widerlegt das Stuch selbst schlagend genug. In der Geschichte des heiligen Kriegs möchte Philomelus und Onomarchus gesondert seyn. Der Unkundige könnte glauben, beyde hätten zu gleicher Zeit befehligt. Der Verf. sagt: „Onomarchus wird geschlagen, und bleibts selbst; plötzlich erscheint Philipp bey Thermopyla.“ Aber zwischen Onomarchus Tode und Philipps Unternehmen gegen den Paß, trifft doch noch die Periode des Phaylus, die wenigstens mit ein paar Worten erwähnt werden mußte. Die lichtvolle, gedrängte Uebersicht ist übrigens auch hier vorzüglich zu finden. An die Geschichte der Hellenen sind schließlich einzeln wichtige Begebenheiten in Thessalien und die Geschichte von Thracien angereiht. S. 377—494. Geschichte von Macedonien, den Nachfolgern Alexanders, den Galliern, Parthern, Epirus. Offenbar lag in der frühern Bildung Macedoniens durch fast mannhärtliche Kriege der Keim zur Heldensperiode Philipp und Alexanders. Armeen stehen unter großen Feldherrn nicht auf einmal auf, wie die Streiter aus den Zähnen des Drachen. In der Geschichte von Philipp scheint der Verf. manches seiner Unternehmungen dem Gange der Umstände bezumessen, aber fast alles war wohl Plan. Mit Recht ist die letzte tiefe Politik des Königs herausgehoben. „Philipp daher, um die Griechen seiner vorzusetzen machen, verließ sein Land, zog

gegen die Scythen.“ Von Alexanders Jugendbildung ist die bloße Erwähnung des Aristoteles wohl zu wenig. Das alte auch hier wiederholte Urtheil von der jugendlichen Lebensart Alexanders, als Ursache seines Todes, scheint immer noch das richtigere. Die ausgezeichnetesten Talente können nichtswürdige Seiten des Charakters nie decken, und letztere hatten auf Alexander doch offenbar nur zu viel Einfluß. In der Macedonischen Staatsgeschichte ist die von Macedonien von der eigentlichen Griechischen sehr brauchbar getrennt. Lehrer in obern Classen werden am nützlichsten ihre Schüler aus diesen einzelnen Historien eine synchronistische Tabelle verfertigen lassen. Das ist die gründlichste und zugleich interessanteste Wiederholung. Bey den Ptolemäern sind ihre wissenschaftlichen Anstalten, und die vorzüglichsten Männer ihrer Zeit genau angegeben. Im Kampf der Juden gegen den Antiochus muß die historische Gerechtigkeit wohl eher wahre Nationalität, als nur „hartnäckige Wuth des Aberglaubens“ (S. 453) sehen. Bey der Geschichte der Parther ist die treffliche kritische Abhandlung von Richter, so wie auch die zweyte Auflage von Heeren's Handbuch, in Erinnerung gebracht. Das Buch verdiente es. S. 495 bis 517. Geschichte von Karthago und Sicilien. Allerdings wurde das letztere am besten in einem besondern Abschnitt behandelt. Sehr wahr heißt es am Ende des Abschnitts von Karthago (S. 507): Den Vorwurf der Treulosigkeit, so daß *punica fides* sprichwörtlich war, ist übertrieben; manche als Beweis erzählte Geschichte ist erdichtet oder vergrößert, und vielleicht könnte mit größerem Recht *romana fides* so sprichwörtlich gebraucht werden. Man kann nicht die Geschichte der Punischen Kriege lesen, ohne mit tiefem Abscheu gegen das hartherzige erobersüchtige Rom erfüllt zu werden. S. 518 — 668 endlich: Geschichte der Römer. Von dem Ursprunge der Stadt heißt es: „Was hiervon wahr sey, können wir nicht entscheiden. Die Römer darf daher nicht umgedeutet werden, so wenig als Mars.“ Möchte doch öfterer auf ähnliche Art entschieden werden. Die frühere Geschichte Roms im Livius scheint doch immer noch mehr interessant, als wahr. Manches nöthige Antiquarische hat der

Auf auch hier genau angegeben. Obwohl Tarquinius mehr nur in den Augen der Optimaten Superbus gewesen? Bei seiner Beachtung werth ist die Entschuldigung von Hannibals Nicht-Einnahme von Rom S. 583: „er hatte keine Belagerungsmaschinen, selbst Capetum hatte er nicht erobern können.“ Sylla legte wohl wahrscheinlich aus Ueberdruß gegen weitere vielseitige Thätigkeit die Dictatur wider. Cäsars Feldzug in Gallien ist S. 605 und 606 nach den einzelnen Jahren geordnet, gleichsam eine Inhaltsanzeige zu leichterer Uebersicht von seinen Comment. S. 612 und 613 das Nothwendigste von der Aenderung der Verfassung unter August. Die Geschichte wird bis auf den Untergang des westlichen Reichs, mit kurzer Angabe von dem des östlichen, fortgeführt.

Noch sind vier synchronistische Tabellen zur leichtern Uebersicht der ganzen alten Geschichte angehängt; dieselben, die auch die vier ersten von des Verf. „Tabellen über die Weltgeschichte“ ausmachen, nur die vierte ist bedeutender abgekürzt, als in dem genannten Buche. Indes hindern diese Tabellen nicht den wüthigen Rath eigener Tabellen, die der Lehrling vorfertigen muß. Varietät in der Behandlung befördert das Studium.

GRJED.

Vollständige theoretisch praktische Musikschnle für alle beym Orchester gebräuchliche wichtigere Instrumente, zum Gebrauch für Musik-Direktoren = Lehrer und = Liebhaber systematisch mit Benutzung der besten bisher erschienenen Anweisungen bearbeitet von J. Fröhlich, Professor und Direktor des musikalischen Instituts in Würzburg. Bonn, bei Simrok. 325 Folioseiten, theils Stein- druck, theils Hintsch. (Preis des ganzen Werkes 45 Francs.)

Ein zusammenhängender und nach übereinstimmenden Grundsätzen bearbeiteter Cycles von Anleitungen zur Behandlung nicht allein, wie der Titel sagt, aller gebräuchlicher Orchester-Instrumente, sondern auch der menschlichen Kehle, folglich: Singschnle, Fldtenschnle — Violoncellschnle u. s. w. Die Pautenschnle fehlt.

Das ganze Werk ist in vier Hauptabtheilungen zerfällt. Die Ite enthält, nach einer kurzen Einleitung, die „allgemeinen Grundsätze der Musik“ und dann die *Singschule*.

Schon im Jahr 1811 erschien dieser Haupttheil des jetzt im Ganzen vorliegenden Werkes einzeln, unter dem Titel: „Allgemeine Singschule.“ Rec. hat denselben in No. 66. des Heidelb. Jahrb. desselben Jahres mit gebührendem Lobe angezeigt.

Die IIte Hauptabtheilung umfaßt die Lehre von den Blases-Instrumenten, und trägt zuerst allgemeine Bemerkungen für Blase-Instrumente überhaupt und Hohes Instrumente insbesondere vor, dann einzeln die Clarinetten; Oboen; Fagott; und Fldtenschule.

Die IIIte Abtheilung beschäftigt sich mit den „Bechers-Instrumenten“ (eigentlich Blech-Instrumenten und Serpent, welche nämlich durch ein becherförmiges Mundstück zum Ansprechen gebracht werden), schickt ebenfalls allgemeine Bemerkungen über diese Instrumente voraus, und handelt dann einzeln über Horn, Trompete, Posaune und Serpent.

Die IVte Abtheilung endlich hat die Geigen-Instrumente zum Gegenstand, und handelt ebendamäßig nach vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen der Reihe nach von Violin, Viola, Violoncell und Contrabaß.

Neben der Ausgabe des Werkes im Ganzen ist auch jede einzelne Schule besonders ab; und ihr die allgemeinen Bemerkungen vorgedruckt, und unter den Titeln: Fldten-schule, Violoncellschule, Singschule u. s. w. einzeln zu haben.

Ueber die, vor Erscheinung des ganzen Werkes, also einzeln erschienenen Singschule, und die derselben vorangeschickten „allgemeinen Grundsätze der Musik,“ so wie solche der Verf. seinem ganzen Werke zum Grunde legte, hat Rec. am oben angeführten Orte schon ausführlich genug gesprochen, und da somit die Ite und Hauptabtheilung und Basis des ganzen Werkes schon früher beleuchtet ist, so bleibt hier nur noch das Geschäft der Beurtheilung der die einzelnen Zweige enthaltenden

IIten, IIIten und IVten Abtheilung obrig; ein Geschäft, welches der generellern Tendenz dieser Blätter gemäß nur kurz ausfallen darf.

In der IIten Abtheilung werden zuvörderst die zu Erlernung eines Blase- : Instrumentes erforderlichen körperlichen Eigenschaften des Subjects aufgezählt, allgemeine Regeln für das Athemholen anempfohlen, und practische Lehren über den Bau der Blase : Instrumente gegeben.

Jeder der darauf folgenden einzelnen Schulen für Clarinette, für Oboe und Fagott sind dann noch insbesondere sehr ausführliche und nützliche Anleitungen zu Ausfertigung der Blätter und Röhre vorangeschickt.

Bey Durchgehung der einzelnen Schulen fiel Rec. auf, daß die Tabellen der Griffe sowohl zu Erzeugung einzelner Töne, als zu Angabe der möglichen Triller mancher Vervollständigung fähig wären.

Namentlich ist in den Tablaturen überall nur von den gewöhnlichen Klappen Noth genommen, ein Umstand, der dem Werke allerdings zu einigem Vorwurf gereicht, da doch die sonst ungewöhnlichen Klappen, z. B. f : as : h : und c : Klappe für Flöte, eben dieselben und zumal auch cis für Oboe, für Fagott die tiefe und mittlere h : Klappe, und für das Clarinet wenigstens die Klappe für tief h und mittel f, so wie die für das untere cis und die sehr nöthige für mittel gis oder as dergleichen schon sehr (und mit Noth) an die Tagesordnung zu kommen anfangen, — der Jwan Müller'schen neuern Verbesserung des letzterwähnten Instruments gar nicht zu gedenken.

Ein eigener Vorzug der vorliegenden Anleitungen hingegen besteht darin, daß der Verf. bey jedem Instrument eine sehr ins Detail gehende Kritik der Tonqualität jedes einzelnen Griffes liefert, und die Mittel anzeigt, wie diesem oder jenem von Natur etwa stumpfen, oder schwankenden, oder sonst fehlerhaften Tone oder Triller doch möglichster Klang, Haltung und Gleichheit verschafft werden könne u. s. w.

Uebrigens ist die Flötenschule ein bloßer Auszug aus dem *Tramitz* : woher es denn auch kommt, daß Herr. Fr. keine andern Zungenstöße lehrt, als t, d, und r, die gewöhnliche sogenannte Doppelstöße aber (d — de) und den noch viel

schönern flackernden Zungenstoß d — k ganz übergeht: eben so hat er Tromlippen die arge Uebertreibung nachgeschrieben, ohne es; und die Klappe, Pfropfschraube und Register sey es uns möglich, rein zu spielen.

Der Clarinettenschool ist ein kurzer Anhang über Bassethorn, oder Bassclarinett, und der Oboeschool über Englisch: Horn beygefügt. Am Ende der Fagottschool hätte Verf. gleichmäßig ein Wort über Quart: oder Quintfagott, wo nicht auch über Doppelfagott zu finden gewünscht.

Bei der IIIten Abtheilung wüßten wir in der Hornschool nur allensfalls an der vorgezeichneten Stellung des Spielens und Haltung des Instrumentes dieses anzusehen, daß jener ohne Noth mit etwas zur Erde gebücktem Gesicht abgebildet ist, daß er das Instrument mit der äußern Hand zu hoch oben (beym Anfang der geraden Röhre), mit der innern Hand aber beynahe gar nicht hält, indem empfohlen wird, es nicht einmal fest an den Körper anzulehnen (S. 6).

Die Trompetenschool scheint der Verf. ganz aus sich selbst neu gebildet zu haben. Sie ist sehr kurz, und doch vollständig, consequent und verständlich.

Die Posaunenschool ist ganz nach H. Braun's Gamme et Methode de Trombones gebildet, doch sehr vervollständigt und weit deutlicher.

Vom Serpent gesteht Verf. wenig mehr zu wissen, als daß das Instrument an sich selbst zu gar wenigem taugt, und es sich kaum der Mühe lohnte, eine Schule dafür zu schreiben; darum mag diese denn auch hier mit Stillschweigen übergegangen werden.

Die IVte Abtheilung endlich enthält die Lehre von dem Bogeninstrumenten, welche allgemeine Bemerkungen über den Charakter, über Bau, Besetzung, Stimmung u. s. w. dieser Instrumente vorausgeschickt sind. Mit Recht hat auch hier der Verf. die Viollinschool des Pariser Conservatoriums sehr benutzt, und somit auch die Haltung des Instrumentes angenommen, wo das Zugblatt zur rechten Seite des Kinns befindlich ist: diese letztere Stellung erschwert aber offenbar die Richtung des Bogens in rechtem Winkel gegen den Saitenbezug, welche nur durch bedeutendes Hervorziehen des

ndem Armes wieder hergestellt werden kann. Zweckmäßiger und auch schöner bleibt am Ende denn doch die Haltung auf der entgegengesetzten Seite des Griffbrettes, welche denn auch die meisten uns bekannten Geiger erster Größe sancirt haben, die beydem Kränzl. u. a. m.

Die Zeichnung der Violinhaltung ist in mehreren Exemplaren verunglückt, in andern aber verbessert und richtig.

Die *Viola* Schule ist, wie billig, bloß als kurzer Anhang zur Violinschule behandelt.

Die *Violoncell* Schule ist beynahe ganz aus Dupont entlehnt, dessen Grundsätze bekannt sind. Er greift daher z. B. auf der d, Saite nicht wie Romberg u. a.

	e	fis	gis	a	h	cis	d
mit	1	3	4	0	1	3	4
sondern mit	1	2	4	0	1	3	4

Letztere Methode, welche die Inconsequenz herbeysührt, daß *fis* mit 2, das gerade gegenüber liegende *cis* aber nicht mit 2, sondern mit 3 zu greifen (S. 69), und daß im obigen Beispiel drei Finger aus ihrer Lage vorgerückt werden, statt bloß der vierte u. dgl., hat den Vorzug in manchen einzelnen Fällen bequemer zu seyn, erstere aber dem größern Einfachheit und Gleichförmigkeit, da sie von dem gleichförmigen und einfachen Grundsätze ausgeht, die beyden innern Finger bey einerley Lage der ganzen Hand (in einerley Applicatur) nicht vor, noch zurück zu recken, und nur die beyden äußersten (3 und 4) nach Bedürfnis rück- und vorwärts ausgreifen und strecken zu lassen. Gleichfalls ist die Dupont'sche Maxime beybehalten, bey'm Daumenaussatz den vierten Finger wenig oder gar nicht zu gebrauchen.

Die *Contrabass* Schule scheint der Verf. wieder ganz nach eigener Ansicht, und mit besonderer Vorliebe ausgearbeitet zu haben. Er besteht fürs erste, mit Recht, auf vierseitigem Bezug, die Haltung, Stellung und Vogensführung sind wahrhaft musterhaft angegeben. Weniger einverstanden sind wir mit der Applicatur. Herr Fr. hat überall nur zwey Griffe, greift überall nur entweder mit dem ersten Finger allein, oder mit der ganzen Faust: folglich

die Töne	D	E	F
mit . . .	0	1	4
und . . .	D	E	Fis
ebenfalls mit 0	1	4	

was immer nicht ganz consequent ist, und auf jeden Fall weniger Fertigkeit gewähren kann, als die Methode, welche mehrere Griffe kennt und benutzt, wie z. B. in W. Hause's Contrabassschule, wo als constante Regel angenommen wird: „der erste und vierte Finger machen eine große, der zweyte und vierte eine kleine Stufe aus,“ wornach denn

	D	E	F
mit . . .	0	2	4
und . . .	D	E	Fis
mit . . .	0	1	4
und . . .	E	Fis	Gis
mit . . .	1	4	2

gegriffen wird — wenn nicht selbst vor dieser letztern Methode diejenige noch den Vorzug verdienen möchte, welche vollends jeden Finger einen halben Ton gelten und ausgreifen läßt.

Doch genug über das Einzelne, worüber ausführlich gesagt zu seyn, der Raum des Blattes denn doch nicht gestattet. Nur noch die Bemerkung sey beigesügt, daß es bisher in der That an einem Werke der Art mangelte, welches die gesammten Regeln der vortragenden Musik nicht nur in einer zusammenhängenden Reihe, sondern auch nach einerley übereinstimmenden Grundsätzen abhandelte, und es folglich von Seiten des Verf. sowohl, als Verlegers gleich löblich ist, hierin die Bahn gebrochen zu haben.

Gottfried Beher.

Dr. Friedrich Benjamin Oslander, Professor der Medicin und Entbindungskunst, Director des Entbindungshospitals zu Göttingen, Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften daselbst, wie auch der medicinischen und physikalischen Gesellschaften zu Petersburg, Moskau, Erlangen, Zürich &c. Ueber den Selbstmord, seine Ursachen, Arten, gerichtlich medicinische Untersuchung und die Mittel gegen denselben. Eine Schrift sowohl für Polizei-

und Justizbeamte, als für gerichtliche Aerzte und Wandärzte, für Psychologen und Volksschüler. Hannover bei den Brüdern Hahn. 1813. XII und 428 S. in 8.

Der Selbstmord, diese unnatürliche Handlung eines vernünftigen Wesens, wozu der Mensch ist oder wenigstens seyn soll, ist in unsern Tagen durch mancherley physische und moralische, ökonomische und politische Umstände in dem civilisirten Europa so häufig vorgekommen, daß sowohl die Heilkunde, als auch die Moral in ihm mit Recht einen wichtigen Gegenstand ihres Forschens und ihres Wirkens erkennt, jene, indem sie häufig rein körperliche Ursachen auf das Gemüth des Menschen einen krankhaften Eindruck machen sieht, der dann den Menschen durch Melancholie oder Wahnsinn zum Selbstmorde antreibt; diese, indem sie auf der andern Seite wieder Menschen von anscheinend guter Gesundheit des Körpers und Geistes aus tadelhafter Leidenschaft oder aus Leichtsinne, oder Irrthumglaube den Entwicklungsproceß ihres geistigen Wesens, der auf unser physisches Leben gegründet ist, eigenmächtig abkürzen oder vielmehr unterbrechen sieht. Für die Heilkunde aber und namentlich die Staatsarzneykunde wird die Kenntniß der Ursachen, Arten und Ausmittelung des Selbstmordes darum ein wichtiger Gegenstand, weil durch diese Handlung der Staat jedesmal ein brauchbares Mitglied verliert, dessen Tod unter Umständen leicht auf Rechnung eines Andern geschrieben werden kann. Der Selbstmord ist mithin ein Gegenstand, dessen Kenntniß für den Rechtsgelehrten wie für den Heilkünstler, für den Psychologen wie für den Volksschüler von gleicher Wichtigkeit ist, eine Wichtigkeit, die in unsern Tagen bey der immer noch steigenden Häufigkeit des Selbstmordes immer noch zunimmt, und daher für die genannten Männer im Staate eine Angelegenheit von wahrhaft practischem Interesse geworden ist.

Die vorliegende Schrift hat den Zweck, dieses practische Interesse für die genannten Stände gehörig zu erörtern und ins Licht zu stellen, und Referent muß gestehen, daß der verdienstvolle Verf. den Gegenstand von allen Seiten gehörig beleuchtet und mit vieler Sachkenntniß behandelt hat.

Erstes Capitel. Was ist Selbstmord, was ist freywilliges Sterben? Der Verf. erörtert hier ausführlich den Unterschied zwischen Selbstmord und freiwilliger Aufopferung des Lebens zum Besten Anderer; jener wird als ein Verbrechen gegen die Menschheit und die Religion getadelt, diese als die Handlung einer großen menschenfreundlichen Seele gerühmt, entschuldigt und gewürdigt.

Zweytes Capitel. Von den Ursachen des Selbstmordes. Der Hauptgrund eines jeden Selbstmordes ist entweder Mangel an richtigem Verstande, durch irgend ein somatisches oder psychisches Leiden herbeigeführt, oder Aberglauben und Vorurtheile. Die dem gesunden Menschen von Natur eingepflanzte heftige Liebe zum Leben ist ein natürliches Mittel gegen den Selbstmord und das erste Argument gegen die Rechtmäßigkeit desselben. Diese Liebe kann durch Krankheiten geändert werden, so wie durch manche Zufälle und unbedeutende Kleinigkeiten in dem Leben und den Schicksalen eines Individuums. Körperliche Ursachen, welche Verstandesverwirrung und einen Entschluß zum Selbstmord herbeiführen können, sind: Kopfaffectationen, Kopfverletzungen, Gewächse in den Häuten und der Substanz des Hirns, lange Erbuldung von Schmerzen, unheilbare Schäden im Antlitz, Schmerzen von auf einzelne Nervenstämme drückenden Geschwülsten, Magen-schmerz, Blutcongestionen nach dem Kopfe, gehemmter Rückfluß des Blutes vom Kopfe, Gehirn- und Nervenschwäche durch öftere Veräusung oder Epilepsie, oder häufigen Samenverlust, unbefriedigter Geschlechtstrieb, schwarzgalligte Constitutionen, Entzündung der dünnen Därme, krankhafte Beschaffenheit des Herzens und der großen Gefäße, Anschwellung der Drüsen des Unterleibs, Infarctus, hartnäckige Leibesverstopfung, Fehler der Geschlechtshelle. — Psychische Ursachen des Selbstmordes können werden: Leidenschaften, Liebe, Eifersucht, Ehrgeiz, Unzufriedenheit mit dem Schicksal, Zorn, Furcht vor der Zukunft, schreckliches Erwachen aus dem Rausche eines Lasters, Spiel, leichtsinnige Wirthschaft, Uebersättigung in allen Genüssen eines schwelgerischen Lebens, übermäßige Geistesanstrengung, Schwärmerey, Empfindeley und Modestuch, boshafter Drohung und Prahlerey, Duellsucht, Verzweiflung an sich selbst und seiner Besserung, Onanie, Trunkenheit, vermehrte und verminderte Elasticität und Electricität der Atmosphäre.

Drittes Capitel. Von den verschiedenen Arten des Selbstmordes. 1) Indirecter Selbstmord, welchen der Lebenssatte durch einen Andern vorsätzlich an sich vollziehen läßt: Aufhängen, Zerhacken, Kopfab schneiden, selbstgewählte gefährliche Operationen, Castration, Amputation einzelner Theile.

2) **Directer Selbstmord**, welchen der Unglückliche eigenhändig an sich vornimmt: Erhängen, zu welchem ein Gemüthkranker manchmal durch eigne körperliche Ursachen instinctmäßig angetrieben wird, Erstechen, Ertrinken, Verbrennen, Erschießen, Herabstürzen, Halsabschneiden, Verbluten, Vergiften, Niederknien mechanisch schädlicher Dinge, Ersticken, Verhüngern, mit Schießpulver in die Luft sprengen, Ersticken, Kreuzigen. Alle diese Arten von Selbstmord sind durch geschichtliche Beispiele meist aus den neuern Zeiten belegt, und ihre Untersuchung und gerichtliche Ausmittlung ist mit vielem Scharfsinn erlirt.

Viertes Capitel. Von dem unter verschiedenen Völkern, in verschiedenen Ländern, Gegenden und Städten, besonders in England, häufiger vorkommenden Selbstmorde und seinen Ursachen. Länder, in welchen der Selbstmord häufig vorkommt, sind China, Japan, Siam, Indien. Die aus Afrika nach Amerika als Sklaven übergeführten Neger zeigen große Neigung zum Selbstmord. Unter den Europäischen Nationen zeichnet sich vorzüglich die Englische durch jene Neigung aus, woron die Ursache theils in der Erziehung, der Lebensart, der Beschäftigung und den Sitten der Engländer, theils in des Lage und dem Klima Englands zu suchen ist, daher sich auch in diesem Lande gewisse Monate und Jahre durch Häufigkeit der Selbstmorde besonders auszeichnen. Amerika gibt ebenfalls häufige Beispiele von Selbstmord, eben so auch die Stadt Copenhagen. Auch auf Deutschen Universitäten kamen schon häufige Selbstmorde vor. In katholischen Ländern ist in der Regel der Selbstmord häufiger, als in nicht-katholischen. Unglaube an positive Religion befördert den Selbstmord. Unter den Deutschen Ländern zeichnen sich Oesterreich, Preußen, Sachsen, Bayreuth und Anspach durch häufige Selbstmorde aus. Auch in Frankreich ist der Selbstmord häufig, eben so auch bey dem Mähr.

Fünftes Capitel. Von den Veranlassungen des Staates zur Verhütung des Selbstmordes. Gute Privaterziehung neben der Bildung in guten öffentlichen Schulen ist hier das erste Erforderniß. Nur gute Menschen werden gute Bürger, und diese werden gebildet schon in der Jugend durch eine mit Verstand und Güte angewandte Strenge, frey von aller jesuitischen und trappistischen Pedanterie. Dabey muß vor Allem der Grund zu einer tief eingreifenden Liebe und Ehrfurcht gegen die christliche Religion, als der wahren und den Menschen wahrhaft beglückenden, gelegt werden. Man sichere das Gemüth der Jugend vor scheinheiliger Schwärmerey; bilde

gleichzeitig mit ihrer Vernunft ihr Herz aus; pflanze ihr vernünftige Begriffe von Ehre und Freyheit ein; gewöhne sie zu einer vernünftigen Sparsamkeit; bewahre sie vor den Lastern der Onanie, der Habsucht, der Spielsucht, der Verschwendung; man enthalte sie des Lesens von gemeinen Romanen und ähnlichen Unterhaltungen. Der immer mehr um sich greifende ehelose Stand wird häufig eine Ursache des Selbstmordes. Mancher Selbstmordlustige wird von diesem Verbrechen durch die noch hier und da gebräuchliche Entehrung seines Körpers und seiner Person abgeschreckt, daher solche gesellschaftliche Gebräuche nicht ohne Nutzen sind.

Sechstes Capitel. Von der medicinisch gerichtlichen Untersuchung eines Selbstmordes. Diese ist nicht selten mit solchen Schwierigkeiten verbunden, daß es in manchen Fällen ganz unmöglich ist, einen in Anfrage stehenden Selbstmord auszumitteln. Die erste und nächste Aufmerksamkeit bey einer solchen Untersuchung erfordert die Entscheidung über den wirklichen Tod des Individuums, von dem sich der gerichtliche Arzt, ehe er zur Obduction schreitet, durch alle mögliche Mittel vorerst überzeugen muß; daher die Nothwendigkeit von Rettungs- und Wiederbelebungsversuchen in manchen Fällen. Die gerichtliche Untersuchung muß jedesmal auf vorhergegangene schriftliche Aufforderung von einer obrigkeitlichen Behörde und in Gegenwart einiger Gerichtspersonen geschehen. Die Art der Untersuchung selbst ist hier genau angegeben.

Indem Ref. hiermit die Inhaltsanzeige des vorliegenden Werkes schließt, glaubt er die vielseitigen Verdienste desselben hinreichend ausgesprochen zu haben, und gesteht dem verdienstvollen Verf. seine innige Dankbarkeit für die Herausgabe eines Werkes, dessen Studium und fleißige Benutzung jedem Arzte, Rechtsgelehrten und Volksehrer sehr zu empfehlen ist.

Ref. stimmt mit den ausgesprochenen Grundsätzen des Verf. völlig überein, hält die Neigung zum Selbstmord für eine Krankheit; die Häufigkeit desselben ist einem Volke aber vorzüglich für eine Anzeige schlechter Erziehung und großer Mängel in der bürgerlichen Ordnung desselben. Nicht sowohl darauf wird es ankommen, denen Präservative zu besorgen, die den Gedanken der Selbsttödtung schon nähren, sondern bedacht zu seyn, daß nicht zur Schande unsers bürgerlichen Lebens viele auf diesen Gedanken gefährdet werden, denn eines jeden nur leidlich bedrängten Lebens erfreut sich noch der gesunde Geist.

Jahrbücher der Litteratur.

Theorie des Infinitesimal-Calculus; von Joseph Körnerberger,
Postbeamten zu Landsberg an der Warthe. Berlin, bey Friedrich
Maurer. 1812. 46 S. 4. (1 fl.).

Es gibt einen doppelten Weg, sich um die Wissenschaften Verdienste zu erwerben. Der eine führt zurück nach den Quellen, woraus ihre Wahrheiten entspringen; der andere verfolgt ihren Lauf und sucht das Gebiet, welches sie beherrschen, immer mehr zu erweitern. Beyde sind dem ernstern Forscher von gleicher Wichtigkeit. Auf jenem werden die ersten Fundamente gegen Angriffe jeder Art gesichert, damit die Unerschütterlichkeit der Grundlage hervorleuchte; auf diesem wird der wissenschaftliche Bau vergrößert, seine Grenzen erweitert, und hierdurch das theoretische und practische Bedürfniß des Menschen immer mehr befriedigt. Auch für das Studium der Mathesis ist das glückliche Wandeln auf diesem doppelten Wege von Wichtigkeit, und derjenige, welchem es gelingt, die Basis einer interessanten, aber zum Theil noch mit Nebel umhüllten Lehre in voller Evidenz darzustellen, darf neben Jenen, deren geniale Ansichten neue Wahrheiten für die Wissenschaft gewinnen, ebenfalls auf Dank rechnen. Der Verf. gegenwärtiger Theorie des Infinitesimal-Calculus gehört nicht zur Classe solcher Mathematiker, welche in der Rechnung des Unendlichen bloß ein sehr künstliches Werkzeug für den theoretischen und practischen Gebrauch erblicken, und dieselbe darnach zu schätzen und zu behandeln wissen. Das Ziel seines Strebens ist ein höheres. Er will in die Natur dieser Rechnung eindringen, und über ihr eigentliches Wesen ein helleres Licht verbreiten, als solches bisher noch geschehen ist. Die nächste Bestimmung dieser Schrift ist, zu zeigen, was der Infinitesimal-Calcul eigentlich unter dem Begriffe unendlicher Kleinheit verstehe, und wie er es anfangs, am mittelst desselben, in analytischer und logischer Rücksicht,

zu den gesuchten Resultaten zu gelangen. Reichte die Functionen, Theor hin, die Stelle jener Rechnung vollkommen zu vertreten, so wäre, nach des Verf. richtiger Aeußerung, obige Aufgabe, wenigstens für das Bedürfniß der Wissenschaft, überflüssig. Denn es möchte wohl nur wenigen darum zu thun seyn, den eigentlichen Charakter eines durch sein Alter und seine treuen Dienste ehrwürdigen und durch seine Verstecktheit noch interessanten Gehälfen kennen zu lernen. Allein für die sinnreiche Art, welcher sich der Infinitesimal-Calcul zur Lösung seiner Probleme des Vorwandes unendlicher Kleinheit bedient, kann weder die Theorie der Functionen, nach La Grange, nach Klügel's Darstellung der Differentiale als Glieder des Verhältnisses der Veränderungen, in sofern dieses Verhältniß nicht von der Quantität der Veränderungen, sondern bloß von den veränderlichen Größen abhängt, ein Surrogat seyn. Nach dem Verf. besteht der auszeichnende Charakter des Infinitesimal-Calculus in der Unmittelbarkeit seiner Darstellung, d. h. in der ihm ausschließlich zukommenden allgemeinen Fertigkeit, den Zugang zur Beantwortung solcher höchst verwickelter Fragen zu bahnen, deren Lösung auf anderm Wege entweder sehr schwierig oder geradezu unmöglich ist, und nach seiner Ueberzeugung kann eine vollkommen deutliche Einsicht in den innersten Mechanismus dieser Rechnung nur durch Entgegenstellung und ausgleichende Aufklärung seines logischen und analytischen Verfahrens bewirkt werden.

Wir begnügen uns hier mit Darlegung dieser allgemeinen Gesichtspuncte, welche der Verf. in seiner Schrift mit vielem Scharfsinne weitläufiger ausführt, und glauben das Eigenthümliche seiner Theorie nicht deutlicher zur Kenntniß unfreier Leser bringen zu können, als durch Auseinandersetzung eines ins Kurze gezogenen Beispiels, welches der Verf. selbst zur Erläuterung auführt.

Wenn der Infinitesimal-Calcul bey Quadratur der Curven ein zwischen zwey rechtwinkligen Ordinaten enthaltenes Curvenstück mit dem innen verzeichneten Rechtecke unter dem Vorwande verwechselt, daß der Quotient $\frac{\Delta z}{y \Delta x}$, durch unendliche Näherung der Ordinaten, der Einheit unendlich nah

kommen kann, und folglich derselben gleich werden muß; wenn er ferner fodert, alle höhern Potenzen von dx , und die damit verbundenen Glieder, im Verlauf der Rechnung zu unterdrücken, so ist das Postulat unendlicher Kleinheit, wodurch dieses beydes gerechtfertigt werden soll, ein bloßer Vorwand. Der Infinitesimal-Calcul will nämlich aus der Natur eines zwischen zwey rechtwinkligen Ordinaten enthaltenen Curvenstücks einen zureichenden Schluß auf den Inhalt der ganzen Curvenfläche machen, woran jenes Stück sich anschließt. Es findet sich aber, daß die Heraushebung eines einzigen, von den die Natur dieses Stücks bezeichnenden Merkmalen, nämlich, daß es zum Theil aus einem Rechtecke $y dx$ bestehe, hinreiche, um der Analysis die geforderte Finalgleichung zu liefern. Es findet sich ferner, nach des Verf. Beweisen, daß der vernachlässigte Unterschied zwischen diesem Stücke selbst und der unter dem Vorwande unendlicher Kleinheit damit verwechselten Rechtecke $y dx$ dem Betrage nach, jenen, im Verlaufe der Rechnung, unter demselben Vorwande, unterdrückten Gliedern, welche dx auf höhern Potenzen, als der ersten enthalten, gleich sey, und daß, da beyde Vernachlässigungen entgegengesetzte Zeichen haben, die Richtigkeit der Finalgleichung schlechterdings von der Compensation jener beyden Vernachlässigungen abgehangen habe. Dies zu erläutern, diene die Apollonische Parabel, wovon die Gleichung für rechtwinklige Coordinaten $y = a^{1/2} x^{1/2}$ ist. Hier wird das allgemeine Flächendifferential $y dx$, für die Parabelfläche, $= a^{1/2} x^{1/2} dx$, wovon das Integral $= \frac{2}{3} a^{1/2} x^{3/2}$, oder, nach einer leichten Verwandlung, $= \frac{2}{3} xy$ ist. Nun soll durch strenge Rechnung gezeigt werden, daß der durch das falsche (zu kleine) Flächen-Differential $a^{1/2} x^{1/2} dx$ in die Rechnung gebrachte Fehler genau so groß sey, als der Werth der vernachlässigten Potenzen der Differentialien.

Da, nach dem Verf., Differenziren so viel heißt, als, abgesehen von einem vorgeblich unendlich kleinen Werthe von dx , den Unterschied angeben

zwischen jeder ursprünglichen Function einer veränderlichen Größe und deren Werthe, wenn diese veränderliche Größe in $x + dx$ übergeht; Integriren aber aus jenem Unterschiede die Function selbst ableiten, so ist nach dieser Ansicht der Unterschied zwischen Δx und dx kein wesentlicher, sondern nur scheinbar.

Wenn nun in $\frac{2}{3} a^{\frac{1}{2}} x^{\frac{3}{2}}$ das veränderliche x in $x + dx$ übergeht, so wird aus $\frac{2}{3} a^{\frac{1}{2}} x^{\frac{3}{2}}$ nunmehr

$$\frac{2}{3} a^{\frac{1}{2}} (x + dx)^{\frac{3}{2}} = \\ \frac{2}{3} a^{\frac{1}{2}} (x^{\frac{3}{2}} + \frac{3}{2} x^{\frac{1}{2}} dx + \frac{3}{8} x^{-\frac{1}{2}} dx^2 - \frac{1}{16} x^{-\frac{3}{2}} dx^3 \dots)$$

Wird von dieser Reihe das ursprüngliche $\frac{2}{3} a^{\frac{1}{2}} x^{\frac{3}{2}}$ abgezogen, so bleibt das Differential (D) dieser Function von x ,

$$D = \frac{2}{3} a^{\frac{1}{2}} (\frac{3}{2} x^{\frac{1}{2}} dx + \frac{3}{8} x^{-\frac{1}{2}} dx^2 - \frac{1}{16} x^{-\frac{3}{2}} dx^3 \dots)$$

übrig, dessen Integral, ohne Widerrede, $= a^{\frac{1}{2}} x^{\frac{3}{2}}$ ist. Allein oben wurde von dem Infinitesimal-Calcul eben dieses Integral aus dem Differentiale $a^{\frac{1}{2}} x^{\frac{1}{2}} dx = \frac{2}{3} a^{\frac{1}{2}} \frac{3}{2} x^{\frac{1}{2}} dx$ entwickelt, welches sich von dem so eben gefundenen wahren Differentiale um

$$d = \frac{2}{3} a^{\frac{1}{2}} (\frac{3}{8} x^{-\frac{1}{2}} dx^2 - \frac{1}{16} x^{-\frac{3}{2}} dx^3 \dots)$$

unterscheidet. Der Infinitesimal-Calcul schloß also aus einer um d zu kleinen Größe auf ein Integral, welches nicht dem obigen Differentiale $a^{\frac{1}{2}} x^{\frac{1}{2}} dx$, sondern dem Differentiale D angehört, und beging folglich bey Annahme dieses Integrals einen Fehler von $+d$. Nun wurde aber bey Bestimmung des obigen Flächen-Differentials $a^{\frac{1}{2}} x^{\frac{1}{2}} dx$ ebenfalls ein Fehler begangen, da das zwischen zwey rechtwinkligen Ordinaten enthaltene Curvenstück um eine Fläche ($=z$) größer ist, als das Rechteck $y dx$. Dieser Fehler ist also hier $-z$. Kann man nun durch Rechnung zeigen, daß jener erste Fehler $= +d$ diesem zweyten $= -z$ vollkommen gleich ist, so muß die Ansicht des Verf., welche sich auf die gegenseitige Compensation dieser beyden Fehler gründet, hierdurch gerechtfertigt seyn. Nun ist aber

$$= \frac{2}{3} [(x + dx) \cdot (y + dy)] - \frac{2}{3} xy - ydx, \text{ folglich}$$

$$= \frac{2}{3} xdy + \frac{2}{3} dydx - \frac{1}{3} ydx. \text{ Es wird aber auch}$$

$$dy = a^{\frac{1}{2}} \left(\frac{1}{2} x^{-\frac{1}{2}} dx - \frac{1}{8} x^{-\frac{3}{2}} dx^2 + \frac{1}{16} x^{-\frac{5}{2}} dx^3 \dots \right)$$

und

$$y = a^{\frac{1}{2}} x^{\frac{1}{2}}. \text{ Demnach findet sich}$$

$$z = \begin{cases} + \frac{1}{3} x^{\frac{1}{2}} a^{\frac{1}{2}} dx - \frac{1}{24} x^{-\frac{1}{2}} a^{\frac{1}{2}} dx^2 \dots \\ + \frac{1}{3} x^{-\frac{1}{2}} a^{\frac{1}{2}} dx^2 \dots \\ - \frac{1}{3} x^{\frac{1}{2}} a^{\frac{1}{2}} dx. \end{cases}$$

$$\text{Oder: } z = \frac{1}{4} x^{-\frac{1}{2}} a^{\frac{1}{2}} dx^2 - \frac{1}{24} x^{-\frac{3}{2}} a^{\frac{1}{2}} dx^3 \dots$$

$$\text{Oder: } z = \frac{2}{3} a^{\frac{1}{2}} \left(\frac{3}{8} x^{-\frac{1}{2}} dx^2 - \frac{1}{16} x^{-\frac{3}{2}} dx^3 \dots \right) = d.$$

Wir zweifeln nicht, daß unsere Leser diese Rechnung wegen ihrer Augenscheinlichkeit eben so interessant finden werden, als sie Rec. schien. Wir gestehen, daß diese Controlle über die Anwendung der Infinitesimal-Rechnung eine Veruhigung gewähre, welche aus inniger Ueberzeugung entspringt, und die man bey dem gewöhnlichen Vortrage derselben durchaus vermisst. Wenn nun eine ähnliche Controlle in allen jenen Fällen geführt werden kann, wo der Infinitesimal-Calcul, unter dem Vorwande unendlicher Kleinheit, solche Größen mit einander verwechselt, deren Unterschied man zwar verringern, aber niemals durchaus wegräumen kann, so ist hierdurch die Basis dieser Rechnung unerschütterlich befestigt. Die Allgemeinheit dieses merkwürdigen Verhaltens hat der Verf. in seiner Schrift mit vielem Scharfsinne darzustellen versucht. Ob indessen der Beweis darüber in der That mit strenger Allgemeinheit und Nothwendigkeit geführt worden sey, möchten wir unserer Seits bezweifeln. Der Verf. selbst drückt sich S. 7 folgendergestalt aus: „Da aber . . . der eigentliche Causalzusammenhang davon, warum das Postulat unendlicher Kleinheit ein untrügliches Kriterium zur Bestimmung der Gestalt von $p dx$ (dem ersten Gliede der entwickelten Reihe $F(x + dx) - Fx$) abgeben müsse, der Natur dieses Begriffs gemäß, nie mit vollkommen deutlicher Ueberzeugung eingesehen werden kann, so wird eigentlich zur vollen Befriedigung des Verstandes für jeden durch die Kunstgriffe des Infinitesimals

Calculus behandelten Fall eine solche Controlle erfordert, wie oben angegeben worden ist. Man gestehe sich nämlich, daß z. B. aus der Verwechslung des eigentlichen Flächen-Differentials der Apollonischen Parabel mit dem demselben substituirtem Rechtecke ydx eine Unrichtigkeit $= z$ entstehe; zeige aber rechnend, daß der analytische Betrag dieser Unrichtigkeit, im Verlaufe der Rechnung, genau den Gliedern gleich sey, welche dx auf höhern Potenzen, als der ersten, enthalten, wo durch die Rechnung des Unendlichen des schönsten Vorzugs der mathematischen Methode, daß sie intuitiv verfährt, theilhaftig wird.“ Daß sich dieser Beweis für jedes richtig bestimmte Integral führen lasse, macht sich der Verf. zu zeigen anheischig, der diese Rechnungen in sehr vielen Fällen mit gleichem Erfolge bereits ausgeführt hat.

Um des Verf. Ansichten noch deutlicher zu machen, heben wir noch ein zweytes sehr erläuterndes Beyspiel aus. Wenn die Subtangente in der Parabel von der Gleichung $y^2 = ax$ bestimmt werden soll, so betrachtet die Infinitesimal-Rechnung diese Curve als ein Polygon von unendlich vielen Seiten, und dies ist der logische Fehler. Unter dieser Voraussetzung wird die Subtangente $= \frac{ydx}{dy}$, worin der Nenner nicht dy , sondern eine größere Linie seyn sollte. Der wahre Werth dieser Subtangente ist bekanntlich $= \frac{2y^2}{a}$. Daher wird der aus dem Infinitesimal-Calculus hervorgehende Fehler $= \frac{ydx}{dy} - \frac{2y^2}{a}$. Indessen erhält man, dieses logischen Fehlers ungeachtet, doch ein wahres und richtiges Resultat. Denn das Differential von $y^2 = ax$ wird nicht, wie es sollte, auf $2ydx + dy^2 = adx$, sondern nur auf $2ydx = adx$ gesetzt. Aus dieser, um dy^2 unrichtigen, Gleichung erhält man den Werth von $\frac{ydx}{dy}$, den man solcher Gestalt $= \frac{2y^2}{a}$ findet. Dieser Werth hätte aber aus der streng richtigen Gleichung $2ydy + dy^2 = adx$ entwickelt werden sollen. Hierdurch wäre $\frac{ydx}{dy} = \frac{2y^2}{a} + \frac{ydy}{a}$ geworden, worin die Subtangente um

Die Größe $\frac{ydy}{a}$ unrichtig angegeben wird. Indem also der Infinitesimal-Calcul die Potenz dy^2 des Differentials vernachlässigte, tilgte er in der Endgleichung einen Fehler von $\frac{ydy}{a}$. Diese analytische Unrichtigkeit entfernte also hier eine Größe $\frac{ydy}{a}$ aus einer Gleichung, welche, durch logische Unrichtigkeit, mit einem Fehler $\frac{ydx}{dy} - \frac{2y^2}{a}$ behaftet war. Könnte man also zeigen, daß der analytische Fehler den logischen genau absorbirte, oder daß $\frac{ydy}{a} = \frac{ydx}{dy} - \frac{2y^2}{a}$, so wäre die Zuverlässigkeit der Theorie wieder streng erprobt. In der That folgt aber aus der obigen, auf die endlichen Differenzen gegründeten, unzweifelhaften Gleichung $2ydy + dy^2 = a dx$, nach einigen leichten Substitutionen dasselbe Resultat

$$\frac{ydy}{a} = \frac{ydx}{dy} - \frac{2y^2}{a}.$$

Das bisher Angeführte wird hinreichen, die Schrift des Verf. allen Liebhabern der höhern Analyse bestens zu empfehlen, da sie, nach unserer Meynung, auf die ersten Gründe der bisher immer noch in einige Nebel gehüllte Differential- und Integral-Rechnung ein helles, sehr wohlthätiges Licht verbreitet. Was übrigens unsere aufrichtige Achtung gegen den Verf., dessen Person uns ganz unbekannt ist, vermehrt, sind die Aeußerungen S. 17 zu Ende und S. 18 im Anfange, da sie sowohl seinen Forschungstrieb, als seine Erhebung zur Urquelle aller Wahrheit auf eine rühmliche Weise bezeugen.

Der Druck ist ziemlich correct; aber der Preis scheint, für die Bogenzahl der kleinen Schrift und das sehr graue Papier, unverhältnißmäßig hoch gesetzt.

§ n.

Grundzüge der philosophischen Rechtslehre zum Gebrauche bey Vorlesungen entworfen von Amadeus Wendt, außerordentlichem Professor auf der Universität Leipzig. Leipzig 1811. bey Joh. Amb. Barth. XXII und 249 S. 8.

Das Naturrecht, will der Verf., müsse mit beständiger Rücksicht auf den Staat, da doch das Recht selbst den Staat erfordert, vorgetragen werden, wobey man aber den Staat nicht als ein bloßes Rechtsinstitut betrachten und seine übrigen Seiten übersehen dürfe; Recht sey nur dasjenige, was der Natur vernünftig, sinnlicher, und im gegenseitigen Verhältniß stehenden Wesen als Bedingung der durch die Vernunft gesetzten höchsten Forderungen der Humanität gemäß ist (enthält der Verfaß, als Bedingung u. s. w. — welchen der Verf. selbst späterhin weggelassen hat — nicht einen Widerspruch, indem manches, was einer vernünftig, sinnlichen Natur gemäß ist, den höchsten Forderungen der Humanität, z. B. der sittlichen Güte widersprechen muß, die, weil sie rein vernünftig ist, alle Sinnlichkeit ausschließt?); das Naturrecht müsse die Grundsätze für alle specielle Rechtswissenschaften, aber keineswegs eine vollständige Gesetzgebung enthalten, vielmehr stelle jenes nur ein Ideal auf, welches zwar die Grundlage jeder positiven Gesetzgebung ausmache, der positive Gesetzgeber aber nach Zeitumständen modificire, wobey er manches Unbestimmte genauer bestimme, unentbehrliche Förmlichkeiten sanctionire, ja sogar manches natürliche Recht wegen möglichen Mißbrauchs ganz wegschneide, und oft, wo ein Rechtsverhältniß nicht genau ausgemittelt werden kann, nach Wahrscheinlichkeit und Billigkeit einen Durchgriff mache. Kurz, setzt Rec. hinzu, der positive Gesetzgeber hat immer im Auge, daß die sinnliche Natur oft in der wirklichen Welt über die vernünftige den Sieg davon trägt, da das Naturrecht stets die Idee einer gewissen gleichförmigen Wechselwirkung, vermöge der keine der beyden Grundkräfte überwiegt, voraussetzt. Er muß also dasjenige modificiren, oder gar wegschneiden, was der Sinnlichkeit einen zu großen Spielraum geben würde, nach dem Geiste und den Sitten der Nation, für die er schreibt, mehr oder weniger. Das Naturrecht ist Ideal, das, wie jedes Ideal, in der Wirklichkeit nie vollständig, nur approximativ realisirt werden kann; und wenn der Gesetzgeber an den natürlichen Rechten ändert, weil eine Nation nicht auf der zu ihrer vollen Realisirung nothwendigen Stufe der Cultur und Rechtlichkeit steht, so handelt er nicht unrecht; denn Recht ist überall nur das, was der

Natur eines Wesens gemäß ist. Das Rechtsgesetz deducirt der Verf. auf folgende Weise: „Indem der Mensch (so fern er Geist ist) die unendliche Kraft der Natur in ihren mannichfaltigen Erzeugnissen, und sich selbst in Wechselwirkung mit ihr anschauen, und durch beides die ewige Harmonie der Welt zu ahnen vermag, gibt er sich selbst das Gesetz, diese Harmonie auch in seiner freien Thätigkeit auszudrücken (Sittengesetz überhaupt), welches, in sofern es nur durch Vernunft erkannt wird, Forderung der Vernunft (Vernunftzweck), in sofern es sich auf die durch Naturanlage begründete Bestimmung des Menschen bezieht, Forderung der Humanität genannt wird, und alle einzelne durch jene Bestimmung bedingte Zwecke und sinnlichen Triebe diesem höchsten Vernunftideale unterordnen heißt, durch welches er Ebenbild der Gottheit ist. In dem Streben nach diesem Ideale mit Bewußtseyn liegt die höchste Bestimmung des Menschen. Da nun aber eine Einwirkung auf Andere mittelst der Sinnenwelt, und das Bestehen einer Wechselwirkung unter den Menschen zur Erreichung je es gemeinschaftlichen Vernunftzwecks (Bestimmung) notwendig ist (weil die Menschen wie alle (?) Naturwesen nur in Verbindung mit der Gattung ihre Bestimmung erreichen können), so darf sie nicht rein willkürlich (durch Triebe und Gesetze der bloß sinnlichen Natur bestimmt) seyn, sondern sie muß wie alles Handeln des Vernunftwesens zugleich der Vernunft gemäß, und nach Vernunft bestimmt seyn. Die Vernunft aber gebietet Uebereinstimmung im Handeln für alle vernünftige Wesen. Wenn also Menschen wirklich in Wechselwirkung treten, so sollen sie ihre Freiheit wechselseitig beschränken, es soll ein Gleichgewicht der äußern Freiheit (Willkühr) nach einem Gesetze der Vernunft seyn. Das Rechtsgesetz aber lautet: du darfst von jedem Menschen, welcher mit dir in ein äußeres Verhältniß tritt, fordern, daß er in Hinsicht auf dich seine äußere Wirksamkeit gegenseitig beschränke. Doch ist durch dieses Gesetz nur der Umfang der Freiheit des Einzelnen im Allgemeinen bestimmt, wir wissen nur, wie Handlungen überhaupt beschaffen seyn müssen, wenn man sie rechtlich nennen soll, nämlich sie dürfen das Recht (die äußere Freiheitsphäre) des Andern nicht verletzen (unrecht). Der Inhalt

der Freiheit eines jeden ist noch nicht bestimmt, das angegebene Gesetz lehrt uns nicht die Rechte des Menschen erkennen. Nun sind die Zwecke der menschlichen Handlungen freylich unendlich, doch sind alle in der nothwendigen Bestimmung einer vernünftig ; sinnlichen Natur enthalten ; die nothwendigen Zwecke vernünftig ; sinnlicher Naturen geben die Rechte des Menschen an die Hand, und das vollendete Rechtsgesetz (besser als materiales, weil es Form und Materie zugleich bestimmt) lautet: Wenn Menschen mit einander in Wechselwirkung treten, so sollen sie nichts thun, was in Hinsicht auf sie der durch das Wesen einer vernünftig ; sinnlichen Natur geforderten Willkühr widerspricht. (Wenn Rechtshandeln nichts anders ist, als ein Ausdruck der Harmonie der Welt in der menschlichen Willkühr, und es gewiß ist, daß in der uns bekannten Natur das Leben nur aus dem Tode, nur durch Zerstörung eine neue Bildung entsteht, so möchte sich wohl gegen manches bis jetzt sogenannte Unrecht, wenn es nur das Wohl des Ganzen befördert, wenig einwenden lassen, überhaupt das Recht oft einem recht martialischen Charakter annehmen, so wie Gewitter, Vulkane, Erdbeben u. s. w. zur Harmonie der Natur gehören. Ein Rechtsgesetz, consequent auf diese Harmonie gebaut, kann unbeschadet der Menschen nur ein Gott handhaben! Uebrigens sind die practischen Gesetze keine Abstracta von der uns umgebenden Welt, sondern sie liegen ursprünglich in unserer Natur, wie das Gewissen. Und haben wohl Kinder, in denen auch schon moralischer Sinn liegt, über die Harmonie der Welt nachgedacht? Quelle des Rechtsgesetzes ist die vernünftig ; sinnliche Natur des Menschen, es ist mithin kein reines Vernunftgesetz ; ein solches ist allein das Moralgesetz im engern Sinne. In dem Rechte ist eine Befugniß zum Zwange enthalten, d. h. zur Vernichtung und Verhütung des Unrechtes ; denn wenn die Vernunft das Rechtsverhältniß als ein nothwendiges Ideal aufstellt, so muß sie auch die Mittel zur Verhütung des Gegentheils, d. h. Zwang gegen das Unrecht sanctioniren. Die ersten Rechte des Menschen sind nichts, als nothwendige Zwecke vernünftig ; sinnlicher Naturen, und die nothwendigen Bedingungen ihrer Realisirung (Urzwecke — Urrechte). Die Urzwecke beziehen sich auf die im Menschen

liegende Kraft, die entweder eine sinnliche, oder unsinnliche ist, deren vollkommene Zusammenstimmung in einem Individuum das Leben ausmacht; die höchste Entwicklung der unsinnlichen Kräfte gibt das Ideal der Humanität; es besteht im Streben nach Religion, Wahrheit, Sittlichkeit, Schönheit (überhaupt geistige Bildung). Diese Zwecke werden nicht durch den Einzelnen vollkommen erreicht, und zwar vermittelt der Verbindung der Geschlechter durch die Ehe (in den Familien) und dem Staate. Sie können ferner nur realisiert werden durch ein Handeln in der Sinnenwelt, mithin durch einen organischen Körper, welcher Bedingung des Bestehens der Individuen in der Natur, und der Verbindung mit anderen Vernunftwesen ist; die Vollkommenheit dieses Bestehens, relativ gedacht, heißt Wohlstand. Durch die Beziehung auf jene höheren Zwecke wird der Leib gehetligt; durch diesen kündigt sich der Mensch als Person an; der Mensch hat äußere Würde. Zur nützlichen Thätigkeit für die höchsten Zwecke wird erfordert a) Erhaltung des Lebens durch Nahrung und Abwehrung schädlicher Einflüsse der Natur, und der Verletzung seiner äußern Würde in dem Körper (also Eigenthum, Sicherheit und Ehre), b) freyer Gebrauch desselben in Bewegung und Ruhe zur Vermehrung seiner Kraft und seines Wohlseyns. Diese letztgenannten Forderungen vereinigen sich in Begriffe der äußern Persönlichkeit (angebornes Recht): das subjective Recht ist persönliche Gleichheit. Das Unrecht ist in seinem ganzen Umfange unversäuflich, und unverlierbar wie die Vernunft, nicht so einzelne intiegende und abgeleitete Rechte. Diese und äußere Sachen machen den Gegenstand der erworbenen Rechte aus; da aber im Unrechte nichts liegt, als die Befugniß zu erwerben, so gehört zu jeder wirklichen Erwerbung Einwilligung aller derer, gegen die ich ein Recht erwerben will, Vertrag. Ein Vertrag muß gehalten werden, weil der Mensch sich selbst widersprechen würde durch Zurücknahme dessen, was er dem andern vernünftiger Weise durch äußere Einwilligung zuerkannt hat, und ohne die Aufrechthaltung der erklärten Willensmeinung ein Rechtsverhältniß gar nicht denkbar wäre. Auch das Eigenthum entsteht durch einen Vertrag, nachfolgenden oder

vorhergehenden (Schutzvertrag — Werthsetzung des Eigenthums); es kann gemeinschaftliches oder Privateigenthum seyn; da ist aber die Gränze des letzteren der Glieder einer Gesellschaft, wo es andern die Möglichkeit zu bestehen, und Eigenthum zu haben entzogen würde (hierauf beruht die Rechtspflicht des Staates zur Ernährung der Armen), und wo es Sachen bedürfte, deren gemeinschaftlicher Gebrauch nothwendig ist. Es reicht aber zu einem Rechtsverhältnisse unter Menschen noch nicht hin, daß ihre Rechte bestimmt sind, sie müssen gesichert seyn; denn es entstehen nur zu häufig Rechtsstreitigkeiten (über die Anwendung des Rechtsgesetzes auf einen besondern Fall), oder Rechtsverletzungen (Eingriffe in das Freiheitsgebiet eines andern — vorsätzliche, wenn die rechtswidrige Folge Zweck der Handlung, oder das Bewußtseyn der Rechtswidrigkeit mit der Bestimmung des Willens verbunden war — unvorsätzliche, wenn der rechtswidrige Erfolg der Handlung durch Nicht-Anwendung des Verstandes sowohl in Rücksicht auf Vergleichung derselben mit dem Rechtsgesetz, als auch mit ihren Folgen entstanden ist). Außer der Staatsverbindung, wo jeder sein eigener Richter ist, Selbsthilfe entscheidet, Egoismus den einen hindert, das Recht des andern anzuerkennen, und Schwäche den andern sein Recht zu realisiren, existirt keine Sicherheit des Rechts; soll es daher ein festes Rechtsverhältniß unter den Menschen geben (wie dies denn auch Gebot der Vernunft ist), so müssen sie in eine Gesellschaft zusammentreten, in welcher alle zur gemeinschaftlichen Realisirung des gegenseitigen Rechts verpflichtet sind (Rechtsgesellschaft). Das Wesen dieser Gesellschaft besteht nun darin, daß jeder auch wider seinen Willen gezwungen werden kann, zur Realisirung des Rechts als des gemeinen Besten zu wirken, und eine unparteiische Entscheidung der Rechtsfälle obwalte — alles nach dem allgemeinen Willen der Gesellschaft. Hauptelemente derselben sind nun Rechtsgesetzgebung und Gesetzverwaltung, und zwar Civil- und Criminalgesetzgebung. Das Civilgesetz bestimmt entweder die rechtlichen Verhältnisse der Privaten gemäß dem Bedürfniß und der Sitte; und Princip des Privatrechts ist: „Jedermann soll leben mit und von dem, was ihm als das Seine in einer vernünftigen Gesellschaft zuerkannt werden muß (?) —

der die Art und Weise, wie (nach jenen Grundsätzen?) bey
 im Privatstreitigkeiten der Bürger das Recht unter Autorität
 in Gesellschaft eruiert werden soll, so wie die Mittel, welche
 der Bürger zur Geltendmachung seiner erworbenen und eruiert
 in Rechte anwenden kann, und unter welchen Bedingungen
 und Gränzen (Etwil: Proceßordnung). Grundsatz ist: jeder
 (jede Parthey) hat ein Recht auf die vernunftgemäßen Mit-
 tel, durch welche in einer Rechtsgesellschaft (durch den Richter?)
 sein Recht eruiert und geltend gemacht werden kann. — Was
 der Verf. als rechtliches Princip des Strafrechtes und des Cri-
 minalgesezes (welches nur eines seyn kann) betrachtet, dara-
 über ist Rec. zweifelhaft. §. 62. heißt es: da die Gesellschaft
 den Willen (besser: ihrem Begriffe nach die Befugniß) hat,
 das Recht in einer bestimmten Verfassung darzustellen, so muß
 sie auch ein Mittel dazu haben; das Mittel ist das Strafs-
 recht. — Strafe ist also Recht als ein Mittel zur Erhaltung
 eines rechtlichen Zustandes: wie kann aber Strafe darauf ein-
 wirken? Durch Wiederherstellung des gestörten rechtlichen Zu-
 standes (das ist aber nicht eigentliche Strafe); durch Erweckung
 von Unlust, welche den Uebertreter des Gesezes nöthigt, den
 Willen der Gesellschaft anzuerkennen (den Rechten anderer
 nicht weiter zuwider zu handeln); also durch psychologischen
 Zwang (Abschreckung). Und dann trifft des Verf. Theorie
 alles, was seit vielen Jahren von Juristen und Philosophen
 gegen den psychologischen Zwang erinnert wurde. Dagegen
 heißt es §. 65.: Jeder wird als ein rechtsfähiges Wesen, und
 als ein Glied der Gesellschaft nur in sofern erkannt, als er
 sich in der Wechselwirkung mit andern vernünftig äußert, d. h.
 sich im Verhältnisse zu seinem Gleichen nach den Gesezen dieser
 gleichen Natur beschränkt; mit Recht behandelt also die Ges-
 ellschaft den als sinnliches Wesen, entzieht sie dem Rechte
 (welche er als Glied der Gesellschaft hatte), welcher nicht ver-
 nünftig, nicht nach jenen Gesezen handelt; denn sie nimmt
 ihm nur dasjenige, dessen er sich schon durch seine Handlung
 verlustig gemacht hat. Die Strafe ist also recht, sofern man
 einem nur in dem Maaße als bloß sinnliches Wesen behan-
 delt, als er sich der Vernunft durch seine Handlung begeben
 hat. Mit dieser Ableitung stimmt Rec. im Ganzen überein.

und nur aus ihr kann der Verf. den Schluß ziehen, daß die Strafe eine notwendige Folge des Verbrechens sey; nach dem obigen erscheint die Strafe nur recht als Mittel zu einem Zwecke. — Die Rechtmäßigkeit der einzelnen Mittel, die dem Staate zu einer peinlichen Untersuchung zu Gebote stehen, werden durch den Satz bestimmt: „Jeder hat ein Recht, als unbescholtenes Mitglied der Gesellschaft behandelt zu werden, bis die Rechtswidrigkeit seiner Handlung erwiesen ist (sollte heißen: bis ein Verdacht gegen ihn erwiesen ist). Princip des Criminalprocesses: die Rechtsgesellschaft darf sich nur solcher vernünftiger Mittel zur Entdeckung (und Bestrafung) der Verbrecher bedienen, welche dem einzelnen Gliede derselben nicht unerwiesenen und unerwarteten ein Recht entziehen.“ Zur Gesetzmäßigkeit gehört 1) daß jeder Rechtsfall öffentlich (durch den Richter?) beurtheilt werde. Ein solcher Fall kann aber seyn, ein Rechtsstreit, oder ein Verbrechen; dort findet ein Civil-, hier ein Criminalproceß statt. Daß des Civilprocesses muß die Verhandlungsmaxime in Verbindung mit der Untersuchungsmaxime seyn; eine von beyden allein und consequent durchgeföhrt wird schädlich. Jedes Criminalverfahren ist seiner Natur nach inquisitorisch; tritt ein Ankläger auf, so ändert dies nichts im wesentlichen Charakter des inquisitorischen Verfahrens, und der Richter ist an die Beweisführung des Klägers durchaus nicht allein gebunden u. s. w. 2) Das ausgesprochene Recht muß exequirt werden. Dies nennt der Verf. das reine Naturrecht; nun folgt das angewandte, oder Staatsrecht. Eine Seite des Staates ist schon entwickelt; er ist eine Rechtsgesellschaft. Aber das Recht umfaßt nicht alle Bedürfnisse des Menschen; er hat noch andere Zwecke, und der Staat ist daher zugleich eine organische Menschenverbindung zur freyen Darstellung der Humanität unter der Herrschaft des Rechts, oder auch eine Anstalt zur Geltendmachung der Urrechte. Das Streben nach Humanität besteht aber in dem Streben nach religiöser, intellectueller, sittlicher und technischer Culture, und der daraus entspringenden Wohlfahrt des Staates und seiner Individuen. Zur Existenz eines jeden Staates gehört aber eine Obergewalt, welche den Willen aller ihrem vernünftigen Willen (der allein der allgemeine ist, und seyn kann) unter-

Wirt, und die Kraft aller Einzelnen zum Zwecke des Ganzen vereinigt. Ein Grundvertrag zur Entstehung eines Staates bleibt immer etwas Zufälliges, und es fragt sich stets nach dem rechtlichen Grunde des Vertrags; oben so ist jede Obergewalt rechtlich, welche den allgemeinen Willen zum Besten des Ganzen geltend macht; denn Staaten müssen seyn, mit ihnen ist eine Obergewalt gesetzt, und jeder Staat ist rechtlich, sobald er dem Ideale der Staaten entspricht. Durch den Staat werden die rechtlichen Verhältnisse der Staatsmitglieder modificirt (Staatsprivatrecht); sie betreffen Personen, Sachen, oder beides zugleich. Aus dem ersten Gesichtspuncte handelt der Verf. von der persönlichen Freyheit und Individualität, Ehe, Staat und Familie; aus dem zweyten vom Besitze; aus dem dritten von Verträgen. Die persönliche Freyheit wird beschränkt durch das Verbot der Selbsthülfe, und der Wahl solcher Mittel zur Erhaltung seiner selbst, welche dem Ganzen schädlich sind, durch Unterwerfung unter das Gesetz, und die Verbindlichkeit dem Staate einen Theil seiner Güter, seiner Dienste, ja sein Leben aufzuopfern. Die Basis der Ehe ist der Geschlechtstrieb; dieser Naturtrieb wird veredelt durch die Liebe als einer freyen Zuneigung verwandter (wahrscheinlich nur geliktig?) Personen verschiedenen Geschlechts zur Lebensvereinigung; eine solche Verbindung unter der Sanction des Staates heißt Ehe. Die monogamische Form sagt der stitlichen Bestimmung der Ehe allein zu; wenn gleich die vielfache nicht unrecht ist. Jede Ehe muß auf einem Vertrag beruhen, und Zwecke desselben sind 1) die natürliche, und zwar ausschließende Befriedigung des Geschlechtstriebes, 2) innige Freundschaft der Ehegatten, die in sich fast gegenseitige Unterstützung, Ernährung und Pflege; in letzterer Hinsicht findet sogar ein Erbrecht unter den Ehegatten statt, so wie Gütergemeinschaft, bey der jedoch, wie bey allen gemeinschaftlichen Angelegenheiten dem Manne die Leitung zukommt. Eine Ehe trennt die physische Unmöglichkeit der Begattung, Ehebruch, Mangel an Liebe (feindselige Behandlung, Mißbrauch der ehelichen Befugnisse), grobe Immoralität der Ehegatten, Verbrechen, gegenseitige Einwilligung, die jedoch, wenn nicht Immoralität die Folge seyn soll, sehr beschränkt werden muß. Das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern wird erst ein juridisches durch den

Staat; Die Kinder haben ein Recht auf Erhaltung und Erziehung sowohl überhaupt, als zur Erlernung eines bestimmten Erwerbszweiges, und Unterstützung in der Vertheilung desselben u. s. w. — Staatsregierungsrecht. Die Obergewalt im Staate kann nur eine, wenn gleich mehreren Personen in der Ausübung gemeinschaftlich, und keine über ihr seyn: Sie ist mithin inappellabel, unverantwortlich, unwiderstehlich; doch müssen ihre Handlungen mit dem Zwecke des Staates, dem Volke und den Bedürfnissen der Nation, und den durch die Constitution vorgeschriebenen Grenzen angemessen seyn. Die Staatsgewalt hat kein Recht, wozu sie nicht auch verpflichtet ist; ihre Wirksamkeit fängt da an, wo die Kraft der Individuen zur Ueberwindung gemeinschaftlicher Hindernisse der Freyheit, und zur Erreichung gemeinschaftlicher Zwecke unzureichend ist, oder deren Handlungen mit einem entgegenstehenden Interesse des Ganzen in unmittelbare Verähtung treten. In der Staatsgewalt liegen mehrere Rechte (Hoheitsrechte), äußere und innere, je nachdem sie sich auf das Verhältniß eines Staates zum andern, oder eines Staates zu seinen Bürgern beziehen. Die innern werden in materieller Hinsicht (nach Zwecken) eingetheilt in solche, die unmittelbar auf die Zwecke des Staates und deren Erreichung hinwirken (ursprüngliche Hoheitsrechte), oder dem Staat um dieser Zwecke willen überhaupt zustehen (Regierungsrechte im engeren Sinn). In formeller Hinsicht zerfällt die Staatsgewalt in die gesetzgebende und executive. Materielle Hoheitsrechte sind die Justizgewalt und die polizeyliche; unter dieser begreift der Verf. auch das Erziehungsrecht und die staatswirthschaftliche Gewalt; sie wirkt überhaupt für alle Zwecke des Staates (alle Forderungen der Humanität), und bezieht sich theils auf Beförderung des gemeinschaftlichen inneren Lebens der Staatsbürger — religiöse, sittliche, wissenschaftliche, aesthetische Cultur — theils auf das äußere Leben und den Wohlstand des Volkes (doch immer unter der oben angegebenen Beschränkung der Staatsgewalt überhaupt). Sie darf nur da unmittelbar auf das Leben und Wirken der Staatsglieder, welches in die Öffentlichkeit eintritt, einwirken, innerhalb der Grenzen des Rechts, und der individuellen Freyheit zum Besten des Ganzen.

(Der Beschluß folgt.)

Jahrbücher der Litteratur.

Grundzüge der philosophischen Rechtslehre zum Gebrauche bey Vorlesungen entworfen von Amadeus Wendi.

(Beschluss der in No. 42. abgebrochenen Recension.)

Ueberhaupt ist die Thätigkeit der Policey nur negativer Art da, wo sie auf Beförderung des öffentlichen und Privatwohls wirkt, und auch wenn sie zur Sicherheit des Rechts und Zwangs eingreift, besteht ihre Thätigkeit nur in Entfernung der Hindernisse der öffentlichen und Privatsicherheit. Die kirchliche Gesellschaft, in sofern sie im Staate existirt, unterliegt seiner Aufsicht, damit nichts Schädliches von ihr ausgehe; in Rücksicht auf ihren Zweck ist sie ganz vom Staate unabhängig; er soll ihr den weltlichen Arm und seinen Schutz leihen. Die Wohlstandspolicey (Nationalökonomie) fordert Freyheit der Gewerbe und des Handels. Regierungsrechte sind 1) das Recht der Ämter und Würden — Staatsorganisationsrecht. Der Regent kann nicht alles allein thun, es muß also Staatsdiener geben; nun müssen aber alle zu der Befriedigung der nothwendigen Staatsbedürfnisse gemeinschaftlich beytragen, es gibt also auch eine unbestimmte Verpflichtung aller, auch zum Staatsdienste überhaupt beyzutragen (daher setzt die Annahme eines Amtes keinen besondern Vertrag voraus). Jedoch wird, indem einem eine Last aufgebürdet wird, die bürgerliche Gleichheit verletzt; es muß daher in den Geldbeyträgen der einzelnen Staatsglieder ein Ausgleichungsmittel gesucht werden: daher auch das Recht auf Besoldung. Allein folgt aus der unbestimmten Verpflichtung zum Beytrage die bestimmte Verbindlichkeit eines besondern Menschen zur Uebernahme des Ganzen, d. h. zur wirklichen Uebernahme des Staatsdienstes? **Durchaus nicht:** vielmehr da jedes Recht auf die Person eines andern einen Erwerbstitel voraussetzt, der Staat ursprünglich an jeden Einzelnen nur das Recht auf einen Beytrag, und jeder

Einzelne so gut wie sein Nachbar das Recht hat, sich mit einem Geldbetrage loszukaufen, wird die freiwillige Uebernahme des Ganzen einen Vertrag voraussetzen. Absetzung und Suspension wegen Pflichtwidrigkeit erfordert gerichtliche Untersuchung; Entlassung erstreckt sich nur auf den Dienst, nicht auf das Gehalt, da durch die Uebernahme des Amtes dem Beamten jeder andre Nahrungstand oder Erwerb entgangen ist. 2) Militärgewalt. Militärconscription fordert Recht und Politik, doch ist mit dem Amte des Staatsdieners und Gelehrten fortdauernde Uebernahme des Militärdienstes nicht vereinbar. Ueberhaupt fordert das Princip der rechtlichen Gleichheit bey Aushebung dienstfähiger Subjecte auf eine das Familienleben, Handel, Gewerbe, Künste und Wissenschaften nicht drückende Art zu verfahren. 3) Finanzgewalt. Das Recht der Auslagen stehe dem Staate nur für unvermeidliche Bedürfnisse zu; sie müssen mit dem Vermögen eines jeden proportionirt, und bloß vom Ueberschusse des Erwerbes, nicht vom Capitale genommen seyn. (Warum rechnet der Verf. zu den Regierungsrechten nicht auch die gesetzgebende Gewalt, die sich doch auch auf die Realisirung des Staatszwecks überhaupt bezieht, und dazu unentbehrlich ist? Entweder mußte er dies thun, oder auch die Justizgewalt [eine formelle — die executive Gewalt] nicht zu den materiellen Hoheitsrechten zählen.) Zuletzt spricht der Verf. von den verschiedenen Verfassungen. Die Frage nach der besten löst sich in die auf: welche ist nach Zeit und Ort die beste? eine Frage, welche allein eine Politik, die an der treuen Hand der Geschichte geht, beantworten kann. Jede Form aber hat nur Werth und Bestand, so lange ein eigenthümlicher Geist in ihr ist. — Das Völkerrecht ist die wissenschaftliche Darstellung der Rechte, welche Staaten als solche gegen einander haben. Da aber Staaten nichts sind, als Veranstellungen zur äußern Darstellung der Humanität, und somit zur Geltendmachung der Urrechte des Menschen, so werden die nothwendigen Rechte der Völker gegen einander in den nothwendigen äußern Bedingungen zur Realisirung dieser Anstalt bestehen, und damit selbst auf jenen Urrechten beruhen. Sie sind aber ursprüngliche und abgeleitete, je nachdem sie unmittelbar in den Zwecken der Staatsverbindung liegen, oder um jener willen

nothwendig sind. Zu den ursprünglichen gehört 1) das Recht auf Selbstständigkeit, d. h. als besonderer Staat zu existiren, in Hinsicht auf Würde und Rang, Wahl des Oberhauptes und der Verfassung, der Staatsverwaltung und seiner Glieder, des Eigenthums und Gebietes. 2) Durch die Idee des gemeinschaftlichen Lebens der Völker (wie der Individuen) zur äußern vollkommenen Darstellung der Menschheit (durch die Idee des Völkerstaats, nach dem die Verhältnisse der Völker so viel als möglich regulirt werden müssen, wenn gleich seine volle Realisirung nicht gut seyn würde) ist eine freye Mittheilung unter Völkern in Rücksicht auf Wissenschaft, Kunst und Liebe (Ehe) und freyen Handel gesetzt. (Haben Völker kein Recht auf Sicherheit, und ein solches Verhältniß, welches sie garantirt, da doch ohne Sicherheit keine Souveränität [Selbstständigkeit] besteht?) Abgeleitete sind 1) das der Verträge, bey welcher Gelegenheit von dem Rechte der Gesandten gehandelt wird, und 2) des Zwangs. Völkerverträge sind nur in so weit gütig, als sie der durch das gemeinschaftliche Leben der Völker zur vollkommenen Darstellung der Humanität bedingten Selbstständigkeit (also auch wohl Sicherheit?) gemäß sind. Für den Krieg gelten folgende Grundsätze: a) Nur der Defensivkrieg ist gerecht, d. h. ein solcher, der das Recht vertheidigt. b) Nur Staaten kämpfen im Kriege mit einander, nicht Bürger. c) Da jede kriegsführende Macht zum Zwecke des Krieges das Recht hat, die Kräfte und Widerstandsmittel des Feindes zu schwächen, so hat sie auch das Recht, jede Unterstützung desselben, so wie jede willkührliche Verletzung eigener Kriegsmittel und ihrer Rechte zur eignen Sicherheit und Beschleunigung des Findens zu verhindern, und ihr zuvorkommen: der Neutrale dagegen hat das Recht, sich vor allen Verletzungen seines Staats und Privateigenthums, so vor jeder willkührlichen Verminderung seiner Wohlfahrt durch Zerstörung der Schifffahrt und des Handels gegen den Kriegführenden sicher zu stellen.

Indem Rec. diese Anzeige schließt, muß er noch bemerken, daß es ihm eine große Freude gemacht hat, den Verf. so vielfach und beynahe überraschend mit seinen vor 3 Jahren geäußerten Meynungen übereinstimmen zu sehen, in der Anlage

des ganzen Buchs und dem Begriffe des Naturrechts, nicht selten in Principien, Eintheilungen und Resultaten.

Anleitung zur Geognosie, insbesondere zur Gebirgskunde. Nach Werner für die k. k. Berg-Akademie bearbeitet von Franz Reichetzer, kaiserl. königl. Bergrath und Professor an der Berg-Akademie. Wien, in der Camesinaschen Buchhandlung. 1812. XII und 292 S. 8. (3 fl.)

Bisher war die Zahl der geognostischen Lehrbücher sehr gering — ungeachtet sich die gesammelten Erfahrungen im Gebiete dieser Wissenschaft täglich häuften. Eben die schnellen Fortschritte, die sie in der Hinsicht gethan, und ferner noch thun muß, so lange der Forschungsseifer sich auf ihre Gegenstände richtet — mochten vielleicht die Ursache seyn, warum man sich scheute, Systeme an den Tag treten zu lassen, denen mit jeder Erweiterung unserer im Ganzen genommen noch beschränkten Erfahrungen eine Veränderung bevorstand. — Aber ein solches Lehrbuch kann außer seinem didactischen Werth auch noch einen — vielleicht bleibendern — historischen erhalten, indem es dazu dienen soll, den Standpunct zu bezeichnen, auf welchem die Wissenschaft sich jetzt befindet, und welcher durch den Zustand aller andern mit ihr verwebten Wissenschaften zugleich bestimmt wird. — Diese Ansicht scheint den Verf. jedoch weniger geleitet zu haben, als der Wunsch, einen guten Leitfaden für den Unterricht in der Geognosie zu liefern, in welcher Rücksicht also das Werk vorzüglich beurtheilt werden muß.

Das vorliegende Lehrbuch hat den Vorzug, daß der sogenannte vorbereitende Theil der Geognosie, der meist aus andern Wissenschaften entlehnte Lehrsätze enthält, deren Bekanntschaft bey denjenigen, die das geognostische Studium anfangen wollen, billig schon vorausgesetzt wird, hier fast ganz ausgelassen ist. Form und Eintheilung ist von dem Werner'schen Vortrag entlehnt. Unter dieser Voraussetzung hätten wir jedoch gewünscht, daß Hr. R. im zweyten Theile sich getreuer an den Leitfaden des großen Meisters gehalten hätte, weil sonst alle Auslassungen denen, die den Werner'schen Vortrag kennen, als wesentliche Lücken erscheinen, und zugleich bey einigen den

unbilligen Verdacht erwecken könnten, daß er dem Verf. entfallen sey.

Das Werk selbst ist in vier Abschnitte getheilt, deren jeder mehrere Capitel enthält. Der erste enthält die Lehre von den äußern Verhältnissen unsers Erdkörpers, der zweyte handelt von der Structur desselben, der dritte von den allgemeinen — der vierte von den besondern Lagerstätten der Fossilien.

Das Werk ist mit ziemlicher Sorgfalt geschrieben, und bey Abfassung desselben sind die meisten Hülfquellen benutzt worden, obgleich in Rücksicht auf die weniger bekannten Gegenden vielleicht nicht immer mit der gehörigen Beurtheilung.

Wir vermiffen eine Anführung der Hauptgebirge wenigstens unsers Erdtheils, oder wenn der Raum dies nicht gestattete, die Verweisung auf das treffliche Werk von Schulz über den allgemeinen Zusammenhang der Höhen.

Bey der Lehre von den Structurverhältnissen fehlt die Structur der Formationen, welche in der Ordnung zwischen derjenigen der Gebirgsmasse in der Structur der Erde mitten inne steht.

Die Lehre von der Structur des Gebirgsgesteins bezieht sich nämlich auf die in der Orytognosie so bekannten Absonderungs- und zum Theil auch Bruchverhältnisse, und auf die mechanische Zusammensetzung der Fossilien. Auf S. 27 bedarf die Stelle einer Berichtigung: „aber die mit einander körnig verbundenen Gemengtheile sind über einander platten; oder lagerartig weggeschichtet.“ Dafür sollte es heißen, die mit einander verbundenen körnigen Gemengtheile sind in platten; oder lagerartige dünne Schichten abgesondert.

Auf S. 30 bey Gelegenheit der conglutinirten Gebirgsarten findet sich die irrige Behauptung: „Die bindende Masse ist jünger als die mittelfst derselben zusammengeklitterten Geschiebe.“ Das Cement eines Conglomerats ist aber so gut der Ueberrest von Gebirgsarten, die mechanische Veränderung erlitten haben, als die verbundenen gröbern Geschiebe, und kann nicht nur von gleich alten, sondern sogar von ältern Formationen herrühren. Rec. hat oft dergleichen verbindende Sandsteine mit der Lupe untersucht, und jedesmal diese Behauptung bestätigt gefunden.

Bei der Lehre von der Structur der Gebirgsmassen fallen die Verhältnisse der Zusammensetzung weg, und es wird daselbst — abgesehen von der Verschiedenheit der Gebirgsmassen — bloß die Absonderung betrachtet, in sofern sie sich auf größere Räume erstreckt. Dieses Capitel fand Rec. weniger vollständig abgehandelt. Folgende Stelle S. 33 ist völlig undeutlich: „Die Abtheilung eines Lagerungsganges in mehrere über einander liegende Lager heißt die Schichtung im Großen. Diese Massen sowohl einfacher als zusammengesetzter Gebirge, sind aber oft wieder in dünnere gleichfalls plattenähnliche Körper abgetheilt, die man Schichten nennt. — Diese Zusammensetzung der Gebirgsmassen aus mehrern successiven, ganz dünnen und regelmäßig über einander abgesetzten, ganz gleichartigen Niederschlägen, und die Bildung der Niederschläge in regelmäßige, plattensförmige Lager, welche in fast gleicher, oft ziemlich beträchtlicher Mächtigkeit durch die ganze Gebirgsmasse durchgehen, nennt man die Schichtung im engeren Verstande.“

Der bisherige Sprachgebrauch, von welchem hierin abzuweichen weder nothwendig, noch rathsam ist, bezeichnet durch das Wort Lager eine einzelne Schicht einer Gebirgsart, welche von der andern im liegenden und hangenden derselben verschiedenartig ist. Was der Verf. ein Lagerungsganges nennt, kann füglich mit dem Namen Gebirge bezeichnet werden, und die Schichtung im Großen bedeutet nach ihm, die Folge verschiedener Gebirge, die auf einander gelagert sind, dies heißt Lagerung.

Schichten sind die das ganze Gebirge durchsetzenden plattensförmigen Absonderungen, und Schichtung heißt diesemnach die Eigenschaft geschichtet zu seyn — oder Schichten zu haben — könnte folglich mit dem Ausdruck Schichtung im Großen die Lagerung bezeichnet werden, so müßte das Wort Schichtung eine doppelte Bedeutung haben, und im einen Falle eine einzelne plattensförmige Absonderung, im andern aber den Inbegriff aller über einander liegenden plattensförmigen Absonderungen derselben Gebirgsart bedeuten.

Nur was der Verf. Schichtung im engeren Sinne nennt, sollte eigentlich so heißen.

Auf die Lehre von der Structur der Gebirgsmassen, bei

welcher wohl zu unterscheiden, daß von der oryktognostischen Beschaffenheit oder den Gemengtheilen der Massen hier völlig abgesehen wird, folgt die Lehre von der Structur der Gebirgsformationen. Was eine Formation sey, findet sich anderswo mit den Ausdrücken von Werner richtig definirt.

Die hier fehlende Lehre von der Structur der Formationen soll uns mit den Merkmalen bekannt machen, an welchen zu erkennen ist, daß verschiedenartige Gebirgsarten zu einer Formation gehören. Es wird nämlich in derselben gezeigt, daß eine Formation nicht nur aus einer und derselben gleichartigen Gebirgsart bestehe, sondern in vielen und zwar in den meisten Fällen aus mehreren zusammengesetzt sey. — Es gehört ganz besonders in diesen Theil der Geognosie den Begriff einer Formation umständlicher zu entwickeln.

Auf die Verhältnisse der Gebirgsformation folgen diejenigen der Erdstructur, bey welchen gelehrt wird, auf welche Weise sich die Erdrinde aus verschiedenen Formationen zusammengesetzt befindet.

Es ist zur Verdeutlichung dieser verschiedenen Lehren sehr nützlich, wenn man bey einer jeden derselben auf diejenigen körperlichen Einheiten aufmerksam wird, deren Verbindung unter einander den Gegenstand der Lehren ausmacht; so bilden Schalen, Platten und Schichten zc. die Einheiten, deren Verbindung die Structur der Gebirgsmassen umfaßt. — Die Massen, deren Unterabtheilungen jene Körper sind, vereinigen sich zu Gebirgsformationen — diese endlich zur Bildung unserer Erdrinde.

Wir vermissen S. 33 die deutliche Bestimmung des Streichens und Fallens der Schichten, welche besonders für angehende Vergleute und practische Geognosten sehr nothwendig ist, und obwohl sie sich in mündlichen Vorträgen weit leichter geben läßt, so darf sie doch hier nicht fehlen. — Bey diesem Anlaß sollte nothwendig auch von der Eintheilung des Bergmännischen Compasses und von seinem Gebrauche zur Abnahme der Schichtenstreichung gesprochen werden, besonders da außerdem jemand, der nicht Anlaß hatte, einen Kurs über Bergbaukunde zu hören, sich schwerlich ohne eine umständliche Beschreibung klare Vorstellungen davon erworben haben, oder auch nur einsehen wird, aus welchem Grunde z. B. die Weltgegenden auf dem Compaß verkehrt sind. Dieses gehört uns so eher hieher, weil der

Compaß eigentlich das einzige Instrument ist, dessen der Geognost unumgänglich bedarf, indem die Fallwinkel sich mit einiger Übung immer hinlänglich genau vom Auge abschätzen lassen, und man hingegen ohne jene Kenntniß weder selbst Beobachtungen anzustellen, noch die Beschreibung anderer deutlich zu verstehen im Stande ist.

§. 40 findet sich die Behauptung: „Vey dieser Gleichförmigkeit (dem Parallelismus der Schichten) kann alles nur als ein Lagerungsganzes angesehen werden, und aus der Menge und Mächtigkeit der Schichten läßt sich die Dauer oder der Zeitraum des Niederschlags vergleichungsweise beurtheilen.“ Was den erstern Theil dieses Satzes betrifft, so kömmt es darauf an, ob der Verf. unter dem Ausdruck ein Lagerungsganzes, die zusammen gehören, zu einer Formation verstand, in diesem Fall wird ihm die Behauptung gewiß von keinem practischen Geognosten zugegeben werden, denn dem Begriff Formation, liegt die Einheit der Entstehungsperiode zum Grunde, gesetzt es fände sich eine Gebirgsformation in söhliger Lage über eine Gegend verbreitet, so müßte eine folgende Bildung nothwendig die nämliche Lage erhalten, und doch könnte ein sehr großer Altersunterschied zwischen beiden stattfinden, wofern die Zwischenformationen an dieser Stelle ausgeblieben wären — wer wollte in einem solchen Falle Gneiß und Sandstein zusammen zählen?

Was nun die Beurtheilung der Dauer eines Niederschlags betrifft, so haben wir allen Grund zu vermuthen, daß hier zwischen krystallinischen oder chemischen und mechanischen Niederschlägen ein großer Unterschied herrscht.

§. 53. Dem Rec. sind gerade nicht die höchsten Berge bekannt, auf denen sich Basaltkuppen finden.

Im Anfange des sechsten Capitels findet sich von §. 53 bis 56 ein Widerspruch, der bey dem Anfänger nothwendig Verwirrenheit in den Begriffen verursachen muß.

Zuerst liest man die ganz richtige Definition des Begriffes Formation, wobey sie als ein Glied in der Reihe der Gebirgszeugnisse betrachtet wird. Gleichartige Formationen oder gleichartige Glieder verschiedener Formationen können in der Zeitfolge mehrere Male von neuem erscheinen, und Werner

bezeichnet diese Reihen wiederkehrender gleichartiger Erzeugnisse mit dem Namen **Suiten** — sie geben den Stoff zu den lehrreichsten und fruchtbarsten Betrachtungen in der Geognosie.

Nachdem nun die Eigenschaft einer Formation immer von dem oben angegebenen Gesichtspuncte aus dargethan worden, geht der Verf. S. 56 zu dem Satze über: „Nach diesen Grundsätzen erkennt die Geognosie acht verschiedene Formationen: die Schiefer-, Kalk-, Trapp-, Porphyr-, Gyps-, Kohlenstoff-, Talk und Topasfels-Formation.“

Sollte da der Anfänger nicht auf den Wahn gerathen, diese acht Formationen machen zusammen die Reihe aller Gebirgserzeugnisse aus? und dennoch versteht der Verf. darunter nichts anders, als die Suiten; wobei zu bemerken ist, daß, so viel uns bekannt, Werner die Topasfels-Formation nicht als Suite aufführt — denn sie besteht nur aus einem Gliede, und verdient kaum als Gebirgsart aufgeführt zu werden. Diese Verwechslung des Begriffs Suite mit demjenigen einer Formation, wird dadurch auffallender, da weiter die beyden hier verwechselten Begriffe sehr deutlich festgestellt sind.

Der öfters vorkommende Ausdruck: „die bewohnte Periode“ anstatt die Periode, während welcher die Erde von organischen Geschöpfen bewohnt war, verdient gerügt zu werden.

Es fehlt die Angabe des Unterschiedes zwischen den krystallinischen, chemischen und mechanischen Niederschlägen, welcher nicht so allgemein bekannt ist, daß er vorausgesetzt werden kann. Die Feldspathsäulen von mehreren Ellen im Durchmesser, sind dem Rec. völlig unbekannt.

Es ist offenbar falsch, zu sagen: die Gemengtheile des Granits seyen selten krystallisirt — denn es läßt sich keine vollkommen dicht erscheinende, d. h. ununterbrochene Masse aus einem Gemenge vollendeter verschiedenartiger Krystalle denken. Wo alle Bestandtheile einer Gebirgsart krystallinisch sind, da müssen sich ihre regelmäßigen Formen in ihrer Entstehung nothwendig wechselseitig beschränken, und es bleibt nur noch die Tendenz zur Krystallisation erkennbar, nur in seltenen Fällen findet man bey einzelnen Bestandtheilen eine größere Annäherung zur Vollkommenheit — wo hingegen eine Masse aus krystallinischen und dichten Gemengtheilen besteht, da könnten

sich jene ungestört ausbilden, und es finden sich deshalb in verschiedenen Gebirgsarten weit öfter vollendete Krystalle, wie z. B. im Porphyr.

S. 69. Der Verf. scheint zu glauben, der Granit sey immer geschichtet, und wenn man dieses nicht wahrnehmen könne, so liege die Ursache entweder in der Undeutlichkeit oder in der Mächtigkeit der Schichten — dieser Irrthum findet sich durch mannigfaltige sehr zuverlässige Beobachtungen widerlegt.

Wenn Schichtenabstufungen überhaupt die Folge einer Unterbrechung oder Störung in der Bildung sind, so wird es sehr wahrscheinlich, daß in der ältesten Urzeit, in deren Producten sich eine größere Ruhe ausdrückt, die Geseze eines krystallinischen Niederschlags unbeschränkt geherrscht haben, und keine Störung statt fand, welche Schichtenabstufungen hervorzubringen könnte.

S. 72 steht: „Die ansehnlichsten Bergrücken in Europa, die Alpen, Karpathen, Pyrenäen, Appenninen, bestehen aus Granit“ — diese Behauptung ist falsch, und würde selbst kaum dann richtig seyn, wenn es hieße: sie ruhen auf Granit.

S. 103. Der Syenit besteht eigentlich aus Hornblende, Feldspat und Quarz, und unterscheidet sich schon durch diese Mischung vom Grünstein.

S. 104. Es wird zu allgemein behauptet, daß das Korn des Grünsteins mit seinem Alter abnehme. Dergleichen allzu ausgedehnte Behauptungen können oft auf irrige Schlüsse führen, wenn man in Rücksicht auf die Altersbestimmung einer Gebirgsart in Verlegenheit ist.

Nach der bisherigen Erfahrung entsteht die Muttererde besonders aus Grünsteinschiefer, auch ist die Seltenheit der Schichtung des Grünsteins nicht so groß, wie sie hier aufgeführt wird.

Von dem Serpentin am Zobtenberge wird mit Recht behauptet: er gehöre der zweyten Formation an, und wird weiter oben von der ersten Serpentinformation angegeben, sie liege in Lagern, in Gneiß, Glimmer, und Thonschiefer; von der neuern zweyten Formation, sie sey abweichend und übergreifend auf die ältern Gebirgsarten gelagert. — Wenn nun unter jenen ältern Gebirgsarten auch der Thonschiefer

verstanden wird, so ist diese Behauptung in Rücksicht des Zobenberges nicht ganz richtig (s. v. Buch D. I. 66.). —

S. 118. Die Erscheinung der Steinkohlen in den Schluchten und Vertiefungen des Porphyr könnte den Wahn erzeugen, dieses Vorkommen sey in der geognostischen Verwandtschaft beyder Gebirgsarten gegründet. Da nun zwischen ihnen keine Verbindung herrscht, und die Steinkohlen eben so gut zufällig auf Gneiß und Granit gelagert seyn können, als auf Porphyr, so verdient jenes Vorkommen kaum einer Erwähnung.

Eine sehr gewöhnliche Art des Vorkommens vom Rieselschiefer ist in Ruppen, auf welche Weise er sich in allen Formationen findet.

S. 128. Die Ausdehnung des Urgypses von Balcanaria bis an den Comersee ist dem Rec. noch unbekannt, und beruht wohl auf keinen zuverlässigen Angaben. Im Wallis kommt er bey Merel (statt Muel) vor, und seine dortige Lagerung ist noch nicht so entschieden, daß man ihn bestimmt für Urgyps ansehen könnte.

S. 137. Die Bohrerze, welche sich auf den Rönthischen Bohnenwerken finden, können, wohl kaum als dem Uebergangskalk untergeordnet angesehen werden. — In Rücksicht derselben ist zu bemerken, daß die schon oft auch namentlich von dem verehrungswürdigen Mohs in seinem Aufsatz über die Villa:heralpe geäußerte Meynung, Bohrerz sey ein Aggregat von Braun: Eisensteingeschieben, höchst wahrscheinlich ungegründet ist. — Rec. hat eine große Menge einzelner Bohnen aufgeschlagen, und ohne Ausnahme, jedoch nicht immer gleich deutlich bemerkt, daß sie alle aus concentrisch schalig abgesonderten Stücken bestehen, die sich nach der Mitte zu in einem dichten, von dem Braun: Eisenstein jedoch durch etwas mehr Glanz unterschiedenen Kern verlaufen, wobey die Richtung der Schalen oftmals auffallend genau mit der äußern Oberfläche der Bohne gleich läuft — sogar in einigen, obgleich selteneren Fällen, finden sich in der Mitte Kerne von verschiedenartigen Fossiliten, wie Sandstein, Quarz oder Kalkstein. — Diese Erscheinungen liegen mit jener oben angeführten Meynung durchaus im Widerspruche, denn es ist kein Braun: Eisenstein bekannt, der körnige und concentrisch schalig abgesonderte Stücke

enthielte — und alle Beobachtungen über Geschiebe lehren, daß diese immer aus den festesten Stücken einer Gebirgsart bestehen, während die äußern Schalen jener Bohnen gewöhnlich gerade am sprödesten sind, und wären die Bohnen Geschiebe — in kurzer Zeit hätten wegfallen müssen.

Man vermißt bey mehreren Gebirgsarten, z. B. Spente, Uebergangskalk u. a. die genaue Bestimmung ihres geognostischen Charakters — ihrer Lagerung und selbst ihres Lokalvorkommens, in sofern sie größere Gebirge constituiren — da, wo vielleicht die geognostischen Verhältnisse sich noch nicht all gemein genug angeben lassen, sollten wenigstens diejenigen aus dieser Feldart bestehenden Gebirge angeführt werden, von denen es ausgemacht ist, in welchen geognostischen Verbindungen sie stehen.

Die Anführung bloß oryktognostischer Merkmale entspricht selten dem Zweck, wenn man sie benutzen will, um Gebirgsarten auch in Rücksicht ihres Alters zu charakterisiren — und dieses ist doch besonders dann am wichtigsten, wenn dieselbe Steinart, z. B. dieser Kalkstein, in verschiedenen Formationen zum Vorschein kömmt.

S. 141. Die Masse, welche das Bindemittel der Grauwacke ausmacht, kann doch kaum eine erdige genannt werden.

S. 150. 151. Im Eingang des dritten Capitels finden sich einige Behauptungen, welche bey dem Anfänger nothwendig falsche Vorstellungen hervorbringen müssen, und allen Beobachtungen widersprechen. Es heißt dort: die Flözgebirge bilden meistens den Fuß der Gebirge — diese Behauptung hat nach der Ansicht des Rec. keinen Sinn. Denn sollte damit so viel gesagt werden, als sie finden sich am Fuß andrer Gebirge, so bedürfte dies eines andern Ausdrucks. In diesem Fall aber ist zu bemerken, daß, wenn sie im Hangenden einer ältern Gebirgsmasse liegen, man sie nothwendig nur auf der einzigen Seite des Gebirges finden kann, welche der Einsenkung entspricht, während hingegen auf den andern Seiten das ältere Gebirge zu unterst und das Flözgebirge über ihm erscheint.

Zudem wird sich in allen Gegenden, wo ein Gebirgszug aus mehreren parallelen Ketten besteht, jene Angabe durchaus nicht bestätigen.

Wie verträgt sich aber die Behauptung, sie (die Flößgebirge) ziehen sich in schwachen wellenförmigen Erhöhungen und Vertiefungen fort, und bilden größtentheils nur hügeliges Land, mit den Erscheinungen in den Alpen und Pyrenäen, wo die Flößgebirge ganze Ketten von 7—10000' Höhe bilden.

Vergleichen Angaben beziehen sich offenbar nur auf einige flache Gegenden Deutschlands, und sind daher als höchst einseitig zu betrachten.

S. 151. Auch die folgende Angabe: sie bestehen größtentheils aus mechanischen Niederschlägen, ist offenbar falsch. — Man denke nur an die ungeheuern Kalkmassen, die sich in den Alpen und Appenninen zusammengehäuft finden.

S. 159. Der vom Verf. gethane Vorschlag, sich der Benennung *Alpenkalk* künftig gänzlich zu enthalten, verdient den Beyfall aller Geognosten, und wird auf jeden Fall dazu beitragen, die mannigfaltigen Verwechslungen und Verwirrungen, welche sie hervorbrachte, wieder aufzuheben.

In Rücksicht der Mohl'schen Behauptungen über diesen Gegenstand ist nur zu bemerken, daß jeder Alpenkalk nothwendig Flößkalk seyn müßte, und daß der Uebergangskalk nie mit Recht jenen Namen erhalten konnte.

Weit richtiger und bezeichnender ist die Benennung *Jurakalk*.

S. 174. Die Meynung des Verf., der Feuerstein im Kreidegebirge habe sich erst später in seinen Blasenräumen gebildet, scheint dem Rec. nicht richtig zu seyn, weit wahrscheinlicher ist es wohl, daß diese Kieselmasse sich während des Niederschlags aus der verschiedenartigen Kalkauflösung zusammenzogen und ausschieden. Aehnlich verhält es sich mit dem häufigen Feuerstein; und Hornstein; Nieren in dem ältern Kalkgebirge, über deren gleichzeitige Entstehung kein Zweifel Raum findet, nur der Unterschied zeigt sich im Kreidegebirge, daß hier diese Nieren mehr ausgezeichnet und unterschieden sind.

Es sollte bemerkt werden, daß der Basalt von säulensförmig abgesonderten Stücken oft wieder in größere Massen getrennt, die einer körnigen Absonderung im Großen ähneln — in jeder solchen Masse haben gewöhnlich die Säulen eine verschiedene Lage oder Richtung.

S. 99. Rec. ist vollkommen von dem neptunischen Ursprung des Basaltcs überzeugt, wünschte aber eben deswegen, daß nur triftige Beweisgründe für denselben in einem geognostischen Handbuche angeführt würden.

Der 1te und 3te Grund S. 199 sind nun gar nicht in diesem Fall, denn erstlich beweisen die regelmäßigen Absonderungen gar nichts gegen den vulkanischen Ursprung, indem z. B. pseudovulkanische Produkte auffallend dieselbe Absonderung zeigen, und der stängliche Thon: Eisenstein im Kleinen dieselben Formen hat, wie der Basalt im Großen. — Ferner ist es eine bekannte Erfahrung, daß verschiedene Massen bey'm Zurücktreten aus einem heißen Zustand in den kalten eben diese Form annehmen, wie z. B. die Gesteine eines Hochofens nach geendigter Schmelz: Campagne.

Auch die Schichtung ließe sich bey einem vulkanischen Ursprung immer noch leicht denken; wie oft findet man nicht mehrere deutlich abgesonderte und selbst weit verbreitete regelmäßige Lagen von Lava über einander.

Auffallend ist, daß selbst der Verf. S. 265 bey Gelegenheit der Lager sagt: man nenne sie im Ur- und Uebergangsgebirge ohne Unterschied Lager, im Flözgebirge nach Gefallen Lager oder Flöze, im vulkanischen oder aufgeschwemmten Gebirge Schichten oder Bänke.

S. 208. Unter den Benutzungsarten des Basaltcs verdient bemerkt zu werden, daß man ihn öfters als Zuschlag bey'm Eisenschmelzen braucht.

S. 209. Die vom Verf. geäußerte Meynung, es sey auch eine Eisenformations: Suite in der Geognosie anzunehmen, verdient allen Beyfall, und findet sich in der steten Wiederkehr der Eisenbildungen vollkommen begründet.

S. 209 Was der Verf. von dem Eisenthongebirge sagt, ist wenig befriedigend. — Undeutlich ist folgende Stelle über das Behrauerflöz: „Das ganze dortige Eisenthongebirge liegt tief zwischen zwey Sandsteinformationen; und der älteste derselben hat ein Flözkalilager unter sich.“

S. 215. Die Nagelsfluh kann keineswegs ausschließlich zum aufgeschwemmten Gebirge gerechnet werden, im Gegentheil

gehört diese **Formation**, welche in der Schweiz zum Theil sehr hohe Berge bildet, mit dem Sandstein zusammen einer weit ältern **Formation an** — obgleich eine ganz neue und täglich noch entstehende, aber gar nicht bedeutende Geschiebs- Anschwemmung auch **Magelfluß** genannt wird.

Auffallend ist dieser Fehler, da der Verf. bey Gelegenheit des ältern Sandsteins beyläufig sagt: „hierher gehört auch die **Magelfluß**.“

S. 220. Das Vorkommen des stänglichten Thon-Eisens in Gegenden, die nicht pseudovulkanisch sind, ist dem Rec. ganz unbekannt.

S. 221. Die Entstehung des ächt vulkanischen Feuers ist in so vielen Rücksichten noch ungewiß, daß man sich weder für die Steinkohlenslöthe, noch für Schwefelkieslager, noch für irgend eine andere Materie zuverlässig entscheiden kann — jene Meynung hätte, wie es auch der Verf. **S. 121** sagt, weit mehr Wahrscheinlichkeit für sich, und unsere Erfahrungen geben uns keinen gegründeten Anlaß zu glauben, daß Schwefelkieslager zu der Ernährung eines vulkanischen Feuers während einer langen Reihe von Jahren hinreichen können. Allein die neuern Beobachtungen des Hrn. von Buch über Auvergne, die sich im zweyten Bande seiner Beobachtungen aufgezeichnet finden, lehren uns, daß dort Lavenströme unmittelbar aus dem Granit hervorbrechen, und also an Steinkohlen wohl kaum gedacht werden kann. Mehrere für diese Meynung vom Verf. angeführte Gründe können demselben aber nicht zugegeben werden.

S. 222. Man muß wohl zwischen Entzündung und Ernährung des Feuers unterscheiden. — Um erstere zu erklären, wird immerhin auch das Vorhandenseyn von Schwefelkiesen angenommen — denn es muß der Entbindung des Wärmestoffs und der Inflammation eine chemische Veränderung vorangehen, welche bey den Steinkohlen allein nicht möglich ist. Wirklich könnte eine Masse ganz reiner Steinkohlen auch noch so lange verschiedene atmosphärischen Wirkungen ausgesetzt seyn, und es würde keine Entzündung erfolgen.

Eben so oft als Vulkane sich finden, können sich ja auch Schwefelkieslager im flächern Lande finden — aber wie ungegründet ist die Behauptung, die Vulkane seyen vorzüglich da

zu Hause — und sie seyen nur durch ihre Auswürfe zu höhern Bergen geworden.

S. 228. Man findet selten eine Definition, die das Bild. des zu bezeichnenden Gegenstandes so richtig gibt, wie die Bernersche Definition eines Ganges. — Obgleich die vom Verf. gelieferte nichts Unrichtiges enthält, so wäre es doch besser gewesen, sich der erstern zu bedienen.

Bey der Bestimmung der Mächtigkeit eines Ganges sollte es heißen: die winklerechte (anstatt die senkrechte) Entfernung des Hangenden vom Liegenden.

Es gehört S. 232 zu den wesentlichen Eigenschaften eines Ganges, daß er die Gebirgsschichten durchschneide. — Dem Rec. ist auch kein Gang bekannt, der dieser Bedingung nicht entspricht, obgleich es leicht einzusehen ist, daß eine Masse, die sich als Lager gleichförmig über einer andern niederschlägt, so bald diese von einer andern Spalte durchsetzt war, die letztere nothwendig ausfüllen muß. — Fälle von dieser Art sind auch mehrere bekannt genug, und zugleich sehr beweisend für die Bernersche Theorie. Der Verf. führt selbst S. 249 u. f. mehrere solche Beispiele an. — Wenn aber nach des Verf. Voraussetzung ein Gang zwischen zwey auf dem Kopfe stehenden Schichten sich bildete, so möchte Rec. fragen: woran der Verf. ein allgemeines Merkmal findet, daß dieses kein Lager sey. Das Ausleiten darf hier durchaus nicht angeführt werden, denn erstlich läßt es sich bey feigern Schichten nur selten wahrnehmen, und ferner findet das ihm analoge Verdrücken bey Lagern eben so oft statt.

Der grobkörnige Kalkstein zu Lauterbrunnen im Canton Bern bildet ein Lager im Gneiß, aber keineswegs einen Gang im Flöskalk, obschon dieser letztere von ziemlich vielen kleinern Kalkspathgängen durchsetzt ist.

An demjenigen, welches der Verf. von den Lagern sagt, sehen wir nur das aus, daß er von dem Sage ausgeht, Einsenkungen von mehr als 45' seyen etwas seltenes — in diesem Falle können die den wenigen Ausnahmen, welche der Verf. anführt, noch viele hundert andere beygefügt werden; ein Blick auf ein Alpen- oder Jura Profil würde ihn sehr bald von seinem Irrthum überführen. Die Behauptung, daß die Lager nach der Tiefe zu an Mächtigkeit zunehmen, ist dem Rec. nicht bekannt, und dürfte wohl wenig Grund haben.

S. 268. Gemeiner Chlorit kommt häufig auf Gängen vor — als Beispiel gelten die im Gotthardsgebirge und einigen andern Alpengegenden sehr häufig aufsteigenden Gänge von Bergkrystall, denen der gemeine Chlorit fast nie fehlt.

C. L. S.

Jahrbücher der Litteratur.

Theodus Gastmahl, oder über die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religionen: Societäten. Unus Dominus, una Fides, unum Baptisma, unus Deus et Pater omnium, qui est super omnes, et per omnia, et in omnibus nobis! Paulus Ep. ad Ephes. Cap. IV. 5. 6. Dritte, mit neuen Zusätzen bereicherte Ausgabe. Frankfurt am Main, Joh. Christian Hermannsche Buchhandlung. 1813. VIII und 391 S. in 8.

Daß dieses Buch unter die merkwürdigsten der Zeit gehört, scheint sich schon dadurch zu bewähren, daß es bey dem auf fallenden Widerspruch, worin es mit dem seitherigen Geiste der philosophischen und religiösen Litteratur steht, in dem kurzen Zeitraum von drey Jahren die dritte Auflage erlebt hat. Unkrenitig folgt hieraus noch nichts für die Güte seines Inhalts, für die Gründlichkeit seiner Ansichten, für die Reins heit seiner Absichten. Indessen kann die Erscheinung auch zu keinem schlimmen Vorurtheil berechtigen, und es bleibt so viel übrig, daß das Buch nicht nur lezenswerth, sondern auch in einem hohen Grade beurtheilungswerth seyn müsse, wobey dem Richter Ausführlichkeit in der Sacherzählung und den Gründen seines Urtheils nicht versagt werden kann, weil ex die Rechtmäßigkeit der Theilnahme von einer so großen Menge von Lesern, ihres Beyfalls oder ihres Mißvergnügens zu würdigen, und, wosern seinem Gemüth ein solcher wesentlicher Uebereinklang mit dem allgemeinen Wohl geworden, im Namen der Menschheit zu entscheiden suchen muß.

Ehe wir daher die Schrift selber prüfen, müssen wir auf ein älteres Werk zurückgehn, das mit ihr in einem nahen Zusammenhang steht. Es ist der Triumph der Philosophie im 18. Jahrhundert, im Jahr 1803 unter dem angeblichen Druckort Germantown in zwey Bänden erschienen. „Der große Wandel der Dinge in religiöser und politischer Hinsicht, welchen wir und unsere Zeitgenossen vor 30 bis 40

Jahren nie geahnet hätten“ und der Wunsch, den Grund der Dinge zu forschen, gab die Veranlassung und den Inhalt dazu her, und zur Inschrift dienten beiden Theilen die vortrefflichen Verse Pfeffels:

Das Räthsel ist gelöst, die träge Hand der Zeit,
 Hat den Beweis mit Blut uns hingeschrieben,
 Daß Irreligion ein größtes Uebel sey,
 Als aller Fakirn Schwärmerey,
 Daß Beduinen, Carai ben,
 Und der Corsaren Brut, die Schreden, Slaverey
 Und Meuchelmord rund um sich her verbreiten,
 Daß selbst des Tygers Zahn und der Hyäne Wuth
 Der Menschheit lange nicht so viele Quaal bereiten,
 Als falscher Weisen Uebermuth!

Von seinen entferntesten Spuren im Griechischen Alterthum an wird der falsche Philosophismus, oder die falsche Aufklärung, welche Sittlichkeit, Religion und Staatsverfassung umzuwälzen sucht, um chaotische Verwirrung und ein gräßliches Nichts an ihre Stelle zu setzen (wie sie denn überall, eine Schwärmerey für das Nichts ist), historisch erörtert, durch die Zeiten des Mittelalters und der Wiederherstellung der Wissenschaften summarisch durchgeführt, ihr stärkeres Aufkommen im 17. Jahrhundert, in England seit Carl II. und in Frankreich seit Ludwig XIII. vornehmlich aber seit der Orleanischen Regentschaft, endlich ausführlicher die Epoche dargestellt, wo Voltaire und die übrigen ungeheuerlichen Hähne des 18. Jahrhunderts (d'Alembert, Diderot 2c.) jene Eier legten, aus denen mit der Zeit Schlangen und Basilisken austrochen. Es wird ihre ausdrückliche Verschwörung gegen das Christenthum und die Throne aufgedeckt, in welche selbst gekrönte Häupter wissenentlich und unwissenentlich verflochten wurden; ein Bund, dessen Lösungsworte so lästerlich sind, daß sie der Ueberzeugung und Warnung wegen einmal aufgezeichnet zu seyn, aber nicht wie derholt zu werden verdienen. Von hier an beginnt der Verf die eigentliche Entwicklung des großen Geheimnisses der Bosheit nach allen seinen verborgenen Gängen, Verzweigungen, Zurüstungen und endlichen Ausbrüchen. Der Aferphilosophismus macht vornehmlich in Frankreich trotz allen Gegenbemühungen:

rasche Fortschritte, er wird durch Große, Minister und Weiber unterstützt, er unterjocht die Litteratur und herrscht in der Aca-
demie, macht die Geistlichkeit verächtlich, verderbt, jamal seit
dem Sturz der Jesuiten, den Jugendunterricht, verpestet die
Sitten, steckt sich hinter die Maske der Toleranz, wandert
nach Deutschland und in andre Länder, wo er zuerst in Preußen
und Norddeutschland seine Anhänger findet, wirkt in Oester-
reich, schleicht sich in die Freymaurerey und stifet neue Orden,
und feyert endlich in Frankreich seinen blutigen Triumph, in-
dem er unter dem Getümmel der Anarchie und des Pöbels
despotismus die Vernunft in der bezeichnendsten Gestalt als
einzige Gottheit auf die Altäre des Allmächtigen stellt. Und
so schließt sich das Werk mit einem wichtigen: „Et nunc ro-
ges intelligite!“ — Wir sind nicht der Meynung, dieses
Buch von Fehlern und Unrichtigkeiten freyzusprechen; wir wer-
den einiger noch in der Folge gedenken. Wir wünschen, daß
es einem oder eigentlich mehreren kundigen Zeugen und redlichen
Männern gefallen möchte, jeder für sich die historische Critik
der einzelnen Angaben zu machen, die der Tr. d. Phil. hier
setzt; auf die Weise würde die Hauptsumme seiner historischen
Wahrheiten bey geringem Abgang desto mehr gesichert, und
von andrer Seite wohl wieder vergrößert werden. Aber wie
jene Grundmasse die Probe der Aechtheit schon im Erfolg zeigt,
welchen das jetzige Menschenalter größtentheils erlebt hat, so
wünschen wir, daß es, was es erlebt, aber nicht erfahren und
mit Händen gefühlt hat, hier lebendig, nebst den Quellen ken-
nen lernen möge, und wir versprechen den meisten Lesern eben
das, was dem Ref. belesene und einsichtsvolle Männer gestan-
den haben: „So arg hätten wir es uns nicht gedacht — es
ist schrecklich — es geht über allen Begriff!“ In sofern ist
man dem Verf. den größten Dank für die mühsame Ausarbei-
tung dieses literarischen Products schuldig, das seinen guten
Zweck, die Gefahren der Freygeisterey aller Art pragmatisch
und eindringlich zu schildern, gewiß nicht überall verfehlt; und
er konnte auch füglich Andern überlassen, den jagenden Wäns-
derer, den er an die Abgründe des Daseyns geführt hat, ohne
neue Täuschung zu trösten, und auf ewige Wege zu leiten.

Unsere Aufgabe ist eine nähere Beurtheilung des Triumphs der Philosophie nicht, dessen Anzeige für verspätet gelten müßte; wir gehen daher zu Theoduls Gastmahl über. Da der Herausgeber des letztern sich v. A. unterzeichnet, und der des erstern sich A l t e n b u r g unterschreibt, so scheint es uns um so mehr zu berechtigen, eine genetische Verwandtschaft zwischen beyden Werken zu muthmassen. Da jedoch der Herausgeber und Verfasser des einen wie des andern verborgen bleiben will, und ein Recht dazu hat, so ist es Pflicht der Bescheidenheit, von dieser Untersuchung die Hand zurückzuziehen. Wir sehen daher nur wegen einer innern Verbindung ihres Geistes und Zwecks beyde Bücher als Geschwister oder Freunde an, und glauben, daß das zweyte die Lesung des ersten voraussetze. Auch von der Confession des Verf. oder Herausgebers soll weiter keine Frage seyn.

Die erste Vorrede spricht von den traurigen Folgen der Trennungen der Gemüther in Religionsachen. „Deutschland, heißt daselbst, hat sein seit beynahе drey Jahrhunderten immer tieferes Sinken von seiner vormaligen Macht und Größe und sein gegenwärtiges Unglück vielleicht ursprünglich und vornehmlich aus dieser Quelle herzuleiten. Um die für Frankreich so lange und auch für unsere Zeiten so äußerst traurig gewesenen Folgen der Religionstrennung zu heilen, sind kürzlich verschiedene Vorschläge zu einer Vereinigung gemacht worden, die nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland Freunde gefunden, aber hier auch bey andern allerley Besorgnisse erregt haben. Ob jene Vorschläge mit der gehörigen Sachkenntniß gemacht, ob diese Besorgnisse gegründet sind, ob einer Vereinigung zu unsern Zeiten nicht größere Schwierigkeiten als je entgegenstehen, ob sie ohngeachtet derselben doch leicht und wohl am Ende gar nothwendig sey, darüber enthält diese Schrift manches, das einer reifern Ueberlegung vielleicht nicht unwerth ist.“ Hier ist nur der Nachtheile, aber nicht der unlängbaren Vortheile der Religionstrennungen gedacht, welche letztere in der ganzen Kirchengeschichte, wenn auch noch so traurig, doch bis jetzt unvermeidlich erscheinen, auch immer von höherer Hand geleitet waren. Daher möchte es für die schließliche Erfüllung von Joh. 11, 52., woran der Herausgeber erinnert, noch nicht

stetig geschlagene Zeit seyn. Den guten Winken, welche die Vorrede zur 3. Ausg. über das Recensionswesen gibt, wünschen wir um so lieber zu entsprechen, als der dort genannte Entwurf von Theoduls Gastmahl der ausdrückliche dieser Beurtheilung ist.

Der Verf., auf einem Spaziergang mit seinem Freund Edward und im Gespräch über die Drangsale unserer Zeit, die großen Veränderungen, die wir erlebt haben, und ihre Ursachen (vgl. oben über den Tr. der Phil.), insonderheit aber über die Veränderungen im Religionswesen und die von Edward gefürchtete Kirchenvereinigung, wird mit letzterm von Theodul zu einer Abendmahlzeit eingeladen, an welcher mehrere gemeinschaftliche Freunde und der alte vormalige Abt Odilo von St. Apollinar in Frankreich, mit welchem Theodul sie bekannt machen will, Theil nehmen. „Wir fanden an ihm einen Mann von vielen Einsichten, und eben so großer Sanftmuth und Herzengüte, als Eifer für die Religion etc.“ Das Gespräch geht von den politischen Umwälzungen auf die Erwartungen im Religionswesen über, „wozu sowohl die gegenwärtigen Arbeiten am Concordat, als einige kürzlich in Frankreich erschienene Schriften Gelegenheit gaben, in welchen der jetzige Kaiser der Franzosen dringend aufgefodert wird, sein Ansehen zur Vereinigung aller christlichen Religionspartheyen in einen äußern Cultus und unter ein einziges kirchliches Oberhaupt anzuwenden.“ Die Hauptunterredner sind Edward, ein Lutheraner, Huldreich von Stetten, ein Reformirter, und Odilo. Letzter erklärt sich über das Vereinigungsproject anfangs verständig; „Wenn Einheit der Religion Eintracht des Glaubens zur Grundlage hat, so ist wohl gewiß, daß sie nach meiner wenigen Einsicht sehr wichtig ist, sowohl in religiöser und moralischer, als in politischer Hinsicht.“ — „Ob Hr. Deaumont bey seinen Projecten auch an eine Einigkeit des Glaubens gedacht habe, ohne welche eine wahre Vereinigung der getrennten Kirchen weder möglich ist, noch das hervorbringen kann, was er davon verheißt? ist eine andre Frage.“ — „Sie werden es mir nicht verargen, daß ich eine Religionsvereinigung herzlich wünsche: denn ich liebe meine Religion, und halte sie für die wahre — doch gefallen mir jene Schriften

nicht, und die darin geschehenen Aufforderungen am wenigsten — mich dünkt, daß die Verfasser weder den Katholicismus, noch den Protestantismus gekannt haben, und so lassen sich keine zweckmäßige Vorschläge machen.“ — „Ich will nur dieses anführen, daß sie alle Hindernisse einer Vereinigung gehoben glauben, wenn man den Priestern Weisheit gebe, die Ohrenbeichte abschaffen, und den Einfluß des Papstes aufheben würde.“ — Von hier an entsteht eine litterarisch, historische Unterredung über die wahren Verschiedenheiten beyder Kirchenbekenntnisse in den einzelnen Grundsätzen des Glaubens oder der Zucht, wozu aus Theoduls Bibliothek die nothigen Hülfsmittel herbeugeholt werden. Wir setzen die Punkte auseinander, und antworten bepläufig. 1) Von der Ohrenbeichte. Aus Luthers Schriften wird bewiesen, daß Luther für sie eingenommen war, und ächt katholisch nur die unerkannten Sünden, in deren Angabe eine Unmöglichkeit liegen würde, dem Beichtiger nicht namentlich entdeckt haben wollte; daß er überdem die Buße oder Absolution unter die Sacramente rechnet, auch in Ansehung der Zahl der Sacramente nicht mit sich einig war, hier drey, bald nur zwey zählte, ein andermal die Firmelung, letzte Oelung und Ehe, als unauf löslich, auch in die Zahl der Sacramente setzt. Otto selbst läßt sich den Unterschied zwischen den frühern, hernach zurückgenommenen Aeußerungen Luthers und seinen spätern Gesinnungen gefallen; und dies ist einer der wichtigsten Umstände, der nie aus den Augen verloren werden darf, da die Reformatoren ja sämmtlich römisch, katholisch geboren, und Luther überdem noch Mönch war; und es ist einestheils Folge der andern Natur, anderntheils gereicht es dem heftigen Mann zur Ehre, daß er lange mit der Eichtung und Begwerfung anerzogener Grundsätze zu kämpfen hatte. Den von der Specialbeichte nahm er jedoch mit ins Grab; und so unläugbar manche Vortheile derselben sind, so gewiß ist es, daß sie, ohne ein Kirchengesetz zu seyn, noch alltäglich in protestantischen Ländern privatim geübt, von Seelsorgern nach Umständen mit Recht gefordert, und von frommen Beichtkindern freiwillig gethan, auf diese Weise also Luthers Grundsätze gemäß gehandelt wird. Ihrer verschiedenen Nachteile wegen ist ihre Ab-

schaffung nicht eben zu beklagen, und wir möchten bey dieser schwierigen Aufgabe für die beste Auskunft halten, die Sache für die öffentliche Kirche im jetzigen protestantischen Zustande zu lassen, den Predigern jedoch daselbst eine strenge Gewissensrührung, für das Haus aber den Gemeindegliedern in schweren Gewissensfällen das besondere Sündenbekenntniß zur Pflicht machen. Man merke, was wir sagen wollen: die Ohrenbeichte ist harte, die allgemeine Beichte für ihre Fehlritte empfindlich gemachte, in der Liebe Gottes stehende Herzen voraus. Wir erinnern hiebey den Verf., daß die vorgeschlagene Auskunft über die geheime Beichte mit der Ordnung der ersten Kirche wohl übereinstimmt, wobey wir ihm unter andern anführen wollen, daß es heißt: „Der Mensch prüfe sich selbst, und also esse er ic.“ (1. Cor. 11, 28.), die eigentliche Ohrenbeichte aber erst im Anfang des 13. Jahrhunderts durch das Lateranische Concilium zum Gewissenszwang gemacht wurde. Die Zahl der Sacramente betreffend, so ist kein Wunder, daß Luther darüber mit sich uneinig scheint, weil überhaupt über Begriff und Bedeutung von Sacrament häufig eins der sonderbarsten Mißverständnisse obwaltet, wie vielleicht anderswärts gezeigt werden wird. Der Streit über die Zahl der Sacramente ist einer der leersten, die man führen kann, gleichwohl sicher, daß Taufe und Abendmahl höchst wichtige Sacramente sind. a) Der Pabst. Luther bezeugte anfangs gegen den Pabst Verehrung und Gehorsam; erst als derselbe sein offener Feind wurde, brach er in Heftigkeiten gegen ihn aus. Vepdes natürlich, charakteristisch und zeitgemäß. Ein weniger treuherzig unbeholfener Mann würde sich anders benommen haben. Theoduls Gäste glauben nicht, daß man den Pabst noch für ein antichristliches Wesen halten könne, und haben völlig Recht, sofern von der Person vieler wahrhaft frommen Päbste, oder von der christlichen Führung des einmal vorhandenen höchsten Kirchenamts die Rede ist. Im übrigen dürfen wir auf die Geburt des Römischen Weltbisthums, auf die nie zu entschuldigenden Handlungen von Widerchristlichkeit dieser moralischen Person, welche vor allen Dingen den Begriff eines Katholicismus der Kirche ganz verrückt und an den einzelnen Stuhl zu Rom geknüpft hat, und auf die bedeutende

(auf jedes Pharisäerthum ausgeprägte) Lehre Christe verweisen, Matth. 23. 9. Auch hat es nicht an Katholiken gefehlt, welche dieselbe Ansicht hatten. Daß, wie Odilo anführt, Metanchthon und Camerarius die Oberherrschaft des Papstes zulassen wollten, sagt aus vielen Gründen, besonders wenn man die ausgezogenen Stellen aufmerksam erwägt, weniger als Odilo für den Sinn des Protestantismus daraus zu folgern scheint. Wenn nach einem Leipziger Journal von 1809 einsichtsvolle Protestanten jetzt wirklich anfangen, die großen Vorzüge der Hierarchie der katholischen Kirche einzusehn, und zu fühlen, daß sonst kein Mittel ist, den Protestantismus von seinem Untergange zu retten, als wenn man Erzbischöfe und Bischöfe bey demselben wieder einführt: so ist damit theils nur ein augenblicklicher Zustand des Protestantismus geschildert, welcher eine strengere äußere Lehrdisciplin, als während beynahe 300 Jahren nöthig war, wünschenswerth macht, theils noch keineswegs ein Papst erfordert, am wenigsten einer mit weltlicher Herrschaft; nachdem ja die bischöfliche Einrichtung vorlängst in gewissen protestantischen Kirchen beisteht,* und schon durch die Apostelzeit empfohlen ist, eine Kirchenversammlung aber, wo nicht ohne Präsidenten, doch gewiß ohne Papst handeln kann, indeß bey der Jerusalemischen Synode (Apostelgesch. 15.) auch Petrus nur als Botant oder Proponent auftritt. Die hierauf folgende Stelle aus Tobler: daß das Papstthum „in traurigen Jahrhunderten“ das Christenthum erhalten habe, ist Etwas, was wir nicht nur gern glauben, sondern auch zu beherzigen empfehlen wollen. Diese, gar nicht in Christi Geist aufgestandene Kirchengewalt war die eiserne Fessel, welche die göttliche Vorsehung gebrauchte, um die entartete Christenheit im Abendland an die Lehre zu binden, gleich wie die höchst gemißbrauchte Lehre im Morgenland schier ausgerottet werden mußte; aber eben so gewiß ist, daß, als es Gott gefiel, die traurigen Jahrhunderte zu endigen, und die gemißbrauchte Kirchengewalt zu züchtigen, diese als ausgenutzt fallen, dadurch aber sich über die ganze christliche Welt geistliche Vortheile verbreiten mußten, die jetzt bey den Protestanten wieder verloren zu gehen anfangen, und strengere Maaßregeln Gottes wirklich nur zu sehr befürchten lassen. Alle Auszüge aus Leibnitz,

Ewel und Andern sagen als Privatmeinungen, oder gar Äußerungen einer gewissen Klugheit in der That nichts über den wahren Geist des Protestantismus, der in diesem Orakel dahin geht: daß die Kirche ihre menschlichen Vorsteher, Aufseher, Lehrer und Diener haben muß, welche ob dem Wort und o' der Zucht halten, wie in der Apostelzeit, und deren Organisation auf mehr denn Eine Weise zweckmäßig geschehen kann; daß aber die Kirche kein sichtbares Oberhaupt braucht, sondern unmittelbar unter dem Stab ihres allgemeinen Hirten im Himmel stehen soll, der auch bey ihr ist alle Tage als an der Welt Ende — und wir setzen noch hinzu, daß die Kirche auch jedesmal so lange in dieser theokratischen Verfassung bleiben darf, als sie ihren wahren Hirten nicht durch Ungehorsam zwingt, einen Riechling über sie zu setzen. Dasselbe gilt von der Ohrenbeichte, deren Nützlichkeit für „traurige Jahrhunderte“ wir schon oben eingeräumt haben, gleich wie Obiso Recht hat, daß sie so sehr als die Oberherrschaft des Papstes der Römischen Kirche wesentlich und hier keine Abschaffung möglich ist. Was das so viel versprochene Primat Petri betrifft, so geben wir willig zu, daß unser Erlöser durch Matth. 16, 17—19. den Apostel Petrus persönlich den Felsen nannte, worauf er seine Gemeinde, nämlich sofern sie in Jerusalem zuerst eine Gestalt gewann, und besonders aus den Schafen Israels sich bildete, gründen wolle. Auch erscheint Petrus, dieser Verheißung gemäß, bey der ersten feyerlichen Legitimation und feurigen Einweihung der Gemeinde am Pfingstfest (Apost. 2, 14.) als Vortreter und Redner. Wie nun die Gemeinde Jerusalems die Mutter aller ist, so wurde demnach Petrus der Felsengrund aller Gemeinden auf Erden, die in der That nur Eine ausmachen. Wir wollen überdem zugeben, was nicht unbestritten ist, daß Petrus nach Rom gekommen, ja daß er daselbst Episcopus geworden. Aber erstlich sehen wir unter andern aus Gal. 2, 11 ff., wie wenig ihm ein Supremat über die andern Apostel, selbst die den Herrn nicht gesehen hatten, zustand; und sodann hat das Episcopat des Petrus zu Rom mit der geistlichen Oberherrschaft, welche sich der spätere Römische Bischof anmaßte, so wenig gemein, als mit dessen weltlichem Regiment. Wenn ein solches Successionsrecht im

Reiche Gottes Statt finden soll, so könnten wir uns wundern, daß, da Johannes der Lieblingsjünger Jesu, und hernach Episcopus zu Ephesus oder Aufseher der sieben Gemeinden in Kleinasien war, das Ephessische Bisthum (das gleichwohl zuerst Timotheus hatte) nicht auch eine fortwährende Auszeichnung erfahren. In einem unsichtbaren Staate, dessen Bürgerschaft (*πολίτευμα*, Phil. 3, 20.) im Himmel ist, kann keine weltliche Transmision der Rechte Platz greifen; und so hat Niemand noch behaupten können, daß Christus seine Kirche auf Rom, sondern auf seinen Jünger Petrus gegründet habe. Daß aber die entgegengesetzte Lehre ein unumsößliches Dogma für den Romanismus ist, mit welchem er steht und fällt, behauptet Odilo gegen andersmeinende Katholiken sehr richtig. 3) Der Eälibat der Geistlichen. Odilo bekennt, daß derselbe eine Disciplinarsache, und kein von Christo selbst gegebenes, unabänderliches Gesetz sey; auf den Einwand aber, daß erst Gregor VII. ihn zu einem allgemeinem Gebot der Kirche erhoben habe, antwortet er: daß er schon im 4. Jahrhundert als eine Einrichtung betrachtet worden, welche die alte Tradition oder das Herkommen der Kirche für sich habe, und Gregor habe gethan, was so viele Andere schon weit früher vor ihm gethan, daß er die in Verfall gerathene oder nicht allgemein beobachtete Kirchenzucht wieder herzustellen gesucht, und sein dabey bewiesener Eifer habe einen glücklichen Erfolg gehabt (auch für seine eigene Keuschheit?). Ueber dies und alle beysgebrachte Rechtfertigungsgründe ist nun (trotz Edwards Verständnis S. 39) mehr zu sagen, als eine Recension fassen mag; und weil, zumal seit Josephs II. Zeiten, so viel im Druck darüber verhandelt worden, so wünschen wir hier etwas besonders zu liefern, was sich an die Worte S. 41 anschließt: „Auf die Rede der Jünger: Non expedit nubere? antwortete Christus der Herr bloß: Non omnes capiunt verbum istud, sed quibus datum est. Paulus erklärt sich ausführlicher über Ehe und Eälibat 1. Cor. VII. Und welchen hohen Werth Johannes darauf (auf den Eälibat) setzt, finden Sie in der Apocal. XIV, 4.“ Odilo erkennt also die Apocalypse für ein Werk des Apostels Johannes, mit hin für ein göttliches und prophetisches Buch. Die Nicht-

Apocalyphtiker (wohin auch rechthabigkeithabige Christen gehören) mögen sich an dem, was wir sagen werden, nicht ärgern, sondern es prüfen; wir sprechen mit Odilo. Die Apocalypse enthält bey scheinbarer Unordnung einen innig fein gefügten Plan; gleich wie ein Labyrinth uns verwirrt und unfasslich ist, so lange wir darin gefangen sind, von oben hernieder betrachtet aber den regelmässigsten Grundriß darstellt. Nun hatte der Beher im 13. Capitel das Thier oder die widerchristliche Klerikentyranny der Vor- und (durch prophetische Verkörperung) auch der noch unerfüllten Nachzeit in ihrer ganzen Abscheulichkeit geschildert. An die Stelle dieses herzerreißenden Gesichts tritt im 14. Capitel die tröstliche Erscheinung des überwindenden Lammes und der Seinigen auf dem himmlischen Berge Zion. Was zuvor auf Erden geschehen mußte, um diesen Triumphgesang so vollständig zu machen, erfahren wir erst B. 6. Die vorangehenden Verse sind wie ein eingeschobener Zuruf: „Aber verzage nicht! siehe, das Lamm behält den Sieg, und hat sich eine große Schaar von Anhängern erworben, die nach dem Untergang aller Gegenmacht und alles Irdischen stehen und rühmen.“ Und da heißt es B. 4: „Diese sind's (οὗτοι εἰσιν, οἱ κ. τ. λ.), die sich mit Weibern nicht befleckt haben, denn sie sind Jungfrauen“ κ. Es heißt nicht schlechtthin: diese haben sich nicht mit Weibern befleckt (οὗτοι μετὰ γυναικῶν οὐκ ἐμολόγησαν), sondern: diese sind die rechten Unbefleckten, Keuschen, die wahren Unbeweibten, die wahren Jungfrauen. Wer sind also die Andern, angeblich unbefleckten, aber nicht unbefleckten, geistlich nicht Jungfrauen? Gehören sie nicht zur gestärzten Gegenmacht? — Eben der physische Widerspruch in dem: „nicht mit Weibern befleckt,“ und dem: „sie sind Jungfrauen,“ beweist, daß die Sache nicht physisch, sondern geistlich zu nehmen, und der physischen Erscheinung der Ehelosigkeit in der Kirchengeschichte entgegengesetzt ist. Also diese, die mit dem Lamm triumphiren, sind die wahren Keuschen, geheiligten Seelen aller Jahrhunderte und Kirchen, mögen sie dem Fleische nach ehelich oder ehelos gewesen seyn; sie sind jungfräulich geblieben, oder durch neue Geburt wieder geworden. Aller Jahrhunderte — aber nachdem die Kirche in Graus versunken und wahrhaft

verthetert war, so stieg die evangelische Wahrheit vermöge der Kirchenverbesserung wieder ans Licht, und machte aufs neue mehr Seelen als zuvor, ja mehr als je, der engelgleichen, himmlischen Jungfrauschaft theilhaftig. Diese große Begegnung steht der Prophet im 6. Vers. Der Engel, der hier steigt (es ist nicht Luther, noch ein andrer Reformator, sondern der göttliche Vöte, der reine Geist der Reformation), hält das Evangelium, und ein ewiges, eine nie mehr untergehende Freudenbotschaft der Wahrheit, die sich verbreiten soll über alle Welttheile, in der Furcht Gottes des allein Allmächtigen (B. 7.). Ihm folgt (B. 8.) gleich ein andrer Vöte vom Fall des geistlichen Vabels nach: denn forthin stürzte ein Stein des falschen Kirchengebäudes nach dem andern zum Wohl Aller ein, bis auf unsre Tage herab. Was noch bevorsteht, und nicht zunächst politisch seyn kann, sondern vom Kirchlichen ausgehn muß, das gibt die fürchterliche Drohung des dritten Engels (B. 9—12.) zu errathen. „Selig aber sind (B. 13.) die in dem Herrn sterben von nun an.“ Denn rücksichtlich der schon seit dem ersten Engel einbrechenden schrecklichen Plagen, Versuchungen, und dagegen aufs neue geöffneten Bahn des Heils unter jeder Confession, sind jene, als der Erde entrückt und des Himmels fähig, gewiß selig zu preisen. — Der Beweis also, den Odilo aus B. 4. schöpfen will, beweist nichts, und das Citat beweist gegen ihn. Und warum doch spricht kein Gast an Theoduls Tisch von der Weissagung Pauli an den (Eleriker und Bischof) Timotheus, 1. Tim. 4, 3., von Gleisnern, die da verbieten würden, ehelich zu werden? Dieses ist also ein un- und widerchristliches Verbot, trotz aller selbstbeliebigen Heiligkeit (ἁγιότης) der frühesten Jahrhunderte. Was die Jungfräulichkeit des Fleisches für Vorzüge und wichtige Folgen hat, wissen wir; davon spricht Paulus, spricht Christus der Herr; aber das ist ein Anderes und Höheres, wovon hier nichts weiter gesagt werden kann, und geht den, der sich nicht enthalten kann, nicht an; es soll Vergunft nicht Gebot seyn (s. 1. Cor. 7, 6. 7. 8. 9. vgl. B. 26—28.). Und es versteht sich überall, daß das Fleisch kein nütze ist, außer in Uebereinstimmung mit dem Geist und Herzen. Die große Anzahl katholischer Geistlichen, welche zu allen Zeiten

je verkehrte Disciplin sich zur wahren Keuschheit und ihrer Seele Seligkeit dienen ließen, gehören ohne Widerrede zu jenen unbesleckten Jungfrauen; nicht weil sie die Ehe abgeschworen, sondern weil sie „sich selbst verschnitten um des Himmelreichs willen“ — eine handlose Operation (*ἀχειροπονητος*) die auch dem verwelbten Mann und dem bemannten Weib nach Umständen freysteht. Wenn aber Gottes Allweisheit menschliche Willkühr zu heiligen Zwecken benützt, und des Menschen Unrecht zu Recht macht, so ist damit nicht der Mensch, sondern nur Gott gerechtfertigt. Noch muß Rec. wegen gewisser Stellen des Buchs bemerken, daß ihm für seine Person das Verbot der Priesterehe ganz gleichgültig seyn kann. Wegen der Eöhne Moses (S. 40, wo wir doch den Verf. nicht ganz verstehen, und auch kein bedeutender Wink vorzuliegen scheint) verweisen wir Odilo auf das *דברים יב* Nicht. 18, 30. Auch ist bey dieser Stelle des Gastmahls 2. Mos. 18, 1 ff. und 4. Mos. 12, 1 zu betrachten. Mehreres, was Odilo für den Eälibat sagt, übergehen wir nach der Liebe gern, und Mehreres, was das gegen spricht, verschweigen wir nach der Liebe; überzeugt jedoch mit allen Historikern, daß der päpstliche Stuhl an demselben eine seiner wichtigsten Stützen verlieren würde. — Im Fortgang des Gesprächs sind wir dem Abt vollen Beyfall schuldig, wenn er das Ble einer Kirchenvereinigung, welche nicht abschirend seyn soll, fortwährend als ein (noch zur Zeit) unerreichbares Problem darstellt. Nicht weniger schwierig erscheint die beyderseits nachgebende oder temperative. Die conservirende, „wenn man jeden denken ließe, wie er wollte, und sich friedlich nur in einem gemeinschaftlichen Cultus vereinigte,“ wird, obgleich sie dem gegenwärtigen Indifferenzismus entspricht, schön von ihm verworfen, als der Einheit des Glaubens ermangelnd, und wegen des heterogenen Gemengels der Kirchentheile monströs; und als Edward ihm die Frage thut: Sie verzweifeln also daran, daß die getrennten Kirchen je wieder zusammentreten werden? so gibt er die einzig passende Antwort: „Vey Gott ist kein Ding unmöglich!“ — Denn in der That, der Gott, welcher die Spaltung der Confessionen zu ihrem Wohl zugelassen hat, weiß allein Zeit, Ort und Mittel, wann und wie zum gemeinschaftlichen Wohl die

Wiedervereinigung eintreten kann. Vortrefflich steht Odilo ein, daß dormalen die wahre, nützlichste Kirchenvereinigung die Toleranz und Liebe der verschiedenen Kirchen unter einander ist, nämlich die wahre Toleranz, nicht die gleichgültige. Sofort bemerkt er, daß die Kirchenvereinigung jetzt ungleich schwerer sey, als vor 200 Jahren, weil die beyden Kirchen viel weiter als damals auseinandergerückt seyen, und „da sich die Protestanten (genauer gesprochen: viele stimmführende protestantische Theologen) so weit von ihrer ursprünglichen Beschaffenheit entfernt haben, daß Luther die von ihm gestiftete Kirche gar nicht mehr erkennen würde.“ Diese Behauptung wird belegt. Das lange Citat aus Luther S. 65. 66 halten wir jedoch für irrelevant, da Luther hier von der Kirche überhaupt, nicht von der Römischen und ihrer Hierarchie redet. Und so ist es mit (4.) der Unfehlbarkeit der Kirche überall; bey dem Namen Kirche will die Römische Kirche gewöhnlich sich ausschließlich verstanden wissen. Gleichwohl, wenn die Unfehlbarkeit der Kirche einen Sinn haben soll, so versteht es sich, daß der bibelgläubige Protestantenverein mit hinzugezählt zu werden das Recht besitzt, weil aller Bibelglaube, und er allein, zur Kirche legitimirt. Daß nun die Kirche, die überall nicht das mächtigste Kirchengebäude des Occidents, sondern die unsichtbare oder zusammengesetzte aus aller Welt Zungen ist, durch den Geist der Verheißung in den Hauptstücken der Lehre unfehlbar sey, sind wir überzeugt. Hätte sie vollkommene Einheit durch Liebe und Selbstentäußerung, so würde sie es wohl auch in allen Nebepuncten seyn. Bis dahin ist durchgängige Uebereinstimmung in allen, auch den kleinsten Glaubensstücken unmöglich; sie setzt eine allgemeine Verbreitung der höchsten Weisheit voraus. Edward bemerkt (S. 69) ganz gut: „Wir haben die heilige Schrift, und daß die Kirche die in derselben vorgetragenen Lehren behauptet, und so lange sie dieses thut, deswegen und so lange betrachtet sie Luther als unfehlbar.“ Wenn dagegen Odilo der heil. Schrift ein Tribunal zur Seite gesetzt wissen will, das über ihren Sinn entscheide, und mit einem unfehlbaren Ansehn (?) bekleidet sey: so fragen wir, ob und zu welcher Zeit die Kirche, die sich die katholische nennt, sich als die unfehlbare Auslegerin der Bibel legitimirt habe?

Hätte sie es wirklich, so würde sie unter andern nicht die Vulgata sancirt haben, die so voll von Uebersetzungsfehlern ist, als auch Luther daran keinen Mangel hat. Wir sehen also, daß dieses Project ein Ideal ist, welches noch bis heute nicht verwirklicht worden. Glaubt aber Odilo, daß ohne ein solches Tribunal „die Schrift unbrauchbar oder gar schädlich werden, und daß sie außerdem keine feste Regel des Glaubens und Lebens seyn könne“: so zeigt uns die Kirchengeschichte ganz entgegen gesetzte Erscheinungen, namentlich die, daß die Kirche bibelwidrig und sogenannte Ketzer bibelgemäß im Glauben und Leben waren, und die gleich auffallende: daß alle wahre Ehris-
 tusconfessionen das apostolische (oder athanasianische) Sym-
 bolum: „Ich glaube an Gott den Vater — und an Jesum
 Christum seinen Sohn — und an den heiligen Geist“ u. ge-
 meinschaftlich ohne Gewalt bekannten, und eben deswegen in
 der Hauptsache immer etne einige allgemeine Kirche ausmachten,
 und die Hauptwahrheiten der Bibel stets mit gleicher Unfehl-
 barkeit ohne gemeinschaftliches Tribunal der Exegese verstehen
 konnten; und endlich ist es offenbar, daß nichts ohne Ausleger
 klarer seyn kann, als die Lebensregeln der Schrift. Die Kirche
 kann aber ächte Auslegerin nicht durch sich, sondern durch den
 Geist seyn, und dieser ist allen Gliedern der Kirche verheißen
 (vgl. hier z. B. das Gebet Pauli Ephes. 1, 17.). Wer aber
 in Geistesfachen nicht aus dem Geist, sondern bloß aus menschl-
 icher Vernunft erklären will, und wer das gemeinschaftliche
 Glaubensbekenntniß nicht unumwunden nachsprechen kann, der
 gehört nicht mehr zu der Christengemeine, und folglich bemüht
 man sich umsonst, an ihm zu beweisen, daß ein Christ ohne
 Auslegungstribunal irre gehn, die Schrift verunstalten und
 zum Unheil verkehren müsse; wahre Christen haben sie im
 Ganzen immer recht verstanden, Römer und Griechen, Luther-
 raner und Reformirte, Copten und wie sie auch heißen. Hätten
 sie sich aber ihrer Schwachheit beschieden, so hätten sie nicht
 gestritten über Dinge, die sie nicht begreifen konnten, noch
 sollten; und hätte irgend eine Kirche durchgängig den vollsten
 Verstand gehabt, so hätte sie viel eher das Wunder allgemeiner
 Ueberzeugung gewirkt, als Bestimmung in ihre Auslegung
 dunkler Wahrheiten durch Zwang ertrocken mögen. — Was

sollen wir aber sagen, wenn man uns hier und anderwärts, um etwas zum Vortheil der Römischen Kirche zu beweisen, Kirchenväter citirt, welche lang vor dem 7. Jahrhundert gelebt haben? und so oft sie vom Staat Gottes, von der Kirche und vom Katholicismus der Kirche reden, es dreist auf die Bonifatizisch-Gregorianische Kirchenmonarchie anwendet? Lieber, wo blieb doch das katholische Christenthum äußerlich in Wirklichkeit, als eine Specialkirche sich für die alleinig rechts glaubige erklärt hatte? — Ueberall aber kann (5.) die Tradition (S. 71 ff.) auch die aus der frühesten Kirchenszeit angeblich herstammende, nicht so viel verschlagen, daß wir, weil sie da ist, und nicht weil sie gut und probehaltig ist, sie billigen müßten. Die Tradition, für die der paradoxe Lessing umsonst aufgerufen wird (S. 72, indessen ist es charakteristisch, daß Odilo unaufhörlich mit Autoritäten ficht), ist ein Fluß, der in seinem Lauf außerordentlich viel Unrath von allen bewohnten Orten aufnimmt, bey denen er vorbeyschießt. Dieses Gewässer durch das Filtrum der Wahrhaftigkeit zu läutern, ist nur das Werk der Allwissenheit; und darum, nicht weil er die Tradition von Grund aus verwirft, aus der er ja die Sonn- und Festtagsfeier, die Copulation und Anderes hat, geht der Protestant vorsichtig mit ihr um, und prüft sie nach dem geschriebenen Wort, welches laut der fleißigen Bemühungen der Critiker sich wunderbar rein erhalten hat. Gegen das umgekehrte Verfahren findet er sich im jüdischen Pharisäismus freu gewarnt, und wagt Paulus (Gal. 1, 8.) sagen darf: „So auch ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders — der sey verflucht“: so darf er gewiß sagen: Wenn auch ein heiliger Mann mir etwas berichten wollte, was ich im Lichte der Schrift und des verheißenen Geistes J. E. bezweifeln muß, so will ichs nicht annehmen. Und nur dann ist er der Ausschließung würdig, wenn er sagen kann: Die augensälligen Grundlehren der Schrift, und was den bezeichnenden Glauben des Christen ausmacht, will ich nicht und nicht so annehmen, wie die Väter sie verstanden, und wie sie es geglaubt haben. Wer wird übrigens nicht die Kirchenväter schätzen, wo sie schätzbar sind?

1 (Der Beschluß folgt.)

Jahrbücher der Litteratur.

Erasmus Gastmahl, oder über die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religions-Societäten.

(Beschluß der in No. 44. abgebrochenen Rezension.)

Wenn aber Zrenäus (S. 74) sagt: Quid autem, si neque apostoli quidem scripturas reliquissent, nonne oportebat ordinem sequi traditionis? so stellt er etwas als willführlich hin, was doch die Apostel nach Gottes Willen gar nicht lassen konnten; und wenn Lessing hinzusetzt: „Ich kann unmöglich taub seyn, wenn mir das ganze Alterthum einmüthig zuruft, daß unsere Reformatoren unter dem ihnen so verhaßten Namen der Tradition viel zu viel weggeworfen haben,“ so antworten wir ihm: Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts haben allerdings gar Manches weggeworfen, was sie nicht verstanden; aber laßet uns nicht blind seyn, zu sehen, daß sie es eben darum wegwerfen sollten, damit nicht neben dem wenigen Guten, so daran war, das viele Falsche stehen bliebe, auf welches man ohne diese Ausrottung zuverlässig zurückgekommen wäre. Die wesentlichen Glaubenslehren stellten ja eben diese Reformatoren wieder in ihrer Reinheit her, als die Kirche selbige meist sehr schlecht, und von dem guten Uebrigen allersmeist so wenig wie die Reformatoren verstand. Der Nechushtan oder die eiserne Schlange Noths stand lang als ein heiliges Wunderbild der Vorzeit; weil man ihr aber opferte, so mußte sie Hiskias zerstören. Die Verdorbenheit und der Mißbrauch der Tradition machte es nöthig, daß Gott die neues bildete Kirche, während sie manche Wahrheiten noch nicht ganz haben sollte, weil sie sie nicht ertragen hätte, auf das geschriebene Wort allein, gleichsam als neue Karaiten, beschränkte. Wenn nun dieses geschriebene Wort, welches mit seinem Geiste sich selber Tribunal, Schiedsrichter, Schlüssel, Commentar ist, selber als göttlich verworfen, oder (S. 75) „durch die Kunst der neuen Exegese wandelnd“ gemacht wird in seinen Haupts-

säulen, so tritt ein ganz andrer Fall ein: die Urheber hiervon haben sich selbst excommunicirt, und gehen sammt ihrer Lehre den Christen nichts mehr an. Alles hierüber folgende im Gastmahl ist hienit beantwortet. — Die Messe (S. 79 ff.). Hiebey will Odilo ebenfalls zeigen, daß die Protestanten sich viel zu weit von den Grundsätzen des Stifeters ihrer Kirche entfernt haben. In Betreff der wesentlichen Gegenwart des Leibes und Blutes des Herrn im Abendmahl hat er unstreitig Recht; auch kann hinzugefügt werden, daß viele Reformirte sich wegen des Bedeuten's irrig auf Calvin berufen, da sie vielmehr in diesem Stüd Zwingli's Meynung angenommen haben. Aus der Stelle von Luther (S. 80. 81) über die Messe, als den von Gott anstatt des levitischen Cultus eingeführten Gottesdienst, möchte jedoch nicht so viel fließen, als Odilo will, da Luther unter Missa mit mehrerm Recht die Feyer des Opfers todes Jesu in der schriftgemäßen Austheilung des heil. Abendmahls verstehen konnte, als die Römisch katholische Kirche das Messelien. Man vergleiche nur im andern Eitat (S. 84) seine Worte: „das heilige Sacrament des Altars, das man zu Ostern und sonst im Jahre gereicht hat“ — wo unter den Stücken, die in der katholischen Kirche unter dem Pabst geblieben seyen, und sie als eine Christenkirche darstellten, weiter der Messe nicht, aber wohl des Raubes der einen Gestalt gedacht wird. Im Ganzen aber stimmen wir auch hier mit Odilo, daß Luther seine Meynungen mehrfach geändert, und leidenschaftlichen Verrückungen um so stärker unterworfen gewesen, je brennender sein Eifer für die Wahrheit war. Uebrigens hat noch kein rechter Protestant auf seine Reformatoren, oder gar auf einzelne Aeußerungen von ihnen geschworen; es liegt eben hierin eine nicht genug verstandene Verscheidenheit des Protestantismus, daß er nicht sich oder seinen Stiftern, wie der Romanismus sich oder dem Pabst, sondern lediglich dem Worte Gottes, als dem Grund der Kirche, volle Untrüglichkeit zuschreiben darf. 7) Die Fürbitte und Verehrung der Heiligen. Luther erklärte sich anfangs für das Anrufen und Ehren der Heiligen, doch nicht, als ob sie Macht und Gewalt hätten zu gewähren, sondern als Fürbitter, und so daß man Gott durch sie anruft und ehre, hingegen im 21. Artikel der Augsburgerischen Confession

wurde die Anrufung der Heiligen verworfen, und auf das bloße Wort der selben eingeschränkt. — Wenn Odilo mit Andern d. Luthern bey dieser Gelegenheit zum Vorwurf mache, daß er den Weg nicht gekannt, den er zu gehen gehabt, und nicht nach einem gewissen Plan gehandelt habe: so ist zu verwundern, daß man sich vorstellt, das Reformationswerk habe nach einem menschlichen Plan, oder gar nach einem Plan Luthers, angefangen und gemessen werden können. Fürwahr, man erwidert die Verhältnisse äbel. Die Sache ist, daß die Vorsehung sich eines kräftigen, uneigennütigen, großherzigen, aber mit den gegenüberstehenden Fehlern behafteten Menschen bediente, welcher geradehin den Einen, ihm unentbehrlich gewordenen Erbkaten der evangelischen Wiedergeburt der Kirche verfolgte, und durch planloses Vertrauen auf Gottes Allmacht die feinsten und umfassendsten Anschläge verachteter Gegner vereiteln konnte. Viel gerechter in Menschengenossen erscheint daneben die jaghafte Sanftmuth Melancthons; aber die sollte nur als beygemischtes Wasser den Feuerwein dämpfen; an sich war sie eine schlechte Herzkur für die Umstände, und während der Reformator des 16. Jahrhunderts durch seinen Glauben furchterlich seyn mußte, so wäre sie allein der Römischen Politik bloß lächerlich gewesen. 8) Fegfeuer, Reliquien u. dgl. Auch darüber erklärte sich Luther zu verschiedenen Zeiten verschieden. — Odilo geht nun zu den Puncten über, „in welchen die neuen Protestanten sich von den ersten ganz entfernt haben.“ Hier thut er einen Maritänkasten auf, dessen Inhalt schonwerth ist, wenn man ihn nicht vorhin schon kennt; und vor hier an haben wir nichts beizufügen, als erstlich den Wunsch, daß Jedermann, dem es nicht schaden kann, diese Parthe des Gesprächs mit wachen Augen lesen möge, und zweitens die wiederholte unumstößliche Bemerkung: daß diejenigen Protestanten, welche sich von wahren, von den wichtigsten, oder gar von allen christlichen Glaubensartikeln der ersten Protestanten entfernt haben, eben deswegen keine Protestanten mehr sind. Sie bilden eine eigene, vom Christenthum angeschienene Secte; und man thut den Protestanten zu nahe, wenn man sie nach ihrem widerchristlichen System beurtheilt. Sollte es aber gar so weit gekommen seyn, daß ein Odilo fragen könnte, wo denn die rechten

Protestanten seyn? so dürfen wir versichern, daß ihrer vorhältnißmäßig wohl eben so viel in den Tagen des Unglaubens zu finden sind, als rein katholische Seelen übrig waren in den Tagen, wo der Druck eines hierarchischen Aberglaubens ihr Daseyn verdunkelte. Und diese Protestanten folgen der Wahrheit ohne kirchliche Autorität und Tradition. Um jedoch dem guten Abt, der hier wacker für den Glauben kämpft, auch ein Gegenstück aus seiner Kirche zu geben, so empfiehlt Rec. ihm (insonderheit zu S. 109 oben) die Predigt, die ein säcularisirter Mönch vor Kurzem über einen Spruch — Epicurs gehalten hat, worin die Heiden den Christen ganz gleich geordnet, und zuletzt unterm Amensagen gewünscht wird, daß wir den Weisen des Christenthums und des Heidenthums immer ähnlicher werden möchten; Thema war der Gebrauch und Genuß des Lebens, und gedruckt hat sie gestanden in den ersten Notizen der süddeutschen Miscellen von diesem Jahr. Erfahrene können ihm vielleicht mehr der Art nennen. — Bald darauf (S. 149) stößt man wieder auf die unreifen Urtheile Luthers über einige Bibelbücher, Urtheile, mit denen der beste Protestant gerade am wenigsten einverstanden ist, die er aber auch bedecken und vergessen darf, weil Luther selbst ihm keine Glaubensregel ist. Daß (S. 151) die Augsburgerische Confession in der Concordienformel *sui temporis symbolum* genannt wird, und Melancthon schreibt, die Glaubensartikel müßten zum öftern geändert werden, ist (Schwachheit abgerechnet) im Geiste der protestantischen Bescheidenheit, und sagt weit etwas Anderes, als man theils folgern könnte, theils jezo wohl ersolgt ist. Obilo selbst bestimmt die damit gemeinte Perfectibilität recht gut durch das Wachsen in der Erkenntniß, das eben durch den Protestantismus im Verhältniß zu den „traurigen Jahrhunderten“ so allgemein erleichtert ist, und das so unselig verkehrt angewandt wird, wenn man nicht in Gott hinein, sondern in die sinnliche Vernunft heraus wächst. In dessen ist ja auch das ein Kraftwort Luthers: „Die Welt ist wie ein trunkenes Bauer; wenn du ihn von der einen Seite aufs Pferd hebst, so fällt er zur andern wieder herab.“ Die schönen Zeiten des Protestantismus waren die nach geendigten Religionskriegen, und weiter ins 18. Jahrhundert hinein; hier

wurde die Reformation gleichsam vollendet. Sie ging in den reinen Katholicismus ein, der auch Evangelismus und Apostolicismus ist, und die Meinung der Reformatoren gewesen war. Da aber die Religion und das Wachsthum in ihr ein Unendliches ist, so entfernt sich das Ziel im Fortschritt immer weiter; nur muß man es nicht da suchen, wo es sich endlich in Deismus, Naturalismus und Atheismus auflöst. Daher ist objectiv wahr und subjectiv falsch, was (S. 156) Staudlin sagt, die Religionswahrheiten könnten niemals fortschreiten, nie verändert werden, kein männliches Alter erreichen; wer von Perspectivität der Dogmen einer geoffenbarten Religion sprechen könne, der verfehle durchaus den Charakter einer Offenbarung. Dies versteht sich von einer Seite so gewiß von selbst, als wir nicht Schöpfer Gottes und seines Reichs sind; andrerseits aber kennt die wahre Erleuchtung, folglich die Einsicht in den Bestand der Dogmen, die an sich stehen bleiben, keine Grenze. Daher ist der Protestantismus auch ungebunden, ehedem verkappte Dogmen wieder aufzunehmen, wovon sich unten Beispiele zeigen werden. Schließlich sagt unser Verf. zwar, die neuen Reformatoren hätten „den Protestantismus aus dem Protestantismus hinausgesetzt,“ erinnert jedoch beyläufig an die Worte Luthers:

Das Wort sie sollen lassen stahn,
Und keinen Dank dazu haben! —

Und hienit endigt sich der erste Abend.

Am folgenden wird Theoduls Gastmahl, gemäß Einladung und Abrede, erneuert. Nicht durch politischen Zwang, meint Odilo, sondern durch Gottes Lenkung der Gemüther soll die Kirchenvereinigung Statt haben, und dazu scheint er ihm nach der ganzen, besonders gegenwärtigen Lage des Protestantismus die Wege selbst zu ebnen; da die Protestanten sich so weit von den ersten Grundsätzen entfernt, so könne dieses in andrer Hinsicht auch geschehen: „les extrêmes se touchent.“ — Auf dies letzte antworten wir: Leider ja! Die unwissendsten und unglaublichsten Protestanten äußern, wenn sie Gefühl und Einbildungskraft haben, den allerstärksten Hang zum Romanismus. Befehring aber kann dies auch der Katholik nicht nennen, weil es bloß Reiz des Geschmacks und eine Art von religiöser Verzweiflung

ist. — Odilo fährt fort: Schon in der ersten Einrichtung des Protestantismus liege der Keim zu seinem Verfall und zu seiner gänzlichen Vernichtung, weil ein Object des religiösen Cultus fehle, das die Menschen zu bestimmten Zeiten und an gewisse Orter nothwendig zusammenbringe, und wo Handlungen vorgenommen werden, die von Niemand anders, als von Dienern der Religion vorgenommen werden können; der protestantische Gottesdienst bestehe allein in Gesängen, im Predigen und Ablesen gewisser Gebete, und es sey natürlich, daß derselbe bey dieser Einrichtung allmählig sehr in Verfall gerathen und endlich ganz aufhören müsse. — Wenn wir nicht den Vorwurf der Intoleranz fürchteten, indeß wir uns der Bruderkiebe zu den Christen aller Confessionen bewußt sind, so könnten wir hier starke Dinge entgegenn. Nur so viel: der Romanismus zeigt sich von dieser Seite ganz besonders als eine Wiederherstellung des aufgehobenen Levitismus, der für natürliche, fleinerne Herzen war, da das Christenthum neue Herzen schaffen soll; ferner: die protestantischen Kirchen haben Handlungen, die nur von Religionsdienern vorgenommen werden, sie haben ihren Vereinigungspunct am Tisch des Herrn, sie waren Jahrhunderte lang gedrückt voll ohne Sonntagszwang, und leeren sich nur in der Maasse, als ihre einzelnen Geistlichen geistlich zu lehren aufhören. Hierin, und im allgemeinen Unglauben und Indifferentismus der Zeit, liegt der Keim des Verfalls, nicht im Protestantismus selbst, welcher ewiger als irgend eine Kirchenform ist, weil er mit den wahren Katholiken nur Ewiges will, und nach einem unvergänglichen Vereinigungsorte trachtet. Seinem Gottesdienst auch äußere Reize zu geben, dazu ist wenigstens dem Lutheraner kein einziges gutes Mittel versagt. Odilo, der im Verfolg dieses Puncts immer die menschlich schlimme Seite hervorwendet, um den Grund des langen Bestandes des Protestantismus zu erklären, hat darüber zuverlässig die göttliche Seite vergessen. — Hierauf kommen wir (S. 176) zur Kirchenpolicy, deren Vernachlässigung gewißlich vom Zeitgeist herührt, und wobey viel Treffendes gesagt wird; doch daß wir weder, was hier in der Römischen Kirche vermöge desselben Zeitgeistes vorgeht; übersehen, noch aus jener Unordnung die Nothwendigkeit eines Papstes für die Protestanten folgern.

Soll wirklich der Protestantismus „im Innern und Wesentlichen seiner Verfassung schon aufgehört haben“ (S. 184), so versichern wir den Abt, daß er in den Herzen der wahren Protestanten so wenig, als in den Herzen der katholischen Katholiken aufgehört hat: denn diese beyden sind, waren und werden seyn — Eins. Der Name der Protestanten, der einen Widerspruch bezeichnet, sagt dem wahren Verstande nach nur, daß sie gegen Alles protestiren sollen, was sie und die Kirche überhaupt nicht will wahrhaft katholisch seyn lassen. Sie verlangen den katholischen Geist der ersten Kirchenzeit. — Daß der Mensch ein sinnliches Geschöpf ist (S. 187) und Andachtsbewegungen durch die Sinne ihm gegeben werden sollen, haben unter den protestantischen Gemeinen sogar die reinsten mit am stärksten bedacht; es ist eine Hauptaufgabe für den einsichtigen Kirchenvorstand, welcher auf der keuschen Linie der Gemüthserhebung, die zwischen Leerheit und Zerstreuung liegt, zu bleiben versteht. Das tägliche Messopfer (S. 189) ist dazu nicht nöthig, dessen apostolische Gesetzmäßigkeit man dem Protestanten nie einreden wird, wenn er auch zugeben kann, daß es dem Katholiken als eine erbauliche Vorstellung der Passion wohlthue; ihm auch nie einreden, daß es vor dem 6. Jahrhundert und Gregor I. in seiner jetzigen Form im Abendland eingeführt gewesen, obschon Obilo so kühn ist, zu vermuthen, es müsse seiner Allgemeinheit und seines Alters wegen von Christo und den Aposteln selbst eingesetzt seyn. Diejenigen Protestanten, die gar kein Außersichliches wollen, sind ohne Zweifel irr, sowohl von Seiten des Bedarfs des Menschen, als der christlichen Freiheit. Aber auch hier wurden die Reformatoren mit Aengstlichkeit angethan, und durften das Unwesentliche zerstören, damit der Mißbrauch nicht bliebe. Es kommt wahrscheinlich dafür eine andre Zeit. Dann wird auch die Kirche ihre Mannheit erhalten (S. 196), die aber wahrlich! in den „traurigen Jahrhunderten“ nicht da war; dann wäre es auch so unmöglich nicht, daß von einer disciplina arcani (s. S. 197) wieder die Rede wäre, und die Theokratie wird die Kunst heiligen und neu gebären (S. 198), und die Kunst wird unter ihren Engeln seyn. — Auch die große Abhängigkeit und Herabwürdigung der Geistlichen (S. 199) wird aufhören; unter der Voraussetzung, daß sie die Unabhän-

gigkeit ertragen, und ihre Würde geistlich behaupten wollen. Der Unterschied hiezwischen und zwischen klerikalischer Hoffarth möge sich nie wieder in den Augen des Christen verdunkeln, dessen höchster Stolz die größte Demuth seyn muß. — Die wunderliche Rede eines gewissen, sonst wohlmeinenden protestantischen Theologen: „daß Taufe und Abendmahl nicht wesentliche Stücke des äußern Cultus seyen“ 2c., wird (S. 206 ff.) mit Recht belächelt und bedauert, aber die sichtbare Kirche, ungesachtet der Stelle aus Irenäus (S. 209), wo doch nicht einmal Petrus als erster Bischof von Rom, sondern Petrus und Paulus als Stifter der Kirche Roms erscheinen, unrichtig mit dieser, nämlich mit der spätern päpstlichen Kirche, für gleichbedeutend angenommen. Die unsichtbare Kirche, an welche der Protestant glaubt, kann nicht aufhören sichtbar, wenn auch in verschiedenen Confessionen, zu seyn, sofern sie wirklich auf Erden ist, und einen sichtbaren Gottesdienst hält. Aber an Rom oder Corinth ist sie unmöglich gebunden, und wenn Irenäus die Gemeinde Roms im 2. Jahrhundert wegen ihrer Ansehnlichkeit und lautern Ueberlieferung allen Gläubigen als Vereinigungsplatz empfehlen konnte, so geschah es im Gegensatz der damaligen häufigen Häresen, gegen die er schrieb, besonders der Valentinianer, die sich doch auch nach Rom selbst erstreckten, und sagt so wenig für das Suprematrecht der nachher verdorbenen Römerkirche und ihres Bischofs, als wir die wahre Kirche jetzt noch zu Jerusalem zu suchen haben, weil nach Luc. 24, 47. dort der Anfang der Predigt gemacht wurde, und gewiß die reinste Lehre war. Das Haupt aber (S. 211) der Gemeinde ist Christus, und keiner mehr. Klagen auch selbst Reformatoren (S. 213) über die traurigen Folgen ihres Werks, und scheinen den Umstoß des päpstlichen Ansehns zu bereuen, so war ihnen und den übrigen bessern Protestanten dieser Schmerz gesund, um sie erkennen zu lehren, daß was ein Mensch auch mit Gott Unumgängliches thut, es doch immer wieder zum Bösen ausschlägt, wenn Gott nicht fortwährend Alles in Allem erfüllt. Das Joch Roms konnten die Reformatoren und ihre Verbundenen abschütteln zum Besten einer halben Welt; aber den heiligen Geist konnten sie nicht der Menge geben, die sie freygemacht hatten, und die hierarchische Kette, die ihn unter

im Papstthum ersetzen mußte, nun selbst in die Hand zu nehmen, war weder möglich, noch recht. Es mußte ja erst eine neue Christenheit erzogen werden. — Daß nach S. 215 228 ff. der Protestantismus nur noch bloß dem Namen nach existirt, ist unwahr, wenn auch die entschiedene Mehrheit der protestantischen Theologen unchristlich seyn sollte; und daß um solcher willen und für solche der Protestantismus aufhören möchte, haben wir selbst schon oben befürchtet. Schon ist (S. 217) der Zusammenhang unter dem protestantischen Religionskörper äußerlich aufgelöst, und ist ein warnender Vorbote. Daß nun dagegen eine äußere Verbindung aller Protestanten zu einem synodischen Kirchenregiment wünschenswerth wäre, ist unsere Meynung; damit aber einerseits weder die Vernunft fortwülderte, noch andererseits der geistliche Mensch (nach Luthers Ausdruck, S. 218) oder der Geist gedämpft würde (1. Theff. 5, 19), so müßte sich die protestantische Christenheit über ein, dem apostolischen ähnliches Symbolum, das nur die wesentlichsten Offenbarungslehren kurz zusammengriffe, vereinigen, und die Synode Alles unterfagen dürfen, was ihm nicht gemäß ist; jeder Nichtbekenner desselben aber würde sich sofort selber von der Gemeinde ausschließen. So würde die beregte äußere Desorganisation sich unter der Obhut des weltlichen Arms herstellen. Ob dieser Vorschlag ausführbar sey, überlassen wir gern denen, welchen es zusteht, ihn ins Werk zu richten oder zu verwerfen. Wenn es aber den Protestanten auch hiebey noch an einem authentischen Ausleger der Bibel fehlen könnte (S. 222 ff.), da sie doch den Geist der Wahrheit haben können, der in alle Wahrheit leitet: so sind sie unstreitig befugt, sich eine Hildebrandische, Leonische Papstheit als Stellvertreterin zu verbitten. Daß daher die wahren Protestanten, deren ungleich mehr existiren, als Obilo zu wissen scheint, sich nie an die bestehende feste (Römische) Religionsocietät anschließen werden (S. 233), um in sie absorbiert zu werden, darauf darf man rechnen; zumal da viele Glieder eben dieser Societät längst begriffen haben, was die Reformation sollte, und da diese Societät selbst jezo von den Grenzen eines anarchischen Zustands nicht allzu fern ist. Die naturalistischen Theologen arbeiten sich dem Romanismus in die Hände

(ebendaf.), und die Poeten tragen sie mit Flügeln ihm zu. Aber die wahren Christen kennen nicht Rom, noch Wittenberg, und „verachten christlich groß des Vilselbendes Spott“, wie die Lockungen der Proselytenwerber. Weder Bossuet, noch Leibnitz (S. 237. 238), noch irgend eine Autorität der Erde gehen sie an. Sie erkennen den Canon der Schrift (S. 240), weil er alle äußere und innere Kriterien der Aechtheit für sich hat, und lassen die Lehren gelten (ebendaf.), welche dem Canon gemäß sind. Sie wissen, daß von der eigentlichen innern Lage des Protestantismus (S. 244) Abt Obilo nichts weiß, und kennen ein Corpus evangelicorum, das weder nach kostbaren Monstranzen, noch nach Klostersgütern (S. 245) ist, stern ist. Die Fortschritte vieler Theologen zum Naturalismus (S. 247) sind ihnen nur eine Häresis oder Absonderung von der Gemeinde, die noch übrig ist, wo nur noch zwey oder drey in Jesu Namen versammelt sind. Eben das, daß der Protestant nicht gezwungen ist, diese oder jene oder überhaupt eine Kirche zu besuchen, sichert die Fortdauer seines bessern Glaubens, wenn seine äußere Kirche entartet ist; er kann, wenn er will, Priester in seinem Hause seyn. Auf einem allgemeinen Concilium aller protestantischen Theologen zur Herstellung der Ordnung (S. 252) würde ohne Zweifel ein Schisma oder mehrere Schismen entstehen; das könnte aber nur Gewinn für die wahren Protestanten seyn, und sie würden die übrigen in Frieden fahren lassen. Mehrheit der Stimmen (S. 253) könnte bey einer so gemischten Synode vor der Scheidung gar nichts fruchten. Mit der Brädergemeinde (S. 254) wird, wenn sie nicht geeignet ist, eine große Schaar von Mitgliebern aufzunehmen (S. 255), die gereinigte protestantische Hauptgemeinde in brüderlicher Uebereinstimmung leben, und mehr braucht es nicht, da beyde ohne Widerspruch für sich daseyn können. — S. 257 gesteht endlich Obilo ein, daß „der Poltergeist des Philosophismus“ auch in seiner Kirche sein Wesen treibt, hofft aber, der vielen Säkularisirungen und Einziehungen des Kirchenstaats ungeachtet, daß diese Bedrängnisse seiner Confession nur vorübergehend seyn werden. Recensent glaubt, er habe nicht falsch geweissagt. Obilo ist hiey so rechtschaffen, daß er (S. 261) frey bekennet: „er glaubt nicht an ein Come

vollt der Protestanten zum Untergang des Katholicismus, das täglich ein katholischer Zionwächter in Bayern der Welt angekündigt habe“ 2c. Wenn er sich aber (S. 262. 264) mit dem Ausruf: *Fundata est super petram firmam; und portae inferi non praevalerunt adversus eam!* tröstet: so wird er uns erlauben, selbigen sowohl mit den Reformatoren gegen die Römische Hierarchie, als mit den wahren Katholiken gegen die Naturalisten anzuwenden. Denn er gilt nicht der Kirche Roms, sondern der Kirche Jesu Christi. Daß Obilo immer wieder aufs Kirchenhaupt kommt (S. 264), ohne das rechte Haupt anzugeben, thut uns wahrhaftig leid für ihn. Denn dieses ist doch wohl eine so große Bibelvergessenheit, als die von ihm gerügte neologische. S. 265 werden die Vorzüge der Römischen Kirche erhoben, worüber wir viel zu weitläufig seyn müßten; und zu S. 266 ist es merkwürdig zu gedenken, daß der Philosophismus, der endlich die Französische Staatsumwälzung hervorgebracht hat, nicht aus der protestantischen Kirche (so gern der Verf. die Hugenotten hineinzuziehen liebt), sondern aus dem Schooß des Katholicismus hervorgegangen ist. Das heißt: der wahre Protestant, im Besitze seiner Religionsfreiheit, ist nie Kirchen- oder Staatsumwälzer; seine Kirche kann er nöthigenfalls sogar meiden, andre Kirchen duldet er, und politischen Einfluß sucht er nicht, gehorcht vielmehr der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; manchem denkenden Katholiken aber sollte damals eine Kirche aufgezwungen seyn, die er nicht achten zu können glaubte, und er glaubte bey seinen übrigen frivolen persönlichen Grundsätzen, keine Wahl zu haben, als sich in ihrem innig zusammenhängenden Gebäude zu begraben, oder es von Grund aus umzureißen. Dies ist auch die Geschichte gewisser verwandten Ereignisse in Deutschland. Und was reif war, das fiel. Sie werden also wahre Protestanten, „um dem Naturalismus zu entgehen, sich mit der katholischen Kirche vereinigen,“ auch wenn sie nicht zu besorgen hätten, „daß es nächstens in derselben eben so, als bey den Protestanten aussehen werde“ (S. 269). Sie kennen einen sicherern Weg: die Kirche, wohin sie sich flüchten, ist in ihrem Herzen, und in der Gemeinschaft Gleichgesinnter, die sie in ihrem Credo bekennen. — Nun folgen noch einige Lehrpunkte, welche der Kirchenvereinigung nur scheinbare Hindernisse in den Weg legen sollen. 1) Die Verehrung der Heiligen, Bilder und Reliquien (S. 271 ff.). Der sogenannte Cultus der Märtyrer und Heiligen, sagt Obilo, gehöre schon zur ersten Kirche, ins 2. und 3. Jahrhundert. Er rechnet aber auch dahin, daß man bey ihren Gräbern Gottesdienst gehalten, und ihren Todestag gefeyert, was denn nichts Neues,

was läßlich, und was dem Protestanten keineswegs zuwider ist. Die Abgötterey jedoch, die man in der Römischen und Griechischen Kirche ohne Verbot der Obergewalt mit der Verehrung der Heiligen getrieben, läugnet endlich selbst Odilo nicht (S. 280); und gesetzt, der begehe keine Sünde, welcher die Heiligen um ihre Fürbitte bey Gott anspricht, so wird man uns auch einräumen müssen, daß der nicht übel thut, welcher mit Vorbeygehung der Heiligen sich unmittelbar an Gott und an den einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen wendet (εἰς γὰρ θεός, εἰς καὶ μεσίτης 2. κ. ἀνθρ. 1. Tim. 2, 5.) Uebrigens glauben die Protestanten nicht nur 2) an eine Gemeinschaft der Heiligen (S. 278), sondern auch 3) an eine heilige katholische (allgemeine) Kirche (ebend.), zu der sie mit gehören, und von der die acht christlichen Glieder der Kirche Roms eine ansehnliche Parcel ausmachen. Man drückt es auch wohl aus: eine heilige christliche Kirche, was dasselbe ist. Der Protestant verehrt die verstorbenen Heiligen mit herzlichem Liebesgedächtniß, und läßt sich das Leben heiliger Seelen aus der katholischen Kirche zum Spiegel seines Glaubens und Wandels dienen. Er ist hierin recht augustinisch und hieronymisch (S. 282) gesinnt. Die Wunder, die in den ersten Zeiten des Christenthums, als der reinen Glaubensperiode, durch die Heiligen geschahen (S. 283), läugnet er nicht, weil sie die Verheißung Christi für sich haben, und daher dem lebendigen Glauben nie unmöglich sind. — Außersich gerecht sagt Odilo (S. 284) zu Huldrich von Stettin: „Ist man bey uns, wenn Sie so wollen, abergläubiger als bey Ihnen, so ist man dagegen bey Ihnen ungläubiger als bey uns. Auf welcher Seite mehr Nutzen ist, möchte wenigstens noch nicht entschieden seyn.“ Er setzt hinzu, daß Bilder und Reliquien zu den unwesentlichen Stücken (adiaphoris) der katholischen Kirche gehören; und Rec. glaubt gegenseitig, daß der acht religiöse Gebrauch guter Bilder von unverkennbarem Vortheil sey. Die Himmelfahrt Maria wird hiebey (S. 288) als assumptio und κοίμησις (Ruhegang) auch pausatib und dormitio, von der Himmelfahrt Christi, als ascensio, wohl unterschieden; wiewohl nicht zu läugnen ist, daß die Maler Marien leblich haben in Himmel fahren lassen, und das Volk dem Bild und nicht dessen Werkande geglaubt hat. Sie hätten es, wider Odilos Meynung, anders machen können, habens auch wohl anders gemacht. 4) Die Anbetung der Hostie wird durch die Voraussetzung der Gegenwart Christi bedingt (S. 290). Der Protestant betet ebenfalls den an, der gegenwärtig ist in dem Augenblick, wo er seinen Leib und sein Blut (nach Joh. 6, 55.) genießt, ver-

weicht aber, sich in Fragen zu verstoßen, die nach sinnlichen Vorstellungen und in darnach geprägten Ausdrücken gar nicht beantwortet werden können — als der alleinigen Quelle aller unseligen Streitigkeiten über das Abendmahl. 5) Das Fegfeuer (S. 291 ff.). Wir haben nicht das mindeste dagegen, daß ein Reinigungsstand nach dem Tode gelehrt wird, den die Schrift ganz bestimmte selber lehrt, und ohne den die Lehre von Seligkeit und Verdammniß den größten Widersprüchen unterliegt. Die Reformatoren aber mußten alles haben gegen wissenschaftlich ersonnene Fegfeuersfabeln, und das Geldgewerbe, das mit ihrer Hülfe getrieben wurde. Weil sie nun übrigens keine Meister der Geheimnisse waren, noch seyn sollten, sondern zu reinigen hatten und Kinderspeise zu bereiten (Hebr. 5, 2.), und jene Lehre mehr denn Eine gefährliche Seite zeigt: so durften sie sie nach einer obigen Bemerkung im Glaubensbekenntniß auslöschen, bis sie ohne Schaden reiner wieder aufgestrichen werden könnten. Daher haben hernach schon frühzeitig protestantische Schriftsteller gründlich von dieser Sache gehandelt, ohne sich durch den vorläufigen Lehrsatz ihrer Kirche irre machen zu lassen. 6) Die Communion unter Einer Gestalt (S. 303 ff.). Luther war auch hier nicht immer gleicher Meynung, und verordnete dem Concilium zum Trost (d. h. sollte und mußte verordnen) beyde Gestalten. Die Art, das Abendmahl auszutheilen, sey übrigens bloße Disciplinarsache. Es sey anfangs den gefangenen Christen unter der alleinigen Gestalt des Brods geschickt worden, um Aufsehn zu vermeiden; man habe es unter selbiger versteckterweise bey sich aufgehoben und genossen, ganz kleinen Kindern aber unter der alleinigen Gestalt des Weins gereicht. Mehrere Päpste und Concilien hätten die ordentliche Darreichung beyder Elemente befohlen 2c. Bey einer Vereinigung werde man denen, die den Reich begeherten, ihn zugestehn. 7) Das Kreuzmachen (S. 314). Hierüber ist gut gesprochen, und wer es uns verargen wollte, wenn wir uns mit dem Kreuze segneten, möchte uns eben sowohl auch andre unschuldige, würdige und nützliche Gebräuche der Uebersieferung, auch das Knieen verargen, das unter allen Stellungen der Anbetung die schicklichste ist. 8) Ueber Kleidung der Geistlichen, Processionen, Litaneyen 2c. Verdient ebenfalls Lob. Aber wieder kommt der Abt 9) auf den Pabst (S. 318 ff.), der nun mit der Despotie der Vernunft parallelisirt wird. Der wahre Protestant weiß, daß nur die durch den Glauben erleuchtete Vernunft über Glaubenswahrheiten hell sehen und entscheiden kann, weil er seinen Geist wie sein Herz von Wahrheit und Güte gefallen, verdorben und verdunkelt glaubt, und daß allein der Gott, welcher

Her ihm ursprünglich eine bessere Vernunft gegeben, sie wieder
 reinigen und vergöttlichen kann. Dahin sprechen auch die aus
 neuern protestantischen Schriftstellern gut hergebrachten Stellen.
 Die Unfehlbarkeit des Papstes wird (S. 326) gleich Wehrem
 rem, wie es seyn sollte oder durfte, und nicht, wie es war
 und genommen wurde, behandelt. Einem geistlichen Vater
 nach der Weise Melchisedek wollten wir gern gehorchen; soll
 einen Titel und Amt aber sollte nur erhalten das der Gemeine
 gesetzte Haupt über Alles (Eph. 1, 22.). Und dies ist die allei-
 nige wahre Theokratie (S. 327), deren Statthalter auf Erden
 ein unsichtbarer, nämlich der Paraklet ist (Joh. 14, 16—18
 c. 15, 26. c. 16, 13.). Infallibel ist die allgemeine Kirche,
 so lange sie diesen Geist der Wahrheit hat, und sie hat ihn,
 so lange sie ihm nicht widerstrebt (Apost. 7, 51.). In ihr
 hat ihn aber nicht bloß eine levitische Priesterschaft, sondern
 jedes lebendige Glied an des Herrn Leibe. Denn wir sind
 sämmtlich das auserwählte Geschlecht und die königliche Pries-
 terschaft (1. Petr. 2, 9.). Dieser Unterschied ist wichtig. — Der
 Trost gegen die Furcht vor päpstlicher Despotie, der S. 329
 gegeben wird, ist für den Historiker gar keiner. — Eine Ver-
 bindung der weltlichen und geistlichen Obermacht nach eben-
 d. ff. ist wider den Begriff des Protestantismus. Der weltliche Fürst
 ist von Rechts wegen Mitglied und Beschützer der Kirche, ihrer
 Rechte, ihrer gesellschaftlichen Ordnung und ihrer constitutionellen
 Glaubenslehre, nicht pontifex maximus (S. 333). Man
 lese das mancherley Gute, was auch nach katholischen Grund-
 sätzen vom Verf. hierüber hergebracht ist. Aber immer werden
 wieder für die Nothwendigkeit eines allgemeinen sichtbaren
 Oberhauptes Autoritäten, und zwar protestantische angeführt,
 womit Obilo sich viel vergebliche Mühe, und die Inconsequenz
 der Schriftsteller bewundern macht, und eine obige Wahrneh-
 mung über den Hang der Ungläubigen bestätigt (s. S. 343).
 Vor dem Hinzukommen (des Zwangs) einer weltlichen Macht,
 um die Christen unter Ein Haupt und in Einen Körper zu
 vereinigen (S. 346) bewahre uns der, welcher Niemand zu
 seiner Wahrheit gezwungen hat; jedoch kann der Unglaube sich
 selber dies Gefängniß bereiten. Die Härten des Papstthums
 werden von S. 349 in einem milden Lichte darzustellen und
 die Schulden der Gegner zu enthüllen gesucht, also daß wir
 uns nicht fürchten sollen. 10) Das Extra ecclesiam nulla
 salus (S. 355) — welches überall nur gestillt werden kann,
 wenn es gleichbedeutend mit Apost. 4, 12. genommen wird —
 wird mit dem Anathema oder der Excommunication in Verbin-
 dung betrachtet, und alles nach Recht und Ordnung (wie es
 seyn sollte) temperirt. Es wäre vortrefflich, wenn die Römi-

die Kirche jederzeit mit Odilo nach S. 372 gesprochen und auch gehandelt hätte. Man vergleiche auch, was er S. 376 von dem Anathema des Tridentinischen Conciliums gegen protestantische Lehren selber zugibt; obgleich sich zeigt, daß z. B. in der Lehre von den guten Werken Luther sich hart bis zur Irreligiosität ausgedrückt hat — gleichwie gegenseitig die Verdienstlichkeit der guten Werke nach Römischen Grundsätzen das andre Aeußerste ist. — Auf die Weise soll man denn unter den Protestanten von den alten Vorurtheilen auch im Artikel von der Kirche zurückkommen, und die Hierarchie zurück wünschen (S. 379) — da der Protestantismus, gefährlicher als jede Ketzerei, das Ansehen der Kirche ädern Hausen werde, jede Irrlehre ins Heiligthum einlasse, und dann zur Schwach sey, sie zu bekämpfen. Wenn wir jedoch *pertinaces* bleiben, so sind wir nach S. 381. 382 ganz gewiß *haeretici*. Auch erhält S. 383 des Prof. Sulzer Wahrheit in Liebe, wie natürlich, ihre Andeutung. Inzwischen trifft (S. 384) der Vorwurf wegen der allein seligmachenden Kirche die Römische als solche alles von Odilo dagegen Gesagten ungeachtet (vgl. S. 385), so wie auch die lutherische und reformirte, so oft sie dergleichen von sich geäußert, und andre Confessionen verdammt haben; und zum Beweis dient, wie Huldreich von Sarnen gar wohl einwendet, eben das Bemühen, „die Protestanten in den Schaffall der Römischen Kirche zu treiben.“ In dieses ganze Buch ist ein Beleg dazu. S. 386 behauptet Odilo von seiner Kirche: „Was unsre Väter vor 18 Jahrhunderten geglaubt haben, das glauben wir noch.“ — So werden wir denn „aus der verfallenen Hütte des Protestantismus in ein solideres Haus“ eingeladen, und zuletzt noch eine prophetische Malerei auf Pergament mit Versen vorgelegt, Dantons Project aber gänzlich verworfen.

Wir glauben bereits so viel geurtheilt und dargestellt zu haben, daß wir uns und die Leser weitläufiger Folgerungen möglich überheben können. Das Resultat des Ganzen ist, daß die Kirche eines allgemeinen sichtbaren Oberhauptes bedürfe, welchem die protestantische Confession sich zu unterwerfen habe, folglich wieder römisch, katholisch werden solle. Auf die Art soll eine, wirklich absorbirende Kirchenvereinigung gestiftet werden, bey der doch das erste Erforderniß Odilos, die Eintracht des Glaubens, nie zu erwarten, und völlig unmöglich ist, so lang die zusammentretende Masse entweder gar keinen Glauben, oder doch nicht den lautersten Glauben hat; daher diese und jede äußerliche Kirchenvereinigung unserer reinen Ueberzeugung nach noch zur Zeit nur die Mutter neuer Kirchentrennungen oder eines wachsenden Unchristenthums unter

gleichförmiger kirchlicher Außenseite seyn wird. Jene Absorption ist nicht bloß der ausdrückliche Inhalt und Zweck dieses Buchs, sondern auch die durchschimmernde Meinung des Triumphs der Philosophie, eines ungleich besser geschriebenen Werks (wenn wir gewisse verdienstliche Hauptparthieen in Theoduls Gastmahl ausnehmen), das aber überdem die Eigenheit hat, daß es dem Jesuitenorden das Wort redet. Wir unsers Orts kennen weder die Gelehrten, noch die Frommen, noch die Unschuldigen unter den Jesuiten, noch die Verdienste dieses Ordens überhaupt; aber da der Geist desselben constitutionsmäßig der eines geheimen Kriegs gegen den Protestantismus ist, so bedauern wir, wenigstens diesen Geist weder lieben, noch loben zu können, und dagegen die Züchtigung des Ordens gerecht zu finden, wenn auch die Werkzeuge seines Falls ungleich schlechter gesinnt gewesen wären, als die Märtyrer, welche zuletzt seine Schuld in der Zeitlichkeit bezahlen mußten. Das ist in der Geschichte göttlicher Gerichte nicht ungewöhnlich, und das Aehnliche auch bey der neuern revolutionären Züchtigung des ganzen Clerus vom Haupt bis zu den Fersen, vorgekommen. — Wir müssen auch den Verf. von Theoduls Gastmahl bitten, bey einer etwaigen vierten Ausgabe die Frage zu erörtern: wo dann Heil zu suchen sey, wenn einmal unter dem allgemeinen Bande der Hierarchie und katholischer Form die herrschende Clerisey ganz oder größtentheils aus Ungläubigen und Naturalisten bestehen sollte? Wir thun diese Frage aus guten Gründen. — Der Verf., sey er nun Protestant oder Katholik, betrachtet Vieles viel zu menschlich; er glaube, wo möglich, ja nicht, daß die Welt vom Unglauben durch den Romanismus getheilt werde. Wir aber wollen es ihm glauben, sobald er uns zeigt, daß in der römisch-katholischen Gemeine heut zu Tage kein Unglauben, öffentlich oder ins Geheim, theoretisch oder practisch herrscht. Daß die Römische Kirche gewalt endlich zur Zerstörung des falschen Protestantismus könne gebraucht werden vom Allgerechten, haben wir oben mehrmals eingeräumt; aber wehe dem, der an todten Fesseln schmieden hilft, wenn es in seiner Macht steht, am Geschmeide der Braut arbeiten zu helfen!

Und hierzu sind wir Alle berufen, und jede Confession, die den Herrn lieb hat; nicht um uns zu einander, sondern zu Ihm zu bekehren, brüderlich uns die Hände reichend, und neben einander fortwandelnd in Liebe, als dem neuen und ewigen Gebot. Bis daß Er kommt, und sammelt und scheidet, und keine abfordernde Benennung mehr gilt, und Eine Heerde ist, und Ein liebender Hirte.

JMO.

Jahrbücher der Litteratur.

Actenmäßige Geschichte der Vogelsberger und Wetterauer Räuberbanden und mehrerer mit ihnen in Verbindung gestandener Verbrecher; nebst Personal-Beschreibung vieler, in alle Lande deutscher Mundart dermalen versprengter Diebe und Räuber. Von Friedrich Ludwig Adolph von Grolman, Großherzogl. Hessischem Hofgerichtsrathe und erstem Criminal-Richter in der Provinz Oberhessen. Mit einer Kupfertafel, welche die getreuen Bildnisse von 16 Hauptverbrechern darstellt. Gießen, bey Georg Friedrich Heyer. 1813. (3 fl. 36 kr.)

Wir haben uns recht aufrichtig gefreut, den von Pfister in der actenmäßigen Geschichte der Räuberbanden an den bey dem Herrn des Mayns Theil 2. S. 51 geäußerten Wunsch: „daß von den Criminal-Tribunalen, peinlichen Gerichten und andern dergleichen Stellen ein Comptes rendu ihrer Arbeiten, von Zeit zu Zeit, in Druck gegeben werde, theils um dem Publikum die Ueberzeugung, daß an seiner Sicherheit gearbeitet werde, zu geben, theils um dadurch andern Stellen, die vielleicht nicht geahnte Aufschlüsse, auf dem leichtesten Wege, zu ertheilen;“ durch die vorangezeigte Schrift so bald erfüllt zu sehen, und sind im Voraus überzeugt, daß die Worte jenes Wunsches, welche der Verf. in der Vorrede, übereinstimmend mit Pfister, ausspricht, dadurch vollkommen erreicht werden müsse; wenn anders die Bitte desselben: daß die Regierungen und obern Policey-Behörden, die Verbreitung seiner Schrift, in diesem für das litterarische Fach so ungünstigen Zeitpunkte, unterstützen möchten, auch nur einigermaßen, was wir herzlich wünschen, berücksichtigt wird.

In einer kurzen (6 Seiten-füllenden) Einleitung erklärt uns der Verf.: was er unter Gauner und was er unter der Vogelsberger und Wetterauer Räuberbande verstehe. Nach seiner Erklärung sind Gauner: Menschen, die (welche) Gewerh vom Rauben und Stehlen machen; und um dieses

Handwerk mit Vortheil zu treiben, gewisse Gebräuche und eine eigene Sprache haben. Er theilt die Gauner oder Kochemer in zwey Hauptklassen; nämlich: „in die eigentlichen Gauner, Jenische oder Romanischen Leute; und in die Kochemer Leute im engeren Sinne; welche die Vertrauten der Ersten, übrigens ansäßig sind, und durch Beherbergung und Schätzung der Gauner gegen Gefahren, durch Gelegenheitsmachen, Verkaufung des Geraubten u. s. w. den Gaunern, ihres eigenen Vortheils willen, gefällig sind.“ Wir sehen wohl ein, daß es dem Verf. hier nicht um Fundirung einer streng philosophischen Distinction zu thun war, sondern daß er bloß andeuten wollte, daß nicht alle Kochemer Räuber und Diebe seyen; — doch hätten wir gewünscht, daß er nicht so bestimmt von Abtheilung der Gauner in zwey Hauptklassen gesprochen hätte; indem der von ihm selbst gegebene Begriff eines Gauners, welchem er später noch das Signum characteristicum des steten Herumziehens beysügt, offenbar nicht auf die Kochemer Vapser, Episser, Chaïms und Schärfenspieler paßt; da diese, in der Regel, nicht mit stehlen oder rauben, und nicht vagabundiren, sondern ansäßig sind. Wollte man solchen Classificationen Statt geben, so müßte man die Jenischen Leute wieder in Chasnes Malochner, Strahlenlehrer (Hausräuber mit Gewalt, Straßenräuber), Paatschenfezer (Frachtwagenplünderer), Schupper (Diebe), Jammakener (Tagediebe), Eschillesgänger (Abenddiebe), Schortenfeller (Kramdiebe) u. s. w. abtheilen; den Kochemer Jent aber auch noch die Klasse der Baldowerer (Gelegenheitsausseher), Pincken Flebber, Malochner (falschen Paß, Fabrikanten) u. a. m. beysügen. Solche Distinctionen sind aber um so weniger nöthig und ausführbar, weil auch ohne sie die Sache klar gemacht werden kann, und weil es sehr selten ist, daß z. B. ein Gauner bloß Strahlen lehrt, ein anderer bloß bey Tage stiehlt, oder ein Kochemer Kaffer (vertrauter Mann) bloß den Kochemer Vapser (vertrauten Wirth) mache, ohne manchmal auch als Schärfenspieler (Käufer gestohlener Waare) oder als Baldowerer zu debutiren.

Der Verf. zeigt, übrigens, wie Pfister, daß die Gauner ihre besonderen Districte haben, in welchen sie sich, nach besondern Chamwernischen vertheilt, aufhalten; — und von daher nimmt er dann auch die Veranlassung, jene Chamwernischen, welche sich vorzüglich den Bogelsberg zu ihrem Districte gewählt hatte, die Bogelsberger, jene aber, welche vorzüglich in der Wetterau hauste, die Wetterauer Räuberbande zu nennen. Einige wenige Worte über die Schädlichkeit der Gauner im Allgemeinen und über die Nothwendigkeit der gegen sie zu verhängenden Todesstrafe schließen die Einleitung.

Die Schrift selbst theilt sich in zwey Abtheilungen. Die erste beschäftigt sich mit den zu Gießen verhafteten Gaunern und den von diesen verübten Verbrechen; die andere liefert eine so betitelte alphabetische Nachweisung über die auswärtig verhafteten und über die noch in Freyheit befindlichen Räuber der Bogelsberger und Wetterauer Banden, und einiger Andern, welche mit diesen in Verbindung standen.

In der ersten Abtheilung erscheinen nicht weniger als 45 zu Gießen verhaftete wirkliche Gauner, von welchen 28 zur Bogelsberger und 17 zur Wetterauer Bande gezählt werden. Wer erstaunt nicht mit uns über eine so große Anzahl an einem einzigen Orte, zu gleicher Zeit, verhafteter Gauner? — Wer freut sich aber auch nicht mit uns: solch kräftiges Fortschreiten der Sicherheits-Anstalten und der Criminal-Verwaltungs-Pflege zu bemerken? — Und wer bewundert nicht mit uns den so ausgezeichneten Eifer des peinlichen Gerichts zu Gießen, und besonders den unsers Verfassers? Denn nur einer, mit anhaltendem Eifer, unverdrossen fortarbeitenden Behörde konnte es möglich werden, solche Resultate ihrer schweren Arbeit zu liefern. Ihrer schweren Arbeit sagen wir, denn wir wissen die viele, unfähliche Mühe aller Art, die vielen und umständlichen Communicationen, und die vielen weitaufigen, ausholenden Verhöre, welche Untersuchungen solcher Art erheischen, gar wohl zu würdigen. Auch mißkennen wir nicht, daß die Untersuchungen gegen die (unter obigen 45 nicht mitbegriffenen) Concubinen der Gauner und gegen ihre Helfer und die Käufer der

gestohlenen Waaren, gar oft, bey minderwichtigen Resultaten für das Allgemeine, eben so mühsam und oft noch schwieriger sind, als jene, gegen die Gauner selbst; — und darum wies derholen wir es noch einmal: der von dem Verf. und seinen Mitarbeitern bey dem peinlichen Berichte zu Stiefen, durch diese große Untersuchung, erprobte Diensteifer kann nicht genug bewundert, — der Dienst, welcher dadurch der öffentlichen Sicherheit geleistet wurde, von den Regierungen und dem Publikum nicht dankbar genug anerkannt werden.

Der Verf. hat die von Pfister gewählte Manier in der Hauptsache durchaus angenommen. Auch er hat zu dem einzelnen Verbrechen die Theilnehmer vorangesezt, und dadurch die Brauchbarkeit seines Werks für den practischen Criminalisten sehr erleichtert; — nur hätten wir gewünscht, daß die Verlags-handlung, oder der Sezer dafür gesorgt hätte, daß die Benennung der Verbrechen selbst mit ausgezeichnete Schrift gedruckt worden wäre, um mehr und schneller in die Augen zu springen. Der Verf. hat aber nicht, wie Pfister, die verübten Verbrechen in fortlaufender Reihe aufgezählt, sondern die Verbrecher selbst und dann bey jedem die ihn treffenden Verbrechen erzählt, und bey Andern, welche früher schon erzählt waren, auf diese frühere Erzählung verwiesen. Erspar wurde bey dieser Einrichtung, eben der nothwendig gewesenenen Verweisungen wegen, nichts; — wohl aber wurde hiedurch der practischen Brauchbarkeit das Gemächliche entzogen: sogleich bey dem Aufschlagen des Gaunernamens (wie bey Pfister) die Uebersicht der ihn treffenden Verbrechen in gedrängter Kürze, abgetheilt in Räubereyen und Einbrüche und Diebstähle, zu finden. Man findet in dem vorliegenden Werke wohl auch: ob dieser, oder jener Gauner dieses, oder jenes Verbrechen begangen habe; allein man muß, zu dem Ende, öfters viele Blätter durchsuchen; — und das ist für manchen Geschäftsmann verdrößlich. Eben so finden wir die Einrichtung nicht lobenswerth, daß unter den Theilnehmern eines Verbrechens allemal derjenige Gauner, auf dessen Stock oder Verzeichniß es steht, nicht genannt wird. Bey dem Nachschlagen nach einzelnen Verbrechen muß man, wenn man das Verbrechen gefunden hat, nun erst noch suchen, auf wessen

End es stehe, um den nichtgenannten Theilnehmer kennen zu lernen. Wie leicht wird manchmal eine solche Nachschlagung unterlassen, und dadurch Irrthum erzeugt. Selbst das, daß bey Pfister die Theilnehmer immer numerirt sind, hätten wir hier beybehalten zu sehen gewünscht; — es erleichtert mit den Practiker gar sehr den schnellen Ueberblick.

Eben der Umstand, daß der Verf. die Verbrechen nicht in fortlaufender Reihe, unter fortlaufenden Nummern, aufzählte, erzeugt es auch, daß man die Summe der zum Gesändniß gekommenen Verbrechen nicht auffinden kann, wenn man sich nicht die Mühe gibt, sie zusammen zu zählen. Wie haben uns dieser Mühe, welche durch das Untermischen früher schon erzählter Verbrechen erschwert wird, unterzogen, und wenn wir recht gezählt haben, beträgt die Summe der den in Sitten verhafteten Glieder der Wetterauer Bande und ihren Conjointen zu Last kommenden Verbrechen, einschließlich mehrerer Attentate, 265 und jene der Bogelsberger 187, im Ganzen also 452; worunter sehr viele bedeutende und manche mit ausgezeichnete Grausamkeit verübte Räubereyen sind. Wenn nun auch gleich manche davon schon bey Keil, Becker, Pfister vorkommen, so bleibt doch die Hauptsumme stets dieselbe und auffallend groß. Diejenigen Gauner, welche am meisten belästigt erscheinen, sind folgende:

Jonas Hoos mit	18 Verbrechen
Joh. Heintr. Doenges mit	19 —
Joh. Leonhard Lang mit	33 —
Fried. Adam Thomas mit	33 —
Joh. Georg Pfeiffer mit	30 —
Mich. Vorgener mit	21 —
Joh. Adam Franz mit	32 —
Joh. Heintr. Ritter mit	32 —
Joh. Valtin Christian Oberländer mit	54 —
Jacob Heintr. Wielmetter mit	60 —
Joh. Wielmetter mit	41 —
Joh. Geog Gottschalk mit	23 —
Conrad Anschuh mit	52 —
Joh. Justus Diez mit	32 —
Peter Goerzel mit	51 —

Joh. Vorgenet mit	28	Verbrochen
Heinr. Vogt mit	35	—
Joh. Balth. Pfeiffer mit	33	—

Die am meisten belasteten Gauner sind freylich die beyden ältesten, Joh. Heinr. Dielmutter 65 und Joh. Balth. Ehrstian Oberländer 63 Jahre alt. Bedenken wir aber, wie nahe an Verbrochen diesen der 31jährige Conrad Anschuh, der 28 jährige Peter Goerzel, der 22jährige Joh. Dielmutter, der 18jährige Heinr. Ritter stehen; so müssen wir entweder annehmen, daß jene alte Herren noch mit dem bey weitem größten Theile ihrer Verbrechen hinter dem Berge halten; oder wir müssen die auffallende Progression der Industrie ihrer Zöglinge bewundern. Bey Peter Goerzel, vulgo scheeler Peter, oder scheeler Heidenpeter, ist der Zusammenhang der Wetterauer mit der Grabänder Bande respective den davon noch übrigen versprengten Mitgliedern besonders auffallend. Wir finden hier wieder die alten bekannten Claus und Georg (Harting), die Grabänder und den Appoltnarius Lügler, welche mit Heidenpeter und dessen gewöhnlichen Cameraden verschiedene Verbrechen verübten. Unter diesen Cameraden finden wir, neben verschiedenen von Pfister schon benannten Zigeunern, auch den Weit Krämer, dessen Vater, den Joh. Adam Heußner, den zur Bande des Schinderhannes gehörigen Joh. Adam Steininger, den Ueberrheiner Wilhelm nebst vielen andern; — und diesen Letzten finden wir (S. 508 u. f.) wieder in Gesellschaft des Rentel Polas und einer ganzen jüdischen Bande, dann des Niederländers Adrian Voßbel, vulgo Schifferchen; — so daß auch hieraus wieder das Zusammenhängen aller Gaunerbanden deutlich erwiesen hervorgeht.

Der Verf. hat bey jedem einzelnen in Gießen verhafteten Verbrecher theils mehr, theils minder kurze Bemerkungen über dessen Schicksal beygefügt, und sich besonders bemüht, die Familienverhältnisse einzelner Gauner, zu unverkennbarem Vortheile des practischen Criminalisten, auf das Genaueste zu entwickeln. So wie wir bey Pfister über Leonhards Conrad, vulgo schwarzer Conrad, über Johannes Lehn, vulgo Michels, Hannes, Musikanten, Hannes oder Spielhannes, über Holz-

welche die Diebstahlsche Familie und andere genaue Entwicklung ihrer Familienverhältnisse fanden; so finden wir dieselbe auch hier bey gar Manchen, und besonders genau entwickelt bey Jacob Heinrich Wielmetter (S. 228 — 231). Sie füllt vier volle Seiten, und weist nach, daß dieser einzige Wielmetter unter seinen nächsten Anverwandten allein 25 Gaunerfamilien zählt. Die obgedachten Bemerkungen enthalten gar manche interessante Züge, und manche sehr schätzbare und beachtungswerthe Blicke des Verf., deren auch manche, gelegentlich der Erzählung der einzelnen Verbrechen, vorkommen, und worunter wir die, bey Gelegenheit der schauerlichen Erzählung der Ermordung des Valentin Bröschler, vulgo Hundsvetten, eingeflochtene: über die Hausdurchsuchungen (S. 248) den Policeys und Criminal-Beamten zur Beherzigung empfehlen möchten. Auffallend war es uns, daß auf die unterm 15. Dec. 1811 eingereichten Untersuchungsacten gegen Joh. Heinrich Dentscher, vulgo Hessenländer: Heinrich, welcher zwar früher bey dem Amte zu Burggemünden neun Verbrechen eingestanden, dieses Eingeständniß aber widerrufen hatte, die Entscheidung von dem, in den übrigen Fällen, ziemlich rasch gearbeitet habenden Hofgerichte zu Gießen noch nicht erfolgt war.

Bey dieser Gelegenheit müssen wir bemerken, daß, wie sie und da in dem Werke vorkommt, die schon vor mehreren Jahren erfolgte Verhaftung mehrerer Gauner in Burggemünden und deren nachherige Ablieferung nach Gießen die Veranlassung zu der an diesem letztern Orte Statt gefunden habenden großen Untersuchung war, mit deren Resultaten uns die gegenwärtige Schrift bekannt macht. Eben darum hätten wir aber auch gewünscht, daß es dem Verf. gefällig gewesen wäre, uns in seiner Schrift die Geschichte jener ersten Einfassung, die Geschichte der in Burggemünden geführten Untersuchung, welche viele Geständnisse der Verhafteten hervorführte, besonders aber die nähere Geschichte des Widerrufs aller zu Burggemünden abgelegt gewesenen Geständnisse, der zu Begründung dieses Widerrufs von den Gaunern vorgespielten Ursachen, und besonders die: wie es, im Allgemeinen, gelang, die ersten Geständnisse wieder herbey zu führen, mitzutheilen. Sie würde nicht nur dazu gedient haben, das

Ganze, welches, so wie es vorliegt, als bloße Anleinanderreihung einzelner Fragmente erscheint, in einen Zusammenhang zu bringen, sondern sie würde auch dem Verf. Gelegenheit geben haben, sein Untersuchungs-Verfahren noch näher zu entwickeln, und dadurch für manchen angehenden Criminal-Beamten einen Schatz von Erfahrungen und Klugheitslehren in die Schrift niederzulegen.

Warum der Verf. auch die Signalements der in Stößen verhafteten Räuber aufgenommen habe, und sogar jenes des bereits am 14. July 1812 hingerichteten Jonas Hoos und des den 25. Februar 1812 im Stockhause verstorbenen Johannes Bielmetter, vermögen wir nicht anzugeben. Sollte er allensfalls die Absicht gehabt haben damit, auf den Fall, daß öfter der eine oder der andere entweichen sollte, vorzuarbeiten; so ist diese Absicht, wenigstens bey dem enthaupteten Jonas Hoos und dem verstorbenen Johannes Bielmetter nicht denkbar; überhaupt aber scheint er diese Absicht nicht wohl gehabt haben zu können, da, nach seiner eigenen Versicherung S. 77, die Anstalten in dem Stockhause zu Stößen so gut getroffen sind, daß während 13 Jahren daselbst nur ein einziger Arrestant, während der Abwesenheit des Verf., wirklich durchbrach. Sollte der Verf., wie aus der Vorrede, S. VIII, hervorzugehen scheint, hiebey die Absicht gehabt haben: das Publicum und besonders die Verehrer der Physiognomik und Kraniosophie in den Stand zu setzen, sich die Bildung der einzelnen Verbrecher zu versinnlichen; so müssen wir dagegen bemerken, daß dazu die gegebenen Signalements wohl schwerlich ganz hinreichen dürften; daß sich in keinem der Signalements die Schädelorgane bezeichnet finden, — und daß zu dieser Absicht weder die Angabe der Religion, wozu der einzelne Gauner sich bekannte, noch jene der Profession, welche er erlernt hatte, am allerwenigsten aber die Bemerkung, daß Jacob Heinrich Bielmetter (S. 226) und Johannes Vorgener (S. 392) Ohrringe trugen, und die Beschreibung der Kleidungsstücke, welche Johann Adam Stetmainger bey seiner Arrestirung trug (S. 266), nöthig war. Wollten wir annehmen, der Verf. habe hiebey die Absicht gehabt, durch Mittheilung dieser Signalements, vielleicht dem einen oder dem andern Beschäs-

hätten das Bild der Räuber oder Diebe, welche ihn um das Seinige brachten, in das Gedächtniß zurück zu rufen und ihn zur Angabe zu vermögen; oder dem einen oder andern etwa in der Folge noch verhaftet werdenden Mitschuldigen an einem oder dem andern Verbrechen das Erinnern an seine Kameradschaft, oder den Richter das Fragen darnach zu erleichtern, so müssen wir dagegen sagen, daß dann, zu erstgedachtem Besuche, die Signalements nicht erst nach geschlossener Untersuchung hätten mitgetheilt, — und daß dann auch durchgehends (was nur bey Steininger geschah) die gewöhnliche Kleidung der Gauner hätte beschrieben werden sollen.

Wir bemerken dieses nicht, um den Verf. zu tadeln; sondern um zu veranlassen, daß für die Folge, bey ähnlichen Schriften, auf unsre Bemerkungen Rücksicht genommen werden möge. Der Anführung: in wie vielen Actenbänden jede einzelne Untersuchung bestanden habe, hätte es ebenfalls nicht bedurft; indem die Schwierigkeiten der Untersuchungen nicht nach der Anzahl der Actenbände ermessen werden können. Wohl aber scheint aus dem, was uns der Verf. über die Anzahl der Actenbände der einzelnen Untersuchungen sagt, hervor zu gehen; daß die Untersuchung gegen jeden einzelnen Verbrecher in fortlaufenden Acten gepflogen und nicht jedem einzelnen Verbrechen ein besonderer Actenfascikel gewidmet worden seye; was doch eigentlich unumgänglich nöthig ist, wenn Ordnung in den Acten erhalten und eine schnelle Uebersicht derselben möglich gemacht werden solle.

In der zweyten Abtheilung werden zuerst 25 auswärtig verhaftete Gauner, und dann noch 89 in Freyheit befindliche aufgeführt, und nachgewiesen, an welchen Verbrechen sie Theil nahmen. Unter den 89 noch in Freyheit befindlichen Individuen erscheinen fünf Weibsteute, welche an Diebstählen Theil genommen haben. Die ganze Summe der bezeichneten Gauner beträgt diesernach 160, und kommt also der von Pfister beschriebenen Anzahl von 69 Verhafteten und 91 Freyen gleich; nur hat Pfister keine Weibsteute unter die von ihm beschriebenen Gauner aufgenommen. Ob nun wohl bey weitem der größte Theil der hier Beschriebenen von Pfister schon genannt ist; so mußten diese doch hier wiederholt

aufgeführt werden, theils der neuen gegen sie zu Tage gekommenen Verbrechen, theils sonstiger über sie gegebenen Notizen willen. Bey einem bedeutenden Theile der noch in Freyheit befindlichen Gauner vermiffen wir ungerne die Signalements oder sonstige sie näher bezeichnende Notizen; verabscheiden uns aber gerne, daß sie höchst wahrscheinlich nur darum nicht mitgetheilt wurden, weil sie nicht aufgebracht werden konnten. An Mühe darum hat es der überall so thätige Verf. sicher nicht fehlen lassen.

In einem Anhange theilt uns der Verf. noch einige Nachricht über den von der Fränkisch-Sächsischen Bande in der Nacht vom 24. auf den 25. October 1809 auf der Fehrmühle bey Bernshausen im Amte Schilz verübten gewaltsamen Raub mit. In einem Nachtrage erfahren wir, daß am 24. März l. J. von den bis dahin noch nicht verurtheilt gewesenen Gaunern sieben zur Strafe des Schwerdtes, einer zu 16jähriger und ein Anderer zu 12jähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden seyen; — und in einem weiteren Nachtrage ersehen wir mit Vergnügen, daß es dem unermüdeten Bestreben des Verf., nach vierwöchiger vergebener Mühe, endlich am 13. und 14. April l. J. gelungen seye, von dem Johann Justus Holzappel, vulgo trummer oder lahmer Hannjost, das Geständniß seiner vielen und großen Verbrechen zu erhalten.

Wir waren sehr darauf gespannt: auch in diesem Werke Beyträge zu Vermehrung oder Berichtigung des von Pfister gelieferten Jenischen Wörterbuchs zu finden. Diese Erwartung fanden wir aber getäuscht, und da wir annehmen zu dürfen glauben, daß der für das allgemeine Wohl so vielseitig besorgte Verf. sicher solche Beyträge geliefert haben würde, wenn ihm einige bedeutende zu Theil geworden wären; so finden wir darin und in der Versicherung desselben S. 3: „die Gauner haben, wo Deutsch gesprochen wird, ihre allgemeinen Gebräuche und ihre ziemlich allgemein verständliche Sprache,“ die für die allgemeine Wohlfahrt tröstliche Beruhigung: daß wir durch Pfister so ziemlich mit dem ganzen Reichtume der Jenischen Sprache bekannt geworden seyen. Auch verschiedene Räuberlieder hat der Verf. uns mitgetheilt, und auch damit wieder die früheren Erfahrungen über diese so

nicht schädliche Menschenklasse bekräftigt. Nur hätten wir gewünscht, daß, der Schwachen willen, die obsolette 5. Strapaze S. 425 hinweggelassen worden wäre.

Der Verf. hat seiner Schrift ein alphabetisches Register über die sämtlichen abgehandelten Verbrechen, ganz in der Art, wie Pfister, in seinem zweyten Theile, es gab, beygefügt. Nur vermissen wir, bey Straßenräubereyen zwischen zwey Orten, die von Pfister mit Recht gewählte Aufführung derselben unter den beyden Ortsnahmen. Z. B. der Straßenraub zwischen Diedelsheim und Hainchen wird hier bloß unter Diedelsheim, nicht auch unter Hainchen aufgeführt; gar leicht aber ist es möglich, daß ein solches Vergehen nicht aufgefunden wird, wenn z. B. ein Anderer jenen Straßenraub als Raub zwischen Hainchen und Diedelsheim, oder gar nur als Raub bey Hainchen bezeichnet. Ein Register über die Verbrecher selbst vermissen wir höchst ungerne ganz. Zwar hat der Verf. die noch freyen Gauner in alphabetischer Ordnung aufgeführt, allein die Einmischung ihrer Signalements, Verbrechen u. erschwert sehr das Nachschlagen, noch mehr aber die wenige Auszeichnung durch die Schrift, womit die Namen gedruckt sind; — überdies sind aber auch die tochterlichen Namen nicht überall eingetragen; so findet sich z. B. Heinrich Zapf, vulgo Singmichels Heinrich, wohl unter Z, nicht aber unter S als Singmichels Heinrich; so wenig als der Singmichel selbst, welcher bloß als Joh. Mich. Schmitt vorkommt u. s. w. Die verhafteten Verbrecher sind nach den Orten, wo sie einliegen, aber selbst da nicht in alphabetischer Ordnung aufgeführt; man muß daher, bey dem Nachschlagen, alle an einem Orte Verhaftete, und, wenn man diesen Ort nicht weiß, das ganze Verzeichniß aller Verhafteten durchschauen, um sich zu überzeugen: ob das gesuchte Individuum darunter begriffen seye, oder nicht. Auch die in Gießen verhafteten Gauner sind nicht in alphabetischer Ordnung aufgeführt; zwar findet sich S. 597 und 598 ein Verzeichniß derselben, auch dieses ist aber nicht alphabetisch, und muß darum bey dem Nachschlagen oft ganz durchlesen werden.

Einige eingeschlichene Sprachunrichtigkeiten, z. B. tief, vertief, statt: kaufte, verkaufte, — Gauzen, statt: Vellen; Lusten, statt: Lust; — so wie einige Idiotismen, z. B. Knotentuch, Blatterkaufen u. dgl. übersehen wir, auch ohne Rücksicht auf die desfallsige Entschuldigung des Verf. in der Vorrede, bey dem entschiedenen Werthe des Werks, gerne.

Die mit Fleiß gezeichnete und gestochene Kupfertafel liefert, wie der Titel besagt, 16 Abbildungen von in Gießen verhafteten Gannern, worunter sich einige sehr interessante Physiognomien auszeichnen; vorzüglich die des schwarzen Jungen, des schwarzen Balser, des Abraham Moses, des Jonas Hoos und des Heydenpeters.

.:

Die Psalmen, übersetzt und metrisch bearbeitet von M. Lindemann, Gräfl. von Ingelheimischen Rath. Mit Genehmigung des erzbisch. Regensburgischen Ordinariats. Bamberg und Würzburg, bey Goebhardt. 1812. 175 S. 8.

Unter den Versuchen, das Poetische der Psalmen durch ein gleichförmiges, passendes Sylbenmaaß leichter bemerklich zu machen, verdient der gegenwärtige, vor mehreren andern, Aufmerksamkeit, ungeachtet er keinen berühmten Namen an der Stirne trägt, und nicht einmal durch eine Vorrede und Beschreibung seines Plans und Zwecks in die Lesewelt eingeführt wird. Der Verf. hat für jeden Psalm ein seinem Inhalt und dem Original angemessenes Sylbenmaaß gesucht, und dies oft glücklich gefunden. Er hilft sich nicht allzu oft durch Einschübel und Abweichungen vom Original, die bloß um des Versmaaßes willen angenommen wären. Besonders ist er von den gewaltsamen Versetzungen und Wortverrentungen frey, durch welche, in so vielen neuen Vollmetschungen der alten Schriften, die sich selbst doch der Natur ihrer Sprache und dem Charakter ihres Inhaltes so sorgfältig anschmiegen, unsre Sprache geradbrecht, der Ton und Charakter der alten Schriftsteller ganz verfehlt und die Natürlichkeit der Originale so sehr in Unverständlichkeit verwandelt wird, daß man sich dergleichen Deutsche

Uebersetzungen ohne Hülfe der Urschrift selbst ins Deutsche zu übersehen nicht im Stande ist.

Nicht zu den gelungenen Stücken gehört der Ps. 2. Zum Beispiel:

- 5) Zürnend wird er zu ihnen einst sprechen,
Wird im Grimme erschrecken sie einst.
6. „Von ihm bin ich zum König gesetzt
Ueber Zion, den heiligen Berg!
Ich verkündige Gottes Gebot.
7. Zu mir sagte Jehova: Mein Sohn
Bist du; heute hab ich dich gezeugt.
8. Heiſch, ich gebe dir Völker zum Erbe,
Zum Besitze die Gränzen der Welt.

Außer den hier durch die Schriftart schon ausgezeichneten Stellen, bei denen von selbst erhellt, daß sie anders ausgedrückt seyn sollten, weiß Rec. nicht, warum der Verf. in der ersten Zeile Vs. 6. vom Texte ganz abwich, und dann doch eine so holprichte Andersdeutung an die Stelle setzte. Der Text sagt:

6. Salbte doch ich, statt meiner, zum König
Ihn, für Zion, den heiligen Berg.

Ueberhaupt, während Rec. der Leichtigkeit und Natürlichkeit, mit welcher dieser Verf. den Text oft glücklich ausdrückt, mit Vergnügen Gerechtigkeit bezeugt, darf er dagegen nicht unbetont lassen, daß derselbe oft den Sinn, oft die alte Denkart nicht erreicht, oder sie mit neuen Vorstellungen verwechselt.

- Ps. 23, 6. So lange ich hienieden lebe,
Folgt Heil und Seligkeit mir nach;
Bis ich dort in Jehovahs Hause
Dereinst auf ewig wohnen kann.

So dachte jene Zeit, wo alle, die guten und bösen, in den Schoß gingen, nicht von Himmel und Seligkeit. Dieser ganze Psalm spricht überdies in Futuris; er muß also durchaus als Wunsch und Gebot, nicht als Präsens oder Präteritum, übersetzt werden. Der Schluß sagt eben so wunschweise:

Daß doch mich Glück und Gottes Güte
 Ereile all mein Leben lang;
 Auch zu Jehovahs Haus die Rückkehr
 Ich finde, noch für viele Zeit.

Uebrigens bleibt es immer gewiß, daß das Uebersetzen jedes Psalms in ein durch alle Zeilen gleiches Sylbenmaaß immer dem Hauptzweck, nur das im Original gesagte, aber auch dieses, soviel möglich, ganz wieder zu geben, Gewalt anthut, zu Einschleßeln und Auslassungen nöthigt, und sogar dem Texte selbst nicht angemessen ist, da dieser offenbar nicht aus Zeilen von gleicher Sylbenzahl oder gleicher Quantität besteht. Selbst die regelmäsigsten der Psalmen haben vielmehr zwar eine Gleichheit im Rhythmus, in der Länge oder Kürze der Zeilen, auch in der Zahl derjenigen Zeilen, die sich zunächst auf einander beziehen. Aber dennoch behalten sie dabey viele Freyheit und Abwechslung in der Sylbenzahl und in der Fortbewegung des Rhythmus. Warum sollte der Uebersetzer sich mehr beengen?

H. E. G. Paulus.

Gedanken über Luthers Denkmal. Nürnberg, im Verlag der Ramm'schen Buchhandlung. 1811. 46 S. in 8.

„Diese kleine Schrift, sagt die andre Seite des Titelsblatts, war anfänglich für die Amts- Jubelfeyer eines rechtschaffenen evangelischen Lehrers bestimmt. Da sie aber, verschiebener Hindernisse wegen, nicht zur gesetzten Zeit erscheinen konnte, und der würdige Jubelgreis seitdem in seine Ruhe eingegangen ist: so sey sie allen evangelischen Lehrern, die mit jenem Lehrer einerley Gesinnung haben — er wählte zum Texte seiner Jubelpredigt 1. Cor. 2, 1. 2. — hiemit gewidmet.“ Sie empfiehlt sich als eine wohlgelungene kurze Uebersicht vieler schon in ältern Zeiten dem seligen Luther gestifteten Denkmäler, der sich denn selbst das lebendigste Denkmal gesetzt hat, sodann seiner und der Mit-Reformatoren wahren

Mühen und Verdienste, endlich durch einen Vorschlag zu
 einem in der That würdigen Denkmal, den Referent nicht
 nennen will, damit er nicht sammt dem ganzen Christlichen
 für gelesen gehalten werden möge, welches selber gelesen zu
 werden verdient. Der Ton ist populär, aber edel, bescheiden,
 verständig. Ein Paar Stellen, die aus Luthers Schriften
 angehoben sind, führen wir ihrer Nützlichkeit wegen aus-
 zugewisse an. (S. 36. 37) „Weil ich sehe, daß des Stör-
 ums und Irrthums je länger, je mehr wird, und kein Aufhören
 ist des Tobens und Wüthens des Satans, damit nicht hinfort
 bey meinem Leben, oder nach meinem Tod, der eiliche zur-
 thüftig sich mit mir behelfen, und meine Schrift, ihren
 Irrthum zu stärken, fälschlich führen möchten: so will ich
 mit dieser Schrift vor Gott und aller Welt von Eitel zu
 Eitel bekennen, darauf ich gedente zu bleiben bis in den
 Tod, darinnen (das mir Gott helfe) von dieser Welt zu
 scheiden, und vor unsers Herrn Jesu Christi Nichtstuhl kom-
 men. Und ob jemand nach meinem Tode würde sagen: wo
 der Luther jetzt lebte, würde er diesen oder je-
 nen Artikel anders lehren und halten; denn er
 hat ihn nicht genugsam bedacht u. dawider sage ich
 jetzt als dann, und dann als jetzt, daß ich von Gottes Gnade
 alle diese Artikel aufs fleißigste bedacht, durch die Schrift
 und wieder herdurch oftmals gezogen, und so gewiß dieselbi-
 gen wollt verfechten, als ich jetzt habe das Sacrament des
 Altars verfochten.“ Und vorher (S. 35. 36) „dieses ist aber
 die Art der Teufelsböten, daß sie in die Herzen der Men-
 schen durch solche Kunst fein heimlich einschleichen können,
 bekennen wohl, und gebens zu, daß die ersten Predi-
 ger des Evangelii (die Reformatoren) recht haben
 angefangen, aber es sey damit je noch nicht
 genug; darum wollen sie nun den rechten Grund
 lehren, also daß die, so ihnen zuhören, sich
 über die Massen bessern sollen. Darum machen
 solche Diebe und Mörder ihnen selbst eine Oeffnung und Ein-
 gang in des Herrn Schaffstall, darin sie gern stehlen, wä-
 ren und umbringen wollen, nämlich, daß sie erstlich unsere

Sache billigen und loben; darnach aber geben sie fälschlich vor, wie sie alles wollen klärer und besser ausdrücken, das wir nicht genugsam erklärt, oder aber, wie sie zu lägen pflegen, nicht recht sollen verstanden haben. Gleich also haben die falschen Apostel ihnen auch eine Thür bey den Galatern geöffnet.“ Menschliche Irrthümer in Nebensachen, Uebersetzungsfehler und dergleichen von sich zu läugnen, konnte hier Luthers Meynung so wenig seyn, als das Begreifen des Abgrunds göttlicher Weisheit von sich zu behaupten, da sein trotziger Wille für die Wahrheit mit gründlicher Demuth verbunden war; vielmehr meint er die Grundartikel der christlichen Lehre, wie er sie aus dem Bibelwort mündlich und schriftlich predigte. Darüber hat er auch in seinem Glaubensbekenntniß, woraus die erste Stelle gezogen ist, keinen Zweifel übrig gelassen.

JMO.

Bamberg und dessen Umgebungen. Ein Taschenbuch vom Bibliothekar Jäck. Mit vier Abbildungen. Bamberg. Gedruckt auf Kosten des Verfassers (1813). 266 S. 12. Auf Druckpapier 2 fl. Auf Schreibpapier 3 fl.

Wer Bamberg genau kennen lernen will, darf dieses Taschenbuch nicht entbehren wollen. Der Verf. führt wie ein unterrichteter unschweigsamer Cicerone seinen Reisenden durch die ganze Stadt zu allen Merkwürdigkeiten, und unterhält ihn unterwegs und beym Besehen von allerley Dingen, die dem Reisenden interessant seyn können, auch spricht er viel von den vorigen Zeiten, wie natürlich, welche denn der Zuhörer selbst mit der Gegenwart vergleichen mag. An statistischen Nachrichten und Notizen über in Bamberg befindliche Kunstwerke gebricht es auch nicht, ein Adreßbuch findet sich im Anhang, und auch einige Poesie zu beliebigem Gebrauch.

Jahrbücher der Litteratur.

Commentar über die Psalmen, von W. M. L. de Wette. Heidelberg, bey Mohr und Zimmer. 522 S. in 8.

Auch unter dem Titel:

J. E. W. Augusti's und W. M. L. de Wette's Commentar über die Schriften des alten Testaments. III. Theil. Zweyte Abtheilung.

Der dritte Band der Augustischen und de Wetteschen neuen Uebersetzung der Schriften des alten Testaments ist schon 1809 erschienen. Er enthält die poetischen Bücher; nach Hiob, in der zweyten Stelle die Psalmen; alsdann Sprüche Salomo's, Koheleth und das Lied der Lieder. Auch der Commentar, welcher diese Uebersetzung zu bestätigen und zu erläutern bestimmt ist, richtet sich nach dieser Ordnung des Ganzen. Deswegen machen die Psalmen, ungeachtet sie zuerst erscheinen, die zweyte Abtheilung des dritten Bandes aus.

Die Einleitung umfaßt die nöthigsten Vorfragen. Der Psalter ist dem Verf. eine lyrische Anthologie der Hebräer, von dem Instrument, ψαλτηριον, so benannt, wie wenn man einer Sammlung lyrischer Gedichte den Titel *Lyra* vorsetzte. So eigentlich gehört jedoch diese schon von Euthymius Zigab. (S. 2) gemachte Erklärung des Psaltertitels hier nicht zur Sache, da der Titel *Psalter* bloß von den Griechischen Uebersetzern herkommt. Der Hebr. Titel מִזְמֹרֹת kann nicht wohl, wie S. 2 angibt, bloß durch Lobgesänge übersetzt werden; man müßte denn annehmen, daß dem Ganzen ein Titel gegeben worden sey, der auf einen großen Theil des Inhalts nicht passe. Wie viele der Tehillim sind weder Lobgesänge Gottes, noch der Menschen. Die Bedeutung ist offenbar allgemeiner zu fassen. מִזְמֹרֹת bezeichnet ein Hervorbrechenlassen froher Empfindungen überhaupt. Nach der Grunde

bedeutung: emicare fecit. Daher תְּהִלִּים auch ein Hochgekl. תְּהִלִּים umfaßt exultantis, ludentis populi etiam puerorum ludentium voces. Castell. 849. Zu dieser Bedeutung scheint nun in dem Buch der Tehillim nichts Specielleres hinzuzukommen, als daß die aufgenommenen Lieder auf religiöse Art ihre Freude ausdrücken; so nämlich, wie die religiöse Zeitmeynungen des Hebr. Patriotismus und Eultus sie modificirten. Auch die aufgenommenen Unglückspsalmen sind Tehillim; sie endigen gewöhnlich mit Gewißheit oder Hoffnung der Rettung. Wird die Bedeutung von Tehillim nach diesen Bestandtheilen genommen und dem Ausdruck lyrisch einige Ausdehnung auf jedes, mit einer gewissen Kürze sich ausprechende Hervorbrehen der Empfindung zugestanden, so erhellt der Hauptgedanke des Verf.: das Psalmbuch ist eine lyrische Anthologie, als richtig. Der Begriff von Rhythmus und musikalischer Recitation liegt alsdann mehr in der Benennung תִּשְׁתַּחֲוֶה vgl. מוֹסֵף cecinit voce, fistula, wozu der Grundbegriff *Caesuren*, von caedere, caedendo colere (durch Schneideln anbauen, wie dies bey den Weinstöcken geschieht) gar wohl zu passen scheint, da jene Bedeutung erwiesen ist. Lev. 25, 3. 4. Jes. 5, 6. 18, 5.

Das Eigenthümliche der Einleitung findet sich in den Artikeln von den Ueberschriften und dann von dem Rhythmus und der Musik der Psalmen; besonders auch vom Paralleismus der Versglieder, welcher oft nicht ein gleichstehender oder entgegensehender ist, oder nicht auf den Sinn sich bezieht, und von dem Verf. alsdann S. 77 ein *rythmischer* genannt wird.

Im Commentar selbst findet man vor jedem Psalm die einzelnen darüber benutzten Abhandlungen und Dissertationen angezeigt, alsdann den Inhalt und die Beziehung des Psalms erläutert; endlich folgt Vers für Vers eine philologische Beleuchtung der gegebenen Deutschen Uebersetzung. Sehr oft hat der Verf. aus den reichhaltigen Rosenmüllerischen Scholien das, was ihm das beste schien, ausgehoben.

Zu Erforschung der historischen Beziehungen,

auf welche soviel ankommt, stellt der Verf. S. 94. 95. Grundsätze auf, und beschreibt die zu befolgende Methode genau so, wie die geprüfteste Hermeneutik sie billigen muß. Nur in der Anwendung selbst scheint er uns gewöhnlich allzu ungeneigt, eine bestimmbare historische Beziehung anzuerkennen. Wahrscheinlich hat die allzu stüchtige Muthmaßungskunst vieler Exegeten, die aus jeder entfernten Aehnlichkeit zwischen den Daten eines Psalms und den vorhandenen Geschichtsfragmenten so mancherley historische Auslegungen zu erkünsteln wußte, ihn zur äußersten Strenge und Strupulosität wider diese Fiktionen bewogen. Wie schwer ist es, überall die glückliche Mitte zu halten. Hierzu, scheint es uns, wird man, soviel es irgend nach der Natur der Sache möglich ist, nur dadurch hingeleitet, wenn man fürs erste, bloß aus jedem Psalm selbst, die darin liegenden historischen Data zusammensucht, andere Erklärer aber allein dafür benutzt, um desto weniger irgend eine vorhandene geschichtliche Spur zu übersehen. Ist die Sammlung aller solcher Spuren in der Inhaltsanzeige dargestellt, so ist man dann entweder selbst so glücklich, die historische Beziehung dadurch nachweisen zu können, oder man hat wenigstens andern Forschern soviel möglich vorgearbeitet, bald um eine bestimmte Beziehung zu entdecken, bald, um mit Gewißheit, wenn sich die Spuren nicht vervollständigen lassen, zu entscheiden, daß keine historisch bestimmte Beziehung sich ausmitteln lasse. Ohne Zweifel sind die Grundsätze des Verf. die nämlichen. Aber in der Anwendung scheint er sich zuviel auf Prüfung und Widerlegung anderer Versuche einzulassen, wo man vielmehr durch ein reines, unpartheyisches Darlegen aller Spuren, die sich jedesmal auffinden lassen, der Entscheidung näher kommen möchte.

Beym zweyten Psalm zum Beyspiel machen die Worte: der Herr hat zu mir gesagt: Du bist mein Sohn (Ps. 7.)! klar, daß der Dichter des Psalms zugleich der König selbst ist, welchen Jehovah auf Zion hatte salben lassen. Auch zeigen die Futura Ps. 1. 2. und der 10. Ps., daß mehr von möglichen, als wirklichen Gährungen anderer Völker gegen das Zionreich die Rede ist. Der ganze Ton ist abwarnend. Nun gingen nur von David auf Salomo mehrere dergleichen unter:

suchte Gränzländer über. Unter den spätern Zionskönigen ist keiner bekannt, welcher unter Streit und Widerspruch den Thron bestieg, und doch in diesem Ton gegen besiegte Nachbarn hätte sprechen können, und keiner, von dem zugleich wahrscheinlich wäre, daß er selbst einen solchen Psalm gedichtet habe.

Die Bemerkung: daß der Tempel auf Zion gestanden habe, S. 113, ist ein topographisches Versehen, wodurch aber nichts im übrigen geändert wird. Mehr Einfluß in die Erklärung hat S. 115 die Behauptung, daß יְלִידִי von יָלַד abstamme. Dies wäre eine passive Form, und müßte übersetzt werden generatus sum tibi oder quoad te; welches nicht paßt. Die absichtlich gewählte Punctuation des י setzt voraus ein Substantiv יָלִיד filius, von welchem dann wieder ein Verbum: filium feci te, abstammt, so daß Jagen (S. 114), dieser so genaue Sprachforscher, wohl Grund genug hatte, im Texte, wie er masorethisch vor uns ist, eine bestimmte Andeutung zu finden, nach welcher schon jene alten Urheber der jetzigen Punctuation nicht an ein wirkliches Zeugen, sondern vielmehr an einen filius factus, adoptatus denken lehren wollten.

In der Uebersetzung des Zusammenhangs sowohl, als einzelner Stellen scheint uns noch mancher wohl erfüllbare Wunsch übrig zu bleiben. Der Zusammenhang kann nie genau genug gefaßt werden, wenn nicht die Uebersetzer (was so selten bisher noch geschehen ist) darüber festhalten, daß auch im Hebräischen zwey durchaus verschiedene Zeitformen sind, wovon die Eine das, was die Latiner durch imperfect; perfect; und plusquamperfect; vergangen unterscheiden konnten, bezeichnet, die andere aber zwar nicht bloß das eigentliche Futurum, je doch immer eine abhängige (subjunctive, conjunctive, optative) Zeit andeutet. Ohne genauere Beobachtung dieses Unterschieds wird zum Beispiel hier der Anfang des 2. Psalms so übersetzt:

1. Warum doch empören sich die Völker,
Und sinnend die Nationen Eitles,
2. Lehnen sich auf die Fürsten der Länder,
Und rathschlagen die Herrscher zusammen,
Wider Jehovah und seinen Gesalbten?

3. „Laßt uns zerreißen ihre Bände,
„Und von uns werfen ihre Fesseln.“
4. Der Thronende im Himmel lächelt,
Der Herr spottet ihrer.
5. Und dann redet er zu ihnen im Grimm,
Und in Zornglut schreckt er sie.
6. „Ich habe meinen König gesalbt,
„Auf Zion, meinem heiligen Berge.“

Hält man sich aber genauer an die Zeitformen, so entdeckt sich weit mehr Mannfaltigkeit der Beziehungen:

1. Wozu haben Völker geklämt?
Auch Volks haufen werden ausfinden ein Nichts.
2. Werden Länderkönige sich zusammenstellen und Gebieter,
So haben sie sich versammelt wider Jehovah und
dessen Gesalbten.
4. Sitzend in der Himmels Höhe wird Er lachen;
Mein Herr wird höhniſch spotten gegen sie.
5. Dann wird Er auch reden zu ihnen, in seinem Zorn,
Und mit seinem Zornfeuer sie erschrecken:
6. „Bin's doch ich, welcher salbte meinen König,
„Ueber Zion, den Berg meiner Weyhe!

Da die Uebersetzungskunst zu unserer Zeit nach Voß, Schlegel u. a. in der ganzen übrigen Philologie so strenge Forderungen macht und zum Theil schon erfüllt hat, so kann die biblische Philologie, welche nur ein einziges Buch, aber von so prägnantem, orientaliſch lebensvollem Inhalt, dem Occident mögſtlich getreu zu geben hat, ſich mit dem ſonſtigen Uebertragen des Sinns nicht mehr befriedigen. Auch auf die Wendungen der Rede, auch auf die Anspielungen der Grundbedeutungen, auch auf die Wahlerey der von den Alten gewählten Worte, durchaus zu achten, bringt ſeine eigene Belohnung. So ſteigt Ps. 4. die Darſtellung Jehovahs vom Lachen zu unarticulirten Spotttönen *W?* (Edne in der Hitze wie ſtammelnd ausſtoßen) alsdann erſt zu einigen Worten, die der Dichter kurz ausdrückt, damit ſie deſſo gewichtiger und würdig klingen des hohen Redenden. Lieber fügt er alsdann ſeine eigene Umſchreibung oder Auslegung bey, *WD*. Bey dieſer wiſſen wir nicht, warum unſer Ueberſeher vom Texte abging:

7. Vernehmt die **Sagung** Jehovahs.
Er sprach zu mir: „du bist mein Sohn,
„Heute habe ich dich gezeugt.“
8. „Fordre! so geb ich dir die Völker zur Besizung
„Und zum Eigenthum die Enden der Erde.“
9. „Du sollst sie zerschmettern mit eisernem Scepter
„Wie Löpfergefäß sie zertrümmern.“

Der Text sagt:

7. Ich will es auslegen nach Jehovahs (Königs-) Recht.
Er sprach zu mir: „Mein Sohn bist Du!
„Ich machte heute Dich mir zum Kind.“
8. „Bitte von mir, so werd' ich Völker hingeben als dein
Eigenthum,
„Und Gränzländer zu deiner Besizergreifung.
9. „Erschüttern magst du sie mit eisernem Regentenstab,
„Wie ein Löpfergefäß sie zersplintern.“

Vers 7. ist für **וְנִשְׁמָעוּ** gesetzt vernehmt. Der Commens-
tar sagt nicht, warum. In der Note zur Uebersetzung wird
angegeben: Eigentlich heiße es: ich will verkünden. Der
Sinn ist vielmehr: Ich will die kurzen Worte Jehovahs
auslegen nach dem *jus theocraticum hebraeorum*. Vgl.
1. Sam. 8, 9. **קָח** und **וְשָׂמָה** sind gew. Synonyma: **לָקַח**
aber kann nicht umsonst stehen. Vers 8: ist **בְּרָכָה** bitte.
Warum **וְנִשְׁמָעוּ** ausgelassen werde, zeigt der Commentar nicht
an. Der Sinn des Vs. 8. geht auf Mehrung des Plonsreichs.
Aber daß der neue König diese hart behandeln solle, kann
wohl der Sinn nicht seyn; nur daß er es könne, wenn sie
es verschulden. Die bestimmte Behauptung, daß **עֲדָת** Ende
und nicht Gränze bedeute, möchte sich wohl durch nichts be-
legen lassen. Noch weniger, daß die Hebr. Erbkunde sogar
enge gewesen sey, daß ein Hebr. König die Enden der
Erde zu besizzen hoffen konnte. Ihnen wird bestimmt Nahar
(der Euphrat) Ps. 78, 8. entgegengesetzt, wie ebendasselbst
auch das Arabische und Mittelländische Meer einander entges-
genstehen, um Salomos Gränzen zu bezeichnen. **וְנִשְׁמָעוּ** bes-
deutet öfters dieses Land, nach dem **אֶרֶץ** Demonstrativum,

nicht immer die Erde, und עֶרֶב wird gebraucht, wo etwas aufhört, als gleichgesetzt mit חָמָה und כָּלָה Genes. 47, 15. Jes. 16, 4. 29, 20.

Noch das Wichtigste ist in der Hebräischen Philologie, ehe vollendete Uebersetzungen möglich werden, durch consequente Erforschung der Bedeutungen durchzuführen. Der Verf. ist in der historischen Erklärung so sehr dafür, nichts Unerweisliches, nichts Willkürliches gelten zu lassen. Diese trefflichen Grundsätze sind vornehmlich noch in der lexikalischen Wortforschung geltend zu machen. Möchte es doch noch durch Männer seiner Art immer mehr betrieben werden, ehe der Geist der Zeit von dem vollen Umfang dieser Studien allzu weit abführt. Denn gerade zur endlichen Berichtigung des Hebr. Wörterbuchs ist der ganze Umfang dieser Sprachkenntnisse unentbehrlich. Und gerade dazu ist eine Consequenz in den Grundsätzen nöthig, welche lieber etwas gar nicht wissen, als nur durch einen Scheingrund sich befriedigen will.

Gegen diese Tugend des Verf. stößt es aber an, בֶּן und aus בֶּן aus וְכָל ע. 116 zu erklären; und dies um so stärker, da das eigentliche Verbum בָּן vorhanden ist und בֶּן so oft vorkommt. Selbst die schätzbarsten Auctoritäten, wie Storr, Gesenius, Rosenmüller zc. können ein Abweichen von der Consequenz nur — begreiflich machen. Wie kann man Ps. 12., wo sogar die meisten alten Uebersetzer schon des Hebr. בֶּן vom Aramäischen wohl unterschieden haben, sagen: es sey das natürlichste, בֶּן als Sohn zu übersetzen, wenn man zugleich zugibt, diese Bedeutung sey Chaldäisch und nur in der (chaldäisirenden) Stelle Prov. 31, 2. vorkommend! Das Hebräische und Arabische hat sein בֶּן Sohn und sein בֶּן Reinheit, reine Güte, Pietät von בָּן. Nichts ist nothwendiger, als daß, was einer der Dialekte singuläres hat, nicht dem ganzen semitischen Sprachschatz zugetheilt werde, wie die Aramäische Bedeutung בֶּן natus von בָּרָא product. Ueberdies wäre der Artikel בֶּן unentbehrlich, wenn der bestimmte Sohn zu bezeichnen wäre,

welchem zu huldigen sey; $\tau\omicron\nu\ \delta\iota\omicron\nu$, nicht $\delta\iota\omicron\nu$ einen Sohn. Endlich müßte לִבְּךָ יְשׁוּבָה stehen, um das: Küßet den Sohn! auszudrücken, weil man יְשׁוּבָה , יְשׁוּבָה küßen immer mit dem י konstruirt findet. — Vs. 12. wird ferner יָרֵךְ ausgelassen, weil es überflüssig sey. Die Grundbedeutung von יָרֵךְ geht auf das nomadische Umherziehen. Deut. 26, 5. Perire quoad viam heißt daher wohl nichts anders, als Weg und Pfad verlieren, sich verirren.

Wir möchten noch aus einigen andern Psalmen Beispiele ähnlicher Bemerkungen geben, da die Bearbeitung des Verf. nicht nur an sich interessant ist, und wegen ihres Fleißes viel Lob verdient, sondern auch als die erste Probe eines Commentars über das ganze A. T. verdoppelte Aufmerksamkeit verdient.

Vey dem ersten der sogenannten Unglückspsalmen (sonst: Bußpsalmen) Ps. 6. ist der Verf. ungeneigt, eine Krankheit des zugleich von Feinden verfolgten Redenden voranzusetzen, ungeachtet Vs. 3. vom Zittern der Glieder und der Lebenskraft, $\psi\chi\chi\eta$, die Rede ist und heile mich! gesteht, auch Vs. 6. der Tod gefürchtet wird. Auch das heftige Welschen ist offenbar bezeichnend für ein Individuum. Dennoch wählt der Verf. die Deutung, daß Psalm 6. als Nationallied und alle die Krankheits Spuren von Gemüthskrankheit zu verstehen seyen. Ps. 8, 2. ist die Voraussetzung, daß der Infinitiv יָהִי für die zweyte Person des Prät. stehen könne, ohne Beispiel. Es ist ein Hoffen, ein Gehen 2c., kann wohl gesagt werden statt: man hofft, sie gehen 2c., aber nicht für: du hoffst. Nimmt man, wie der Verf. nicht abgeneigt ist, יָהִי als Pyhal an, vgl. Richt. 5, 11. 12, 40., so erscheint ein sehr einleuchtender Gegensatz zwischen Erde und Himmel.

Jehovah, unser Herr!

Wie verherrlicht sollte dein Name seyn auf der ganzen Erde,
Dessen Ruhm gepriesen ist über den Himmelsböhen.

Im Ganzen drängt sich noch eine Bemerkung auf. Ber Luthers Uebersetzung zu verbessern verspricht, sollte wohl sich an dieselbe so lange, als eine Abänderung nicht unentbehrlich

ist, nach ihrem ganzen Tone halten, sie nur noch genauer dem Irtum anpassen, besonders aber alles Modernistiren durchaus vermeiden. Im Commentar erwartet man alsdann vornehmlich den Erweis der für nöthig geachteten Abweichungen.

H. E. G. Paulus.

Pentecostalia Sacra . . indicit D. Leonh. Bertholdt, Theologiae Prof. ord. et templi academ. Antistes. Tres priores Evangelistas tentationem Jesu Christi a diabolo, ad merum visum internum distinctis et expressis verbis revocare demonstratur. Erlangae. bey Kunstmann. 1812. 24 S. in 4.

Von den sehr verschiedenen Erklärungen der Versuchungsgeschichte — ob der Teufel als sichtbar gewordener Geist? ob ein jüdischer Priester oder Neuerungsüchtiger die Versuchungen veranlaßt habe? oder ob sie Schilderung einer inneren Deliberation in Jesu Geiste? oder etwa eine poetische, mythische, parabolische Einkleidung eines von Jesus nicht deutlicher erzählten Erfolgs gewesen seyn möchten? — wird zuerst der Sinn und die schon sehr zahlreiche Litteratur mit der bekannten Genauigkeit des Verf. angeführt und zugleich dagegen eine und die andere Hauptschwierigkeit kurz angedeutet. (Die merkwürdige Ansicht vom Hrn. Gen. Suprint. Köfler im 2. Stück vom 1. Bande des Magazins für Prediger S. 61, daß die Versuchungsgeschichte eine allmählig erweiterte jüdisch-christliche Dichtung seyn möchte, findet Rec. nicht angeführt.)

Schon die alte Schrift de Jejuniis et tentationibus Christi, welche dem Euphrosin zugeschrieben wird, bemerkt: *A multis ambigitur, utrum haec translatio (supra templi pinnaculum) fuerit corporalis . . Videtur inconueniens, quod . . Salvator pro vehiculo (eo) usus sit, quem praecipitorem sciebat, vel ei ferendum se commiserit, cujus insidias agnoscebat. Suo itaque Spiritu eum, credendum est, ductum et in desertum et super templum . . Et localiter quidem in deserto prima fuit tentatio, sed ceteras eo modo circumduxit tentatoris astutia vel circumduci passa est patientia salvatoris, quomodo Ezechiel, cum super fluvium Chabor sederet, Hierosolimam raptus in*

spiritu, civitatem aedificat et metitur, et muros templum-
que instaurat. Hoc modo super culmen templi Christus
erat in spiritu. Auch Theodor von Mopsveste gegen Iulian
(s. Münters Fragmenta graecor. patrum. fasc. I. p. 107)
bemerkte aus dem ἐν στιγμήν χρόνον „in Einem Augenblick“
(bey Lukas), daß Jesu eine Phantasie eines Berges vorges-
schwebt haben müsse. Er hält den Teufel für den Urheber ders-
selben. Theophylakt gibt die Notiz: Einige behaupten, daß
Jesu der Teufel diese Gesichte in Gedanken dargestellt habe,
κατὰ διαβολὰν ὁρατήσαντο. Dahin neigte sich, nach lan-
ger Zwischenzeit, wieder Abr. Scultetus in Exercitatt.
in loca difficil. quatuor Evang. Amst. 1624. 4. Becker
(„vir aetate sua multum major, hancque ob causam
etiamnum longe post obitum infamiae macula adpersus“) in
der bezauberten Welt vergleicht schon Ezech. 4, 6. und Apost.
Gesch. 7, 55. als bloß pneumatische (im Pneuma oder in der
Begeisterung vorgegangene) Erfolge. Vgl. weiterhin Volke's
Vericht des Matthäus S. 51. Paulus Commentar über das
M. T. 2te Ausg. Th. I. S. 355. Gabler im Neuest. theol.
Journal Th. 6. S. 235, und dessen Nachtrag im Journal für
theol. Literatur Th. 2. S. 309. Daß aber diese pneumatische
Erfolge weder, nach Eyprian und Theodor von Mopsveste, vom
Teufel, noch nach Farmer (über die Beschaffenheit und Ab-
sicht der Versuchung Christi, übers. von Schwager. Bremen
1777.) durch Gott, Jesu im Gemüth vorgestellt worden seyen,
daß vielmehr der Sinn der Evangelisten selbst dieser war,
jene Vorstellungen als Wirkungen einer innern Begeisterung Jesu,
und zwar einer Begeisterung heftigerer Art, d. h. einer Ent-
zückung oder Ekstase, zu beschreiben, dieses weist der selbstden-
kende und gründlich gelehrte Verf. äußerst wahrscheinlich zu
machen.

Was fast alle Menschen in Träumen erfahren, davon
macht oft besonders die sehr erregbare Phantasie des Orientalen
eine analoge Erfahrung im wachenden oder halbwachenden Zu-
stand. Man findet sich außer den Kreis seiner wirklichen Um-
gebungen „außer sich“ versetzt, ἐξορτή, man ist in Ekstase,
ἐν ἐξορτασει γενομενος Ap. Gesch. 22, 17. Desto mehr ist
man eigentlich „in sich selbst“, in dem eigenen Geiste, ἐν

ἡρώατι γένουενος Apot. 1, 10, 4, 2, 17, 3. In die innere Selbstheit und Geisteskraft gleichsam eingelehrt, einwärts gewandt, innerlich thätig. Paulus, da er 2. Kor. 12, 2. 3. von einem bis in den dritten Himmel, (bis ins Paradies versetzten Begeisterten spricht, ist so behutsam, zu bekennen, daß er nicht wisse, ob in diesem Fall der Geist außer dem Leibe sey, oder im Leibe bleibend, also ob jene Gesichte durch eine örtliche Veränderung, oder durch innere Vorstellung im Geiste selbst entstehen. (Selbst von einem Wunder ergriffen erklärt der Wunderthätige Apostel von diesem Wunder keine infallible theoretische Kenntniß zu haben!) Vgl. was die entzückende Begeisterung betrifft, Suidas unter dem Wort Epimenides, Fiedemann über Ekstasen in den Hess. Veptr. zur Gelehrs- 1785. V. Heft. Nicolai über Wirkungen der Einbildungskraft, L. A. Muratori über die Einbildungskraft, mit Zusätzen von Richarz. Th. 2. Wie in Träumen, so ist auch in solchen Begeisterungen bald mehr, bald weniger Selbstbewußtseyn mitverbunden, immer aber sind die sonstigen Kenntnisse, Gefinnungen, Meynungen und andere Eigenheiten des Begeisterten dabey in Wirksamkeit, nur so, daß sie, weil das ganze innere Wesen ungewöhnlich erregt und bewegt ist, nicht ihre gewöhnliche Ordnung und Regelmäßigkeit einhalten, oft unvertäglliche Vorstellungen aneinander reihen und der Phantasie ihr bekanntes Spiel lassen. Und durch eben diese sich einmischen der Sonderbarkeiten wird es dann auch theils dem Begeisterten selbst nachher, theils psychologischen Geschichtsforschern bemerkbar, daß der Zustand ein wirklicher, aber innerlicher gewesen ist, und von der Kraft des Menschengeistes, sinnlich scheinende Anschauungen, *φαινομενα*, in sich selbst unwillkührlich sich vorzuhalten, abhängt. Pfllegt doch der Menscheng Geist, wenn er seiner Ideenassociation nicht absichtlich eine gewisse Richtung gibt, doch in einem unwillkührlichen, gleichsam fortströmenden Bewußtwerden bald zusammenhängender, bald abgerissener Vorstellungen fortzuwirken.

Dahin deuten dann am deutlichsten jene Bemerkungen der Evangelisten, daß Jesus im Augenblick auf einen hohen Berg versetzt worden sey, daß ihn ein böser Dämon mitgenommen und auf einen Platz, wo er nicht einmal körperlich hätte stehen

können (das Tempeldach war nach Josephus voll eiserner, spitzer Stäbe, damit die Vögel sich nicht darauf setzen könnten), gestellt habe. Man hat bey solchen ausdrücklichen Angaben der Geschichtserzähler nur die Wahl, entweder an die vom Teufel möglich gemachte äußere Wirklichkeit eines so sonderbaren Spucks, oder an traumähnliche, eigentlich pneumatische, innere Erfolge zu glauben.

Auf letztere verweisen und die Erzähler selbst. Bey der Taufe war Jesus (dieser im Zosten Jahre von aller Annahmlichkeit, von allem ἀπραγείν τὸ εἶναι (κατ') ἰσά θεῷ Philippi 2, 6. wundersam freye Geist) über seine Messiaschaft vollends entschieden worden. Sein ganzes Gemüth mußte jetzt gerade in höchster Exaltation seyn über seine Bestimmung und die Art, ihr zu genügen. Von (ὅπο) der Geistigkeit, sagt Matthäus, wurde er weggeführt in eine gewisse Wüste. Lukas sagt noch bestimmter: in der Geistigkeit, ἐν τῷ πνεύματι, wurde er geführt in die Wüste. Man sage nicht, nach jenem gewöhnlichen quid pro quo der Grammatiker: ἐν τῷ πνεύματι, idem quod διὰ τοῦ πνεύματος. Die orientalischen Sprachen sind mahlerisch; sie wählen den Ausdruck oft sehr genau nach der Appareng, und so auch nach der innern Erscheinung und Empfindung. Die im Gemüth bey solchen Ekstasen und Visionen entstehende Bewegung leitet schon Ezechiel davon ab, daß eine Hand Gottes über ihm sey und ihn da und dort hin bringe. K. 40, 1. Ohne eine Anregung und Verührung (χειροτονία) von Jehova war den Begeisterten jene innere Erregung, Anspannung und Anschauung im Gemüth nicht erklärbar. Aber dennoch wußte Ezechiel, daß er nicht in äußerlicher Wirklichkeit, sondern in götlichen Gesichten oder Anschauungen, בְּמַרְאֵת אֱלֹהִים in das Land Israel und auf einen hohen Berg versetzt war. 40, 2. Er verwechselte deswegen den Ausdruck in göttlicher (von Gott erregter) Geistigkeit, mit der Beschreibung: in einem Gesicht 11, 24., d. h. in einer geistigen Anschauung. In solche Anschauungen versetzt ihn Gottes Hand, gleichsam eine Handauslegung von Gott. K. 1, 1. 3. Die im Innern entstehende Lebhaftigkeit und Gährung ungewohnter Vorstellungen scheint ihm ohne einen solchen Impuls

nicht denkbar; aber der Erfolg, die Anschauung selbst, ist in
 seinem Geiste. Im Geiste, ἐν πνεύματι, sagt er, führte
 mich Jehova hinaus und versetzte mich in das Thal. Er wußte
 selbst, daß er nicht anders, als in geistiger Anschauung dort
 war. „Mich hob Geistigkeit, Geisteskraft, מִיָּדִי הִנֵּה אֶתְּךָ הִנֵּה אֶתְּךָ
 und ich ging 3, 12.“ Es war in seinem Geiste so, wie wenn
 er gehoben würde und ginge. Noch deutlicher wird diese Er-
 fahrung des Propheten R. 8, 3. „Mich hob Geistigkeit,
 מִיָּדִי הִנֵּה אֶתְּךָ הִנֵּה אֶתְּךָ ἀνελαβε με πνεῦμα, zwischen Erde und
 Himmel, und brachte mich nach Jerusalem in göttlichen (von
 Gott in seinem Geiste) bewirkten Anschauungen מִיָּדִי הִנֵּה אֶתְּךָ הִנֵּה אֶתְּךָ
 ἐν ὁρασει (vermuthlich ὁρασεις) Θεοῦ. Wenn wie
 bloß die ersten Worte fänden, daß Geistigkeit ihn hob und
 brachte nach Jerusalem, so würde man leicht annehmen, wes-
 nigstens der Prophet habe geglaubt, wirklich wegversetzt wor-
 den zu seyn. Aber das Folgende zeigt, wie gut er selbst un-
 terschied, daß er nur in göttlich bewirkten Anschauungen oder
 Visionen dort gewesen war, daß also nur die erregte Geistigkeit
 eine solche Empfindung in ihm hervorbrachte. Es war ihm im
 Geiste so gewesen, wie wenn er in der Luft (ἐν μεσοσθαρ-
 ματι Apok.) schwebte. Solches Aufsteigen, Fliegen, Fallen
 im Schläfe, wer kennt es nicht als bloß innere Bewegung?
 Ein andermal (11, 24.) unterscheidet Ezechiel sogar das Vor-
 übergehende dieser Anschauung im Geiste: „Geistigkeit hob
 mich und brachte mich nach Chaldaa zu den Weggeführten, in
 einer Anschauung, in einer von Gott bewegten Geistigkeit, ἐν
 ὁρασει, ἐν πνεύματι Θεοῦ מִיָּדִי הִנֵּה אֶתְּךָ הִנֵּה אֶתְּךָ. Die
 Anschauung aber hob sich weg von mir; und nun will ich res-
 den alles, was Jehova mich hat anschauen lassen. War die
 Vision vorüber, so konnte oft der Prophet sie beschreiben, und
 ordnete alsdann natürlich die Beschreibung mit angestrengter
 Besonnenheit. Bisweilen vermochte er auch nicht zu widerhos-
 len, was ihm geistig vorgeschwebt hatte. Apok. 9, 4. Vgl. in
 Ständlins Erläuterung der bibl. Propheten die Abhandlung
 über die Visionen der Propheten. Wenn also Markus sogleich
 vom Anfang der Versuchungen Jesu sagt: καὶ εὐθὺς τὸ πνεῦ-
 μα αὐτοῦ ἐκβάλλει εἰς τὴν ἔρημον, so ist dies, nach den
 Parallelen bey Ezechiel, wie jenes: τὸ πνεῦμα ἐξῆρε με
 καὶ ἀνελαβε με καὶ ἐπορεύθην 3, 12. 14. oder ἀνελαβε με
 τὸ πνεῦμα . . . καὶ ἤγαγε με εἰς Ἱερουσαλὴμ ἐν ὁρασει 8,
 3, oder καὶ ἤγαγε με ἐν ὁρασει Θεοῦ . . . καὶ ἔδρας ἐπὶ ὄρος
 ὑψηλὸν σφόδρα. Der eigene Geist, freylich aber nach einer Er-

regung und Bewegung, welche man von Gott ableitete, machte sich diese Vorstellungen. (Auch Hebr. 9, 14: nennt den eigenen Geist Jesu πνεῦμα αἰώνιον. „Durch (seinen) ewigen Geist brachte Er sich der Gottheit zum tadellosen Opfer.“ Der uns sterbliche Geist opferte den vergänglichen Körper. Jesu geistiger Entschluß opferte sein Erdenleben auf im Dienste der Gottheit.) Noch entscheidender ist die Parallele, wenn der Verf. der Apokalypse 17, 3. sagt: ein Engel führte mich weg in eine gewisse Wüste im Geiste. Es war unmöglich eine äußerlich wirkliche Wüste, wo jene Verführerin auf dem Thiere sitzend zu sehen war. Joh. bemerkte wohl, daß das Hinführen nur innerhalb seines Geistes geschah. In der Vision selbst schien es ihm (nach seinen psychologischen Voraussetzungen), daß eben der Schein eines Hingeführtwerdens in eine gewisse Wüste und die dort ihm vorkommende Anschauung von einem Engel bewirkt werde, welcher ebenfalls im Geiste ihm gegenwärtig war. Das nämliche ist der historisch grammatische Sinn von 21, 10., wo ihn ein Engel ἐν πνεύματι im Innern des Geistes auf einen großen, hohen Berg wegführt, und ihm eine Anschauung von der heiligen Stadt in einem herrlich veränderten Zustand, welcher damals noch nicht einmal existirte, vorhält.

Nur der occidentalische, scholastische Sinn kann gewöhnlich das orientalische πνεῦμα nicht fassen, welches immer auf die innere, selbsteigene Geistigkeit — bald des Menschen, bald der Gottheit — deutet, und daher oft auch tropisch das Innere (den geheimern Sinn) einer Rede (Apok. 11, 8.) anzeigen kann. Umschreibend muß dann freylich unsere Sprache bald Geistigkeit, Geisteskraft überhaupt, bald eine gesteigerte, erhöhte Geisteskraft, Begeisterung, dafür setzen. Nur bittet Rec. gar sehr, die Begeisterung, den Enthusiasmus, immer weit und strenge genug von Schwärmerey oder Fanatismus zu unterscheiden. Jene setzt im Geiste voraus eine geistige Gesinnung, ein Streben nach dem, was man als vollkommen, als erhaben über das gewöhnliche, als an sich vortrefflich oder göttlich anerkennt. Begeisterung hat entweder eine künstlerische, oder moralisch religiöse, oder ethisch pflichtmäßige Idealität zur Grundlage. Ist von einer solchen geistigen Gesinnung die ganze Seele gleichsam angefüllt und eingenommen, werden alle Kräfte des Gemüths davon angeregt und zur Thätigkeit getrieben, so erhält auch die Thätigkeit der Phantasie, dieser innern Schöpferin der denkbaren eben sowohl, als der sinnlichen und empfindbaren Möglichkeiten, von ihr ihre gute, sichere Richtung, so daß auch die blos innerlichen Anschauungen und Empfindungen jene geistige Gesinnung zum Ursprung und Inhalt haben. Sogar ein Vernunft-Enthusiasmus, eine

Ausbreitung aus reiner Ueberzeugung ist daher möglich. Schwärmer hingegen hat von Schwärmen, von dem Hin- und Herirren ohne eine gute, sichere Richtung, den Namen, und bleibt das bloße Product der Phantasie, wenn sie keine Art von echter Idealität, vielmehr nur Leidenschaft und Selbstsucht zum Leisten hat; wie denn Schwärmen überhaupt ein ungeordnetes, oft auch lärmendes, unruhiges Umherschweifen und Schweben bedeutet.

Der Verf. beleuchtet seine Behauptung, daß die Evangelien selbst uns Jesu Versuchungen nur als einen religiösen, ekstatischen, oder begeisterten Gemüthszustand geben und geben wollten, noch durch mehrere Bemerkungen. Das Wort: Er wurde geführt vom Geiste, wie Matthäus sich ausdrückt, ist wenigstens so natürlich und sprachrichtig vom eigenen Geiste Jesu zu verstehen, als es Andere von einem guten oder bösem Geiste außer ihm deuteten. Bey Lukas ist, wie der Verf. mit Paulus's Commentar annimmt, die wahrscheintliche Lesart: Jesus wurde im Geiste geführt in der Wüste vierzig Tage lang und versucht von dem Teufel. Kann man es je als Factum denken, daß Jesus wirklich 40 Tage lang in einer Wüste herumzirkeln getrieben worden sey? Wäre dieß nicht einer Berrücktheit ähnlich? Im Geiste war es ihm mit einem mal, wie wenn er schon 40 Tage in einer Wüste gefastet hätte, und nun die Frage, ob er sich nicht durch das Verslangen einer naturwidrigen Hülfe retten solle? entstände. —

Sehr einleuchtend ist die dem Verf. ganz eigene Bemerkung, daß das Geführtwerden (oder eigentlich als Intransitivum: das sich selbst führen) im Aramäischen durch ܐܪܡܝܐܢܐ

ausgedrückt zu werden pflege und eben dieses Wort auch in ecstasin rapere seu deducere et agere, anzeige. Nach Buxtorf Lex. talm. fol. 1292. heißt es in Baba batra fol. 10. 2. Joseph filius Rabbi Josuae aegrotavit ܐܪܡܝܐܢܐ et in

ecstasin raptus est. Dixit ad eum pater: Quid vidiisti? (In der Anschauung!) Respondit: Vidi mundum inversum, superos inferius et infimos superius. Die Evangelisten konnten also ihr ܐܪܡܝܐܢܐ, ܐܪܡܝܐܢܐ nach ihrem aramäischen Volksdialekt um so eher für ein Weggerückt seyn im Geiste sehen. Daß aber alle angegebene Umstände: ein Fühlen, wie wenn man schon 40 Tage lang gefastet hätte, hungerte, unter Thieren wäre, von einer unheimlichen Gestalt, die man erst allmählich sich selbst mehr enträthselte, verfolgt, listig auf die Probe gestellt, wie im Flug durch die Luft da und dort hin gehoben und mitgenommen wäre, von einem Berge aus sogar alle Reiche der

Welt und ihre Herrlichkeiten zu überblicken vermocht hätte, endlich vom Teufel verlassen, von Engeln bedient und erquickt worden sey, — daß, darf man sagen, durchs aus alle diese erzählten Umstände nichts so deutlich, als einen Entzückungszustand bezeichnen, ist an sich klar. In einem Zustande des wachenden Nachdenkens konnte Jesus nie denken, daß der Teufel oder ein verummelter Länderschutzgeist (nach der Mythologie im Daniel) es je wagen könnte, ihn zur Anbetung des Satans, zur Abgötterei (oder zum Gebrauch einer ungöttlichen Hülfe zu Erlangung der messianischen Welt Herrschaft) verführen zu wollen. Für so dummdreist konnte man den Teufel oder einen solchen Erdschutzgeist nicht halten, daß er dem Messias die Bedingung habe machen wollen, alsdann seiner Oberherrschaft sich zu unterwerfen. Nur der anregelmäßige Zustand der Entzückung macht, wie der Traum, dergleichen Fiktionen möglich, welche nicht einmal ein christlicher Mythologe (wenn je schon so bald nach Jesu Tod, unter den sogar nicht poetischen Urchristen, eine Mythendichtung anzunehmen zeitgemäß seyn könnte!) Jesu anzudichten gewagt haben würde. Doch, das Christenthum hat überhaupt nicht Mythen, als symbolisch unterrichtende sinnliche Fiktionen, sondern nur Legenden, d. h. Erzählungen zur Erregung des Wunderglaubens unter der Menge; Erzählungen, deren Erfinder selbst wohl wußten, daß sie das Ding, das nicht ist, vorbrachten und ausschmückten.

Auch eine Wüste der Versuchung ist, nach all diesem, eben so wenig, als Apost. 17, 3. Esch. 37, 1. zu suchen; wie auch die Quarantania der christlichen Eicroni oder Wallfahrtsführer dafür ohnehin nicht paßt. Vergl. Paulus Samml. der merkw. Reisen in den Orient. 1r Thl. Die Evangelisten zeigen auch dadurch, daß sie die Wüste nicht topographisch bezeichnen, wie sie vom Anfang an selbst das Ganze nicht als äußeres Factum behandelten. Nicht einmal Zeit lassen sie (wie dies schon in Paulus Commentar über das M. T. ausgeführt ist) zu einer 40tägigen und noch längeren Versuchung Jesu am Jordan. In den nächsten Tagen nach der Taufe war Jesus in der Nähe von Johannes, dem Täufer, s. Joh. 1, 29. 35., und bald darauf, am dritten Tage, nach Joh. 1, 44., ging er nach Kana in Galiläa; wie dies auch Luk. 4, 14. Matth. 4, 12. Mark. 1, 14. wohl wußten.

Schwerlich kann zur historischen Erläuterung eines inneren, geistigen Factums mehr, als durch all diese Betrachtungen geleistet ist, mit Grund gefordert werden.

H. E. S. Paulus.

Jahrbücher der Litteratur.

Ueber den alideutschen Meistergesang von Jacob Grimm. Göttingen, bey H. Dieterich, 1811.

Der Streit, der sich zwischen Docen und dem Verfasser der gegenwärtigen Schrift erhoben, geht im wesentlichen darauf zurück, daß jener Minne- und Meistergesang als gleichzeitig bestehend, aber in der Wurzel getrennt wie Adel und Bürgerlichkeit in der Gesellschaft betrachtet, der Andere aber Beide als ursprünglich identisch, und nur durch nothwendige historische Entwicklung allmählig in ihrer Besonderheit herausgebildet, anerkennt. Docen betrachtet diese poetischen Formen wie Naturgegenstände, Steine, Pflanzen, Sterne und Sternbahnen, die in vielgestaltigem Bildungswechsel zugleich bestehend nebeneinander erwachsen sind; Grimm sieht in ihnen die allmählichen Erzeugnisse des Zeitenwechsels, sie bezeichnen ihm Kunst und Menschenalter, Aufgang und Untergang, Blüthe und Welken, es sind ihm Laute, ja Zahlen, die in steigenden und sinkenden Reihen wie die längeren und kürzeren Tage im Jahre sich zusammensfügen. Da jeder Gegenstand zugleich geometrisch und analytisch sich behandeln läßt, so haben in so fern beyde allerdings gleich sehr recht, nur der Form nach ist größeres Recht auf Grimms Seite, daß er einen historischen Gegenstand historisch behandelt wissen will. Wenn Docen bey den ältesten Sängern bürgerliche und adeliche unterscheidet, so hat er allerdings Verschiedenes mit Grund getrennt, gründlicher noch hätte er Volksgesang und die feinere Schule einander entgegengesetzt, denn das Bürgerliche hat sich mit der Trennung der Stände erst später von dem Volksmäßigen abgelöst, und das Adeliche ist eben nur das Gewählte, Gemessene, Wohlgelesene und Gebildete, also die Zucht und feine Schule. Statt dessen aber setzt er die Schule als etwas Steifes, Pedantisches in die Mitte, und diesem läßt er die

Adliche in stolzer Freyheit überwachsen, während abwärts der Volksesang sich ihm in roher, derber Unbändigkeit gewaltsam entzieht, und hier müssen wir ihm nach unserer besten Uebersetzung völlig Unrecht geben. Uns ist der Minneesang die wahre meisterliche Schule, wovon jene spätere Schulmeisterey nur Abart ist, außer der Schule aber lärmt und jauchzt das freye Leben im Volksesang, der die Regel ehrt, mehr als sie aber die Natur und angebornes Gemüth. Wohl ist die edle Meisterschule aus dem Volksesange hervorgegangen, wie die Priestermythe aus der Volksesage, in so fern sind also Beyde gleichfalls historische Entfaltungen, allein da sie, ob gleich nacheinander geboren, doch gleich unsterblich sind, so erscheinen sie als die einzigen wahren poetischen Gegensätze immer wieder in aller Zeit, und vertheidigen ihre getrennte Natur gegen jede Vermischung. Die Wurzel der Deutschen Lyrik des Mittelalters läuft ohne Zweifel in jene Wynnellen der der Carolingischen Zeit zurück, erste schwellende Knospen des einbrechenden poetischen Frühlings, deren ohngefähre Beschaffenheit sich etnigermassen aus gleichzeitigen lateinischen Dichtern beurtheilen läßt, wie man etwa aus Hugo von Triemburgs lateinischen Dichtungen und den Mönchsliedern sich einen ziemlichen Begriff, von der Minnepoesie machen könnte, wenn diese verloren wäre. Diese Wynnellieder waren Volkslieder der Franken und anderer Deutschen Völker, und wie diese als Eroberer den Adel unter den Eroberten begründeten, so auch wurde ihre Volksdichtung, wie die Zahl der Ahnen bey den Geschlechtern wuchs, auch zu immer edlerer und feinerer Poesie gesteigert. So kam die Nachtigallenzeit der wiesdergebornen Kunst, von der Eeder bis zum Strauch und Kraut, ja bis zum Moose herab begann alles zu grünen und zu blühen; wie die Dornenkrone des Erlösers bey der Entdeckung zu einem schönen weit umher Wohlgeruch duftenden Blumenkranze aufgeblüht, so öffnete auch die Kaiserkrone ihre Kelche, und der Helmbusch der Ritter wurde zur Blumendolde. Der Herbst bringt für den schönen Trieb die umflüchtige Reflexion, mit dem Nutzen die Frucht; das salbe Laub ist matter Nachglanz der frühen Farbenpracht, am Ende steht das dürre entlaubte Reis in scharfgefigter Gliederung, der sogenannte Weis-

Meistergesang, allein noch da, und aus dem Stamme hat das Handwerk seine Lade sich gezimmert. Diesen Gang hat nach großen Weltgesetzen aller Völker Poesie genommen. Man hat längst aus der Vollendung der Gedichte Wilhelms von Poitou, und der strengen Macht der Regel, den sie beherrscht, geschlossen, daß viele Dichtergeschlechter schon vor ihm gelebt, nach ihm folgen zwey Jahrhunderte zunehmenden und abnehmenden Lichtes, dann erlischt das Nervenfeuer, nachdem es vorher am Ebro und den Appeninen und am Rheine neue Blut gezündet. Ueber jeglicher Begeisterung waltet dasselbe Gesetz, an den Kreuzzügen läßt sich dieselbe allmähliche Verkörperung des höhern Lebens in irdischer Feste nachweisen, und gerade hier auch zogen dem adelichen wohlgeordneten Heere Bouillons ungebundene Volkshaufen voran, aber es war die gleiche Begeisterung die Beide trieb, der gleiche gute Wille, wenn gleich der Erfolg sehr verschieden ausgefallen. War verkehrt wäre darum die Ansicht der großen Begebenheit, die jene spätere Politik, worin die Könige sie zu Irdischem herabgezogen, von den rohen Aeußerungen brutaler Gesinnung bey jenen Volkshaufen ableitete, weil dem Volke als solchem in seiner Beschränkung alle wahre Begeisterung nothwendig abgehe und ihm darum nur ihre leere Form überbleiben könne. Eher ließe noch die entgegengesetzte Einseitigkeit sich vertheidigen, daß eben jene Absichtlichkeit der Ritter den späteren Eigennuß der Könige begründete, das Volk hingegen wollte nichts als dem aufgeregten frommen Triebe folgen, es stürzte fort unschuldig und unbedacht, wie später die Kinderschaaren; wenn es raubte, plünderte und mordete, so geschah das aus Noth und Unvermögen sich zu helfen, aus Lust und Uebermuth wohl nur bey Einzelnen. Gleich verkehrt ist es nun auch, eine sogenannte dienende, gedrückte, ängstliche Kunst, einer stolzen, muthigen, freyen, adelichen entgegen zu setzen, und von jener alle spätere Verderbniß abzuleiten, dieser aber alle die schönen Blüthen herrlicher Begeisterung zuzueignen. Allerdings ist Geist und Geistlosigkeit der weiteste Gegensatz, wie Tag und Nacht in aller Zeit vorhanden, aber darum auch wie der von Etwas und Nichts keineswegs mit irgend einem wirklichen Gegensatz innerhalb des Etwas, hier

mit Ständen und gesellschaftlichen Abtheilungen, zusammenfallend. Wie den Ritter der Harnisch in scharf abgegränzter Form umfängt, so ist sein ganzes Wesen gemessenes Spiel innerhalb dieser Gränze; strenge Schule hat sein Roß bestanden, nach Maas und Regel hat er es beschritten; so fährt er Speer und Schwerdt; so dient er der Ehre und der Liebe. Dieselbe Schule wird daher der Ritterpoesie auch ziemen, und wer sie hat, ist ein adelicher Dichter, welchem Stande er auch angehört: wieder aber, giebt er sich dem Naturtrieb hin, läßt er den Gesang ausströmen wie das Herz ihn sendet in den wenigen großen Formen, die man ihrer Allgemeinheit wegen menschliche nennen kann, dann wird er Volksdichter, auch wenn ein Diadem seine Stirn umfängt. Ist die Gymnastik und das schnellkräftige Leben und damit die Gewandtheit auch gewichen, und dafür steife Förmlichkeit eingetreten, dann ist der Mißbrauch der Form, spätere Abartung herauf gekommen, und es ist nun gleichgültig, welchem Stande dieser sich angehängt, ob er gleich der Natur der Sache nach freylich dem Reichsbürgerlichen am nächsten gelegen. Ist die Heldenbegeisterung in einem Volke erst erwacht, bald findet eine Heldenschule sich zusammen, die sorgsam die Kunst der Waffen pflegt, und so findet auch die Flamme poetischer Begeisterung bald eine Dichterschule, die sie hegt; daß aber ihre Kreise in einander laufen, und Helden Dichter werden, ist so natürlich, als daß umgekehrt Dichter zu Helden sich begeistern, denn Völker nicht allein fährt die Eisenstange als Fiedelsbogen im Gesechte. So stand in der alten Zeit der Barde unversehrbar für beyde Theile in Mitten der Schlacht die Thaten prüfend, die er durch kriegrischen Gesang geweckt; in der Stille des friedlichen Lebens aber unterrichteten die edeln Jünglinge sich in der Bardenschule, und lernten wohl selber dichten. Auch die alte große Musik rühmt sich der Pflege edler Fürsten, die Schottische sogar nennt, früheren Ursprungs vergessend, einen König ihren Gründer; ist darum alle edle Musik königlich, und die neuere Verderbniß aus bürgerlicher Zünftigkeit hervorgegangen? Jene architektonischen Schulen in Straßburg und anderwärts waren auch reichsstädtisch; bürgerlich; sind ihre Dome darum mit geistloser Meisterfängererey ge-

hant, und waren nicht alle altdeutschen Mahlerschulen zünftig? Wenn der Adel sich der Poesie ergab, dann ehrete er sich und nicht die Kunst, denn diese ist von aller äußerlichen Zuthat unabhängig, und wird wie Luft, Licht und Feuer nicht in die Schranken bürgerlicher Verhältnisse eingeschlossen; als man eben später es versucht, war der flammende Geist von dannen gezogen, und man schnitzte nun an dem Gefäß, das ihn bewahrt. Jene Schmarozkerlieder, in denen die dienende Kunst buhlt um Gold und Brod, sind eben nur der Bettlersmantel, den sie annimmt, um irdische Noth zu decken, und bilden eine besondere Klasse gleich Zigeunern und Landstreichern. Klagt doch auch Ulrich von Lichtenstein, wie er viele Ritter kenne, die nicht um Ehre und Minne, sondern allein um Gold und Vortheil dienen mögten. So dient auch feile Kunst, aber die nicht dienende ist eben darum eine adeliche, von wem sie auch immer ausgegangen. So wird auch die Erscheinung ganz begrifflich, die Dogen mit Recht hinein gegeben, daß derselbe Dichter adeliche Lieder und dienende gemacht. Nirgend ist diese dichterische Zweyschlächtigkeit auffallender, als bey dem Dichter Gedrut, von dem die Marneffische Sammlung nichts enthält, der merkwürdige vatikanische Codex No. 357. aber eine ganze Reihe Gedichte aufgenommen hat, wovon wir gleich das Erste S. 24 nach Götze's Abschrift hier mittheilen wollen, genau in der Form wie es dort aufgeschrieben ist.

1) Von Kunzechen her Bachsmut. der minnet sine frowen. über tusent mile. dannoch waz sie ime gar ze nahen. wand ez ime so sanfte tut. ob er si solde schowen. uf eime hohen turne. und de er danne solde enphahen. von ir hant ein virgelin. de kuzt er tusent stunt. lege er bi der wol getanen. mit ir roten munde. er gerürte niemer si. wand er vor Liebe erwunde.

2) Wer aber ich so selle. de ich die vill liebe hete. alters eine an einer stat. da uns da nieman schiede. wir schieden ane haz. wer weiz. we ich ir tete. obe ich ir gewaltic were. ich sag uch mine liebe. ja en kuzt ich nicht de virgelin. de si an ir hende truge. ich kuztig an ir roten munt. ich were als unges

vuge. mich dunket sold ich ez jemer phlegē. ich entmoht ez mich nicht genugen.

3) Het ich einen knecht der sunge lichte von siner frowen. der muste die bescheidenliche nennen mir. de ders jemen wande ez were min lip. Alram ruprecht, friderich wer sel uch des getruwen. von Mergersdorf de so die heren effet er were gerichte ez ginge uch an lip. ir sit ze veiz bi klagen der not. wer jeman ernist der sich also nach minnen sent. der lege in der jaresfriste tot.

4) Wan (man?) singet minne wise da ze hove und unminne schalle. so ist mir so not nach alder wat. de ich nicht von vrimen singe. mir weren vier knappen lieber danne ein kerezellin. mir geb ein herre lichter sinen meiden uz dem stalle. danne obe ich als ein weher fleminc vur die vrowen drunge. ich will bi dem wirtte und bi dem ingesinde sie. ich verluße des wirtes hulde nicht. bitte ich in siner cleider. so were ime umbe ein uberigez hobeschen michel leider. git mir ein herre sin gewant. du ere ist unser beider. schlagen uf die minne senger die man runen siht.

Das ist ein Spottlied auf allen Minnegesang, ein bänkelsängerisches Volkslied, ganz in der derben Weise, wie das Volk die hohe Minne der Ritter nahm. Wachsmut von Kunzingen, selbst Minnesänger in dieser und der manessischen Sammlung, wird über die zimperliche Weise, in der er die Liebe treibt, verlacht, der Dichter meint, er würde wohl besser zuzugreifen wissen. Dann kommen Andere an die Reihe, Alram (vielleicht Alram von Breßen im Man. L.) Ruprecht Friedrich (der Knecht, der von Simensburg, oder der von Hufen?) von Mergersdorf, die so den Herren mit Sange äffen, glenge die Not, die ihre Kleider klagen ihnen also nahe, sie wären nicht so feist, sie lägen vielmehr in Jahresfriste todt. Zuletzt sagt er ungeschweht, ihm sey Noth nach alder Wat, darum möge er nicht von Frauen singen, vier Knappen seyen ihm lieber als ein Kränzlein; (vier Rappen bey Helkar;) zum Wirtthe wolle er sich halten, und bitte er ihn seiner Kleider, und er gewähre, so sey die Ehre des Gebers wie des Nehmers: drum schläget auf die Minnesänger, die man runen (liepeln) siht. Der Reich

ist dabey auch in der Form so volksmäßig ungebunden, daß man ihn kaum befriedigend in seine Glieder abtheilen kann. Zwey andere leichtfertige Gedichte, das Gespräch einer Mutter mit ihrer Tochter, das andere Unterredung zweyer Mägde, über den Sprung, den ein Ritter sie gelehrt, folgen im gleichen Tone, und ein viertes bildet dann den Uebergang zu den Minneliedern dieses Meisters:

Ich han ein wip ersehen,
Der muoz ich gute sehen
Oder ich enkan niht spehen.
Hei, hei, hei, hei!
Ich erwinde niemer, unz ich mich zu der lieben gewene,
Sist min summer und min meie.

Es folgen dann die wirklichen Minnelieder und er fängt an zu klagen wie die Andern:

Diese trüben Tage,
Dazu leidlich Elage,
Hat mir Freude benommen,
Und allen hohen mut.
Warzu sol min sanc,
Sit er nie so erclanc,
Da in hete vernommen,
Eine schöne vrowe gut.
Der ich han gedienet uf Gnade nu wil lange
Den Summer und den Winter ie mit einem neuen Sange
Der verket si mirs alrerst nu zinem Anevange.

Um den Contrast zu vollenden, stimmt er zuletzt eine fromme Weise an: Gute lute holt. die Gabe die Got unser Herr selber git. der al der Welte hat gewalt. dieneint sinen solt der den vil seldehaften dort behalten lit. Auch nach dem gelobten Lande will er fahren; darum singt er die Geliebte an:

La mich Minne vri, du solt mi eine wile sunder liebe san,
Du hast mir gar den Sinn benommen;
Kommest du wider als ich die reine Gottes Wart volendet han
So wiß mir aber willkommen.
Wilt aber du uz minem Herzen scheiden nicht,
De villihte unwendich doch geschicht,
Wir ich dich danne mit mir in Gottes Lant,
So sie er umbe halben Lon der Guten hie gemant.

So ist es auch mit dem Rithart, den Adelung falsch für Rihart gelesen; die Dichterschule hat eben so oft gegen das Volk, wie gegen den Adel sich geöffnet, und Volk und Adel haben gleich sehr in sie hinein, wie aus ihr herausgesungen. So lange sie in der Sonnennähe der Vegetation gestanden, war der Wein, der in ihr gewachsen, auch süß und feurig, er fiel ab, wie das Gestirn niederging, zuletzt brauten sie sich ein saures Bier, und tranken mit viel breiten Worten einander zur Goldseligkeit auftrischend, damit einen kühlen Rauch sich zu. Das ist Grimms großes Recht, daß er das Alles vom Anfang an klar und wohl erkannt, und gegen Widerspruch verfochten; wir haben auch von seinem Verdienste noch zu sprechen.

Zuerst finden wir bey ihm die gründlichste und befriedigendste Auskunft über die Form des alten Minnegesangs, und den innern Bau der Lieder dieser Zeit. Indem er die schwere Arbeit nicht gescheut, die etwa 1200 Löhne der Manessischen Sammlung genau zu betrachten und zu zergliedern, hat er siegreich dargethan, daß das dreygliedrige Prinzip des späteren Meistergesanges herrschend durch diese ganze Poesie gehe, und daß der ganzen Gekunst vom Anfang bis zum Verfall diese Dreytheiligkeit zum Grunde gelegen. In der That ist dieser Grundsatz von dem durch die Einheit bezwungenen Gegensatz so tief in der Natur gegründet, er lehrt so oft in und außer uns zurück, er greift so tief ein in die Musik aller Wesenheit, daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn eine Poesie, die nach jener Eintheilung der Edda einem Naturlaut gleich, von Luftgesäusel und Wasserrinnen, aus der Brust hervorgegangen, ihn in sich aufgenommen hat. Sinnreich hat der Verfasser das Kleeblatt als Symbol dieser Dreytheiligkeit gewählt, und eben dies Kleeblatt finden wir sogar in der vorgothischen Baukunst häufig wieder, wo der große runde Mittelchor mit dem Hochaltare zwey andere gleichfalls abgerundete Chöre mit Nebenaltären zur Seite hat. Daraus wird auch das Verhältniß der Stollen zum Abgesange erst recht klar, in jenen wird das Lied aufgesungen, zur Rechten und zur Linken wird in der Empfindung angestiegen, dann wird die Strophe zuletzt in dem Abgesange ihre Stirne, wie jene ihre Augen, gekrönt, und

nicht bloß das Epigramm hat seine Spitze zuletzt, sondern jedes Geseß muß die herrschende Idee und seine Rundung am Ende haben. Wenn erst Boisseree seine Untersuchungen über die gothische Baukunst mitgetheilt, dann wird klar werden, von welcher Bedeutung die Dreyzahl in ihr ist, wie sie in vielfältiger Zusammensetzung in allen Verhältnissen Säulen und Säulenbündeln, Bogen und Gewölben, ja allen Vergleichen wiederkehrt. Wir hätten darum gewünscht, der Verfasser hätte gleich in den Grundsatz der Dreyzahl auch den aller Zusammensetzungen der drey in auf- und absteigendem Verhältniß aufgenommen, denn es ist nicht zu verkennen, wie in vielen Minneliedern sich Abgesang sogar auch oft die Stollen nach demselben Grundsatz unterabtheilen lassen, während eben so offenbar aufwärts in Manchen die einzelnen Strophen sich wieder wie Stollen und Abgesang verhalten, was besonders bey mehreren Leichen der Fall zu seyn scheint *). Aber, wie schon die Zahl der Strophen in den gesungenen, geklebten u. Liedern anzeigt, daß das Prinzip der Dreyheit nicht immer als nackte drey in jenem Aufsteigen, sondern wohl auch in anderer Form erscheint, so mögen wir, der Verf. hätte in jenes Grundprinzip außer der Dreyzahl auch noch alle die andern Zahlenwurzeln, aber von jener bemeistert, aufgenommen. Wir erklären uns deutlicher über das, was wir damit meinen. Die einfachste und eintönigste Weise, in der jene ursprüngliche Dreytheiligkeit erscheinen mögte, wäre die Strophe von drey Versen, der ersten, kürzeren rennend, der letzte länger, und der Reim ungebunden. Ein gleichseitiges oder vielmehr stumpfwinklichtes gleichschenkeliges Dreyeck, worin die längere Grundlinie dem Abgesang entspricht, ist die geometrische Darstellung dieser Form, die außer der Eintönigkeit bei-

*) Darum ist uns auch die Stelle in der Limburger Kronik: „Item in diesem Jahre (1360) verwandelten sich die Gedicht, denn man bisher lange Lieder gesungen hatte mit fünf, oder sechs Gesezen, da machten die Meister nun Lieder die heißen Webergesang mit dreyen Gesezen,“ keineswegs so unhistorisch, wie dem Verfasser, man führte jetzt das dreygliedrige Prinzip auch für das Verhältniß der Strophen ein, das bisher frey geblieben war.

sonders an dem zweiseitigen Gebrechen leidet, daß der Abgesang in allzu ungleichem Verhältniß zu den Stollen diese nur unvollkommen schließt, und dann auch durch die Verwaisung seines Reimes mit den Gliedern, die er binden sollte, außer allem Zusammenhange steht. Darum hat man die Grundlinie in zwey gebrochen, es entstehen vier Glieder, wovon zwey dem Abgesang, zwey den Stollen angehören, alle Reime sind gebunden, das Dreyeck ist in ein Viereck aufgelöst, und doch herrscht noch in ihm das dreygliedrige Prinzip durch, denn das Viereck ist eben nichts als ein Dreyeck, daß ein anderes Dreyeck zur Basis hat, d. i. ein verdoppeltes Dreyeck. So hat sich als die einfachste brauchbare Form gleich zuerst die Strophe des alten Titurel, des Heldenbuches und der Nibelungen, aller alten Heldenlieder und der einfachsten und ältesten Minnelieder ergeben, ja selbst des Hexameters mit seinen zwey Hauptgliedern, dem Mittel- und Schlußglied, deren Abweichung von einander darauf beruht, daß das Quadrat einesr seits durch verschiedene Sylbenmessung in die Mannigfaltigkeit der Paralelogramme übergeht, und anderseits durch Reimsverschlingung die Linien statt neben einander, von einem Punkte aus einander entgegen gesetzt werden, wo alsdann die Kreuzesform wieder mit ihren Abweichungen in verschiedener Sylbenlänge entsteht. Der nächste Ton wird die Fünffzahl seyn gebildet auf doppelte Art, entweder, wie in der späteren Einbeerweise, indem die beyden Schenkel des ursprünglichen Dreyecks gebrochen werden, während die Grundlinie ungeändert bleibt, wo jeder Stollen zwey, der Abgesang einen Reim erhält, oder indem die Schenkel unverfehrt bleiben, die Grundlinie aber in drey Theile aufgelöst wird, die selbst wieder wie Stollen und Abgesang gegen einander stehen: im ersten Falle ist nach architektonischen Verhältnissen der Schluß zu mager für den starken Untersatz, im andern, doch bessern, wird der schlanke Fuß durch das allzubreite Kapital erdrückt. Es folgt zunächst das Sechseck vollkommen regulär durch Brechung aller drey Seiten gewonnen, ein halbirtes Dreyeck, oder durch Theilung der Grundlinie, des Abgesanges, in vier Reime, beydes brauchbare, und häufig genug vorkommende Formen. Es folgt dann das Siebeneck mit drey

familien, die Stollen jeder eins, der Abgesang fünf, unbrauchbar, jene jeder drey, dieser eins, kaum zulässig, endlich zwey Gegensätze von zwey Reimen jeder und ein Band, offenbar wie schon das Auge giebt und das Ohr mit empfindet, das vollkommenste Verhältniß, der schönste poetische Akkord. Umgekehrt findet es sich in der achtreimigen Strophe wieder, wo den Stollen drey, dem Abgesang zwey Reime zufallen. Darum sind diese beyden Formen eben auch die am häufigsten angewendete, und mehr als ein Viertel aller Lieder sind nach des Verf. Bemerkung in ihnen gedichtet. Ueberhaupt kann man als Grundsatz aufstellen, daß die Verhältnisse von 3 : 2 und 2 : 3 auch in allen folgenden zusammengesetzten Formen die eigentliche Schönheitslinie des Minnegesanges zwischen sich fassen, und daß von dort aus zu beyden Seiten der Gränzen des Erlaubten und Zulässigen bis zu den Verhältnissen 1 : 3 und 3 : 1 ausgedehnt werden können *), jenseits welcher Gränzen, wie es scheint, der Meistergesang sich erst recht angebaut. Indem wir auf die Weise die Dreyzahl als Grund- und Gesamtbegriff aller Zahlwurzeln aufstellen, zugleich aber auch den eignen Bestand dieser Wurzeln für sich vertheidigen, glauben wir das Prinzip des Verfassers gegen alle die Einwürfe zu schützen, die man ihm wohl gemacht, einmal, daß es als zu allgemein und weit Alles begreife und nichts halte, und daß es im Besondern doch wieder zu viel ausschliesse, was nicht in die drey Ecken geht. In der That würde es auffallend seyn, daß eine so farbenreiche Dichtung ihre Kränze immer nur allein aus jenem dreyblättrigen Klee gewunden, und die vielfältige Wohlgestalt der Blüthen und Blumen des Feldes verschmähete, wenn wir neben jener allgemeinsten Gliederung, dem Blätterbau, nicht auch jene besondere des Blüthenbaues, in der Fülle aller Verhältnisse sich ergießend, anerkennen wollten. So hat der alte Heldengesang allerdings

*) So hat der Verf. zu Liedern nach dreyzeiligen Stollen Abgesänge von 1—9, also die größten und die kleinsten Drittheile und Dreyfache. Zu den vierzeiligen hat er nur zwey von 12, einen von 18 gefunden, alle Andern zwischen 1 und 9. Fünfreimige von 3—11; alle innerhalb jener Schönheitslinie.

im Innersten die Dreyzahl, aber er entfaltet sich nach außen als Vierzahl, er hört zur Familie der kreuzblättrigen Blumen. Betrachten wir die sogenannte Schmetterlingsblüthe, dann ist, was uns zuerst in die Augen fällt, die Fahne das breite nach vorn ausgeschlagene Blatt; dann rechts und links die beyden Flügel, die das Schiffchen in die Mitte nehmen, das, weil es die Befruchtungswerkzeuge birgt, als das erste in der Blume und ihr Schluß entsprechend dem Abgesange genommen werden muß. Hier also ist die Dreyheit, zunächst in der Zahl als Vierheit sich kund gebend. Betrachten wir aber den Bau der Blumen genauer, dann sehen wir, daß die Fahne eigentlich aus zwey verwachsenen Flügeln und eben so das Schiffchen, besteht, daß also die Blume in der Sechszahl vier verbundene und zwey einander entgegengesetzte Glieder hat. Diese Form wird also durch jenen Ton dargestellt werden, wo in den beyden Stellen zwey überschlagende Reime zwey unmittelbar gebundene in die Mitte nehmen, und im Abgesange zwey Andere sich verkehren, z. B. mir — getane — wane — ir — vergaz — saz. Die Form in einem Gedichte *Spervogels* im Vaticanischen Codex: hat — rat — mut — gut — erkennt — rennet, gleichfalls sechsgliedrig, hat doch wieder ganz andern Ausdruck, die Reime verknüpfen je zwey und zwey Verse an ihrer Basis, und die Blume wird dreyblättrig, sechsappig. Die Form: Singen — schin — misselingen — sin — bringen — bin, hat, da sich die Reime kreuzen, die reine sechsblättrige Blume zum Symbol. Das p. 50 angeführte abweichende Lied des v. Neuenburg ist dann ganz einfach vierblättrig, achthellig, das folgende des Asalter vier Blätter ins Kreuz gestellt, vier andere je zwey und zwey verwachsen. So getrauten wir uns die ganze Flora des Feldes in dieser Dichtung nachzuweisen. Veynabe alle Anomalien schwinden, und wo sie gar nicht zu bezähmen sind, wie z. B. bey einem Liede Bruder Wernhers im Vat. Cod. p. 36 in folgender Form: singen — leit — viel — gelingen — Selekheit — han — wil — man — pflege — kann — wege — stege, da läßt das Werk sich ganz bequem, wie es die Botaniker machen, unter die Cryptogamisten verweisen. Noch vieles ließe sich über diesen Gegenstand sagen, wie alle

die feinen Zahlenbeziehungen, die früher die Pythagoräer entdeckt, nach mehr als zwey Jahrtausenden in den Gesängen dieser Dichter bewußtlos sich offenbart, aber der Raum beschränkt uns allzu sehr, wenn wir noch für das Plaz behalten wollen, was wir weiter noch über jene merkwürdige kleine Schrift beybringen mögten.

Im Verlaufe der Untersuchung bringt der Verfasser auch jene alte Sage vom Ursprunge des Meistergesangs, den zwölf ersten Meistern, und ihrer Wanderung nach Raynz, Paris und Davia zum Wettgesang vor Kaiser und Pabst wieder zur Sprache, und ruft warnend einer aufgeblasenen Kritik zu, nicht mit hartem Lustzug die Asche der alten Tradition zu zerstäuben. Gewiß ist diese Sage nicht aus leerer Luft gegriffen, wir sind vollkommen überzeugt, daß sie auf einem geschichtlichen Grunde ruht. Abgerissen, verbleicht, halb verständlich steht die Uebersetzung vor den Tabulaturen alter Meisterschulen, wie die Nachricht von den alten Riesengeschlechtern vor den Heldenbüchern, gleichsam das erste Blatt der Sammlung, und daher vor allen andern im Verlaufe der Zeit am ersten abgegriffen, verwischt, verwittert, und von ungeschickten Händen vielfältig ergänzt. Gerade die bloß andeutende Kürze zeigt, daß etwas Unbekanntes und Unbezwiesenes zum Grunde lag, das man hier nur der Ordnung wegen leicht berührend erwähnen mögte, wie auch die Chroniken der Zeit sich darin gefielen, die Erzählung der selbst erlebten Begebenheiten mit dem ersten Menschen und einem Blatte Uebersicht der alten Geschichte zu beginnen. Die Nürnberger, Augsburger, Straßburger, Maynzer Schulen erkennen alle jene zwölf Patriarchen als ihre Meister an, und die letzte, die älteste von allen, zählt auch die ältesten Damen auf, die sonst vielfältig mit Ort und Zeiten wechselten, in jener großen überall wiederkehrenden Messemischose aller Ideen, die gerade dadurch ihre unvergängliche Ewigkeit bewahren, daß sie immer in andern und andern Formen und Gestalten sich offenbaren. Darum hat sie wie in der deutschen, so auch in der französischen Poesie sich nieders gelassen, und Fauchet hat nicht geirrt, in dem was er von ihr beygebracht, nur daß sein Citat wahrscheinlich unrichtig ist. Wir glauben hier von einem Vatikanischen Manuscripte, das in naher Beziehung zu diesem Gegenstande steht, einige vorläufige Notizen mittheilen zu dürfen, indem wir die nähere Auskunft darüber einem andern Orte vorbehalten. Es ist aus der Bibliothek der Königin Christine, unter dem Titel Romans de la Rose de Vienne de Volce. Eine Note von neuerer Hand H. 68. b. bemerkt über den Verfasser: ce que

semble ung moine depuis le temps bavois harres, puis-
quil en dist les chansons; car Raoul estoit mort avant
lan 1221, ainsi quil est dit au tournoi d'anthecrist. Er
selbst leitet sein Werk mit folgenden Versen ein:

Cil qui mist cest conte en rimes,
Ou il a fet noter biaux chans,
por ramembrance des chancons
veut, que ses pris et ses renons
1) voist en ramcien 2) en chanpaigne,
et que li biaux miles 3) la pregne
De Nantuel - uns des preus del regne.
Car aussi con len met la greine,
Es das por avoir los 4) et pris,
einsi au chans et sons mis
En celui romans de la rose,
qui est une novele chose,
et sest des autres si divers
et brodez par lieus de biaux vers,
que vilains nel 5) porroit savoir.

Der Inhalt ist nun ähnlich dem Wartburger Krieg; in
Maynz hat der teutsche Kaiser eine feyerliche Hochzeit aus-
gerichtet, es kommen die Dichter aus allen Gegenden nun
hinzu, und singen vor ihm und der Kaiserin ihre Lieder, und
die Wettgesänge der Meister hat Vinne de Volce hier auf-
behalten. Sehr merkwürdig ist der Schluß, der ausdrücklich
versichert, wie die Sammlung von jenem Maynz'er Buche in
der Johanniterkirche ausgegangen, auf welches auch die Mei-
sterschulen sich berufen:

Puis departi la cour ainsi,
et ralerent en lor pais,
ou chascuns ot assez a fere.
Mont 6) est li siecles de mal aire 7),
que tote ioie fine en doel:
jane quissent 8) mes lor voel
departir 9). Mes il le count,
Lempereres et barons vint 10)
remesent 11) o 12) lempereir,
moult amer et moult segnorir,
est li bons guiller 13) ses freres.
Lempereres fist de sa mere;
Moult grand ioie quant ele vint;
lempereir bien la maintint,

-
- 1) aillent. 2) pays de Reims? 3) mies, amies. 4) louange
oder auch avantages. 5) nul. 6) Monde. 7) malheur.
8) Quoique ils ne le cherchèrent. 9) Ils devoient par-
tir contre leur volonté. 10) vingt, viginti. 11) resterent.
12) avec. 13) guillenne, guillet, guyot, guillaume.

dedenz la cite de maience.
 L'arcevesques par reverence,
 en fist metre en escrit lestoire;
 bien le devoient en memoire
 avoir, et li roi et li conte,
 cel prudome ¹⁾, dont on lor conte,
 por avoir de bien fere envie,
 ausi con cil ²⁾ fit en sa vie.
 on len chante et chantera,
 tant con li siecles durera,
 que ne finera mie ³⁾ encore.
 Et cil se veut reposer ore ⁴⁾,
 qui le ior perdi son sornon ⁵⁾,
 quil entra en religion.
 Explicit li Romance de la rose.

So erscheint hier dasselbe Maynz dem Westen als Kampfsplatz alter Dichterschule, auf das auch im Osten alle Meistersänger, als seien sie einmal in früher Jugend dort gewesen, wie in dunkeltem Traume sich besinnen, und der Halbzirkel, der dort sich öffnete, schließt sich hier ergänzend um jenen Mittelpunkt zu einem vollen Kreis, und Sagenkreis zu. Die Carolingische Zeit hatte ihre Epyk in jenen Ryneliedern, ihr Epos in alten Heldengesängen, Reste der Vardenzzeit, die Karl, während er seine lateinische fruchtbringende Gesellschaft gründete, in nationellem Sinne sammelte. Weit ab von ihm in die schwäbische Zeit aber fällt die Blüthe der Minnepoesie; die kräftigen Jahrhunderte der sächsischen und fränkischen Dynastie aber können unmöglich von Gott und aller Poesie verlassen gewesen seyn. Seit der ersten Schöpfung wird Neues auf Erden nicht geschaffen, alles läuft fort von Geschlechte zu Geschlechte, und von jedem was da ist, ist Vater und Mutter nachzuweisen, die früher da gewesen. Man wird darum schwerlich irren, wenn man die Poesie jener Zwischenzeit etwa in dasselbe Verhältniß zur alten Vardenpoesie setzt, in der die Meistersängerey zum Minnegesange: man wird die vier Stufenalter symbolisch recht gut mit den vier Bildern Wald, Feld, Garten, Stube bezeichnen können, je wie der dichtende Mensch nach und nach aus dem freyen Leben mit dem Gewilde in die Trübsal des Gehäuses untertrock, und zum jähmen Stubenthier sich schmeidigte. Jene alten Vardenlieder waren zu jener Zeit, wie nicht zu zweifeln, noch im Munde des Volkes, wie Ossian noch bis auf diesen Tag, sie wandelten sich und wuchsen mit der Sprache, und fügten, durch die allgemeiner verbreitete Schrift begünstigt, schon allmählig

1) ce prudhomme. 2) celui. 3) nullement. 4) maintenant. 5) surnom.

zum Epos sich zusammen. Die merkwürdige holländische Rym Kronyck des Egmonder Wönches Klaas Kolyn geschriben um 1170, versichert, die teutschen Varden hätten die Berswüstungen der Normänner in der Carolingischen Zeit beschriben, ja er setzt hinzu, während er dieses niedererschreibe seyen zu Hegenonde noch Varden am Leben. Diese Dichter, während sie das Alte bewährten, dichteten in der Geschichte fort, und Ludwigs schöner Siegsgefang eben gegen jene Normänner, der in seiner kräftigen, gedrungenen Fügung, den hochaufstöhnenden Schlagworten, der herrlichen Bassstimme, die daraus hervorlingt, und der häufig gleichsam wie aus Gewohnheit und wider Willen den Reim durchspielenden Alliteration überall an die Edda und ihren rauhen brandenden Strom erinnert, ist ohne Zweifel das Werk eines solchen Varden, und die Heldenbücher sind von ihnen gesammelt worden, und selbst die Nibelungen in der Art, etwa wie die Ilias vor Pissistratus, sind ohne Zweifel unter ihnen umgegangen. So mochte denn auch gar wohl irgend einer der großen Kaiser dieser Zeit, Otto der erste oder der andere, oder auch Konrad der Salier, sich in vaterländischem Gefühl wie der alte Karl an diesen Tönen deutscher Kunst ergößen, und die Varden zu seinem Hoflager laden, daß sie wetteifernd sich in ihrer Kunst vor ihm versuchten, und diese auch etwa vor dem Oberhaupte der Kirche rechtfertigten, der ihr Treiben als mit dem Heidenthume in allzu naher Verbindung leicht verdächtig seyn mochte. Alle Varden aus den Niederlanden, Lotharingen und Burgund, damals noch Teutsche, fanden dort sich ein; selbst jene in der Normans die neu angesiedelten Norden hatten ihre Sprache nicht vergessen, und konnten ihre Väre verständlich teutschen Zuhörern singen; selbst die Väter der alten Trubadurs mögten zugegen seyn, und so konnte gar wohl die denkwürdige Begebenheit sich dem Andenken tief einprägen wie einst das Gastmahl der sieben Weisen Griechenlands. Und weil die alte heidnische Kunst an jenem feyerlichen Tage die Sanction der Kirche, gleichsam die Taufe, erhalten hatte, so versetzte die neue Schule auch ihre Geburt auf jenen Tag zurück, und die gekrönten Dichter, die dabei zugegen gewesen, waren über alle Welt die Stammväter der neuen poetischen Geschlechter. Das wußten ohne Zweifel gar wohl die schwäbischen Jahrhunderte, ein dumpfes Gerücht davon war nur an jene armen dichtenden Handwerker gelangt, und sie haben es uns, so gut sie es verstanden, aufbewahrt.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den altdeutschen Meistergesang von Jacob Grimm.

(Beßluß der in No. 48. abgebrochenen Recension.)

Es mögte Zeit seyn, daß wir zum Schlusse lenken, wir können daher den Rest des Buches nur noch eilig mit einigen flüchtigen Bemerkungen begleiten. Der Verfasser verbreitet sich, nachdem er das Inländische seines Gegenstandes behandelt, auch über das ihm Verwandte bey benachbarten Völkern, und da glauben wir hier Einiges über die Weise, wie jene Formen bey den Persern sich gestaltet, deren Poesie unter allem, was der orientalische Geist hervorgebracht, am nächsten an das Wesen der Deutschen sich anschließt, herbringen zu müssen, mehr um die Untersuchung anzuregen, als um sie selbst zu führen. Schon das epische Maas, wie es im Schah Nameh herrscht, aus Daktylen, Spondäen und Trochäen im freyen aber nicht zügellosen und daher immer dem Ohre wohlgefälligen Spiel, zu einem vierfüßigen Vers verbunden, deren dann je zwey und zwey am Schlusse durch bald männliche, bald weibliche Reime verkettet werden, steht der kurzen Versart der erzählenden Gedichte des Mittelalters näher, als dem alten Hexameter, übertrifft aber die ersten weit an Beweglichkeit, Mannichfaltigkeit, Ton und Farbe, und der freyen Gegenwirkung aller Glieder, die dort meist steif ausgestreckt neben einander liegen, und nur im Reim ein Lebenszeichen geben, so daß ihnen eher Numerus als Rhythmus zugeschrieben werden kann. In dieser Versart ist, was uns sonst noch von persischer epischer Dichtung vorgekommen, der Stander Nameh des Nizami und Ferhad und Schirin geschrieben, nur daß der Letztere mehr die Einmischung von Jamben, besonders in den beyden ersten Tacten, liebt. In der Lyrik ist aber hier wie allerwärts erst die rechte Welt von Formen aufgethan, doch so, daß die vorhandne

Mannigfaltigkeit sich keineswegs mit der unerschöpflichen Fülle des Deutschen Minnegesangs vergleichen läßt, so daß es scheint, als habe die Ruhe der orientalischen Gemüther, die auch Charaktere einförmiger gemacht, auch hier mitgewürkt, und im Gegensatz der eifrigen Rastlosigkeit des europäischen Geistes, mit weniger gewonnenen Grundformen sich begnügt. Schon der weite Begriff der allgemeinen Einordnung lyrischer Erzeugnisse unter die Abtheilungen von Gasels, Gedichte von fünf, sieben, neun Distichen in gleichem Rhythmus, und Kasidehs oder Oden, die mehr als eilf solcher Verspaare enthalten, zeugt von dieser größeren Beschränkung. Mehr noch das in diesen Dichtungen herrschende Reimsystem. Die einfachste, besonders in den größeren Dichtungen herrschende Form ist jene, wo die Reime, wie im epischen, immer paarweise verbunden sind, so in der schönen Ode, an die Gottheit im Pendnameh des Feridun Attar, die anfängt

Preis ohne Raab Gott dir o Reiner,
Dir, der mit Geiste die Handvoll Straubes besetzte!

Jedes Distichon ist hier durch weibliche Schlußreime verkettet, und der Reim haftet ohne Unterschied auf der Wurzel des Wortes oder seiner Biegung, so daß sogar die drey ersten Reimpaare durch die Brügungssylbe ra, wobey jedoch das vorstehende Hauptwort immer wechselt, gebildet werden, wo also sechs Accusative, pakra, Chakra, Ruhra, Ruhra, Badra, Ahdra, nacheinander reimen. Darum reimt auch, was im Meistergesang als Aequivoca verboten, dasselbe Wort, wenn nur die vorhergehende Sylbe eine andere ist, so Isshar kerd und Gulsar kerd, heiman dehd, Dehan dehd, ja auch eine dritte Vorschlagsylbe macht zwey gleiche erlaubt, z. B. der keschid, ber keschid, und noch mehr peyda ao kerd, Guza ao kerd. Bey männlichen Reimen, wie sie durchgängig im Dosthan des Sadi herrschen, fallen diese Freyheiten weg, und es gelten dieselben Gesetze wie bey uns. Weit häufiger aber als diese regelmäßig ablaufende Form ist jene, die in den meisten Gasels herrscht, wo zwischen den Zusammenklang eines Reimpaars immer ein nicht reimender Vers sich einschließt, so daß, wie es scheint,

sch das Persische Ohr daran vergnügt, die Consonanzen durch eine zwischengeworfene Ruhe weiter aus einander zu halten, damit es alsdann den wirklich eintretenden Wohlklang besser empfinden möge. Dabey herrscht die durchgängige Einrichtung, daß in einem ersten ungeschiednen Reimpaar der Grundton angegeben wird, von dem alsdann nicht mehr abgewichen werden kann. So ist in Kasieddins Beschreibung von Kaschmir der natürliche Grundton Kaschmir selbst, und nun ist die Reimfolge kaschmir, thakrir, didem, keschmir, Chita, metyr, rewan, theswir u. s. w., in einer Elegie des Chakani, Asman, Dschehan, Ekl, Dshan, firib, sithan. So meist im Divan des Senai, bey Kasin addin, Dschami, und in den meisten Gasels des Hafis. Auch hier bildet die Beugungssylbe rafter den Reim, so bey Senai: Mesarehra, Parehra, beser, Mezarehra, medar, barehra. Bisweilen giebt die einfache Beugung des Zeitwortes den Reim, so daß alsdann immer derselbe Redetheil wiederkehrt, so im Divan des Anweri: berem, schumerem, baludem, escherem, hur, nechurem, Felek, neberem. Oft ist es in größerer Künstlichkeit ein und dasselbe Wort, was immer wiederkehren muß, und zwar meist Zeitwörter, z. B. in einem Gasel des Chakani lehrt kyschi, wer bist du, in sechs Reimpaaren siebenmal zurück, anderwärts eschenin baid, wie sich ziemt, eilsmal, bey Schefali: churhest, bey Hafis: begu, sag an! so baschd, bud und andere. Ein kleines viergliedriges Gasel im Pendnameh zeigt Versschlingung zweyer gleichtönender Reimpaare in dieser Weise: bud, bud, jelti, Scheki, bud, bud, Weki, wi. Das künstlichste von allen, die uns vorgekommen, ist das Liebeslied des Dschami mit Doppelreimen in der Mitte und am Ende, ja meist am Anfang:

Her Dschah keh kenem Chaneh, hemchaneh thera jabem,
 Her kes neh rewem dschaji, keh andschah neh thera jabem.
 Ker Chah kenem Schebha, wer Chaneh rewim thenha,
 Der Chah thera binem, der Chaneh thera jabem.
 Der Kesm kedeh mischan, der dscheschm dschefa kuschon,
 Maschufek thera danem, dshananeh thera jabem u. s. w.

Wir lenken von diesem Streifzug in ferne Lande wieder ein, um uns dem Verfasser von neuem zu nähern. Den Bemerkungen über die Provenzalen wissen wir nur Weniges beyzufügen. Einige schöne Lieder des Troubadours Guillem de Sandisder, Cod. Nro. 3208, die vor uns liegen, sind alle in achteiligen Strophen in folgender Weise:

Ben chanterai se me stes ben damor,
 Qandes amar chant aisi finament,
 Quisi dion tuig li bon trobador
 Mult chant hom mielz cui amor ben gaudent.
 Sa icela nom uol que mais uolgra amar,
 Neu non amallas que amarion me;
 Qar eu susis et rop tant daut se
 Qen preng nior epre amor chantar.

Trotz der unlängbaren Identität eines Minneliedes des Grave Rudolf von Nāwenberg mit einem Gedichte des Folquet von Marseille, ist es uns doch nie eingefallen, an der Eigenthümlichkeit der Deutschen Lyrischen Poesie zu zweifeln. So wenig die Deutschen Provenzalen sind, so wenig kann die Lyrik beyder Völker, der eigentlichsste Abdruck ihrer Persönlichkeit, dieselbe seyn. Freylich sind dieselben Saiten allgemein menschlicher Gefühle in jeder Brust aufgezoogen, aber sie erklingen doch bey jeder Nation und in jeder Zeit, wie andern und andern Tonverknüpfungen. — Dem Nordfranzosen ist vom Verf. im Ganzen zu viel geschehen, weder ist ihre Poesie so leichtlin zu verurtheilen, noch ihre sehr große Einwirkung auf die Deutsche Dichtkunst abzulängnen, es ist aber kein Raum mehr, uns darüber hier weiter auszulassen. Daß Meister bey ihnen doch nicht immer im allgemeinen Sinne genommen werde, beweist eine Sammlung ihrer Chansons hinten an dem Gedichte von der Rose Nro. 1522. in der Vaticana. Hier treten eine Menge Dichter von allen Ständen auf, die ihre Dichtungen, 66 an der Zahl, wechselsweise sich selbst oder andern zuschreiben. Darunter finden sich z. B.: Le Roi de Navarre a la roine Blanche, le Duc de Brabant a Guillebert, Gilebert de Berneville a la Dame de Gosnai, Sainte des Prez a la Dame de la Chaucie, Guilla de Viniers au moine Darras, und viele andere, die schlechtweg Siro genannt

werden. Dazwischen laufen aber einige wenige, die mit dem Namen *maistre* bezeichnet sind, z. B. *Maistre Guiller de Guienci au Vinier*, *Andrien Contredit a maistre Guillaume le Vinier*, *maistre Richart* (surnommé de *Semilli* von neuerer Hand dabey geschrieben) de *Dargies a Gautier*, und dieser Dichter fängt dabey seinen Zuruf an: *a vous me Sire gautier, giles de Viniere*, aber beginnt ein anderes: *mestre Symon! dun exemple nouvel etc.* so daß also *Sire* mit *Monsieur* gleichzugelten scheint, *maistre* aber einen dem Deutschen Meister gleichgeltenden Begriff haben mag. Was ein *Lais* sey, singt uns übrigens *Tristan* im Nordfranzösischen Grale zu:

Je fis jadis chanson i *Lais*,
Mais a cest point toutes les *Lais*,
Je fais ici mon darrain *Lais*
Amour mocisst, nest ce biau *Lais*?
Ci fais ma darreniere plainte
Puisque je voi ma vie estainte,
Et ma char de grant douleur tainte
En chantant en fais ma complainte.

Die Königin antwortet später mit einem andern:

Lisolanz lui et clers et biax
Et joi le doux chant des oisiax
Qui chantent per ces arbrisiax
Entour moi sont leur chans nouviax;

Und anderwärts:

En morant de ci douce mort,
Quains nul si dous mortel ne mort,
Me plaing de cele qui ma mort,
Ardeur damour a ce ma mort.

Wir schließen mit dem Endresultate des Verf.: *Minne* und *Meistergesang* sind eine Pflanze, die erst süß war, hernach im Alter herb, und die verholzen mußte; aber wo wir nicht zum Saft ihrer Jugend zurückgehen, verstehen wir nimmer die Zweige und Aeste, die daraus getrieben. Wann das Haus ausgewohnt ist, geht es zusammen, während mitten in Schutt und warmer Asche die sinnenden Menschen Gedanken und Kraft zu dem neuen Bau gesammelt haben. Wir tragen kein Bedenken, diese Worte in ihrem ganzen Umfang zu unterzeichnen.

J. Görres.

Magazin für das Civil- und Criminal-Recht des Kayserthums Frankreich. Erstes Heft. Hamburg, bey Fr. Perthes. 1812. 272 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Als Herausgeber dieser Zeitschrift, wovon bis jetzt (Jul. 1813) kein zweytes Stück erschienen ist, haben sich die Herren von Halem, kais. Rath bey dem l. Gerichtshof zu Hamburg, Dr. Spangenberg, General-Advocat daselbst, und Demeurè, Greffier en Chef, daselbst angekündigt.

Das Wesen der Französischen bürgerlichen Gesetzgebung bringt es mit sich, daß sie ihre Vollendung durch die sogenannte Jurisprudenz, oder Praxis der Gerichtshöfe, bekomme; denn sie ist es, wodurch das Skelett der Gesetze erst mit Fleisch bekleidet und zu einem lebenden Wesen gemacht wird. Ob es nun gleich an Werken nicht fehlt, wodurch die Aussprüche der höhern Gerichte dem Publicum mitgetheilt und erläutert werden, ja, obgleich unstreitig dieser Werke schon jetzt in Frankreich zuviel erscheinen, da man, wenn man vollständig diese Jurisprudenz kennen lernen will, oft den Abdruck ein und desselben Erkenntnisses vier und fünfmal zu bezahlen gezwungen ist: so ist doch die Herausgabe der gegenwärtigen Sammlung zu billigen, theils da die Französische juristische Geschäftssprache bey weitem nicht so bekannt in Deutschland ist, daß man darauf rechnen könnte, daß die Mehrheit der Richter und Sachwalter in den Hanseatischen Departements aus den Sammlungen von Entscheidungen, die in Frankreich erscheinen, zu schöpfen vermöchte, theils da die Anwendung der Französischen Gesetze, in ihrer Vollständigkeit, in einem ganz Deutschen Lande mit besondern Schwierigkeiten verknüpft seyn, und Zweifel erregen muß, wovon man in Frankreich keine Abnung hat. Aus beyden Gesichtspunkten angesehen, hält also Rec. die gegenwärtige Sammlung für ein nütliches Unternehmen, und wünscht ihre Fortsetzung.

Es zerfällt das vorliegende Heft, nach Maassgabe des auch für die Fortsetzungen entworfenen Plans, in folgende Abtheilungen: I. Cour impériale de Hambourg. Rechtsfälle entschieden von dem kaiserl. Gerichtshofe zu Hamburg. II. Rechtserklärungen aus neuern Urtheilsprüchen des Cassationshofes und der Gerichtshöfe. III. Abhandlungen. IV. Lit,

teratur. V. Rechtsfragen. VI. Ministerielle Entscheidungen. VII. Miscellen. Um dem Leser eine vollständige Idee von dem Werke zu geben, wird Rec., soviel die Gränzen erlauben, binnen möglichem billigermaßen der Umfang einer, einem einzelnen Hefte eines Journals gewidmeten Anzeige begriffen seyn muß, den Inhalt der Rubriken darstellen.

I. Die Rechtsfälle sind zugleich in Französischer und Deutscher Sprache abgefaßt. Es mag dieses höhern Orts erfordert worden seyn, und so ist denn nichts dagegen zu sagen: sonst würde es Rec. taöeln, denn wozu soll der Leser ein und denselben Vortrag zweymal lesen und bezahlen? — Das Journal ist Deutsch, und zunächst für Deutsche geschrieben: die Rechtsfälle in dieser Sprache mitzutheilen, war also um so mehr hinlänglich, da es an Sammlungen ähnlichen Inhalts im Französischer Sprache nicht fehlt. — Folgende Rechtsfragen werden durch die hier mitgetheilten Erkenntnisse beantwortet: Welchen Einfluß haben die neuern Gesetze auf das ältere Concursverfahren? — Durch zwey Erkenntnisse entschied der Gerichtshof, daß die alten Concurs-Processse auf die begonnene Art fortzusetzen seyen, indem aus solcher die Gläubiger bereits erworbene Rechte hätten, die ihnen durch eine neue Legislation nicht entzogen werden könnten. — Eine Entscheidung, die unstreitig sehr zu billigen ist; denn welche unendliche Verwirrung würde daraus entstehen, wenn man einen Deutschen Concurs Proceß nach den Vorschriften des Code de procédure civile fortsetzen wollte? — Obgleich im Königreiche Westphalen, zwar nicht in der ersten Instanz, doch im Appellatorio, in den alten Sachen die neuen Proceß-Gesetze anzuwenden sind; so hat man diese Vorschrift doch (wenigstens von dem Appellationshofe zu Telle) auf den Concurs-Process nicht bezogen; denn wie läßt sich annehmen, daß das Gesetz, statt Nutzen zu stiften, die größten Confusionen zu erregen beabsichtigt haben sollte? — Der Concurs-Process ist dergestalt ein zusammenhängendes, in sich geschlossenes Ganzes, daß es, um nicht ganz zerstört zu werden, in seinen einzelnen Theilen nicht angegriffen werden darf.

In wiefern findet eine Klage aus einem unter der Herrschaft der frühern Gesetze abgeschlossenen Eheversprechen Statt? — In Gemäßheit der sehr gelehrt ausgeführten Conclusionen des Herrn Dr. Spangenberg, dahin entschieden: daß, da das alte Recht eine Verpflichtung begründe, den Theil, gegen den das Eheversprechen nicht erfüllt wurde, zu entschädigen, diese Verpflichtung auch unter der Herrschaft des neuen Rechts bestehen bleibe.

Ist vor dem Endurtheile die Appellation gegen ein Erkenntniß, welches den Zeugenbeweis, mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, durch diese Zulassung über den Grund der Klage nicht entscheiden zu wollen, zuläßt, annehmbar?

Die Bejahung dieser Frage konnte keinem Zweifel unterworfen seyn, da des Vorbehalts ungeachtet ein solches Erkenntniß stets ein Interlocut blieb, und, in sonst appellablen Sachen, von Interlocuten vor dem Endurtheile appellirt werden kann. — Zweifelhafter würde die Sache nach Westphälischen Gesetzen seyn, da nach diesen die Competenz des Appellationsrichters nicht nach dem Werthe des Klageobjects, sondern der von dem Unterrichter zugesügten Beschwerde bestimmt wird, und man also sagen könnte, es sey bis jetzt noch keine, der Appellations-Summe gleichkommende, Beschwerde vorhanden.

Welches sind die Wirkungen des in dem Art. 340. des C. N. und in dem Art. 152. des kais. Decrets enthaltenen Verbots der Waterschaft auf die vor Einführung des C. N. angefangenen Prozesse?

Der Art. 153. des kais. Decrets vom 4. Jul. 1811, welches die General-Organisation der Hanseatischen Departementer enthält, verordnet: „Wenn das Verhältniß und die Rechte (état et les droits, also richtiger der bürgerliche Zustand und die Rechte) der natürlichen Kinder nicht bestimmt worden, sowohl durch unwiderrufliche Actenstücke, die ein bestimmtes Datum haben, als durch rechtskräftige Urtheile, bevor der C. N. in Kraft getreten, so wird es nach den Vers

ordnungen dieses Code geschehen.“ Der kais. Gerichtshof glaubte in dieser Verordnung eine größere Strenge, als in der bisherigen Französischen Jurisprudenz zu finden, und verbot die Untersuchung der Vaterschaft, obgleich die darauf gerichtete Klage bereits unter den alten Gesetzen eingereicht war. Rec. glaubt, mit Unrecht, denn durch die Einreihung dieser Klage war das Recht des Kindes und der Mutter, eine Untersuchung zu verlangen, ob die zweifelhafte Vaterschaft nicht gewiß sey, auf eine unwiderprüfliche Weise bestimmt worden. Es war dieses Recht in patrimonio des Kindes und der Mutter, und es steht nicht anzunehmen, daß der Gesetzgeber Jemandem einen Theil seines wohlverwahrten Vermögens nehmen wolle. Auch wäre der Grund nicht einzusehen, weswegen in einer gar nicht von Local- Umständen abhängigen Sache etwas anders in den Hanseatischen Departementen, als in dem übrigen Frankreich, Rechtens seyn sollte.

Dieses sind die von dem kais. Gerichtshof zu Hamburg beantworteten Rechtsfragen (Rec. berührt die letzte nicht, da sie sich mehr mit einer Thatfache, als einem Rechtspuncte beschäftigt), welche das gegenwärtige Heft mittheilt. Vor gleich ihre Beantwortung keine besondere Schwierigkeiten dar, so sind sie doch sowohl als erste Arbeiten eines mitten in Deutschland eingerichteten Französischen Gerichtshofes, als auch wegen ihrer mit lobenswerther Gründlichkeit vollendeten Abfassung, merkwürdig.

II. Rechts- Erklärungen aus neuern Urtheils- sprächen des Cassationshofes und der Gerichtshöfe.

Kurze Auszüge aus dem Journal Sirey's und aus der Jurisprudence du C. N.

III. Abhandlungen. 1. Ueber die Organisation, die Verrichtungen und das Verfahren des Cassationshofes. —

Eine sehr nützliche, aus dem précis élémentaire sur l'organisation, les fonctions et la procédure de la cour de cassation (Paris chez Porthmann) genommene Abhandlung. Da das angeführte Original wenig in den Hanseatischen

Departementen bekannt seyn dürfte, so war die Bekanntmachung dieser Abhandlung ein wahres Bedürfniß.

2. Ueber die Concurrenz der Civil- und Criminal- Behörden und den gegenseitigen Einfluß des Civil- und Criminal- Verfahrens, von dem kais. Rathe Stackemann.

Eine Abhandlung, die um so nützlicher ist, je weniger bis jetzt das Thema derselben gründlich erörtert wurde. Das von dem Verf. erhaltene Resultat besteht darin: 1. So oft das Verbrechen in der Verletzung der aus einem Obligationen-Verhältniß originirenden Verpflichtungen besteht, und jenes Verhältniß, nach dem Gesetzbuche Napoleon, nicht durch Zeugen erwiesen werden kann: so oft muß der Beweis vor der competenten Civil- Behörde geführt werden. 2. Wenn aber der Zeugenbeweis zulässig seyn würde, so ist auch die Strafbehörde competent. 3. Und ebenfalls, wenn nicht von der Verletzung der aus einem Obligationen-Verhältnisse entspringenden Verpflichtungen die Rede ist. 4. So oft eine civilrechtliche Frage über den Civilstand, Ver-
fäß, Eigenthum oder Servitut präjudiciell ist, so oft gehört deren Erörterung und Entscheidung vor die competente Civil-
behörde. — Ein Resultat, wogegen sich, da es gänzlich auf die Gesetze gebaut ist, nichts einwenden läßt.

3. Ueber den Einfluß der neuen Gesetze auf das alte Concursverfahren, von dem k. Rathe v. Zesterfleth.

Die Grundsätze, welche, wie oben angeführt, der kais. Gerichtshof zu Hamburg in dieser Materie ausgesprochen hat, sind in dieser Abhandlung auf eine zweckmäßige Art ausführlicher entwickelt.

4. Ueber den Begriff des Falsum nach den Grundsätzen des Französischen Criminal- Rechts, von dem kais. Rathe Stackemann.

Das Französische Recht verbindet mit dem Ausdrucke faux oder crime de faux einen eingeschränkten Begriff als das gemeine Recht, indem es nur solche Falsa darunter versteht, welche durch Schriften, Münzen, Staatsstempel, und Staats-
sigel begangen worden. Der Verf. entwickelt diesen Grundsatz

in der gegenwärtigen Abhandlung nicht nur weiter, sondern zeigt auch, an einer Reihe von Beispielen, wann in einem gegebenen Falle nach dem Französischen Rechte angenommen werden könne, daß ein Sakram vorhanden sey; eine Darstellung, die um so wichtiger erscheint, da das Sakram in Frankreich auf eine verhältnißmäßig sehr harte Weise bestraft wird.

Das Werk schließt mit litterarischen Anzeigen, Recensionen von das Französische Recht betreffenden Werken, und, bereits aus Cirey's Werke bekannten ministeriellen Entscheidungen.

Es ist zu wünschen, daß die Unterbrechung, welche der kais. Gerichtshof zu Hamburg erlitten hat, die jedoch jetzt gehoben ist, nicht auf die Fortsetzung dieses Journals Einfluß habe.

Protestantisches Kirchen-Jahrbuch für das Königreich Bayern. Erster Jahrgang 1812. Im Verlag der allgemeinen protestantischen Pfarr-Wittwenkasse. Sulzbach bey Seidel. 508 S. in 8.

Diese Uebersicht, wie sich der neuere Zustand der protestantischen Kirchengemeinden, welche mit Bayern vereinigt wurden, bis zum Ende des Jahres 1811 dargestellt habe, ist nicht nur für den nächsten Zweck, durch Beschreibung des äußern Vereins die so nöthige innere Vereinigung zu Einem für das Ganze wohlthätigen Gemeingeist zu befördern, und zugleich eine genauere statistische Kenntniß jener Landesbezirke zu begründen, sehr geeignet, sondern auch für das Ausland wegen der Statistik sowohl, als wegen der angehängten Verordnungen, durch welche die Verfassung des Protestantismus in Bayern theils konstituiert, theils in der Administration ferner reguliert worden ist, merkwürdig; um so mehr, da diese Verordnungen in so vielen Punkten als mustermäßig betrachtet werden können. Der Inhalt dieses ersten Jahrgangs ist folgender:

- I. S. 1—204. Beschreibung sämtlicher protestantischer Pfarren in dem Königreich Bayern.
- II. S. 207—324. Personalstand des Generalconsistors

rum, der Centralcommission zur Aufnahmeprüfung, der Generaldecanate, dann der Districtsdecanate und Pfarrepen. Am Schluß dieses wichtigsten statistischen Theils S. 324 wird berechnet, daß im Generaldecanat Baiern 194. Ansbach 384, Regensburg 160, München 33 protestantische geistl. (Kirchen-) Stellen, im Ganzen 771 zu inspiciren sind. (Die theologische Facultät zu Erlangen wird zum Erziehungsdepartement gerechnet und daher hier nicht aufgeführt. Noch weniger die Gymnasien.) Wie hoch ist wohl die Anzahl aller protest. Pfarrgemeindeglieder? Bey den einzelnen Gemeinden ist sie (noch unter dem Namen: Seelenzahl) angegeben. Die Aufzählung des Personals gibt einen sehr zweckmäßigen tabellarischen Ueberblick, da in 9 Columnen: Decanat, Pfarrort, Namen der Geistlichen, Zeit und Ort der Geburt, Gymnasialstudien, Aufnahmezeit unter die Candidaten, erste Anstellung, weitere Beförderung, nebeneinander verzeichnet erscheinen. III. Verzeichniß der protestantischen Pfarramts-Candidaten, ebenfalls unter den nöthigen Columnen neben einander: Namen, Geburtsort, Alter, Candidatenjahre, Aufnahmeprüfung, Anstellungsprüfung, provisorisches Geschäft. S. 327—543. IV. Das Verzeichniß von geprüften Studien-Lehramts-Candidaten S. 544 enthält nur drey Personen. Ein Zeichen, wie nothwendig es seyn möchte, die Studien-Lehrämter, welche soviel mehr Vorbereitung und Anstrengung erfordern, als gewöhnliche Pfarrepen, und doch den besseren von diesen bey weitem in der Einnahme nicht gleich kommen, anzuhelfen zu machen, und wenigstens den dotirteren Pfarrämtern, wie billig, gleich zu stellen. V. S. 347—360. Personalveränderungen. Lebensnotizen über die 1811 Verstorbenen. Anzeige der Emeritirten. Anstellungs- und Beförderungsnutzen. VI. S. 363—496. Die für das Ausland wichtigste Rubrik der Kön. Verordnungen. Sie geht auf die Grundlagen der protestantischen Kirchenverfassung in Bayern zurück, wie: Formation der Kirchensection im Ministerium des Innern; Instruction über Prüfung und Beförderung zu geistlichen Stellen, wo nach einer Aufnahme-Prüfung in den Candidatenstand noch eine

Anstellungsprüfung bey dem Generalconsistorium folgt; über den Wirkungskreis der Generalcommissariate als Generaldecanate, durch Kreis, Kirchenräthe; über den des Generalconsistoriums u. Das Edict über die äußern Rechtsverhältnisse der Einwohner, in Beziehung auf Religion und kirchliche Gesellschaften verdient vornehmlich allgemeine Erwägung. Die übrigen Verordnungen gehen dann schon mehr in das Specielle der Administration, wie Bestellung und Remuneration der Pfarrvicariate, Imparochationsverhältnisse, Nachsitz u. dgl. — Für Ehesdispensationen wegen Verwandtschaftsgraden werden noch Taxen, und nicht geringe, angesetzt. Verheyrathung zwischen Muthen und Neffen kostet, wenn ein Vermögen von 20 tausend Gulden zusammengebracht wird, 300 fl. und zwar an das Aerarium. Ist die Dispensation Kirchensache, so, scheint es, sollte nicht das Aerarium die Taxe ziehen. Ueberhaupt kann wohl Dispensation nur deswegen nöthig seyn, weil man gewisse Ehen nicht allgemein hin zu erlauben gut findet. Die Dispensation sagt dann, daß in dem bestimmten einzelnen Fall die Bedenklichkeit nach Umständen verschwinde. So oft es also, einzeln betrachtet, unbedenklich ist, nach welchem Titel eines Vernunftgrundes ist dann ein Geldverlust, eine Art von Strafe, damit zu verbinden? Nur Ehen von ungleichem Alter scheinen diejenigen zu seyn, über welche der Staat als solcher zu cognosciren Ursache haben kann. — Das Pfarrrecht zu trauen wird allgemein dem Pfarrer des Sprengels der Braut zugesprochen. — Das gesetzliche Alter für Confirmation ist das vierzehnte Jahr; eine auf die bessere Bildung durch Schulunterricht gewiß sehr wirksame Anordnung. — Die Verordnung über Besetzung subalternen katholischer und protestantischer Kirchendienste erinnert den Rec. an die vielen Fälle, in denen es sich zeigt, wie gut es seyn möchte, wenn der protestantische Kreis, Schulrath immer über diejenigen Kirchenbezirke, welche als Schulbezirke unter ihm stehen, auch Kreis Kirchenrath wäre. Wie leicht und vollständig würde er dann bey Besetzung der subalternen Kirchenstellen zugleich für die Schulkinder die hier weislich anbefohlene Fürsorge ausüben können. Uebers

dies ist auf niedere Schulen nicht tüchtig zu wirken, wenn nicht die Pfarrer ernstlich mitwirken. Und die Pfarrer werden meistens nur dann ihr möglichstes thun, wenn der Kreis:Schulrath als zugleich Kreis:Kirchenrath auf ihre Beförderung und sonstige Verhältnisse nächsten Einfluß haben, und das, was sie für die Schule leisten, dadurch ihnen überall zum Verdienst machen kann. Ein bloßes Nebenzeugniß, das er zu geben hat, entscheidet nicht viel, und vergäret die Anstrengungen nicht, welche der Kreis:Schulrath ihnen zumuthen muß, wenn es den Volksschulen — diesen Stützen des Sammtwohls — gut gehen soll. Das Personal der Räte würde zu diesem wichtigen Zweck nur um wenig, oder vielleicht gar nicht zu vermehren seyn. Im größten Kreise, dem Regatskreise nebst der Stadt Nürnberg, sind schon ein protestantischer Kreis:Kirchen- und ein Kreis:Schulrath angestellt, wovon jener alle Kirchen, dieser alle Schul- und Studienanstalten inspicirt. Es würde auch die Geschäfte in beyden Fächern sehr fördern, wenn von beyden jedem die Hälfte der Kirchen und der Schulen zur Inspection zugetheilt wären; denn jeder von beyden hätte alsdann nur auf die Hälfte von Landrichtern, Localfonds, Administrationen und Pfarrern, welche man um der Kirchen sowohl, als um der Schulen willen kennen und zu behandeln wissen muß, sein besonderes Augenmerk zu richten, während jetzt Einer wie der andere mit allen zu thun hat. Da die Kreis:Kirchenräthe von Bayreuth und von Regensburg ohnehin nur ungefähr halb so viele geistliche Stellen zu inspiciren haben, als der Kreis:Kirchenrath zu Anspach, so würden sie, wenn sie auch die protestantischen Schulen im gleichen Umfang zur Inspection erhielten, nur ungefähr eben soviel Amtsausdehnung erhalten, als die zwey zu Anspach angestellten Männer, wenn diese sich in die Kirchen und Schulen theilen dürften.

Diese Gedanken erlaubt sich Rec., weil sie für die gute Sache ihm nützlich scheinen, aus den Reminiscenzen seiner einst in eben diesen Verhältnissen gemachten Erfahrungen hier nicht zu unterdrücken, da in ihm zugleich sich die erfreuliche Erinnerung erneuert, mit welcher liberalen Gesinnungen die Bayr. Ministerial-, Schul- und Kirchen-Section, gerade

weil darin sehr selbstständige Männer thätig sind, auch auf die Einsichten und Vorschläge anderer Freunde des Guten Rücksicht zu nehmen pflege; wie denn auch hier die Vorrede zu Beiträgen von allgemeinem Interesse zum Kirchenjahrbuch öffentlich auffordert. — Da die Kirchengesellschaften nicht bloß durch ihre Vorsteher und Lehrer, sondern auch durch ihre von Alters her zusammengebrachte Fonds bestehen, und die kön. Bayr. General-, Stiftungs-, Administration ohnehin, nach ihren organischen Gesetzen, zu einer öffentlichen Darlegung der Resultate ihrer ganzen Verwaltung im Großen, die Verpflichtung erhalten und übernommen hat, so wird wahrscheinlich für die künftigen Jahrgänge dieses Kirchenbuchs auch eine — das Vertrauen so sehr verstärkende — Publicität über die nunmehr geordnete Beschaffenheit des allgemeinen Kirchenfonds einen sehr interessanten, die Achtung dieser Regierung für Publicität aufs neue beurtundenden, stehenden Artikel bilden. Bleibt doch Publicität das einzige sichere Mittel auch zur Selbsterhaltung der Regierungen gegen Mißbräuche und Selbsttäuschung. Eine Wahrheit, wozu schon Joh. 3, 21. der ächte Bibeltext seyn könnte!

H. E. G. Paulus.

Schul- und Christen = Lehrgefänge über alle wichtigere Dinge und Umstände, die man für den Schul- und Christen = Lehrgefang benötigt wünschen mag, nebst Liedern für Freunde und Beförderer des Schul- und Erziehungs = Wesens von Joh. Georg Krämer. Zweyter Theil, welcher die Gefänge für besondere Gelegenheiten, Feste und Umstände in sich faßt. München 1810. bey J. Giel, Buchhändler.

Es ist dieses die dritte Auflage von 100 neuen Schulgesängen von Krämer mit Melodien. Wie weit das Schul- und Erziehungs = Wesen hier noch zurück seyn müsse, sieht man deutlich an solchen Liedern, die, wenn kein besserer sich findet, von einem Krämer herausgegeben werden müssen, und doch, wie es der gute Wille verdient, mit Heißhunger aufgenommen werden. Es sind erbärmliche Lieder mitunter.

Als der Herr nach schweren Leiden
Von der Welt am Kreuz will scheiden,
Setzt er sich zum Gastmahl ein.

oder :

Sonst warf es Kiesel wie die Eyer,
Da ward das liebe Brot so theuer.

oder :

Ey! einmal
ist keinmal!
so meint Schüler Schuft,
wenn ihn die Uhr zur Schule ruft.

Mitunter wieder bessere, doch nie etwas mehr, als höchst miltelmäßige. Und doch will ohne Heuchelei der Meistersänger, der nun einmal selbst nichts besseres kennt, daß die Schüler recht mit Seele singen sollen. Das sagt er laut der Vorrede den Lehrern in Knittelversen. Hätte der Dichter zu Rant's Zeiten gelebt, so würde man ihm Geist nicht absprechen. Er läßt den Lenz auf dem Schlitten des Winters ins neue Leben fahren, er gibt dem, welchem der Elix das Haus angezündet hat, ein Haus im Himmel u., und weiß auf alles, wenn J. E. der Donner eingeschlagen hat, wenn ein Schüler (wår's auch eine Schülerin) zu spät gekommen ist, wenn das Schulgeld erlegt wird u. s. w. einen Reim zu finden. Zuweilen braucht er den gefundenen etlichemal.

O weh, es fährt dein Sturm nicht gut.

Doch fährt zuweil der Sturm nicht gut;

und so fährt der Sturm noch etlichemal nicht gut, ob er sich gleich damit tröstet, daß er wohl wissen werde, was er thut.

Freund der Schule unsre Kehlen

Bieten singend dir den Gruß — —

O es ist uns Heil und Wonne

Des Besuches werth zu seyn.

Wie des Himmels Frühlings Sonne

Muß uns solche Ehre freun.

Jugendfreunde unsre Kehlen

Bieten jubelnd euch den Gruß — —

O es ist uns Heil und Freude

Des Besuches werth zu seyn.

Mehr als Perlen und Geschmeide

Muß uns solche Ehre freun.

Kurz, der Autor weiß sich zu helfen und weiß alles in Versen und Liedern zu singen, daß den Zuhörern die Augen übergehen. Aber dem Verständigen geht das Herz über, daß die Jugend so gebildet wird; und das in München — in der Haupt- und Residenzstadt München — in der öffentlichen Feyertagsschule . . . in der Elementar- und Industrieschule . . .

Jahrbücher der Litteratur.

Friedrich Heinrich Jacobi's Werke. Erster Band. Leipzig, bey Gerhard Fleischer d. jüng. 1812. gr. 8. XXIV u. 404 S.

Es gibt eine zwiefache Art, einen philosophischen Schriftsteller, wie Jacobi, zu beurtheilen: eine rationalistisch-moralistische, und eine christlich-religiöse. Das ästhetische Gewand seiner Werke bleibt überdem dem Kunsttrichter überlassen. Daß die erstere Ansicht bey seiner Beurtheilung allein statthalt sey, ist aus doppeltem Grund unrichtig: erstlich, weil er für Leser schreibt, welchen von Haus aus eine andre gegeben und zur Pflicht gemacht ist, zweytens, weil er selber die Frage regt, welche von beyden Richtungen des Gemüths die wahre, die bessere sey. Weil nun aus erstem Gesichtspunct wohl andre öffentliche Beurtheiler ihn betrachten, so sey uns erlaubt, den zweyten zu wählen. Wir schicken noch die Versicherung voraus, daß wir vor dem Keimnenschlichen in diesem Veteran der Litteratur, vor seinem Herzen und Geistes-talent, alle gebührende Hochachtung besitzen, und wo unser harmloses Urtheil schmerzen könnte, es zunächst nur seine literarische Erscheinung angeht, indem wir ja über den Menschen zu richten nicht berufen sind.

Jacobi also ist gleich einem einsamen Denker, der am Morgen des Tags ein uraltes Räthsel fand, in einen ewigen Felsen gehauen. Er glaubt an das Räthsel, aber er bemüht sich vergeblich, es aufzulösen. Er trägt es den ganzen Tag mit sich umher, lockt wichtigen Sinn heraus, prägt ihn aus zu Lehren und Bildern, welche die Hörer erfreuen, mit edeln Wünschen und Ahnungen beleben; aber die Auflösung misslingt, und er legt am Abend sich nieder mit der Hoffnung, daß ein göttlicher Traum oder das nächste Erwachen ihm das Wort seiner Sehnsucht nennen werde, an das er so fest geglaubt hat.

Die Aufgabe, die dieser Schriftsteller sich vorgesetzt zu haben scheint, ist eine stete Vertheidigung des einen Nothwendigen aber Nothwendigen, das er als den heiligen Grund aller Erscheinung erkannte. Bey einem stillen Umstreifen in diesem Bezirk, und einer treuen Verbundenheit mit den gleichdenkenden Edeln der Vor- und Mitwelt, spricht aus ihm ein würdiger Ernst, weise seyn zu wollen, Andere weise zu machen. Er nimmt die ihm verliehene Kraft redender Kunst zu Hülfe, wie er sie an seinem eigenen warmen Herzen und tiefen Verstand, wie er sie an den besten Mustern ausgebildet hat, um seine Fürsprache für Tugend und Wahrheit, für das Daseyn eines Ewigen, Göttlichen, in mancherley reizenden Formen zu entwickeln. Er steht in einer praktischen Vernünftigkeit, welche die unmoralische Sophistik aus den Winkeln hinausleuchtet, und in Hader mit dem Aberglauben lebt. Aber sie streift unter letzterm Namen auch ab, was ihr noch helfen könnte, und zieht sich furchtsam in sich selbst zurück. — Dieser Geist ist gleichsam das Kind der sogenannten Aufklärung, das die bochhaften Schwächen seiner Mutter flieht, und dem entfernten Vater, dem Glauben, nachreist, ohne ihn zu erreichen. Er hält sich endlich selbst für den Glauben und für die Erkenntniß, weil er sich und sein Streben so gut fühlt, obgleich er sein Nichtwissen gesteht, und umringt sich gern mit den Dunkeln des griechischen Alterthums, die ihn durch Form und verwandtes Begehren ansprechen, und schöpft aus ihrem Mund Göttersprüche. Selber dichterisch in der Behandlung seiner Gedanken, ist er den Poeten ungefähr wie sein Plata gram, und fürchtet sich überall vor dem Formen und Bilden des Höhern, als wenn man ihm einen Fetisch machen wollte. Daher streitet er dafür, daß er einen Gott und den wahrhaftigsten habe, und doch hat die moralische Welt, welche er zeichnet, mit ihrem lichtblauen Himmel, ihren Bülchereibäumen, und allen reinen Kräften aus Natur und Gesellschaftsleben, die klare, auch darin etwas Aehnliches mit der träubern Ossianischen, daß ihr des Himmels Himmel fehlt. Daher wird ihm als Philosoph der Schmerz, daß man in seinen redlich gesuchten Beweisen für das Daseyn Gottes das gerade Gegentheil finden will. Er will bloß-Keinmenschliches;

in diesem erblickt er den Spiegel des unendlichen Wesens, dessen einzige Offenbarung in seiner eigenen Brust seyn soll. Das Stimmengesetz allein ist ihm Stimme Gottes, alles Andre nur damit übereintreffende, vorüberwankende Erscheinung, Gestaltung des Einen in der Vielheit; und er wähnt selber das Eine, Uebersinnliche zu ergreifen mit schrankenlosem Gemüth, indem er doch die edle Beschränktheit neben sich um ihren Frieden beneiden muß.

Sich selber zeichnet unser Schriftsteller auf diese Weise durchgängig sprechend, und ohne viel Mannigfaltigkeit; er gleicht sich überall in seinem fühlenden, herzlichen, trachtenden, ringenden Wesen, seinem eigensinnigen Bewußtseyn, Gutes und Wahres zu wollen, seinem Hang zum Großen, Tiefen, Ernstlichen, seiner Eingeschränktheit auf das menschliche Ich, und dem Sprung davon auf das Unbedingte, seinem Verachten der eigentlichen Leergeisterei, und dem Nichtlieben des Positiven, seinem liebreichen, gebildeten Familiensinn, seiner eleganten, geistreichen, oft zu überschwänglichen Gesprächigkeit mit Latonismen untermischt, seinem nie ruhenden Selbstbeschaun, Ausgeben und Sehnen. Die Figuren, die er schafft, sind meistens von ihm abgeschattet; bey wenigen treten einzelne Züge dieses Characters als gut oder böse mit auffallender Ethete hervor. Sie alle aber, indem sie ihre Umgebungen mit einer Art von Vergötterung überschimmern, sind im Herzen, je edler und größer sie erscheinen, desto ärmer an Seligkeit. Rec. hat hier besonders die Allwillische Briefsammlung im Auge, welche die größere Hälfte dieses ersten Bandes einnimmt. Am originellsten und gediegensten sind hier unter den Charakteren die, welche in leichten Umrissen vorübergehn, wie z. B. Erdig und Sterkstein; die, welche für gewöhnlich handeln und schreiben, verschwimmen mehr in einander, und in den Character ihres Urhebers. Am gelungensten unter diesen ist bekanntlich der Held des fragmentarischen Briefromans Eduard Allwill, dieser Günstling der Natur, der aus frühem Tugend Sinn in die Stricke sophistischer Sinnlichkeit fällt, und die plastische Selbstschilderung seiner feinen Verworfenheit in seinem Brief an Lucie, und Luciens hochweibliche Rettung der Tugend und Unschuld gegen eine

zweydeutige Moral des Genusses, Meisterstücke. Wir sehen uns billig, ein Spätlingsurtheil über das Treffliche, das in diesen gepriesenen Brücken liegt, in die Welt zu schicken. Im übrigen umlagert, bey aller Lebendigkeit, jene Figuren alle ein gewisser Tod; und es ist nicht bloß die verwaiste Sylkt, der kein Trost blühen will, sondern sie haschen sämmtlich nach Etwas, was ihnen der Verf. nicht wohl geben kann, weil es ihm selber fehlt. Die Täuschungen eines vergoldeten Alltagslebens machen den tragischen Grund des Ganzen nicht unsichtbar, der mehr oder minder hervortritt: die tiefe Bedürftigkeit des sich selbst überlassenen Menschenherzens. Da hier schon ein bestimmter Zweck hervorleuchtet, den das Spiel wenigstens von selbst annimmt, und der nach des Verf. Meinung vielleicht die innere Würde der Menschennatur in Begehrung des Ewigen seyn soll, so kann von epischer Gleichgültigkeit nicht ganz die Rede seyn; und obgleich der Verf. S. 364 erklärt: „Meine Absicht bey Boldemar und bey Allwill ist allein diese: Menschheit wie sie ist, begreiflich oder unbegreiflich, auf das gewissenhafteste vor Augen zu legen:“ so fragt sich, ob er nicht dennoch diese Menschheit in besondrer Beziehung sieht, und zum wenigsten hat sich seines eigenen Herzens Ton uns willkürlich dazwischen geschoben. Wäre aber eben das der Sinn des Verfassers, was uns die Erscheinung seiner Figuren von sich sagt, so hätte er es irgendwo merklicher geäußert, und dem Tod sein Heilkraut gewiesen. Dieser Abgang des Rechts bey dem Bestimmten, ist auch allein der Grund, warum Jemanden Allwills Charakter unbegreiflich scheinen kann. Ein feuriger Tugendglaube kann ein Jugendtrieb seyn, worin sich der bessere Theil der Menschennatur ausdrückt; aber eben deswegen ist er dem Verblühen ausgesetzt, und die Menschheit will hier gehoben und getragen seyn, sie will, sobald die Denkkraft des Menschen reifer und sein Herz kälter wird, Erklärung und Gewißheit, oder sie geräth auf sophistischen Irrwegen in das Längnen eines ewigen Wahren und Guten, so daß ihr höchstens die politische Moral bleibt, die an das Gute blos glaubt, weil sonst Niemand seines Daseyns sicher wäre. So ein feiner Beobachter des Herzens J. ist, so scheint er doch von dieser Seite die Menschheit durch das Mittel

seines edeln Selbst zu beschauen, und erheischt viel zu allgemein von ihr den Eigensinn für nackte Moral, der seine Tugend auch darum sichert, weil jene Lehre sein System geworden ist. Denn Jacobi und alle Moralphilosophen überbieten hier Gott in seinen Forderungen an den Menschen, wie sich eben aus der Verirrbarkeit aller menschlichen Tugend erweist. Der geoffenbarte Gott verspricht dieser zu Hülfe zu kommen; aber die Moral macht die Menschentugend fallit. Und wer möchte nicht endlich seinem Gläubiger gern aus dem Wege gehn? Und so entsteht eines Theils Reiz zur Sophistik und Heuchelei, andern Theils der stolze Widerspruch einer trostlosen Tugendliebe; nicht als wenn das reine Gewissen sich nicht selbst ein Lohn wäre, der von der Tugend gar nicht abzusetzen ist, sondern weil dieses Gewissen, je geschärfter es wird, sich um so weniger rein weiß, und ihm doch ein augerleichender Glaube versagt seyn soll, der allein den Bestand seiner moralischen und metaphysischen Ueberzeugung sichert, indem er sie in lebendigen Zusammenhang mit der Quelle aller Güte und Wahrheit setzt, und bestimmte, reichhaltige Blicke eröffnet, wogegen das menschlich Edelste und Beste nur Tand ist. Dagegen fällt es widrig auf, wenn dieser in Schatten gestellte positive Glaube manchmal ein Bild der Rede oder gar einen Scherz an die Hand geben muß; auch fällt es auf, daß J. in Zeichnung seiner Gesellschaftswelt oft so dicht bey dem Aechten vorbeystreift, ohne daß es ihn festhalten kann. Man darf nicht sagen, daß er damit in offenkundiger Feindschaft steht; er möchte es sogar haben; die Gottseligkeit hat aber bey ihm einen andern Ton angenommen, der ihm hinderlich ist. Jene krankhafte Sentimentalität der spielenden Personen; die sich nach Eledons Rath (S. 15) zusammenraffen und Hülfe in sich selbst suchen soll, spannt sich dann vergeblich zu metaphysischen Speculationen in einer oft emporgetriebenen, dunkeln Sprache, und ist nicht erfreulich, wenn sie sich mit umständlichen Ländeleien wie mit Blumenkleidern bewirft. Solche Menschen scheinen beständig zu fragen: Da ich ein Gott bin, warum bin ich nicht glücklich? Wir glauben Eledon nicht, wenn er (S. 53) schreibt: „Dornen malmen, sie zu Staumfedern wählen, lernte ich lange; und nun weiß ich,

daß es für den Menschen eine Lauterkeit des Sinnes — mit ihr eine Kraft und Stätigkeit des Willens gibt — eine Erleuchtung und Gewißheit des Herzens und Geistes, wodurch ihm der eigentliche Genuß seiner bessern Natur Rück- und Aussicht wird, und wozu Niemand gelangt, der nicht mehrmals im äußersten Gedränge von allem außer sich verlassen war. Da hat die ganz auf sich selbst gestämmte Seele sich in allen ihren Tiefen gefühlt; hat, wie Jacob, mit dem Herrn gerungen, und seinen Segen davon getragen. Wer, liebste Sylli, wollte nicht gern für diesen Preis sich eine Zeitlang mit einer verrenkten Hüfte schleppen?“ Wir müßten Elerdon wirklich als Jacob sehen, um gewiß zu seyn, daß er das Bild nicht zur vollen Hälfte falsch anwendet. — „Schön, was Elerdon sagt, setzt Elärchen hinzu, auch gut und wahr; aber wenn es am Ende doch — nur Trost wäre; ein köstlicher Balsam, aber nur lindernd, und die Wunde — tödtlich?“ — Die kranke Sylli, von der S. 56 Lenore sagt: „Sie hat in ihrem eigenen Wesen, was so unbegreiflich entzückt: den Quell und die Fülle aller dieser Schönheit und Größe! — Wer wollte nicht Sylli seyn; gäbe nicht alles hin für die Unabhängigkeit dieses hohen Selbstgenusses, für die helle Sonne, göttlich zu lieben, die allein aus solchem Reichthum überfließen kann! Glückliche, glückliche Sylli!“ ... schreibt dann S. 152 wieder an Elerdon: „Ich soll mich so gut ich kann zusammenraffen, schreibst du neulich. Mein, Lieber! nur so gut ich kann, will ich mich nicht zusammenraffen. Angegriffen im Mittelpuncte meines Wesens, muß mir aus dem Mittelpuncte meines Wesens Hilfe, volle Hilfe kommen. Sie wird kommen; du sagst es, ich sage es auch. Jeder merkwürdige Zustand leitet zu neuem Rath, zu neuen Mitteln, Wie oft ist mir gewesen, so, daß ich glaubte, laut rufen zu müssen: Hilf, Elerdon! hilf! — Aber ich mußte nicht, und rief nicht. Was wäre es denn, wenn ich mich immer nur so halten ließe? Was würde mir? Keine beständige feste Hilfe würde mir. Die will ich, dahin will ich. Ich will durchkommen, wollen, wenn ich auch nicht durchkomme.“ So geheimnißvoll das Mittel angedeutet ist, so scheint sie den richtigen Weg zu ahnden, denn sie setzt hin

zu: „Einst, vor Jahrhunderten, ließ sich eine Stimme hören vom Himmel: Siehe, er betet! — Und dem Betenden fiel es von den Augen wie Schuppen.“ Der weitere Fortschritt bleibt jedoch unbekannt, und es bleibt die Frage, was aus Syllä geworden wäre, wenn der Roman vollendet worden. Uebrigens sagt Elärchen von ihr (S. 56) „du hast den Himmel in dir selbst; und wer wird dich nicht deswegen selig preisen? Aber auch nicht minder wahr ist alles, was ich vorhin bemerkte: und so sähest du mit deinem Himmel denn doch in einer Art von Hölle.“ — Vey aller Schnödigkeit, in die er geräth, ist die consequenteste, wahrste Figur immer Allwill, und macht das praktisch Ungenügende auf sich selbst ruhender Moral augenscheinlich. Nicht bloß daß er, der Mensch voller Leben und Liebe, im IX. Brief an Clemens von Wallberg sehr charakteristisch die Moral ins Angesicht schilt, und vor einem todten Meer der Unbestimmtheit und Richtungslosigkeit redet; sondern seine Geschichte ist hier merkwürdig. Consequent nennen wir ihn, sofern das gemeinschaftliche System in ihm seinen Ausweg unterwärts nimmt, und das, wo nicht mit Recht, doch mit Entschuldigung, wenn man ihm den gebahnten Ausgang nach oben abschneidet. Der Mensch muß entweder Himmel oder Hölle in sich entwickeln; Halbheit ist folgelos, führt nicht zur Bestimmung, sondern zu nichtiger Aeußerlichkeit, und das verworfenste innere Leben ist des schnellsten Wiederaufstehens oft am fähigsten. Man vergleiche — da wir theologisiren — die vielfachen Winke der Schrift über Sünderbefehrung. Wir würden daher dem Verf. hier Veyfall geben, wenn seine wahre Meynung nicht die entgegengesetzte wäre, oder doch eine zwischen inne liegende, deren Sinn und Kraft aber Rec. nie hat begreifen können, um deswillen, weil sie mit sich selber nicht einig zu seyn scheint, und darum nichts Bediegenes zeigt. Wie treffend sagt Lucie S. 216: „Eure Glitterphilosophie möchte gern alles, was Form heißt, verbannt wissen. Alles soll aus freyer Hand geschehen; die menschliche Seele zu allem Guten und Schönen sich selbst — aus sich selbst bilden; und ihr bedenkt nicht, daß menschlicher Charakter einer flüssigen Materie gleicht, die nicht anders, als in einem Gefäße Gestalt; und Bleiben haben

kann.“ Aber dies soll nun durch Grundsätze gebessert werden, durch Obermacht des Gedankens über sinnliche Triebe; jedoch Grundsätze, worauf baust du sie? und jene Obermacht, wo kaufst du sie? Es gibt nur einen einzigen Weg, wo ihre Erwerbung sicher, und der kalte Grundsatz Leben und Liebe wird. Wo auch das Gemüth nie in Gefahr geräth, sich selber für den Grundsatz, für die Obermacht und für die Tugend zu halten. Ob diesen Weg der Vollkommenheit und Glückseligkeit unser Beruf einmal anderwärts eröffnen wird, müssen wir in der Fortsetzung der Werke sehen. Sollte er inzwischen mit sich so folgerichtig bleiben, wenn er S. 240 in der Zugabe an Erhard O** so schön sagt: „Denn wo ist Daseyn und Leben in sich, wo ist Freiheit? Wahrlich nur jenseits der Natur! Innerhalb der Natur ist alles offenbar unendlich mehr im andern als in sich, und Freiheit nur im Tode! Dennoch wissen wir, daß etwas ist, und was und seyn wird — ein Urheber jener natürlich unerzeugten Thätigkeit in uns, des Kerns unsers Daseyns, wunderbar umgeben mit Vergänglichkeit — in sie versenkt, ein Saame, der aufgehen wird. Ewiges Leben ist das Wesen der Seele, und darum ihr unbedingter Trieb. Und woher käme ihr der Tod? Nicht von dem Vater des Lebens und alles Guten, der in dem Innersten unsers Herzens und Willens sein eigenes Herz und seinen eigenen Willen abdrückte, und nichts anderes darin abdrücken konnte“ — wenn er dieses sagte, und nicht weiter ginge? Hier aber liegt der Jacobischen Theologie Eigenstes. Der räthselhafte Geist, welcher über seiner Erde waltet, ist wirklich der Menschennatur zu fremd und schauerlich, um von ihr geliebt und angenommen zu werden: denn wir können keine dunkle Potenz lieben, da Liebe Gleichförmigkeit erfordert: und darum hat diese Potenz sich selbst für Socrates und Plato durch faßlichere Ideen vermitteln müssen, gleichwie sie im Stoicismus sogar zum Element wurde. Jacobis Gottheit aber ist ein ausgehobener Begriff aus der Schule der Offenbarung, und weil diesem Begriff Zugehör und Boden genommen wird, so verschwebt er wieder in das dunkle, unpersönliche Theion, welchem in der Griechischen Philosophie veredelte Untergötter des Nyctus und

Dämonen zur Herabreichenden Leiter dienen mußten. Diese Leiter ist bey J. rein entbildet und verflößt; er hat sich jedoch die Ueberzeugung vorbehalten, daß ein Dämonisches oder die göttliche Stimme im Menschenherzen das Organ der Mittelmäßigkeit der Gottheit sey; er nennt sie auch Gewissen und Religiön; durch sie behauptet er einen lebendigen Gott zu haben, für dessen Willen und Erkenntniß immer gefähigvoller, offener, dadurch gereinigt, erleuchtet und zur Ausübung des Sittlichen im Menschenleben gestärkt zu werden, bis endlich der Drang nach Freiheit und Ewigkeit im Tode über die starre Erschlaffung siegt, und sein unbedingter Glaube an das Nothwendige, Vollkommene, durch ein ganz neues Anschauen gekrönt wird. Ob dem allen aber ist ihm die anthropomorphistische Vermittelung so unentbehrlich, daß er sich ihr wieder unvermerkt nähert, und sie als Symbol willkommen heißt. Denn er denkt zu gründlich, um nicht zu finden, daß für unser Denkvermögen das Formlose keine volle Wesenheit hat, und wir Erklärungen brauchen, die nur auf dem Wege der Vorstellung oder Anschauung erlangt werden. Er glaubt aber auswählen zu dürfen, was ihm genug scheint. Gleichwohl ist von dieser Seite seine Philosophie nur einer geistreichen Klage ähnlich, und sein Leid vermehrt sich dadurch, daß er geliebte Menschen nicht in den Kreis seiner hohen, manchmal triumphirenden Ahnungen herüberziehen kann. So sagt er in der Zugabe an Erhard D** S. 229: „Dir fehlt Innigkeit; ein tieferes Bewußtseyn des ganzen Menschen; ein aus diesem tieferen Bewußtseyn hervorgehendes eigenes Vermögen: Sich selbst nährender, stärkender, in sich selbst gedeihender Sinn und Geist! Dir fehlt jene stille Sammlung, die ich — vergehe! — Andacht nennen muß; jenes feyerliche Schweigen der Seele vor sich selbst und der Natur; das feste Ansehen an Eines und Eures, welches tief lebendig macht, und dadurch unabhängig groß. Es fehlt dir — ein nie verstummendes, eine zweyte, bessere Seele allmählig bildendes Echo in dem Mittelpuncte deines Wesens.“ — „Du spottest meiner Hoffnungen, meines Ringens nach einer festen Ueberzeugung, die ich, im Voraus, Wahrheit und Erkenntniß nenne.“ Man lese das hierauf folgende, dessen Auszug zu

weitschweifig wäre. Er schilt darin die Fähsheit der vernünftigen Vernunft in Begwerfung vermeinter Vorurtheile, ohne selber etwas zu liefern, das diesem Beginnen sich mit Erfolg entgegenstücken könnte. Wie groß auch sein Vorsatz ist, wenn er S. 235. sagt: „Ich will Glauben behalten, und Liebe und Scham, und Ehrfurcht und Demuth; will behalten tief im Auge Ewigkeit; Ernst und feyerlichen Anfschung tief in der Brust; hohe und höhere Ahnungen im Geiste; vollen wirklichen Genuß des Unsichtbaren in der Seele“ — so ist er doch unendlich unfähig, der Menschheit in beträchtlicher Zahl seine Erhebung mitzutheilen, und muß zuletzt fühlen, daß sie mehr nicht als eine Spannung und ein Hunger ist, während der Mund der Seele wirkliche Speise begehrt. S. 239. „Der Trieb der vernünftigen Natur zum an sich Wahren und Guten ist auf ein Daseyn an sich, auf ein vollkommenes Leben, ein Leben in sich selbst gerichtet; er fordert Unabhängigkeit, Selbstständigkeit, Freiheit! — Aber in wie dunkler, dunkler Ahnung nur!“ — S. 245. „Nur so viel ist Gutes am Menschen; nur in so weit ist er sich und andern etwas werth, als er Fähigkeit zu ahnden und zu glauben hat“ x. Vortrefflich; aber diese Ahnung und dieser Glaube haben nicht, sondern sie wollen haben, und wenn sie sich selber die Bestimmung versagen, welche die ewige Liebe vermöge ihrer heiligen Natur ihnen reichen muß (denn wo ist ein Vater, der seinem Kind nicht Brod gäbe? Matth. 7, 9—11.), so begreifen wir den Starrsinn nicht, welcher mit Gewalt verschmachten will. — S. 250. „Hat er mich mit Händen gemacht, dieser Geist und Gott? Dem Frager mit diesen Worten antwortet die Vernunft ein festes Ja. Denn hier, wo jeder, auch der entfernteste Versuch, durch Analogien einer wirklichen Einsicht näher zu kommen, dem Irrthum entgegenschreitet, ist der hart anthropomorphisirende Ausdruck, als offenbar symbolisch, der Vernunft — die entgegengesetzte Wirkungsarten nie kann assimiliren wollen — der liebste.“ Keine schönere Apologie des Christenthums hätte der Verf. geben können, da in des Christenthums allein ausreichender Philosophie die Wahrheit nicht nur in der würdigsten, symbolischen Hülle erscheint, sondern auch diese Symbolik so innig die Wahrheit

selbst ist, daß letztere von dem Menschen in keiner andern Form der Anschauung erkannt werden kann, und diese Form ihr wesentlich und ewig wie sie selbst ist. Denn bloß die historische Offenbarung hat einen persönlichen, lebendigen, von keines Menschen Vernunft willkürlich gebildeten Gott, der sich nur in die uns unentscheidliche Form, die er selber hergibt, herabsenkt, um uns begreiflich zu werden, und dabey dennoch der Unbegreifliche, mithin wirklich Gott bleibt. Die Menschenvernunft hat zweyerley Götter, die gleich wenig der Gott sind, dessen wir bedürfen: einen ganz unbegreiflichen, ihre natürliche Abndung, ohne welche sie nicht ist, noch je war, der an sich ist, weil sonst sein Schrey im Herzen nicht wäre, aber nur halb ist für sie, d. i. von ihr zwar gedacht, aber nicht erkannt oder angeschaut werden kann (wie alles Ueberfinnliche), daher gewöhnlich durch ihr Bestreben, ihn zu fassen, entweder ein Nichts oder elementlich würde, und den die philosophische Kritik endlich als Nichtsubstanz, als die unbestimmte höhere Welt, am lautersten auszusprechen glaubte. Der andre Gott ist der aus diesem geahndeten, gedachten, unvorgestellten, ins grobe Element herabgezogene und in die Vielheit zersplitterte, der Feitsch. Dagegen zeigt uns die Offenbarung jenes höchste Monumenon, wie es sich selber wesentlich, persönlich, lebendig, begreiflich für das endliche Geschöpf, wie es sich zu einer Substanz gemacht hat; und darum muß eine thörichte Betäuschtheit ergriffen werden, die unter allen Arzneyen dem Menschen am schwersten eingeht, deren Lichtwirkung auch nicht eher empfunden wird, als bis sie eingenommen ist; und der Mund, womit wir sie fassen, heißt Demuth. Hat sie aber gewirkt, so erscheint alles Kammern und Behagen um einen Gott, und alles Zweifel an ihm, an Tugend und Unsterblichkeit, und alle wortreiche Färrsprache für sein Daseyn, eitel, bedauernswürdig, überflüssig. Dann ist auch dieser Gott nicht mehr bloß natürlich, durch Gewissen und religiösen Wunsch, sondern mit Gnade und Wahrheit in uns geoffenbart, und leitet nun das Geschöpf auf sicherer Bahn ins Ewige und Unendliche. Hier ist allein das Wort des Rathfels, das der einsame Denker gefunden hätte, wenn er den Felsen durch den Zeigefinger eines Kindes hätte erschlagen wollen.

Der weitere Inhalt dieses ersten Bandes ist folgender: Ergießungen eines einsamen Denkers, in drey Briefen von den ersten Monaten des J. 1793. Im ersten wird Ludwig XVI. mit R. Lear und beyde mit Oedipus verglichen. Der zweyte betrifft den Revolutionseifer, einen neuen Himmel und eine neue Erde zu schaffen. Jac. sieht jedoch in der Revolution (S. 270) die nothwendige Entwicklung einer neuen Epoche der Menschheit. Von der Gewalt der Meynungen. „Das Gute und Wahre in jeder Verwandlung, welche sie auf Erden leiden, zu erkennen, und keine dieser Um- und Einbildungen für das wesentlich Wahre und wesentlich Gute selbst zu halten.“ wird als Weisheitslehre gegeben — „und die Zeiten nur mit jenem Geiste der Wahrheit und des Lebens zu vergleichen, der in die Zeiten verhält, unwiderstehlich die Zeiten regiert.“ Rec. erinnert nur, daß der Historiker sich hiemit nicht zu begnügen hat, und es der acht philosophischen Geschichte Erstes ist, den bestimmten Plan des Ganzen zu erforschen. Rec. gesteht, daß ihm des Verf. Ansicht hier wie anderwärts zu vag ist. „Wenn Altes untergeht und Neues aufkommt, so entsteht eine andre Mischung von Wahrheit und Irrthum, von Gutem und Bösen. Die beste Mischung — wer kann sie bestimmen? Es wäre ungereimt, es nur zu wollen.“ Wir befürchten, daß in diesen Trostgründen Mancher eher Aussprüche des Scepticismus, als positive Weisheit finden werde. Der dritte Brief handelt von den Grundsätzen der Kantischen Moral, und behauptet die innigste Verknüpfung eines Glaubens an Tugend mit dem Glauben an eine moralische Weltregierung und an die Belohnung der Tugend in einem künftigen Zustande. — Die feinste aller Haderskünste, eine Anekdote, abgedruckt aus dem Deutschen Museum von 1787. — Swifts Betrachtung über einen Besenstiel und wie sie entstanden ist, aus dems. 1789. — Darauf folgen vermischte Briefe, worunter die letzten und meisten von und an Hamann. Jacobi ist Muster des Briefstils, wie Cicero und Plinius. Interessant ist der zweyte an Heinse, der eine Reisebeschreibung mit leicht angedeuteten Porträts von Lessing, Claudius und andern berühmten und vorzüglichen Menschen enthält. Von Claudius

heißt es hier: „Ihm selbst ist sein Glaube nicht bloß höchste und tiefste Philosophie, sondern etwas darüber noch hinaus, wie ich mir es auch wohl wünschen könnte, aber nicht zu verschaffen weiß.“ Erlesen und lebendig ist die Schilderung des Herrnhäuser Springwassers, auch des Ramselsbergs bey Goslar, und der Freuden der Heimkunft. In einem fernern Brief heißt es bey der Vertheidigung des letzten Briefs Allwills S. 357: „Daß ich mich kurz fasse: derjenige ist in meinen Augen allein der gefährliche Schriftsteller, der seinen Leser um den wahren Werth der Dinge betrügt; der philosophische oder moralische Falschmünzer. Ganz dicht an ihm steht der moralische Alchemist, der mich vielleicht im ganzen Ernste reich machen will, aber nichts desto weniger, wenn ihm mein Enthusiasmus anhält, mein ganzes Vermögen in Rauch verwandeln, mich zuverläßig noch ärmer machen wird, als der Falschmünzer.“ Wir besorgen hiebey, daß es in der Litteratur viele gutmüthige Falschmünzer gibt, die dann mit den moralischen Berggoldmachern einerley sind. Die erste Frage bleibt denn doch immer: Was ist Wahrheit? — Der merkwürdige J. G. Hamann schenkt uns in den letzten Briefen manchen Zug seiner Gestalt. Höchst wichtig aber, und gleichsam der Aufschluß über Jacobi's ganzes Wesen, ist des letztern Geständniß über die Hilflosigkeit, worin ihn das System seiner Philosophie läßt, nebst dem daran geknüpften christlich-philosophischen Briefwechsel, die Arzney des Lebens für müde Seelen betreffend. Da heißt es S. 366 mit redlicher Aufrichtigkeit in einem Brief an H. „Wir insgesammt, an Geist reicher oder ärmer, höher oder geringer, mögen es angreifen, wie wir wollen, wir bleiben abhängige, dürstige Wesen, die sich durchaus nichts selbst geben können. Unsere Sinne, unser Verstand, unser Wille sind oide und leer, und der Grund aller speculativen Philosophie nur ein großes Loch, in das wir vergeblich hinein sehen. In alle Wege läßt uns der Versuch, mittelst einer gewissen Form unsers armen Selbstes bestehen zu wollen, nicht in uns hinein, sondern nur rein aus uns heraus zu erkennen, zu handeln und zu genießen, zu Narren werden, wie jede Nacht im Traume.“ Wenn dies

der Commentar zum Allwill ist, so hätten wir dem Verf. oben Unrecht gethan. Aber warum prägte ers dort so aus, daß man irre werden konnte? Vielmehr, warum hat er diese erste aller negativen Wahrheiten nicht allen seinen schriftstellerischen Schöpfungen zur deutlichen Unterlage gegeben? Was H a n n a n antwortet, enthält so klare Funken, daß wir uns fast schämen möchten, schon so weitläufig über diesen Gegenstand gewesen zu seyn, wenn es nicht Leser gäbe, die in der Klarheit mit Jacobi nicht in Vergleich kommen. Zugleich spricht der Verf. unsre gerührteste Theilnahme an in einem Brief an H. vom 18. Oct. 1784, worin er die Wunden malt, welche ihm der Verlust seiner Lieben schlug, und den er mit dem Ausruf endigt: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!“ Er tastet indeß noch an falscher Stelle, wenn er ebend. S. 380 schreibt: „Philosophiren da hinauf, werden wir uns mit und aus unserm natürlichen Leibe nicht; sondern wenn es eine gewisse Gottes: Erkenntniß für den Menschen gibt, so muß in seiner Seele ein Vermögen liegen, ihn da hinauf zu organisiren.“ Alle treffende Winke, die der Autor von Solgatha und Schellingini ihm gibt, zur Erbauung im Geist, und zum Aufheben für die Seele, sein derb:artiges, reiches Hinweisen, wie es dem Denker geboren werden mußte, auf den, der von ihm lernen heißt, das stumme Gebet für die Gewinnung des Freundes — wer möchte etwas davon abschreiben, ohne das Ganze? Auch erhält hiebey von ihm und Jacobi selbst jener Mann seine gerechte Würdigung, der bey entschiedener Verstandesgröße und edelm Herzen sich mit der Wahrheit in die fatalsten Handel verstrickte, und verurtheilt zu seyn schien, Proceß gegen sich selbst anzufangen: wir meinen Lessing. Sollten wir zu gut oder zu schlimm von ihm urtheilen, wenn wir vermuthen: hätte er zu dieser Zeit gelebt, er hätte Bücher für die Rechtsglaubigkeit geschrieben? Doch vergessen wir lieber den Wunderlichen, und achten ihn von Seiten, wo ihm Niemand feind werden konnte, den Ausleger des Laokoon, den Dichter der Emille. Wenn nur nicht das erborgte Räthsel von den drey Ringen, über das auch Jacobi (S. 397) klar sieht, seine grundsätzliche Wahrheit

nach immer unter uns leuchten ließe! Was Nichtiges daran ist, erkennen wir ja gern.

Es soll uns wundern, was Hamann auf den letzten Brief in dieser Sammlung geantwortet hat? Gedacht hat er wenigstens: Du bist nicht fern vom Reiche Gottes. Aber ob er ihm das „göttlich wahr: und weissagende Wesen in ihm“ — ein wahres *οὐδὲν καὶ πᾶντα* — so geradezu stehen gelassen hat? — Ja allerdings „liegt in dem Menschen eine ursprüngliche Kraft, deren Richtung ihn fähig macht, den Geist zu empfangen, von dem er nicht weiß, von wannen er kommt, noch wohin er führet, der aber die Wahrheit selbst ist“ (S. 401). Aber dürfen wir zu den Bibelsprüchen, die Jacobi hier anführt, noch einige hinzuthun? Nur zwei! „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, es sey denn, daß Jemand von neuem geboren werde, sonst kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ Und: „Es sey denn, daß ihr umkehret, und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ — „Wahrlich, ich sage euch, wer nicht das Reich Gottes nimmt als ein Kind, der wird nicht hineinkommen.“ Doch noch einen, den Spruch der Sprüche, die Antwort der Antworten: „Bittet, so wird euch gegeben.“ —

JMO.

Epimenidas und Gustav Adolph. Eine Parallele von Heinrich von Hungerkhausen, Dr. der Phil. München 1813. Gedruckt mit Bängl'schen Schriften. 58 S. 8.

Eine gelegentliche Aeußerung des Herrn Prof. Heeren zu Göttingen über die Aehnlichkeit jener beyden Männer im dritten Theil der Ideen ist die Veranlassung zur Entstehung dieser kleinen Schrift. Allgemeine Aehnlichkeiten sowohl in den äußern Verhältnissen, als auch Schicksalen und Thaten merkwürdiger Männer lassen sich ohne große Schwierigkeiten finden; allein sobald die Vergleichung bloß im Allgemeinen stehen bleibt, so bieten sich noch andre Aehnlichkeiten eben so leicht dar, und dann verliert die Vergleichung ihr Interesse.

Dies ist unserm Verf. begegnet. Er hat nicht gesucht, selbst den Charakter, die Gesinnungen, den Gang der Bildung, die einwirkenden Umgebungen, vornehmlich den innern Charakter seiner beyden Helden zu erforschen, sondern alles genommen, wie es diejenigen, denen er am meisten tranet, d. i. welche zuletzt darüber geschrieben, nehmen. Daher enthält seine Schrift nichts als Declamationen, rhetorische Darstellung des Bekannten. Es erregt dem Rec. immer eine unangenehme Empfindung, wenn er junge Historiker (denn diese Schrift soll eine Probefchrift seyn) mit einer das Gewöhnliche wiederholenden Declamationsübung vor dem Publikum zuerst auftreten sieht. Sie mögen sich im rhetorischen Schmucke üben, solche Uebungen bilden nach und nach den historischen Styl, aber nicht so hohen Werth darauf legen, um damit die Buchdrucker in Arbeit zu setzen. Joh. Müller, Spittler, Heeren haben ihre schriftstellerische Laufbahn nicht mit Declamationen, sondern mit Arbeiten und Forschungen eröffnet. Die Schrift liest sich im Ganzen gut; aber mehrere Stellen beweisen doch, daß der Verf. noch keine große Fertigkeit hat, den passenden, richtigen, ungekünstelten Ausdruck zu finden: z. B. S. 1 „Zwey Stämme . . . eine hinlängliche Basis zu Hause, gingen sie in fruchtbaren Verzweigungen weitläufig aus einander, und vollendeten in ihren Grundzügen die räumliche Gestaltung der Hellenen.“ S. 2. „Athen begann zuerst die große Folge der Griechischen Geschichte mit den Perserkriegen.“ S. 9. „Constellation der Umstände.“ S. 20. „Dem aufgeregten Muth vermählte Er sein Genie, und diese Vermählung gab den vollendeten Sieg.“ S. 42 gibt Wallenstein „zur Wille seiner tödtlichen Gegenwart noch in den Brand von hundert Dörfern das schreckliche Signal zu seinem Abgang (sic).“ Die Druckfehler sind überhaupt sehr zahlreich, sind sogar unangezeigt geblieben.

Jahrbücher der Litteratur.

Die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe philosophisch und nach den Gesetzen der merkwürdigsten Völker rechtshistorisch entwickelt von Carl Theodor Welcker. Gießen, bey Heyer. 1813. 590 S. in 8.

Losse Speculation über Dinge des practischen Lebens muß fast immer einseitig werden, weil das Leben vielseitig ist. Nur die Geschichte bewahrt vor jener Einseitigkeit, und gibt den Speculationen practischen Werth: denn was in das Leben übergehen soll, muß selbst vom Leben ausgehen, und Leben in sich tragen. Dieser Gedanke hat auch den Verf. geleitet, und das durch, indem er mit Philosophie Geschichte verband, erhielt sein Werk einen doppelten Werth. Rec. hat es mit größtem Vergnügen gelesen: es zeichnet sich nicht nur durch einen Reichthum von Gedanken aus, durch Gelehrsamkeit und durch eine scharfe und gründliche Kritik, sondern auch, was in unsern Augen noch mehr ist, durch wahrhafte Achtung für Menschenswohl und Menschenrechte, und durch aufrichtiges Streben nach Wahrheit. Dieses letztere hat Rec. bewogen, die Hauptsätze des Verf. einer ausführlicheren Prüfung zu unterwerfen. Er glaubt, ihm selbst einen Dienst damit zu thun, indem er ihn zu wiederholter Revision und nach festerer Begründung seiner Ansichten nöthigt. Freylich wird nun Rec. dadurch verhindert, soviel vom Einzelnen des Buches auszuheben, als er sonst gerne thun würde; dafür aber empfiehlt er jedem Leser dieser Blätter die Lectüre des Buches selbst mit der Ueberzeugung; daß sie Niemanden gereuen werde. In der Ordnung der Materien ist Rec., um Wiederholungen zu vermeiden, von dem Verf. abgewichen, doch ohne den Ideengang desselben im Wesentlichen zu verändern. Zuerst vom Gesetze alles Rechts! Der Verf. sagt: Freyheit im äußern Handeln sey Bedingung der Realisirung des inneren Gesetzes, das äußere Recht für

Entwicklung der Humanität des sittlichen Individuums geschaffen; so gewiß nun das Moralgesetz für ihn Realität haben sollte, so gewiß müsse er sich auch äußere Freyheit, soweit sie zur Realisirung seines inneren Gesetzes nothwendig ist, zuschreiben. So wie sich nun ein Jeder sittliche Würde und Autonomie zuschreibe, so nöthige ihn auch die Achtung vor der moralischen Würde eines jeden Andern, ihm auch Autonomie zuzuschreiben; auf jeden Fall aber würde jeder diese Achtung fordern, und seine Rechte, so gewiß er sich und sein inneres Gesetz selbst achtet, mit Kraft gegen jeden Andern zu vertheidigen streben. Auf diese Weise, um bey der Verschiedenheit der Ansprüche Collisionen zu vermeiden, dränge die sittliche Würde, die sich jeder selbst zuschreibe, und die Achtung für die Würde eines jeden Andern, die Menschen zu einer freyen Vereinigung über eine äußere Ordnung der Dinge, vermöge deren jedem sittlichen Individuum eine gewisse Sphäre der Außenwelt, welche es für Realisirung seines inneren Gesetzes für nothwendig, die übrigen für sich entbehrlich erklären, unvorleslich überlassen wird (Entstehung des objectiven Rechts). Weil aber die sittliche Würde und Achtung keine Grade habe, so folge mit Nothwendigkeit formale Gleichheit der Rechte sittlicher Wesen gegen einander, d. h. Gleichheit in den Ansprüchen, und der Möglichkeit eine gleiche Rechtssphäre mit andern zu erwerben; keineswegs materielle Gleichheit, die, so lange die menschlichen Kräfte und der Fleiß verschieden sind, verschieden seyn müssen. Jedoch das Recht müsse aber mit Zwang durchgesetzt werden dürfen, da kein Mensch seine Rechtssphäre als Grundbedingung seiner moralischen Existenz, so wenig als diese selbst aufgeben könne. Zuerst muß Rec. erinnern, daß der Verf. fälschlich glaube, die Gros'sche Theorie mit der von Henrixi widerlegt zu haben; vielmehr stimmt die letztere im Wesentlichen ganz mit der von Gros überein. Auch Gros postulirt äußere Freyheit, weil dem Menschen innere zukomme; auch er verlange, daß jeder die äußere Freyheit jedes andern anerkennen müsse, weil dieser gleichfalls innerlich frey als vernünftiges Wesen sey; auch er will, daß, um jeden Conflict in der Sinnenwelt zu vermeiden, jeder sich bey seinem Handeln beschränken, und daher nach Regeln handeln müsse, nach denen die äußere

Freiheit eines Jeden neben der Freiheit aller Andern, umgewandelt, bestehen könne, d. h. jeder ein unabhängiges Rechtsgewert habe. Die Richtigkeit der ganzen Theorie hängt aber von der Entscheidung der Frage ab: „ob der Mensch wahrhaft nicht innerlich frey, d. h. sittlich seyn könne, ohne äußerlich frey zu seyn?“ Der Verf. sucht nun freylich an einer früheren Stelle zu zeigen, daß, da der Mensch sich nur in so weit erkenne, als Data in seinem Bewußtseyn gegeben sind, von denen er zurückschließen könne, er nur in so ferne zum Bewußtseyn seiner inneren Freiheit zu kommen im Stande sey, als er sich äußerlich als frey erkenne. Allein, da alle Gesetze für den Menschen nur in so weit vorhanden sind, als er sie erkennt (wie der Verf. ganz richtig mit Spinoza behauptet), so gibt es für den kein Sittengesetz, der nicht zum Bewußtseyn seiner inneren Freiheit gekommen ist. Da aber jeder nur deswegen Rechte hat, weil er sittlich handeln soll, in dem gegebenen Falle aber keine Nothwendigkeit des sittlichen Handelns gegeben ist, weil das Bewußtseyn der inneren Freiheit fehlt, so ist auch hier keine Nothwendigkeit der äußeren Freiheit gesetzt. Der Verf. scheint einen Zirkel zu machen. Er sagt: „die äußere Freiheit ist durch das Daseyn der inneren bedingt,“ er sagt aber auch weiter „die innere Freiheit ist durch das Daseyn der äußeren bedingt.“ Er leitet also die Möglichkeit der äußeren Freiheit aus dem Daseyn der inneren, die Möglichkeit der inneren aus dem Daseyn der äußeren ab. Aber auch zugegeben, daß die innere Freiheit äußere postulire, so fordert sie doch keine durchgängige Freiheit, keine vollkommene Unverletzlichkeit des Rechtsgebietes, sondern nur so viel, als eben nothwendig ist, um zum Bewußtseyn der inneren Freiheit zu gelangen. Alle Arten von Ungerechtigkeit können neben dem Daseyn der inneren Freiheit bestehen. Ein Epiktet konnte als Sklave seine bewunderungswürdige Philosophie ausbilden und üben, und die Märtyrer waren in Ketten und Banden sittlich frey. Der Verf. kann höchstens zeigen, daß man dem Menschen nicht alle Freiheit nehmen dürfe, damit er sittlich handeln könne; keineswegs aber, daß man ihm eine durchaus unverletzliche Sphäre äußerer Freiheit zugestehen müsse um der Entwicklung der inneren willen. — Bey eben dieser Gelegenheit setzt der Verf. auch die von D resch aufgestellte Theorie der H enricis

schen gleich. Allein jener postulirt die Nothwendigkeit des äußeren Rechtes nicht um der inneren Freyheit willen; sondern das Recht ist ihm eben so gut ein im Menschen gegründetes selbstständiges Gesetz, wie das Sittengesetz als Gesetz der vernünftigen, und die Triebe Gesetze der sinnlichen Natur. Und zwar ist es Product der Wechselwirkung zwischen Vernunft und Sinnlichkeit. Das Charakteristische der Sinnlichkeit ist nämlich die Selbstliebe; als Sinnenwesen schreibt sich der Mensch (wie Spinoza bezeugt hat) unbedingte Willkühr zu; die Vernunft aber gebietet absolute Gleichheit (Gleichsetzung) aller Menschen, das biblische „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst.“ Das Rechte, wie unser eignes Gefühl, und die Sprache lehrt, hält aber die Mitte. Es entsteht, indem die Vernunft die Selbstliebe mildert durch den Begriff der Gleichheit aller in der Uebung der Willkühr, und der Begriff der äußern Freyheit aller beschränkt wird durch den Begriff der gleichen Willkühr, die jeder Einzelne sich zuschreibt. Damit ist die Gränze des Rechtes bestimmt. Das aber, was jeder innerhalb dieser Gränze wollen dürfe, ergibt sich gleichfalls wieder aus der Natur des Menschen, oder den in ihm wohnenden sein Wesen constituirenden Gesetzen, weil Jeder nur das will, und wollen kann, wozu er ein Bedürfniß hat, d. h. was Gesetz seiner Natur, und dadurch notwendiger Zweck seiner Handlung ist. Diese Zwecke geben die primitiven Rechte (Urrechte); und nur mit ihrer Aufzählung ist die Erkenntniß des Rechtes vollendet, die uns lehren soll, nicht nur in wie weit? sondern auch: was alle Menschen wollen dürfen? — Das Strafrecht leitet der Verf. folgendermaßen ab. Jede Handlung hat eine intellectuelle und eine materielle Seite, je nachdem man das Verhältniß derselben zu dem Willen, oder die Veränderungen betrachtet, die durch sie in der Sinnenwelt bewirkt werden. Eben so hat auch jede Störung des Rechtes eine intellectuelle und eine materielle Seite, oder es wird durch jede rechtswidrige Handlung ein intellectueller und ein materieller Schaden gestiftet. Aufhebung desselben will die Gerechtigkeit, weil sie alles Unrecht haßt. Durch Wiederherstellung oder Ersatz heilet das Civilrecht den materiellen Schaden; auf Aufhebung des intellectuellen Schadens ist die strafende Gerech-

tigkeit gerichtet. Der intellectuelle Schade des Beleidigten besteht in der Verletzung seiner Ehre, und der ihm gebührenden Achtung; der des Beleidigers in der Vernichtung des Zutrauens und der Achtung der Bürger gegen ihn; der des ganzen Rechtsverbandes überhaupt (ein vierter Fall ist nicht denkbar) in der Vernichtung der Achtung gegen das Recht. Dieser intellectuelle Schaden muß aufgehoben, und die Achtung gegen das Recht, ohne die Verbrechen bald Gewohnheit würden, wieder hergestellt werden, und zwar in dem Beleidiger, in dem Beleidigten, und dann in allen Andern, in denen das böse Beispiel Nicht-Achtung des Rechts erzeugen kann, und Straflosigkeit erzeugen wird (auch hier ist kein vierter Fall denkbar). Dies geschieht durch die Strafe. Sie hat demnach folgende Zwecke, 1) moralische oder 2) wenigstens politische Besserung des Verbrechers, 3) Wiederherstellung der rechtlichen Willensbestimmung des Beleidigten, 4) Wiederherstellung der sittlichen und politischen Achtung des Rechts in allen Bürgern, 5) Wiederherstellung der Achtung und Ehre des Beleidigten, 6) Wiederherstellung des Zutrauens der Bürger gegen den Beleidiger: endlich, wenn der Verbrecher als ganz verdorben erschiene, 7) Reinigung des Staates von dem ganz verderblichen Mitgliede. Aufhebung des intellectuellen Schadens, was alle angegebene Zwecke in sich begreift, und nur durch die Strafe erreicht werden kann, ist der Rechtsgrund des Strafrechtes. Rec. stimmt damit vollkommen überein, daß jede vernünftige Strafe einen Zweck haben müsse; er ist auch der Meinung, daß die Strafe alle angegebenen Zwecke haben könne (und in ihrer Entwicklung bestche ein eigenthümliches Verdienst des Verf.); allein er glaubt, daß es mit jeder Theorie mißlich stehe, welche das Recht zu strafen aus irgend einem Zwecke, der, was gleichviel ist, mittelbar oder unmittelbar durch sie erreicht werden soll, ableitet. Denn da in ihr die Strafe blos Recht ist, als Mittel zu einem Zwecke, so wird sie ungerecht, sobald sie ihren Zweck nicht erreicht, weil sie in diesem Falle nicht mehr Mittel, und ja nur als Mittel recht ist. Es läßt sich aber nicht im Voraus mit Gewißheit bestimmen, ob eine Strafe ihren Zweck erreichen werde u. c.; es wird daher bey jeder solchen Theorie, wenn sie gleich ein Recht zu strafen im Allgemeinen erweist,

dieses Recht in jedem gegebenen Falle aufs neue problematisch werden, weil nur auf gewisse Thatfachen hin gestraft werden darf, und der Erfolg der Strafe, von dem ihre Rechtmäßigkeit abhängt, immer etwas problematisches bleibt. Strafen wir dennoch, weil es möglich ist, daß die Strafe ihren Zweck erreicht, so erscheint sie in dem Momente als entschieden ungerecht, wo es klar ist, daß sie ihren Zweck verfehlt habe. Keinem Zweifel ist es aber unterworfen, daß die Strafe die angegebenen Zwecke wenigstens nicht immer erreicht: denn bössete sie immer, und stellte sie die Achtung des Rechtes wieder her, so würden wir weder einen Verbrecher ein zweytes, noch mehrere Verbrecher dasselbe Verbrechen begehen sehen. Der Verf. wird demnach, wenn er keinen andern Rechtsgrund der Strafe hat, sich oft genug vorwerfen müssen, daß er ungerechterweise gestraft habe. Zugleich beweist sein Princip zuviel, und also nichts. Wenn wir nämlich eine Handlung darum zu strafen berechtigt sind, weil sie intellectuellen Schaden stiftet, warum dürften wir nicht auch die Sünde strafen, sobald sie sich in einer äußern Handlung ausspricht, da diese eben so gut wie das Verbrechen intellectuellen Schaden stiftet? Wir sprechen hier nicht von Kirchenstrafen, deren Rechtmäßigkeit keinem Zweifel unterliegt, sondern von bürgerlicher Strafe. Und diese wird der Verf. nach seinem Principe um so eher sanctioniren müssen, als bey ihm der Staat möglichste Erreichung der Tugend und Humanität zum Zwecke hat. Endlich hat der Verf. nicht gezeigt, wie jemand durch eine rechtswidrige Handlung die Unverletzlichkeit seiner Rechtssphäre rechtlich verliere, und dies muß doch gezeigt werden, wenn ein Strafrecht nachgewiesen werden soll, da jede Strafe als eine Entziehung von Rechten eine factische Verletzung der Rechtssphäre des Verstraften enthält. Es kann nämlich jemand Rechte nur aus einer der beyden Ursachen verlieren, 1) weil er sie freiwillig aufgegeben hat; 2) weil der Grund derselben nicht mehr existirt. Freywillige Aufgabe liegt aber nicht in einem begangenen Verbrechen; also muß, wenn ein Verbrecher gestraft werden soll, gezeigt werden, daß durch dasselbe der Grund der Rechte, welche entzogen werden, und ihrer Unverletzlichkeit aufhöre: denn so lange der Grund dauert, so lange auch die Folge,

jedes Recht also so lange, als sein Grund. Wie nun der Grund aller Rechte eines Menschen und der Unverletzlichkeit derselben (auch nach der Theorie des Verf.) allein in ihm, durchaus in nichts Aeußerm, in keinem Zwecke, selbst nicht im Staate, oder den Gesetzen und dem Bewußtseyn eines Dritten liegt, so kann auch der Grund des Verlustes dieser Unverletzlichkeit nur durch eine in ihm vorgegangene Veränderung, welche den Grund der Unverletzlichkeit aufhebt, nachgewiesen werden. (Wieder nach dem obigen Gesetze.) Jede Strafrechtstheorie, wenn sie ihre Aufgabe lösen soll, muß daher von der Frage ausgehen: was ist der Grund aller Rechte? und wie wird er durch ein Verbrechen aufgehoben? Und gerade diese für das Strafrecht fundamentale Fragen übergeht man gewöhnlich, wie es auch unser Verf. gethan hat.

Diese Ansicht von Recht und Strafe ist nun dem Vernunftstaate eigen, d. h. jenem Zustande der Gesellschaft, in welchem sich der Mensch zur freyen Reflexion über seine eigene Natur, und der ihr von Gott eingegrabenen Gesetze erhoben hat. Es gibt aber, nach der Ansicht des Verf., außer dem Vernunftstaate noch zwey verschiedene Arten von Staaten, in denen ganz eigenthümliche Rechtsansichten statt finden. So wie sich nämlich eine dreyfache Beziehung des intellectuellen Menschen unterscheiden läßt, 1) zu seinen sinnlichen Trieben und der Sinnenwelt, 2) zu einer höhern, aber unreflectirten Natur, zu einer angeschauten von außen geoffenbarten Gottheit, 3) endlich zu dieser höhern durch Reflexion erkannten Natur, zu seiner Vernunft, oder Offenbarung der Gottheit durch dieselbe; so können wir auch eine dreyfache diesen Beziehungen analoge Gesetzgebung und Rechtsansicht, und demnach eine dreyfache darauf gebaute Staatsordnung unterscheiden, die Despotie (den Staat der Sinnlichkeit), die Theokratie und den Vernunftstaat, je nachdem die Willkühr, der geoffenbarte Wille der Gottheit, oder die Vernunftquelle, die Sinnlichkeit (Gewalt und Furcht), der Glaube, oder das Gewissen Motiv des Gesetzes ist. Diese drey Staatsordnungen entsprechen dem Kindes-, Jünglings-, Mannes- und Greisen- Alter des Einzelnen wie der Völker, doch so, daß die erste und letzte Periode zusammenfallen. Rec. würde noch einen vierten Staat

hinzugefügt haben, den patriarchalischen, der eigentlich dem Kindesalter entspricht, wie die Despotie dem Greisenalter. Freylich gibt es Nationen, die gleich anfangs Despoten haben, so wie auch Kinder schon als Greise, d. h. mit zerstörter Entwicklungsfähigkeit auf die Welt kommen; und nicht alle Völker gelangen zum Mannesalter, so wie manchen Menschen Krankheit oder sonst feindselige Umstände in der Blüte seiner Jahre an weiterer Ausbildung hemmen, oder hinwegraffen: aber die Despotie ist weder im Kindesalter der Welt, noch der einzelnen Völker nothwendig die erste Staatsform. Aegypten, der älteste Staat, den wir genauer kennen, hatte vor Joseph freye Güterbesitzer, überhaupt eine theokratische Verfassung; und die Könige der Griechen waren keine despotische Fürsten. Wenn sich der Mensch auch noch nicht bis zur Offenbarung im Sinne der Theokratie, oder zur Vernunftserkenntniß erhoben hat, so ist er darum doch nicht bloße Sinnlichkeit, nur nach dem Sinnlichen strebend, und durch sinnliche Motive zu bestimmen; gewisse edlere Gefühle, die ihn von den Thieren unterscheiden, sind immer wirksam, und machen ihn einer besseren als der despotischen Regierung auch im wilden Zustande fähig. Wollten wir, was ganz unhistorisch ist, einen gewissen allgemeinen Gang in der Entwicklung der Völker a priori festsetzen, so müßten wir eher den patriarchalischen als den despotischen Staat für die erste Stufe annehmen. Dieser patriarchalische Staat beruht auf einer vierten wesentlichen Beziehung des Menschen zur Familie; in ihm gibt weder die Willkühr, noch Gott, noch die sich ihrer selbst bewußte Vernunft das Gesetz, sondern ein gewisser Vernunft (menschlicher), Instinct; und sein Princip ist weder Gewalt, noch Glaube, noch Gewissen, sondern das Gefühl, welches überhaupt den Menschen zum Menschen zieht, und die Familienbände knüpft. Eben so kann Rec. nicht mit dem Verf. übereinstimmen, wenn er Heeren's Classification der möglichen Staatsverfassungen tadelt. Sie ist eben so umfassend, wie die seinige; nur geht Heeren von einem andern Eintheilungsgrunde aus, der Freyheit der Bürger, welche eben so wesentlich ist, als der Eintheilungsgrund des Verf., welcher von der Quelle der Gesetze hergenommen ist. Der Verf. irrt, wenn er glaubt, daß die

Theokratie nicht unter die Heeren'sche Eintheilung subsummirt werden könne; sie kann selbst in verschiedenen Beziehungen zur Freyheit stehen, wie dies bey den Arabern der Fall war. So bildete das Califat unter den ersten Calyfen eine Art Demokratie (republikanische Verfassung); unter den Emmyaden verlor sich die politische Freyheit (Theilnahme an der Regierung, Heeren nennt sie bürgerliche), nur blieb dem Bürger noch gewissermaßen die bürgerliche (Menschenrechte bey Heeren) z. B. in der Unabhängigkeit der Gerichte (Autokratie); unter den Abbassiden ward endlich auch die bürgerliche Freyheit vernichtet (Despotie). Bey einem so vielseitigen Institute als der Staat ist, können mehrere gleich wesentliche Eintheilungen neben einander bestehen, und keine andere, als nur eine zulassen zu wollen, ist schon der Anfang des Irrthums. Rec. würde in Rücksicht auf die Eintheilung Heeren's lieber noch einen vierten Fall unterscheiden, wo die politische Freyheit ohne bürgerliche existirt. Dies scheint ein Verderben der Griechischen Freystaaten, z. B. Athens gewesen zu seyn, und hat vorzüglich das einseitig harte Urtheil Lüder's über die alten Republiken veranlaßt.

Wir heben nun die eigenthümliche Rechtsansicht der verschiedenen Staaten aus, wie sie der Verf. dargestellt hat. In der Despotie, in einem Staate, wo alle Sklaven eigener und fremder Sinnlichkeit sind, muß natürlich auch die objectivte Rechtsordnung bloß der Sinnlichkeit dienen, vorzüglich des Despoten, den einzigen Eigenthümer und Herrn aller Unterthanen, seiner Sklaven. Die Regierung ist unumschränkt und schnell executiv, weil der Despot allein einen Willen hat. Darum in die Form strenge Hierarchie, Einfachheit, Uniformität; je mehr der Staat Maschine ist, desto besser. Die erste Aufgabe muß seyn, für Erhaltung der bloß sinnlichen Natur, der Dumpfheit des Geistes zu sorgen; Licht ist der ärgste Feind jedes Despotismus. Alle Motive zur Erfüllung des Gesetzes sind von der Sinnlichkeit hergenommen; die Belohnung besteht in Geld und Geldeswerth, weil der Sklave für nicht anderes Sinn hat. Das wichtigste Motiv aber werden die Strafen. Die ist die beste, welche am meisten Furcht erregt, und in despotischen Staaten findet die Abschreckung ihre

zweckmäßigste Anwendung. So wie aber in der Despotie überhaupt alle Gesetze unbestimmt sind, weil die Laune des Despoten unberechenbar, so ist es auch mit den Strafgesetzen. Was dem Despoten Besorgniß erweckt, seine Sicherheit gefährdet, jetzt schon, oder in der Zukunft, was einen Mangel von Furcht ausdrückt, ist strafbar. Worte und Gedanken strafe Tibor, Erdraume Dyonesius und Valens, in allen Despotieen war und ist Strafe ein Mittel, den Despoten zu bereichern. Für den Beleidigten ist die Rache, ganz nach der Natur rohsinnlicher Menschen, der einige Ersatz; für Ehre hat er keinen Sinn. Das Verfahren ist inquisitorisch, kurz, die Mittel die Wahrheit zu erhalten, alle recht, wenn sie nur zweckmäßig scheinen; der einzige Zweck ist überall Erregung von Furcht. Auch den Unschuldigen trifft darum die Rache, wie in der L. 5. ad R. Jul. Mai.; und Xerxes erzählt man, ließ das Meer peitschen und in Ketten legen; denn alles, was wider den Willen des Despoten ist, heißt Frevel an der geheiligten Majestät, und auch leblose Dinge werden geächtigt, auf daß die Furcht der Lebendigen desto größer sey. — In der Theokratie, wo die menschliche Natur unreflectirt zum Höheren und Idealen, zur Vereinigung mit der Gottheit hinstrebt, dient alles und also auch die materielle Rechtsordnung diesem veredelten Streben, unmittelbar der höchsten Idee. Gott ist die Quelle des Gesetzes, auf ihn wird alles bezogen; bürgerliche und religiöse Gesetzgebung fließen in einander. Die wichtigste Sorge der Regierung ist die Erhaltung des Glaubens; in seiner Reinheit und Stärke besteht die Vollkommenheit der Theokratie. Es muß aber erhalten werden sowohl der Glaube an Gott überhaupt, durch Sorge für Reinigkeit des Lebens und der Sitten, weil Sünde von Gott entfernt, als auch an die bestimmte Offenbarung, die Quelle des Gesetzes. Bedingungen des Letzteren sind ein von Gott begeisterter Statthalter, überhaupt Propheten, Orakel, häufige Wunder aller Art, und Priester als ihre Ausleger: ohne einen Priesterstand gibt es keine Theokratie (daß aber die Form desselben nicht nothwendig die der Leviten bey den Hebräern, oder der Magier bey den Persern, oder der Aegyptischen Priester seyn müsse, zeigen die Araber: dort waren zuerst die Gefährten des Propheten, bis auf unsere

Es sind in den Staaten des Islam die Rechtsgelehrten die Ausleger des Gesetzes). Die Theokratie setzt Mangel an Reflexion und kaltem Forſchen voraus; durch Erhaltung ihres Princips wird ſie ſelbſt erhalten: darum wird vorzüglich die Phantafie aufgeregt durch Bilder und Dichtung, Gebete, Feſte, Bußen, Ceremonien, Faſten. Der Glaube, und zwar der bloße Glaube ſoll dem Menſchen alles ſeyn. Wer ſich aber nicht zu dem beſtimmten Glauben bekennt, kann nicht in dem Staate geduldet werden, da er allein auf dem Glauben beruht: die Theokratie iſt intolerant. Belohnungen und Strafen ſind, wie in der Deſpotie, ſinnliche Freuden und Leiden, doch veredelt durch die Beziehung auf die Gottheit. Schuld iſt jeder Mangel am frommen Glauben, jede Störung der ſegensreichen Vereinigung mit der Gottheit, jede Uebertretung ihrer Gebote, und da das Innere nie ganz vom Außern getrennt wird, oft ſelbſt äußere zufällige Verletzung. Durch die Strafe ſoll das Princip des Staates, der fromme Glaube und die Verſöhnung mit der im Verbrechen beleidigten Gottheit wieder hergeſtellt werden. Zuerſt durch Reinigung, Buße und Opfer aller Art, nicht nur am Einzelnen, der das Verbrechen begangen hat, ſondern auch an ganzen Gemeinden, ſelbſt ſchon darum, weil die Gemeinſchaft mit dem Böſen verunreinigt. Dem ganz in Sinnlichkeit erſtarrtem Geſchlechte kündigt ſich der beleidigte Gott rächend in Uebeln aller Art, in ſchrecklichen Naturerſcheinungen an, die er ſchickt, um die Menſchen zu ſeinen Geſetzen zurückzuführen, welche er um ihrer ſelbſt willen gehalten wiſſen will. Auch der Unſchuldige leidet mit, ja ganze Geſchlechter und Völker, und ſelbſt am Thiere, wie das, welches einen Menſchen getödtet hat, wird das Verbrechen geſtraft. Im Namen der Gottheit richten Orakel, Gottesurtheile, Prieſter. In dieſem Geiſte war der Staat und die Geſetzgebung der Juden eingerichtet, ſo daß die allgemeinen Charaktere der Theokratie, wie ſie der Verf. angibt, gleichſam nur als ein Abdruck davon erſcheinen. Doch in ihrer Reinheit erhielten ſie ſich nur ſo lange, als der Staat ein rein prieſterlicher Staat, Gott der einzige König war. Als das weltliche Königthum aufkam, ward durch Deſpotismus und den Triumph der weltlichen Macht die religiöſe Geſetzgebung verändert, und

nach dem Bedürfnisse unumschränkter Herrscher gemodelt. Eben dieser Theilung der Gewalt zwischen Priester und König glaubt es der Verf. zuschreiben zu müssen, daß in den theokratischen Staaten der Aegypter nicht die Einheit, und durchaus religiöse Beziehung herrschte, wie bey den Hebräern. Bey den Strafen scheint der Zweck vorzüglich Austilgung des unmittelbar im bürgerlichen Leben fühlbaren materiellen Schadens, öfter auch, so wie sie sich das listigste Volk dünkten, eine kluge Verhinderung zukünftiger Verbrechen gewesen zu seyn, z. B. in dem Gesetze, welches die Diebe zu einer Caste unter einem Oberdiebe constituirte, bey dem jeder seinen Diebstahl niederlegen mußte; der Eigenthümer konnte das Seinige um den vierten Theil des Werthes eintlösen — und in dem, welches eben den Theil des Körpers zu strafen gebletet, mit dem verbrochen wurde, den Verräther mit Abschneidung der Zunge, den Nothzüchtiger mit Kastration u. s. w. Das Gesetz, daß jeder Bürger eine ehrliche Quelle seines Unterhalts nachweisen mußte, und das Gebot, welches jeden, der jemand morden sah, zur Hülfe, und war diese unmöglich, zur Anzeige unter harter Strafe verpflichtete, sollte die Verbrecher vermindern. Am härtesten waren, wie in allen Theokratieen, religiöse Verbrechen gestraft. Ueber den König übten die Priester im Leben eine Censur aus, nach seinem Tode das Todtengericht. Auch Zoroaster's Gesetzgebung gehört zu den religiösen; sie beruhte auf göttlicher Offenbarung; ihr Grundgedanke war, daß jeder achte Ormuzdiener durch den Kampf gegen alles Unreine, durch Verbreitung von Licht, Reinheit und regem Leben zum Triumphe des Lichtreichs, und zur Verminderung der Macht Aheimans und der Dews beytragen müsse. Dreyfach ist aber die Reinigkeit, die von jedem Menschen gefordert wird, der Gesinnung, des Worts und der That. Buße, Opfer, Strafen, überhaupt Reinigungen versöhnen den wieder, der sich auf irgend eine Weise (auch durch die bloße That) verunreinigt hat. Ormuzd aber ist ein verständlicherer Gott, als der zürnende und rächende Jehova; mehr dem bösen Principe, als dem Menschen werden die Vergehungen zugeschrieben; und bleibt er unverbesserlich in der Gemeinschaft der Dews, so sind die Leiden, die er duldet, mehr Folgen der Gesellschaft, in der er

lebt, als von Ormuzd verhängte Strafen. Aber wappnen kann und soll sich jeder gegen ihren Einfluß durch tägliche Reizungen; und ist er gefallen, so kann er durch Reue und Erbuldung empfindlicher Schmerzen sich ihrer Gewalt wieder entziehen, und für Ormuzds reines Lichtreich wieder tauglich werden. In diesem Geiste sind für die Abbüßung der meisten Vergehen eine Anzahl Streiche mit Pferde- oder Kameel-Remen festgesetzt, bestimmt und in genauer Proportion, wie das Beßgeld der Deutschen. Ob die noch beygeordnete Geldstrafe noch eine Erhöhung, oder die Loskaufssumme von der bürgerlichen Züchtigung war, ist zweifelhaft. Unglücklicherweise wurde die Persische Regierung (als eine durch das Recht der Eroberung begründete, militärische) allzubald despotisch, um so eher als sich die Sieger der Weichlichkeit der Besiegten ergaben, und in die Trägheit und Selbstsucht verfielen, welche die Mutter des Despotismus sind. Von der Zeit an zeigt sich in der Persischen Strafgesetzgebung fast mehr, als in den Gesetzen irgend eines andern Volkes, und in der ganzen Regierung jener Charakter, mit dem wir eben den Despotismus geschildert haben (dahin führt alle Unmäßigkeit und alle Ausartung). — Endlich, auch ohne Nöthigung durch Gewalt, oder Glauken, drängt jeden Menschen sein eignes Interesse und die Vernunft schon, in einen Staat zu treten: er ist (doch wohl neben der Kirche) das heiligste und ehrwürdigste Institut der Menschheit, und nur durch und in ihm vollkommene Darstellung der Humanität gedenkbar. So lange die Anwendung des Rechtsgesetzes (die Auslegung des objectiven Rechts) den Einzelnen überlassen ist, müssen Leidenschaft und Leichtsinns das Recht verwirren: erst im Staate, wo durch gemeinschaftliches Organ das objective Rechte nicht nur in seinen einzelnen Forderungen fixirt, sondern auch unpartheyisch bey jeder Verletzung genau nach dem Gesetze wieder hergestellt wird, wo die Vereinigung des Willens und der Kraft aller Bürger einen Damm gegen die Sinnlichkeit (also auch Rechtswidrigkeit) bildet; nur im Staate kann das Rechte vollkommen herrschen. Wenn aber der Staat auf den Namen eines Vernunftstaates Anspruch machen will, so darf die Willkühr durchaus nicht die Gesetze bestimmen. Die Wirksamkeit des Staates und seine

Gesetze sind nur in so weit rechtlich, als sie innerhalb des Kreises des objectiven Rechts sich halten, d. h. in soferne sie aus dem Principe aller Rechte, klarer Vernunftkenntniß, hervorgehen. Dies ist das erste Constitutionsgesetz des Vernunftstaates. Das andre, daß sich jeder vom Staate lossagen könne, sobald dieser in der bestehenden Form und Art nicht mehr mit seinem inneren Willen und Gesetze harmonirt. Denn Niemand wird als Bürger geboren, sondern nur als Mensch; Bürger wird er erst durch freye Wahl; der freye Wille ist also die Bedingung und Gränze des Bürgerthums. Und wie unklug ist es, einen Bürger äußerlich in einem Staate festzuhalten, der sich innerlich schon von demselben abgelöst hat! Eben so wichtig sind zwey andere Rechte, das der Vorstellung, welches allein verbürgt, daß das vom Staate ausgesprochene objectve Rechte der vernünftige Wille aller sey, und das der Freyheit der öffentlichen Meynung, die, wo sie existirt, und mit Nachdruck sich äußert, keinen Despoten aufkommen läßt. Jeder Staat ist nur in so weit rechtlich, als in ihm die angegebenen nothwendigen Constitutionsgesetze selbst heilig gehalten werden. Rechtlich gleichgültig ist es übrigens (wenn gleich nicht politisch, denn nur durch Formen erhält sich Mäßigung), ob einer oder viele die Regierung haben, die Gewalten getrennt, oder in einer Hand sind, Stände gehört werden müssen, oder nicht; denn keine Staatsform ist die absolut beste. In jeder aber soll alles auf den vernünftigen Entzweck aller Staaten berechnet seyn „möglichste Erreichung der Tugend und Humanität und durch sie Glückseligkeit aller durch und in der objectiven Rechtsform.“ Bedingung der Erreichung dieses Zweckes ist selbst wieder Erhaltung der Tugend, d. h. der sittlichen Achtung eigener und fremder moralischer Würde. Aber ohne Freyheit gibt es keine Tugend, und ohne Möglichkeit des Mißbrauchs keine Freyheit. Man kann nicht alles Böse verhindern, ohne damit auch den Keim des Guten zu ersticken. Heiligkeit des objectiven Rechts sey des Regenten erstes Gesetz. Mächtigkeitsmäßige Ordnung und Einfachheit, wie in der Despotie, wird das Grab des Rechtsstaates. Vor allem darf nicht vergessen werden, daß der Staat nur um der Bürger willen, und nicht diese um des Regenten willen da seyen. Am sichersten

wirkt zur Erhaltung wahrer Sitlichkeit die Eitte und Ehre des Regenten, seiner Umgebung, des Adels und der Beamten. Nur durch das Vertrauen der Bürger zu ihnen und ihrer Würdigkeit entsteht jene Vereinigung aller und jeder einzelnen Kraft und aller Willen zu einem und dem rechten Zwecke, worin die Stärke und Vollkommenheit eines Staates besteht. Achtung der öffentlichen Meynung, Repräsentanten, Trennung der Gewalten, feste Formen, collegiatische Verfassung der Behörden werden, indem sie jenes Vertrauen vermehren, und die Zuneigung des Volkes zur Regierung erhöhen, die Kraft desselben verstärken. Uebrigens gibt es keinen wahren Rechtsstaat ohne Einn der Bürger für Ehre (wer sich selbst nicht achtet, und nach der Achtung der andern strebt, durch den kann nichts Gutes und Großes geschehen). Nichts ist aber dem Rechtsstaate mehr zuwider, als Lug und Trüge; ohne Wahrhaftigkeit besteht kein festes Recht. Auf Erhaltung der Achtung für das Recht, worauf der Rechtsstaat beruht, wie auf dem Glauben die Theokratie, die Despotie auf der Furcht, soll der Staat nicht allein durch die Strafe wirken, sondern auch, wie in den andern Staatsformen, durch Belohnungen. In dem Rechtsstaate wird Belohnung seyn, was die Ehre eines Menschen und seinen sittlichen Wirkungskreis vermehrt. Dadurch wird endlich das Recht am meisten gesichert, daß jeder Bürger zu leben hat. Eröffnung neuer Erwerbsquellen, aber auch Verbannung des Müßiggangs sey jeder Regierung erste Sorge. Auf die Griechen und Römer sind diese Ideen eines Vernunftstaates anwendbar. Doch hatte in dem Heroen-Zeitalter die ganze Gesetzgebung der Griechen (auch zum Theil anfangs die der Römer) ein theokratisches Element. Die Religion zähmte zuerst die Gemüther, und machte sie höherer Bildung empfänglich. (Unter dem Schutze der Tempel keimte, wie Heeren sagt, die zarte Pflanze der Kultur auf.) Die Könige waren Priester, und wie diese bey den Deutschen nur allein, und zwar entlehnt von der Gottheit das Recht üben, Freye zu binden oder zu schlagen, so war wohl auch das Priesterthum in der Griechen Zeit ein Mittel zur Befestigung der Herrschaft. Orakel hatten einen großen Einfluß, und so lange ihre Stimme in der folgenden Zeit dem Rathe weiser Männer

Gewicht gab, waren die Leidenschaften des Haufens zum Wohle des Ganzen gebunden. Die Götter verlangten gerechtes Leben, noch mehr aber fromme Verehrung und Opfer. Die Ungerechten und Nachlässigen traf ihre Rache hier und dort, und auch Unschuldige mußten oft mit für die Schuld des Verbrechers leiden. Reinigungen, Buße, Opfer versöhnten. Aber auch schon im Heroen-; Zeitalter trat die Idee der Gleichheit und Freyheit aller Bürger hervor, die eigentliche Wurzel der ganzen Griechischen Gesetzgebung. Ueber jene ging den Griechen nichts; Antheil an der Regierung, der Gesetzgebung und dem Richteramte wurden als die wesentlichsten Bürgerrechte in den Zeiten der Republik betrachtet. Und wenn in unsern Staaten (überhaupt in der Monarchie) bürgerliche Freyheit, möglichste Sicherheit des Privatbesitzes das Ziel und die Blüte der besten Regierung sind, so wurden diese Dinge dort mehr als untergeordnet angesehen, und gingen oft selbst in der Fürsorge für politische Freyheit unter. In dem Gefühl dieses persönlichen Werthes und der Gleichheit bildete sich der Reichtum, der Glanz und die Blüte jener in allem Schönen und Großen einzigen Hellenischen Welt; aber die Uebertreibung eines guten Principes führte zur Isolirung der Einzelnen und der Staaten, zu den Verwirrungen in dem Staate über materielle Gütergleichheit, zur Eifersucht gegen große Männer und Ostracismus. zuletzt, nachdem die Stimme der Orakel verhallt war, und der Uebermuth des großen Haufens im unsinnigen Streben nach Freyheit und Gleichheit den Rath weiser Männer zu hören verichmähete, und alle alten Institute über den Haufen warf, zum Untergange der Republiken selbst. Mit dem hohen Sinn für Freyheit und persönlichen Werth hing die Privatrache angethanener Verletzungen zusammen, nicht sowohl um des Schadens, als um des Schimpfs willen, „kein Edler läßt sich Unrecht thun, welches duldet nur der Sklave.“ Die Nachkommenschaft übernahm die Blutrache des Ermordeten, damit sein Andenken nicht im Schimpfe untergehe, unter Strafe (so wie bey den Franken, nachdem sie schon feste Sitze hatten, der Sohn wegen unterlassener Blutrache des Vaters Erbschaft verlor). Aber auch wie bey den Germanischen Völkern führten die Verwirrungen der Selbststrache zur Einführung eines Lösegeldes; durch Erkennung seines Unrechtes, indem er zahlte, versöhnte der Beleidiger. Unwillkürlichen Mördern gaben Götter und Heroen an ihren Altären Schutz.

(Der Beschlus folgt.)

Jahrbücher der Litteratur.

Die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe von E. L. Welcker.
(Beschluß der in No. 51. abgebrochenen Recension.)

Am vollkommensten bildete sich die Griechische Ansicht vom Recht als einer vollen Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Gleichheit (die beyläufig gesagt, im Westlichen auch die der Germanischen Völker war, nur daß sie durch den besondern Gang der Entwicklung, der Eroberungen und der großen Massen modificirt wurde) erst in den freyen städtischen Verfassungen aus. Sie gewährte wohl keine Gesetzgebung in einem höhern Maaße als die Lykurgs; er suchte sie zu erreichen, indem er zugleich für die vollkommenste Unabhängigkeit, Einheit und Kraft des Staates sorgte. In der innigen Vereinigung dieser Zwecke lag die bewunderungswürdige Stärke und Dauer der lykurgischen Verfassung. Ihre Grundpfeiler waren allgemaine Gütergleichheit, Bildung militärischer Männer (wenn auch nicht Hauptzweck nach dem Verf., doch ein eben so wesentliches als die Gleichheit), und eine solche Erziehung der Bürger durch den Staat, daß alle Spartaner nur einen Geist und Willen hatten. Auch hier galt das Recht der Blutrache; die meisten Strafen waren Ehrenstrafen, Erhaltung des Ehrgefühls und der guten Sitten ein Hauptziel des Gesetzgebers, der Grund der Strafe und ihr Zweck gerechte Rache oder Wiederherstellung der freyen Achtung der Gesetze und Rechte. (Diese Rechtsansichten herrschten auch nach Solons Gesetzgebung in Athen.) Es würde uns zu weit führen, wenn wir die Einrichtungen Lykurgs genauer ins Einzelne verfolgen, oder das ausziehen wollten, was der Verf. über die Gesetzgebung des Charondas und Zaleukus, und die Solons noch weiter, endlich über die Rechtsansichten Platon's und Aristoteles sehr schön ausführt; der Raum erlaubt uns nur noch einiges über die Römer zu bemerken. Nur muß Rec. noch erinnern, daß

aus dem bekannten Aristotelischen Satze, welcher die Tugend in die Mitte zwischen zwey Extremen setzt, also auch die Gerechtigkeit in die Mitte zwischen Unrecht thun und Unrecht leiden, sich kein Strafrecht, sondern nur ein Recht zum materiellen Schadenersatze nachweisen lasse. Denn was geschieht da, wenn von der einen Seite kein Unrecht geschieht, also von der andern auch keines erduldet wird? Es bleibt der Rechtszustand unverletzt; das ist also das Mittlere, und seine Wiederherstellung, wenn es gestört wird, Gerechtigkeit. Was der eine durch ein Verbrechen zuviel, der andere zu wenig hat, das solle ausgeglichen werden. Wie ist das möglich? Indem ich dem einen das Zuviel nehme, und es dem belege, der zu wenig hat; durch Ersatz des gestifteten Schadens. Was die Römische Gesetzgebung betrifft, so muß der Zeitraum unter den Königen, und von den XII Tafeln von den nachfolgenden unterschieden werden. In jenem galt Gewohnheitsrecht. (Aber so wie Rom aus zwey verschiedenen gewissermassen feindseligen Nationen bestand, den Patriciern und Plebejern, von denen jene der active und herrschende, diese der passive und beherrschte Theil waren, so mochte bey beyden ein verschiedenes Gewohnheitsrecht existiren, und jene das Richteramt zur Einführung eines ungleichen Rechts, und zum Nachtheile der Plebejer in ihren Verhältnissen gegen die Patricier mißbrauchen. Darin lag nach des Rec. Meynung das despotische Princip. Die unumschränkten väterlichen Rechte und die Clientel aber möchte Rec. lieber aus der allgemeinen Rechtsansicht der Alten ableiten, nach welcher dem Freyen die größtmögliche Freyheit und Autonomie zukommen mußte.) Bey einem Volke, bey dem männliche Kraft (virtus) vorzugeweise als Tugend galt, konnte freylich nur der Mann, und der die Waffen führte, als frey angesehen werden; die Gründung des Römischen Staates auf die Waffen drückte, weil Gehorsam Tugend war, allen Verhältnissen einen militärischen Charakter auf; und je weniger der Einzelne von seiner Freyheit und Autonomie aufgeben wollte, desto weniger konnte der Staat in die Familienverhältnisse eingreifen. Servius Tullius hatte schon die Plebejer zu einem politischen Körper gebildet, und je mehr ihre Anzahl und damit ihr Muth wuchs, desto größer mußte

auch ihr Streben nach Gleichheit des Rechtes werden. Zu diesem Zwecke, und um überhaupt, was eben so wichtig war, geschriebenes Recht zu erhalten, erzwang die plebs die Gesetzgebung der XII Tafeln. Von da an blieb, wie in allen Republiken, und bey allen noch nicht gezähmten, sich fühlenden Willkern, Gleichheit des Rechtes (*aequitas*) höchstes Rechtsideal; und als erst die *connubia patrum cum plebe* errungen waren, erstreckte sich diese Gleichheit auf alle bürgerlichen und politischen Rechte. Das Recht war aber den Römern überhaupt das Gesetzmäßige. Sie unterschieden drey Arten, das *jus naturale*, das *jus gentium* und das *jus civile*. Jenes beruhet auf Gesetzen, die der Mensch mit den Thieren gemein hat, gleichsam auf Naturnothwendigkeit; das j. g. auf Gesetzen, die als das Wesentliche der menschlichen Natur ausmachend allen Menschen gemein sind, auf der Vernunft; das j. c. endlich auf positiven Gesetzen, und ist das gemeinsame der Bürger eines gegebenen Staates. Da aber kein Freyer sich fremde Gesetze muß aufdringen lassen, so kann alles objectiv Rechte nur aus Gesetzen entstehen, in die alle Bürger entweder ausdrücklich, oder stillschweigend (wie bey dem *jus gentium*) eingewilligt haben. Auch die Kaiser leiteten die Verbindlichkeit ihrer Gesetze nur aus der Einwilligung der Bürger ab; auch sie waren ihnen in der Regel, wie jeder andere Bürger, unterworfen. Das j. g. führten die Römischen Rechtsgelehrten auf folgende Vorschriften zurück: *honeste vivere: neminem laedere: suum cuique tribuere*. Ihr Naturrecht (in unserem Sinne) gab also nicht bloß negative Vorschriften, sondern auch positive „*suum cuique tribuere*“; und darin hatten sie vollkommen recht. Die negativen Vorschriften erschöpfen nur eine Seite des Naturrechts. Das „*honeste vivere*“ erklärt sich aber aus der Ansicht, nachdem ihnen die *justitia* der Inbegriff alles Gesetzmäßigen war (so wie sie auch Plato die allumfassende Tugend ist, und überhaupt in der Harmonie unseres Lebens und unserer Gesinnung mit den Ideen besteht). Auch der Staat konnte Vorschriften in Rücksicht auf das *honeste vivere* geben (in einer Verfassung, in welcher die Religion rein politisch, und nur ein Mittel zum Staatszwecke, das Priestertum ein bürgerliches Amt

war, so wie bey der in der neueren Welt bestehenden Trennung die Kirche solche Vorschriften machte, und macht. In diesem Sinne konnte sie jus auch als die *notitia rerum divinarum atque humanarum* definiren; denn wenn das Religiöse nur eine Seite des Staates ausmacht, so muß die Rechtswissenschaft, welche alle Beziehungen des Staates, in soferne sie auf Gesetze zurückzuführen sind, umfaßt, auch die *notitiam rerum divinarum* enthalten). Wohl aber erkannten sie, daß das *honestum* etwas rein innerliches, und nicht erzwingbares sey. Endlich betrachten auch die Römer schon das Naturrecht als die Hauptsache und als die nothwendige Grundlage des positiven Rechts, durch welche der Gesetzgeber beschränkt sey (man darf nur Cicero de legibus lesen). So lange die Bildung der Rechtswissenschaft in den Händen der Prätores, und noch mehr der Rechtsgelehrten blieb, war sie ein auf festen Grundsätzen des natürlichen Rechtes beruhendes, in sich zusammenhängendes, consequentes Ganze; mit der steigenden Blüthe der Kaiser, als man anfang auf einzelne Fälle hin aus dem Cabinet allgemeine Entscheidungen zu geben, verlor auch die Römische Rechtswissenschaft ihren durchaus wissenschaftlichen Charakter, einen Theil ihrer Consequenz und innern Vortrefflichkeit. Eben dieses Verderben zeigt sich auch in der peinlichen Gesetzgebung. Wohl mochten die ersten Könige vorzüglich gegen die plebs mit despotischen Strafen verfahren (denn wie es Niebuhr wahrscheinlich macht, so hatten die Patricier besondere Blutrichter aus ihrer Mitte), Weise, wie Numa, das Strafrecht von den Göttern ableiten, um durch religiöse Motive den Gesetzen die Ehrfurcht zu verschaffen, die andre von Furcht und Gewalt erwarteten; in den Gesetzen der XII Tafeln schon hatte die Strafe einen mehr rechtlichen Charakter als strenge Genugthuung und Schadloshaltung des Verletzten; in der Zeit vollends, in der vollkommene Gleichheit errungen wird, erhob sie sich zur reinen Rechtsansicht der Verderbtheit mehr des intellectuellen als des materiellen Schadens. In dieser Zeit, in welcher die Furcht vor der Schande, und das Ehrgefühl mehr wirkte, als sonst Strafen, in welcher das Wort eines Mannes mehr galt, als sonst Eid, Eide selbst unverbrüchlich gehalten wurden, und Achtung für das

Recht in jedem Bürger lebte, konnten denn auch die Strafen milder seyn, als sonst irgendwo. Als aber die Sitten die Gesetze nicht mehr bewahrten, und mit ihrem Verderben Anarchie, und zur Rettung aus derselben Einherrschaft nothwendig ward, wurden in der Revolutionszeit und unter den Kaisern die Strafen strenger, aus Furcht, oder Grausamkeit der Regenten selbst despotisch. Zum Glück haben sich in das neuere Römische Strafrecht nur wenige Gesetze dieser Art eingeschlichen, und die wahre Grundlage desselben ist, wie der Verf. sehr schön gezeigt hat, die von ihm oben entwickelte allgemeine Rechtsansicht. So viel von den Römern. Rec. unterschreibt mit vollkommener Ueberzeugung, was der Verf. über die Gesetzgebung der drey Staatsformen gesagt hat; und wenn er auch in der Darstellung historischer Beziehungen hie und da abwich, oder etwas beysüßte, so macht dies doch in den Resultaten so gar keine Veränderung, und ist so in dem Geiste des Verf. geschehen, daß er darauf aufmerksam zu machen gar nicht für nöthig hielt. Zuletzt wünscht Rec. aufrichtig, und mit wahrer Achtung gegen den Verf., daß er uns, so wie er hier die Rechtsansichten der Juden, Aegypter, Sumerer, der Griechen und Römer, Platons und Aristoteles entwickelt hat, eine allgemeine Rechtsgeschichte schenken möchte; denn so wie der rechtshistorische Theil mit zu dem Vorzüglichsten des angegebenen Werkes gehört, so glaubt Rec. auch zu einer solchen Arbeit bey dem Verf. ein ganz ausgezeichnetes Talent zu bemerken.

666. Das Apokalyptische Geheimniß. Offenb. Joh. XIII. Aufgeschloffen von Joh. Andr. Genßler, d. W. Dr. Hildburghaus. geh. Rath, Oberhofprediger und der erledigten Generalsuperintendentur Vicar. Hildburghausen bey Hanisch Erben. 1813. 160 S. 8.

Der Verf. zeigt gute philologische und historische Kenntnisse, einen achtungswürdigen Eifer für die gute Sache des Christenthums, und neben seiner starken Ueberzeugung für seine exegetische Entdeckungen viele Mäßigung im Vortrag derselben. Die Apocalypse ist ihm ein Wunder der Allwissenheit, eigent-

lich ein Wunderbeweis, daß die Allwissenheit, also Gottes unmittelbare Kraft, in ihrem Verf. wirkte. Alle andere Wunder stehen im Schatten der entfernten Vorzeit. Aber die pünktliche Erfüllung der Apokalypse, lange nach ihrer Entstehung und selbst in unserm unglaublichen Zeitalter, ersetzt, was an neuen Wundern abgeht. Gerade dieser Zweck begeistert Hrn. G. dieses fortdauernde Wunder des Christenthums in ein neues, unwidersprechliches Licht zu setzen. „Wer erstaunt nicht über ein so bestimmtes Vorherwissen zukünftiger Begebenheiten . . . Muß nicht der, welcher alle Dinge weiß, der Urheber des Buchs, und der, welchem diese in der frühesten Vorzeit so tief verborgenen Geheimnisse offenbar wurden, ein göttlicher Prophet und Lehrer seyn? . . . Seitdem die Heroen des Unglaubens in unsern Tagen die kanonischen Erzählungen der Urzeit in das Reich der Mythen verwiesen und die Heilquelle der Religion zu vergiften versucht haben, ist ein Wunder nöthig geworden der christlichen Welt und Nachwelt u. s. w.“ — Zwar wäre der Schluß vom Propheten auf den Lehrer immer noch etwas gewagt. Jedoch! die Hauptsache kommt auf die Evidenz der Voraussagung und Erfüllung an. Herr G. verspricht in mehreren Abhandlungen „die in ihrer gänzlichen und vollständigen genauen Erfüllung unwidersprechlich vor Augen liegende Deutung aller und jeder Prophetien der Apokalypse.“ Was als solche zu erwarten sey, ist in einer Beilage vorläufig angedeutet.

Das Frühere bis K. 13. excl. deutet der Verf. nach 11, 8. alles auf Sieg des Christenthums über das Judenthum. Dies, wie Rec. denkt, im Ganzen richtig. Nur möchte die erfolgte gänzliche Zerstörung Jerusalems schwerlich als „vollständig genaue Erfüllung“ von 11, 13. zu erklären seyn, da nach dieser Stelle nur der zehnte Theil der Stadt fallen, nur 7000 Menschen im Erdbeben (Umssturz) umkommen, die Uebrigen aber in Furcht gesetzt sogar die Gottheit preisen, also sich bessern würden. Die nämliche Stelle zeigt zugleich offenbar, daß dieser Theil der Apokalypse nicht nach der gänzlichen Zerstörung Jerusalems geschrieben oder edirt worden seyn kann. Sonst würde ihr Verf. seine

Achtung für die heilige Stadt nicht so weit getrieben haben, daß er davon nur einen zehnten Theil untergehen ließ, für das übrige aber noch Vesserung und Rettung hoffte.

Das XIIte Kapitel deutet Hr. G. von der Flucht der Mutter Jesu, Maria, mit andern Christen nach Pella. Eine Mutter Jesu muß nach 12, 5. unstreitig hier verstanden werden. Nicht die Kirche. Denn von Kirche (ἐκκλησία) hatte man vor dem Messias als ὁ κύριος noch keinen Begriff. Wohl aber die wahre, der Sonne gleiche, Gottesreligion überhaupt, die vor Christus in den Frommen war. Daß aber vielmehr an Jesu leibliche hochheilige Mutter zu denken sey, dafür ist die vollständig genaue Erfüllung nur um der einzigen und ersten Ursache willen nicht nachzuweisen, weil man von Maria später als Apost. Geschichte 1, 14. nichts sicheres mehr weiß. Der Verfasser schließt aus seiner Deutung der Weissagung, daß die Maria noch als 80 oder 90 jährig gelebt und nach Pella zu fliehen durch dieses Kapitel veranlaßt worden seyn müsse. Seine Deutung macht sich zuerst die Geschichte, und dann zeigt diese Geschichte auf ihre vollständig genaue Erfüllung!

Vom XIIIten Kapitel an wird Sieg des Christenthums über das Römische Heidenthum geschildert. Auch dies scheint dem Rec. im Ganzen sicher. Aber im Einzelnen? — Weiterhin sollen die übrigen Schicksale der christlichen, sonderlich der Weströmischen Kirche folgen! Warum nur der Weströmischen? Weil die Ausleger von dieser umgeben sind? Ist, möchte man sagen, Gott nicht auch der Griechischen, Orientalischen u. Christen Gott? War die Griechische Kirche in Europa und Asien für den lieben Gott wohl auch so fern, wie sie, ungeachtet ihres übergroßen Umfangs von Sythien bis Aethiopien, und zum Theil bis Nordafrika, für den Eregeten und Kirchenhistoriker oft eine terra incognita, also unbedeutend ist? — Aus dem nämlichen Grunde, der Nähe wegen, muß denn die Apokalypse gewöhnlich auch von dem, was dem Ausleger sein Zeitalter, seine Zeitübersicht ist, das meiste höchst deutlich wissen. Je nun! darüber und über das, was da kommen soll, läßt sich nicht viel dissertiren. Aber die vollstän-

dige genaue Erfüllung des Vergangenen? Davon gibt uns der Verf. die erste, ohne Zweifel nicht seine schwächste Probe.

Daß R. XIII. das Thier die Römisch heidnische sich selbst vergötternde, den Gott der Juden und Christen verachtende Macht bedeute, dafür gibt der Verf. viele, meist gute, Beispiele. Die Wunde versteht er von der Ausrottung der Cäsarischen Familie durch Nero's Tod; das zweite schwächere, sanfter scheinende, Thier von der neuen Kaiserfamilie, Vespasian, Titus. Der Flavier, Domitian, zeigt dann freilich nichts sanfteres mehr und nichts prophetenartiges. Und wo blieben weiter die so oft wechselnde Dynastien bis auf R. Julian? Dieser aber ist das Hauptziel des Verf. in der ersten Abhandlung. Zu diesem eilt die Deutung; und also auch das Gebeutete? Durch diesen ist das Räthsel der 666 gelöst! Und wie?

Es ist, sagt der Verf., nicht eine Namenszahl, es muß eine Zahl von Jahren seyn. Allernächst vorher 13, 17. auch 15, 2. lesen wir freilich von der Zahl seines „Namens.“ Mit dem Namen des Thiers sollte also wohl die Zahl in einer Beziehung stehen. Daß sie dennoch eine Jahreszahl sey, davon ist nirgends ein Wink, noch viel weniger eine so bestimmter, wie der ist, welcher sie zweymal auf den Namen des Thiers bezieht. Allein es ist nun einmal Sitte, es ist gleichsam Bedürfnis, Zeit und Stunde (Jahre der Zukunft und Berechnung) zu finden, ungeachtet sie nach Apg. 1, 6. 7. Mark. 13, 32. der Vater seiner Macht vorbehalten hat. Auch die ganze Vangelische Ausrechnung s. Ordo temporum c. 9. p. 311. 322. vgl. Enomon zu Apok. 13, 18. und besonders die erklärte Offenbarung Einleit. S. 43. beruht bekanntlich auf der — Voraussetzung, daß 666 eine Jahreszahl, und zwar gleich 42 prophetischen Monaten sey. Vengel sagt ganz richtig: in 666 notandis vocabulum annorum sub ellipsi latet. Sub ellipsi? Dies heißt: es steht nicht im Texte. Man hat aber überdies auch keinen Beweis, daß es hinzugefügt werden dürfe oder müsse. Man hat vielmehr den Gegenbeweis, daß Zahl des Namens (nicht: der Jahre) gedacht werden müsse aus 13, 17. 15, 2. Aber dennoch baut man auf das, was gerade nicht im Text ist, die ganze Ausrechnung der apokalyptisch, prophetischen Zeit. Eben so steht

es mit dem „prophetischen Chronus“ = $1111\frac{1}{2}$ Jahre ib. p. 313. Daß der die ganze Rechnung begründende Versuch, Chronos und Kairos als bestimmte Zeitepochen von sogenannten prophetischen Jahren zu deuten, willkürlich und selbst dem Sprachgebrauch der Apok. entgegen sey, hat schon Storr (N. Apologie der Offenb. Joh. zu 6, 11. S. 317. 318 und zu 10, 6. S. 328 Note 11.) durch eine einzige, kleine philosophische Note nach seiner klugen Bescheidenheit in zehn Zeilen — aber freylich nur für die Sehenden! — beleuchtet, den Sinn nach dem Sprachgebrauch vgl. 1, 21. berichtigt und die ganze Deutung auf die Seite gerückt.

Der Verf. geht noch Einen Schritt weiter. 666 soll Jahreszahl und zwar — eines Menschen seyn. Keine damalige Zeitrechnung (an die aera Nabopolossaris will Rec. nur mit Einem Wort erinnern!) habe eines Menschen Namen, als die Seleucidische, welche im 1. Buch der Makkabäer 1, 11. auch sonst bey den Juden, und wohl zu Johanne's Zeit noch in Commagene üblich war, da erst a. Dionys. 72. der letzte König Seleucidischer Abkunft, Antiochus IV. sein Commagene an K. Vespasian abgetreten hat. Strabo V. 17, 1. Diese Aera beginnt im J. vor Ehr. Geb. 311 oder 312. Rechnet man hiezu noch soviel, als zur Completirung von 666 nöthig ist, nämlich 354 oder 355, so kommt man in die Nähe von K. Julians Regierungsantritt. Den 6. Nov. 355. wurde Julian von Constantius zum Cäsar erklärt. 356 wurde er Regent von Gallien. 360 usurpirender, 361 im Nov. wirklicher Kaiser, und 363 den 26. Juny starb er. Dies war der letzte römisch-heydnische Kaiser! „So ist der Schlüssel zur Erklärung der Apokalypse gefunden“ (S. 145). Das 666ste Jahr nach der Zeitrechnung des Menschen, Seleucus, ist die Jahreszahl des Römisch herrschenden Heidenthums.

Schade, daß das 666ste Seleucidische Jahr nicht auf das Todesjahr des verhassten Apostaten, Julians, fiel. Dies ist, zum Unglück für den gefundenen Schlüssel, 8 Jahre später, und doch ist offenbar nicht das Jahr, wo Julian erst Cäsar wurde, sondern sein Todesjahr die *periodus fatalis* und das Ende des römisch-heydaischen Kaisertums. Im Jahr der

aera Seleuci 666 hat Julian weder angefangen, noch aufgethört, heydnischer Kaiser zu seyn. Dies fählet und bekennet der Verf. selbst. Aber „er geht (durch diesen selbst gemachten Schlüssel) nun einmal ein in die herrliche Galerie und hält den Gesichtspunct fest (S. 146), aus welchem alles angesehen werden muß! Und welch ein theures und liebes Buch ist nun die Apokalypse! welch ein hohes Geschenk Gottes zur Befestigung des Glaubens! welch ein Schwerdt zur Befiegung des Unglaubens!“

An dieser Freude wird sich nun unstreitig der Verf. nicht durch die schon gemachte Einrede, daß 666 die Zahl des Namens und nicht der Jahre heiße, und so auch nicht durch noch eine andere Observation der (so oft unbequem dazwischen tretenden) historischen Interpretation stören lassen, wenn ihm bemerkt wird, daß das Beywort eines Menschen auch in andern Stellen vorkomme, und dann eine menschlich gewöhnliche Sache bezeichne. Ist wohl *μετρον ανθρωπου* Apok. 21, 17. auch das Maas eines bestimmten, namentlich zu bezeichnenden, Menschen? oder vielmehr: Maas, wie es Menschen zu haben pflegen? Nach der Gracität müßte ohnehin, wenn es sich auf einen bestimmten Menschen beziehen sollte, *αριθμος του ανθρωπου*, mit dem Artikel, stehen. Auch *εν γραφιδι ανθρωπου* Jes. 8, 1. *שֵׁנִי בְּרִיחַ* bedeutet: mit einem gewöhnlichen Griffel. Schon J. A. Bengel hat für eben diese Bedeutung angeführt *οοτα ανθρωπου* 1. Röm. 13, 2. *σωτηρια ανθρωπου* Ps. 60, 23. *μαχαίρα ανθρωπου* Jes. 31, 8. So ist immer Eine von diesen den Unglauben besiegenden Auslegungen die Widerlegerin der Andern! — So weit die jetzt gegebene erste Abhandlung des Verf. Versprochen werden noch ferner:

II. Abh. *Βαβυλων η μεγαλη*, oder die vom Messias-über Rom und das Röm. Heydenthum verhängte Strafen. R. XIV. XVI.

III. Abh. Die zehn (oder etlf) Christen: Verfolgungen. R. 17, 1 — 18. *η πορνη*, das Weib auf den 7 Bergen.

IV. Το κριμα. Der großen Roma Fall, bis J. 410. R. 17, 15 — 18. 18, 1 — 20.

V. H Νικη. Der Sieg des Christenthums, theils friedliche, theils gewaltsame Bekehrung der Heyden. R. 18, 21 — 24. 19. —

VI. Begebenheiten vom Jahr 800. 25. Dec. bis 1801. Weltliche Macht der Hierarchie, bis zu ihrem und des mit ihr verbundenen Deutsch-Römischen Reiches Sturz. R. XXI, 1 — 6. Χίλια Ετη, das tausendjährige Reich.

Die letzte Abhandlung würde sich wohl die Mangelnde zuerst ausbitten. Es scheint, daß daraus endlich klar werden müßte, warum das heilige Römische Reich Deutscher Nation aufgelöst werden mußte. Und wohl uns, wenn das 1000jährige Reich so nahe ist, und der böse Drache so bald gefesselt werden wird. — — Nach Vengel (Gnomon ad Apoc. 17, 10.) hörten die 42 prophetischen Monate, die er den 666 Jahren des Thiers gleich setzt, erst kürzlich, a. 1810. d. 21. May (= 1. Jun. Neuen Styls) fer. 7. auf, und der fünfte Engel gießt eine verfinsternde Schale über den Thron des Thiers aus, welches, wie Vengel gewiß glaubte, das päpstliche Rom seyn müßte. Das Decret, welches die weltlich-päpstliche Macht über Rom aufhob, war dd. Wien den 17. May 1809. Wie nahe, sagen nun die Glaubigen, traf Vengels Rechnung zu! Wir übrigen wissen nicht, ob die offenbahrende Allwissenheit als siegendes „Schwert gegen den Unglauben“ gerade nicht bis auf Tag und Stunde zutreffen soll? Vermuthlich aber wird sich nun, warum Vengel sich um ein Jahr und etliche Tage verschnitten habe, hintennach völlig genau zeigen lassen. — Auf jeden Fall trifft Hrn. Vs. Deutung auf Julianus Apostata nicht einmal so nahe!

Der gegenwärtige Prodomus des Verf. ist dem König von Würtemberg, „als dem einzigen evangelisch-lutherischen Monarchen in Deutschland, wegen des ruhmvollen Eifers, womit Derselbe die reine Lehre des Protestantismus gestützt und sich der guten Sache des Christenthums angenommen habe,“ und dem Großherzog von Frankfurt, als „dem ersten der katholischen Regenten des Deutschen Vaterlands, unter dessen sanftem Hirtenstabe sich so viele Völker glücklich fühlten, bey dem allgemein überhand genommenen Unglauben der philosophastischen Christen des jetzigen Secus

lums“ dedicirt, weil es „gewiß hohe Zeit sey, daß alle Freunde der wahren Christenreligion, Katholiken, Protestanten, Griechen und Hernhuter sich vereinigen, um ohne Hinsicht auf besondere Confession in unwesentlichen und Nebendingen dem Unheil der Irreligion zu steuern.“ — —

H. E. G. Paulus.

Ueber den standhaften Prinzen des Don Pedro Calderon, von Johann Schulze. Weimar, im Verlage des Landesindustriecomptoirs. 1811. 116 S. gr. 8.

Von dieser geistreichen Schrift, die in dem Calderonschen Stücke das Wesen des Christenthums zu ergründen sucht, erst jetzt zu reden, dünkt uns nicht zu spät, weil sie, wie wenige Schriften der Art, bestimmt ist, mit Calderons Werke unter uns fortzuleben. Mit inniger Freude hat sie Rec. von neuem gelesen; aber je mehr er ihr Belehrung verdankt, je weniger fühlt er sich geneigt, eine eigentliche Beurtheilung von ihr zu geben, die ja auch, da jene selbst eine Beurtheilung enthält, in einem kritischen Blatte kaum möglich ist. Er begnügt sich daher, auf einige hervorstechende Punkte des reichen Inhaltes aufmerksam zu machen. In gedrängter Kürze liefert Herr Schulze einen Auszug aus dem Leben des standhaften Prinzen, von seinem treuen Unglücksgeossen und Geheimschreiber, Don Juan Alvarez. Darin heißt es: „Schwachen himmelfälligen Körpers geboren, mußte er als Knabe und Jüngling mit endlosen Krankheiten kämpfen; selten erfreute ihn das Gefühl der Gesundheit und die Herzwehen verließen ihn nie. Doch vermochte diese zerbrechliche Hülle nicht den ihr einwohnenden kräftigen Geist in seiner raschen Entwicklung zu hemmen; — — mit unaussprechlicher Innigkeit weihete er sich, ein Jüngling von vierzehn Jahren, ganz dem Dienste der Kirche, und unterließ, streng ihre ernstesten Pflichten beobachtend, kein Mittel zu ihrer Verherrlichung. Aus seinem spärlich beschränkten Vermögen erbaute er der Mutter Gottes eine reich geschmückte Kapelle, und hier fand ihn, in Andacht versunken, jeder neue Morgen, hier schloß er sein Tagewort unter Gebeten.“ So viel, um unsre Leser zu überzeugen, daß der von

Calderon gezeichnete Don Fernando kein idealisches Geschöpf der Phantasie ist; und in mehr denn einer Hinsicht merkwürdig war uns des Hrn. Sch. Versicherung, daß die Reden des Prinzen im Calderonschen Stücke nicht selten wörtlich zusammen stimmen mit den in der Chronik von ihm aufbewahrten Aeußerungen. Von S. 24—42 folgt eine Darlegung des von Calderon gewählten dramatischen Ganges, die gewiß auch in abgerissenen Aushebungen auf das Ganze lästern machen wird. „Unter Lauben (sagt Hr. Sch.) von Rosen und Jasminen, den Bildern des Frühlings und der Ueppigkeit eines südllichen Himmels beginnt das Drama sehr bedeutungsvoll mit der reinen Frähe eines holteren Morgens. Kettenbelastete Christenklaven, zur harten Arbeit in den Gärten des Königs von Fez verdammt, eröffnen die Handlung, und das klagende Getöse ihrer Lieder, welche sie durch die Aussicht auf das nahe Meer, das Sinnbild des Unendlichen, sehnsüchtig aufgeregt, auch in der blühendsten Natur anzustimmen sich gedrungen fühlen, dient als einleitende Symphonie zu einem Trauerspieler, das vornehmlich bestimmt scheint, den christlichen Sinn, dessen Verlangen nach der Heimath durch die Welt der Versuchung und selbst durch ein aufs reichste ausgestattetes Leben wohl auf Augenblicke zum Schwelgen gebracht, aber nie ganz befriediget wird, durch Don Fernando's Heldenmuth zu enthüllen, und den Triumph des Christen über die Gewalt der Erde aufs würdigste in seinem Märtyrertode zu feyern. Noch während ihres Gesanges erscheint Phönix, die Tochter des Königs, in Schwermuth versunken, unempänglich für die Reize der prachtvollen, friedlich blühenden Natur, in welcher sie nur ein Bild ihres mit sich selbst uneinigen stürmischen Busens erblickt, und vergeblich nachsinnend der Ursache ihrer unerklärlichen Trauer.“ — Von S. 43 beginnt der eigenthümlichste Theil der Schrift, der aber auch, wie alles Eigenthümliche, den meisten Widerspruch finden wird. Sehr gut entwickelt ist das Prophetische und Ahnungsvolle, das sich bald leise, bald in vernehmlichern Tönen durch das ganze Drama hindurchwindet. Weniger befriedigt die Art, wie er das Christliche damit in Verbindung bringt. „Das christliche Gefühl strebt, mit Hintanzetzung der Körperwelt und ihrer

Netze, fort und fort in das Reich des Unendlichen, und dieses Unendliche offenbart sich den Menschen während des Lebens unmittelbar nur in seinem Innern, in seiner geistigen Welt durch Gefühle und Ahnungen, ohne daß es möglich wäre, von dem Daseyn desselben einen andern genügenden Beweis zu liefern, als eben den im unausslöschlichen Gefühle eines jeden ewig Gegebenen. Sobald daher Calderon das religiöse christliche Gefühl in seinem Helden zum einzigen Princip und Element des Lebens bestimmen, ihn über alle zeitliche, wenn schon edle, aber doch untergeordnete Zwecke und Absichten erheben, und ihn als einen unmittelbaren Streiter Gottes darstellen wollte: so folgt aus diesem Willen auch die Nothwendigkeit, daß er jene überirdische Macht, welcher sein Held huldigt, nicht nur an diesem so viel als möglich objectiv machte, sondern ihr Daseyn auch während des sich entfaltenden Drama's, damit er demselben die höchste Bedeutung gäbe, überall bezeugte; und dieses war nicht durch ein bloßes vollständiges Erkennen die Ursache und Wirkung zu erreichen, sondern nur durch jenes Prophetische und Ahnungsvolle, als ein bey weitem Höheres und Erhabneres. Wie viel Ahnungsvolles und Prophetisches kommt in Shakespeares Dramen, und um von den Tragödien der Griechen nur Eine zu nennen, in dem einzigen Agamemnon vor, das zu ganz andern Betrachtungen einladet! — Vorzüglich gelungen ist Hrn. Schulze die Charakteristik Fernando's. „Aus der reinen Quelle der heiligen Liebe für das Heilige, welche das Herz und Gemüth Fernando's ist, aus dem hoffnungreichen, unerschütterlichen Glauben an eine gütige Vorsehung und an den endlichen Sieg des Guten über das Böse fließen nach innerer Nothwendigkeit die lebendige Wahrheit und die feurige Willenskraft seines Wesens, die göttliche Aufopferung seiner selbst und seines zeitlichen Glücks zum Preise des Höchsten, und die bis zum Tode heldenmüthige Standhaftigkeit unter der Last unsäglichlicher Qualen.“ — Sehr befriedigend ist die Vertheidigung gegen den Vorwurf der freiwilligen Gefangengebung, die so schließt: „Der wahrhaft Gläubige ist im Gefühle eins mit dem Ganzen, wie das Ganze mit ihm; daher wollte und konnte Fernando nicht das für den Augenblick unmögliche von der

Vorsehung ertrogen, nicht zu gedenken, daß eine solche Hoffnung (auf eine wunderbare Errettung durch höhern Verstand) eben so sehr von selbstsüchtiger Eitelkeit gezeugt, als ihre Erfüllung die Natur des Drama vernichtet hätte. Also blieb dem Fernando, um der Gefangenschaft zu entgehn, nichts weiter übrig, als sich in sein Schwerdt zu stürzen und Selbstmörder zu werden. So konnte wohl ein antiker Held handeln. — Aber Fernando, der Christ, glaubt mit freudiger Zuversicht an die Vorsehung, und dieser Glaube bewegt ihn, sich lieber einer unvermeidlichen, von ihm nicht verschuldeten, Gefangenschaft zu unterziehen, als eigenmächtig und vorschnell sein Leben zu enden, was seiner christlichen Denkart unwürdig wäre, weil jeder Selbstmord ungläubige Verzweiflung, jede Verzweiflung falsche Furcht vor einer irdischen, Unheil drohenden Gewalt, und jede Furcht dieser Art eine innere Feigheit verräth, welche unverträglich ist mit der kräftigen muthvollen Gesinnung des im Kampfe für das Heilige nie erlahmenden Christen.“ — „Der Tod, vom Fernando im Leben gepriesen, wird sein endlicher Wohlthäter. — Alle Grabesschauer verschwinden; das Zeitliche erlag; das Ewige blieb unbeseigt. — Auferstehend erhebt er sich, ein verkörperter Geist aus seiner Asche, und stellt sich an die Spitze seines vaterländischen Heers, doch nicht um Kleinmüthige Rache gegen seine Feinde zu üben, sondern um, nachdem das Göttliche gerettet, mit der Befreyung seines Leichnams ein Schutzgeist selbst seines Tyrannen zu werden, um ohne Blutvergießen den Kampf zweyer feindlichen Elemente zu enden, um eine verlorene Tochter in die Arme eines bangenden Vaters zurückzuführen, um seinen Freund durch den Besitz eines langersehnten Gutes zu belohnen und die Christensklaven aus ihrer Haft zu befreien. Der Anblick seines Leichnams zerreißt uns nicht mehr, durch die Erinnerung an irdischen Krieg, quälende Schmerzen bereitend: denn der Tod gab seinen Zügen die Heiterkeit der Jugend wieder, und das langentbehrte Ordenskleid, womit er geschmückt ist, bekrönt den glänzendsten Sieg.“ — Gewiß, eine richtig gefasste, und des edlen Dichters vollkommen würdige Ansicht. Weniger genügten uns die Charakterschilderungen der übrigen Personen, am wenigsten die der Phönix und des Don

Enrique. Doch das liegt ja im innern Wesen eines wahren Kunstwerks, daß es andere anders, jeden nach seiner Eigenthümlichkeit, zu Ansichten und Gefühlen begeistert. — Bloß in der Eigenthümlichkeit des Hrn. Schulze gegründet scheint uns die am Schlusse dargelegte symbolische Ansicht, die aber höchst originell und interessant ist. J. V. „Ceuta, die höchste Schöne, bedeutet die wahre christliche Kirche; man glaubt an sie, man hört von ihr, aber — nie zeigt sie sich dem sterblichen Blicke. Fernando, der Christ an sich, der Menschheit Palme, aus deren Wurzel, dem Glauben, die Liebe und Hoffnung hervorsproßt, erkennt sich in seinem innersten Selbst als ein Glied dieser unsichtbaren Kirche, und erfreut sich im seligen Frieden seines Vereins mit dem Höchsten. — Der Christ fählt sich bestimmt, sein Schwerdt für Gottes Sache zu führen; aber er hat Waffen und Kampfgenossen von Andern, welche seinem Willen gehorchen und dienen. Diese findet er in der sichtbaren Kirche, deren Stellvertreter Don Enrique ist, und er eilt in jugendlicher Schöne voll kräftiger Thaten verlangender Begeisterung am Morgen des Lebens in den unvermeidlichen Krieg um die Beschützung, Förderung und Verherrlichung des Ewigen, zurücklassend seinen ältesten Bruder, Don Duarte, die Behemuth und den Gram. Zuerst begegnet ihm Muley, die Liebe ohne Glauben u. s. w.

Die Veranlassung zu dieser gehaltvollen und merkwürdigen Schrift gab die Liebe, und immer steigende Begeisterung, mit welcher Weimars Einwohner aus den verschiedenartigsten Ständen Calderons Dichtung in kurzen Zwischenräumen drey mal aufnahmen. Eine angenehme Zugabe sind die beyden von Porzing gezeichneten, und von Schwerdtgeburth gestochenen Blätter: Herr Wolff als standhafter Prinz, und Herr Deis als Muley.

γ. d.

Jahrbücher der Litteratur.

Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche von L. T. Spittler.
In der fünften Auflage bis auf unsere Zeit herab fortgeführt von
D. G. J. Pland, Prof. der Theol. und Präsidenten des Con-
sistoriums zu Göttingen. Göttingen bey Vandenhöck. 1812. VI,
39 und 369 S. in 8.

Der unzertrennliche Freund, — welcher, bey einer so glücklichen Mischung von Gleichartigkeit und Verschiedenheit in Kenntnissen, Talenten und Gemüthsanlagen, in vierzehnjähriger Freundschaft und dreyßigjährigem vertraulichem Austausch aller Gedanken und Empfindungen an der Seite des geistvollen, bis zur Unruhe forschbegierigen, alle geheime Gänge des menschlichen Wollens und Treibens durchspürenden Spittlers seinen gründlich psychologischen Beobachtungsgeist und ästhetisch erwägenden Scharfsinn in stetigerem, ruhigerem Fortschreiten entwickelte und geübt hat, — dieser Freund vereinigt hier nicht nur seinen Namen auf dem Titel einer so interessanten Reliquie, sondern auch seine Ansichten der neuesten Zeiten mit des Freundes früheren, ins Klare durchdringenden Ueberblicken der kirchenhistorischen Vorzeit. Möge dieser Grundriß, unstreitig das geschiedeste, was je aus gelehrt-historischer Kenntniß über das Ganze der Kirchengeschichte geschrieben worden ist, um so gewisser als ein Nachlesebuch aller über die Thatsachen sonsther gut belehrter Studirenden, und als ein die Sehekräft stärkendes Lesebuch aller, welche über das viele Menschliche in dieser Geschichte mit Scharfsinn und Erfahrungheit denken lernen wollen, in dieser Vervollständigung noch lange fortwirkend sich erhalten! War auch vielleicht der aus dem Drang des Lebens so frühe, aus der Litteratur, leider! noch viel früher verschwundene Spittler nicht selten allzu scharfsichtig und, wie ein diplomatischer Geschäfts- und Staatsmann, allzu argwöhnisch, um überall Absichtlichkeit und Anlage intriganter Pläne derer, die ihre Menschlichkeiten für Ausflüsse der Götlichkeit

gestend machen wollten, auszuspähen. Auf jeden Fall ist diese Ektäsmepetition viel seltener täuschend, als die andächtig poetische Glaubenssucht, welche in jedem Heiligen Nimbus einen Abglanz der Göttlichkeit zu sehen und vor ihm in Erstaunen zerfließen zu müssen sich berebet, dadurch aber immer aufs neue unter sehr ungöttliche Vormundschaften zu gerathen Gefahr läuft, welchen nichts heiliger ist, als — Menschenverstand und Gewissen ewig in devotester Unmündigkeit zu erhalten und dahin aufs neue zu beengen.

Als Zugabe enthält unter besonderer Seitenzahl (1—39) dieser Abdruck des Grundrisses, von dem Herausgeber die schon durch das Morgenblatt und durch einen eigenen Abdruck bekannte, hier aber für die Folgezeit aufbewahrte Skizze über Spittler, als Historiker; eine literarisch biographische Schilderung, wie sie nur der vertraute Freund, welchem psychologische Forchtungsgabe und Wahrheitsliebe gleich eigen sind, entwerfen konnte. Glückliche Zeiten, wo die von Halle ausgegangene heftige Erregung des historisch-theologischen Untersuchungsetzes, welche zunächst nur durch unregelmäßige, starke Schläge auf die damalige lethargische Empfindungslosigkeit wirken konnte, unter dem gelehrten Theil der Würtemb. Geistlichkeit einen Rösler und Fuchs, in der Gelehrtenschule zu Tübingen aber so gründlich vorbereitete Köpfe, wie Storr, Planck, Spittler, Deak, antrafen, die zwar erregbar und empfänglich genug, aber auch so fest und solid waren, um durch jene Electricität nicht depotenzirt, vielmehr zu eigener Thätigkeit so sehr gereizt und gestärkt zu werden, daß, jeder nach seiner Gabe und Lage, das große Geschäft kräftig beginnen konnte, vom Alten und Neuen, ohne Partheysucht, vieles Bessere zu neutralisiren, und ein Drittes, das „weder Jude, noch Grieche“ (Gal. 3, 28.), weder Afrikanische, noch Asiatische, noch Aegyptische Theologie, sondern die sich immer wie der selbst reinigende Christusreligion seyn soll, vornehmlich historisch und exegetisch regeneriren zu helfen.

In dem Grundriß selbst hat der Herausg. nur hier und da eine Note zugefügt, z. B. S. 16. über die „wunderbare Aehnlichkeit der späteren Manichäischen Schriftersäurungsprincipien mit einigen Grundsätzen unserer neuesten Exegese und

bergl. m. Da S. 15 Note 14. selbst von der Schrödlischen Kirchengeschichte nur noch, wie in der ersten Ausgabe, 15. Theile angemerkt blieben, darf man sich um so weniger wundern, daß nicht zu der im §. 14. schon von Spittler so wahr charakterisirten Planckschen Geschichte des protestant. Lehrbegriffs auch das zweyte classische Werk, die Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschafts-Verfassung (1803 — 1809) angezeichnet wurde, welches bleibend wichtig, für die jetzige Zeit aber eben so zeitgemäß ist, als jene Entstehungsgeschichte unserer seit dem 16ten Jahrhundert begonnenen dogmatischen Reformation vornehmlich in den früheren Decennien unserer Generation es war, wo das erste Licht der Ueberzeugung über die Wandelbarkeit der kirchlichen Glaubenslehre aus der Dogmengeschichte hervorleuchten mußte; wie jetzt die Ausartung und die Perfekibilität der hierarchischen Kirchenverfassung für viele nur durch deren Geschichte unverkennbar und unlängbar gemacht werden kann.

Ob von Spittler selbst Note über die R. G. abgesetzt, weiß Rec. nicht. Wäre es, so würde eine vortreffliche Ausgabe des Grundrisses, dessen Perennität Rec. so sehr wünscht, dadurch entstehen können, wenn der Freund, welcher das eigenthümliche, und auch von dem ingeniblen nicht bloß das Heilsbath, sondern eben sowohl das, was neue Ansichten veranlassen könnte, so vorzüglich gut zu würdigen wüßte, und unter hiesigen Anfechtungen auswählen könnte, als Anmerkungen und Excurse ausheben und befügen würde. Wenige Werke verdienen so sehr, als classisch, schon jetzt mit authentischen Noten ausgestattet zu werden, um, was der Verf. eigentlich intendirte, was er als Beweis, als Spur seiner Ansicht vor Augen hatte, nachzuweisen. Würde nicht eben so der Mäktischen Historia rerum humanarum ihre Classicität am besten dadurch zu sichern seyn, wenn auch dort die Liebe des Druckers die Mühe übernahm, die von dem Verf. zurückgelassene reiche Collectaneen von Belegen aus den Quellen, von Andeutungen der Gründe des oft allzu kurzen Urtheils — nicht in Masse zu geben, aber — nach Bedürfniß zu sichten und dem Texte unterzulegen und beizugeben? Wie dauernd sind durch ihre vollständiger gegebenen Vorzüge die bekannten

Arbeiten von Struv, Rascov, Vänau. Und welche Perennität verdient nicht, in Vergleichung mit diesen, ein Müllerischer oder Spittlerischer Text! Aber welche Bedürfnisse von Fingerzeigen und Nachweisungen über seine bedeutungsvollen Tendenzen und vielschneidende Anspielungen macht auch dieser fühlbar!

Im fortlaufenden hinterlassenen Texte änderte der Herausg. nichts. Nur wo er §. 58. in der Gesch. der luth. Kirche und §. 69. über die kathol. KK. seine Andeutungen der neuere Zeit betr. anfügte, läßt er einige Perioden weg, welche als Schlussperioden entbehrlich erschienen haben mögen. Es folgen alsdann §. 58—65. merkwürdige Winke über die (nach dem Geiste des Protestantismus) noch fortdauernde Reformation der Theologie, durch welche dieselbe, wie Spittler hier sich ausgedrückt hatte, schwestertlich immer mehr der Religion sich näherte. In der That soll denn wohl auch die Theologie nicht einmal bloß schwestertlich sich der Religion nähern? Sie soll vielmehr wie eine folgsame Tochter der Religion nichts wollen, nichts behaupten, als was die Religion — mütterlich, aber nicht willkürlich — wollen, wahr und zu wissen veranlaßt. Sie mag, wie eine durch das große göttliche Erziehungsinstitut der Zeit erfahrungsglücklicher und gelehrter erzogene Tochter, der uralten, aber unsterblichen Mutter Haushaltung ordnen, reinhalten, der Zeit und den Umständen gemäß schwächen und verzieren, auch etwa gegen Eingriffe vertheidigen. Aber Herrin in diesem Hause soll niemand seyn, als die niemals veralternde Mutter; und will die Tochter manche, erweislich erst in späteren Zeiten und unter mancherley Menschlichkeiten ins Haus gebrachte Verzierungen, welche sich oft mit künstlichen, aber Licht und Lust abhaltenden Fingerringarden vergleichen lassen möchten, aus gelehrter oder eigennütziger Vorliebe für ihre Zuthaten, zur Hauptache in der ganzen Haushaltung machen; so erhebt sich mit Recht der Mutter unwiderstehliche Stimme, daß nichts, als was sie selbst in diese Oekonomie gibt, wesentlich darin und bleibend sey.

Durch dieses Bild meint Rec. nichts anderes zu sagen, als was Hr. Dr. Pl. S. 524 als das wichtigste Resultat des Streits zwischen der Orthodorie und Heterodorie neuerer Zeit

zeichnet: „Von allen unsern theologischen Partheyen, auch von der neuften unsrer Mystiker, sagt Er, ist nun allgemeiner die große Idee aufgefaßt, daß das Wesen der Religion nur etwas moralisches ist und seyn kann, und also auch das Wesentliche der christlichen, wie jeder geoffenbarten Religionswissenschaft, oder dasjenige, wovon eigentlich die belebende und beseelende Kraft der Wissenschaft ansfließt, nur in einem Aggregat moralischer Wahrheiten bestehen kann, die mit den Wahrheiten der reinen Vernunft vollkommen harmoniren.“ Wenn aber, fährt er fort, nur diese Ansicht die allgemeinere bleibt und immer mehr allgemeine Ansicht (kräftige Ueberzeugung) unter uns wird, so darf man vielleicht [und warum nur vielleicht?] mit Zuversicht hoffen, daß die Religion selbst am Ende durch die Revolution in unserer Theologie, oder bey dem Zustande, in welchen diese durch die Revolution hineinkommen mag, mehr gewinnen als verlieren wird.“ Eben diese große Idee ist dann endlich auch in die sogenannte Orthodorie eingedrungen. Der Beobachtungsgeist eines Pland konnte es schon in Aphorismen der Geschichte aufnehmen, daß „jene Parthey, die noch von dem Ganzen die alte Ansicht behalten hat, unter den Bewegungen der letzten 20 Jahre (des vor. Jahrh.) im Besonderen sie vielfach berichtigt, gereinigt, aufgeklärt hat;“ daß „diejenigen unter unsern Theologen, die man jetzt noch zur alten Parthie rechnen kann, soviel neues, zum Theil unwillkürlich, angenommen haben, daß auch ihre Theologie, in Vergleichung mit der Orthodorie des sechzehnten Jahrhunderts, ganz neu geworden ist. Aber auch ihre Ansicht, fügt er hinzu (nämlich die Ansicht des Ganzen nach der moralisch-religiösen Tendenz und auch nach der durch Erfahrung bewährten Gemisheit, daß nur durch ungefränkte Freythätigkeit im Untersuchen das Wahre hervorgearbeitet werden kann) hat sich zugleich erweitert. Sie ist nicht mehr von dem engherzigen Geist der alten Polemik eingeschränkt. Denn dieser hat seinen Einfluß größtentheils verloren, indem dasjenige, was ihm ehemals am wichtigsten war, fast alles Interesse und sein ganzes

Moment verloren hat; wofür hingegen jene große Idee . . . aufgefaßt worden ist.“

Ist nun aber dieses factisch, wie es denn unlängbar so ist, so scheint der billige Geschichtschreiber die Frage nicht ablehnen zu können: ob denn jene Orthodoxie des 17. (und 18.) Jahrhunderts durch sich selbst reformirt worden sey? ob man nicht vielmehr, wenn die Theologie auch derer, die „man noch zur alten Parthie rechnen kann,“ jetzt eine ganz neue geworden ist, diese Regeneration (welche Nec, wegen ihres ruhigen Fortschreitens nicht mit einer Revolution in Vergleichung bringen möchte) den unablässigen Anregungen und dem vielfachen, freylich oft ungerne gefühlten und meist nur spät und stillschweigend anerkannten, Nothhaben derer zu verdanken habe, die das Positive, das heißt, das nicht nach moralischer Religiosität Wahre, vom Wesentlichen der Religionslehre längst abgesondert zu halten sich bemühten, und selbst von dem historisch Wahren zeigten, daß es nie in der Religion, sondern nur in einer gelehrten Darstellung der Religionslehre, in einer Theologie, zum Dogma oder Glaubenssatz gemacht werden kann, weil Sätze der moralischen Wahrheit von denen des historischen Glaubens genau zu unterscheiden sind? Durch diese Bemühungen wurden die, welche das Positive als Hauptsache zu besitzen glaubten, in ihrem präscriptionsmäßigen Besitzstand unvermeidlich sehr incommodirt. Dafür wurden von ihnen, einst lange genug, die Andern immer nur als die adversarii, sogar als Gegner der Religion, als wissenschaftliche Lügner der anerkannten Offenbarung, ins Geschrey gebracht; größtentheils in solchen, zu ihrer Zeit als sehr orthodox gepriesenen Schriften, von denen bereits in Erfüllung gegangen ist, was Spittler S. 507 der vierten Ausgabe schrieb: „Wie viele der Widerlegungen der Wolfenbüttelischen Fragmente werden auch nur das nächste Jahrzehend erleben?“ Wogegen diese Fragmente selbst, weil sie in ihrem Grundsatz von der Wesentlichkeit des Moralischen in der Religion und dessen Unterschied von allem nur historisch beglaubigten recht hatten und dem Zeitalter vorgelaufen waren, nebst Lessings Theologumenen, noch immer respectabel genug sind, ungeachtet selbst dieser, und noch mehr der Frag,

mentist, in vielen historisch-kritischen Anwendungen sehr unrecht hatte; wovon aber die meiste Schuld auf die, bis dahin gleichsam als Orthodoxie festgehaltene Vernachlässigung der historischen Ergeße und selbst der exegetischen ächten Kritik zurückfallen muß.

Bleibt nun wirklich dieses gegenseitige Verhältniß gewiß, daß die große Idee von einem Aggregat moralischer, vernunftgemäßer Wahrheiten als dem Wesentlichen der Religionswissenschaft, nicht von der Seite ausging, welche sich die Orthodoxie zuschrieb; ist es eben so gewiß, daß historische Interpretation und exegetische ächte Kritik immer erst von solchen begonnen und bis zur Unwiderstehlichkeit ausgedehnt werden mußten, die dafür von den Vertheidigern der sogenannten Orthodoxie einst laute oder heimliche Verleumdung zum Lohn bekamen; so ist es doch gewiß auch Zeit für die partheylose Geschichte, daß die ehemalige Gewohnheit aufhöre, jene, welche doch so vieles bessere theils hervorarbeiteten, theils bey den Besten von denen, die man noch für alten Parthey rechnen kann, wenigstens veranlaßten und hervorlockten, immer nur in der Stellung von Gegnern, deren Parthie bedenkliche Pläne gehabt habe, aufzuführen. Auch sie — haben oft geirrt, aber mehr in Anwendungen als in den Grundsätzen, mehr aus Mangel der unter dem bleyernen Scepter des gebotenen Theologirens vernachlässigten Vorarbeiten, und wegen gehemmter Freymüthigkeit, als aus Trägheit oder falscher Willensrichtung. Ihr Irren soll die Geschichte nicht verschweigen; und die Verfasser der Vindicten u. pflegten es ohnehin, wenn sie nur gelehrt genug dazu waren, nicht unaufgedeckt zu lassen. Aber endlich darf und soll doch gewiß auch die Geschichte so billig, so entschlossen seyn, diese ganze Classe von Theologen, deren Kenntnißfülle und Thätigkeit zu keiner Zeit der orthodox genannten Classe nachstund, als gleich rechtliche Mitunterstücker der Wahrheit, ja oft, wie sie es wirklich waren, als Vorkämpfer im Wahrheitsuchen geschichtlich aufzuführen, wenigstens sie fernerhin nicht unter jenen zurücksetzenden Bewörderern und Winken auftreten zu lassen, welche sich nur diejenige Theologie, die selbst durch sie nach und nach gang

neu und um so vieles besser geworden ist, einst in polemischen Zeiten gegen sie als Gegner angewöhnt hatte.

Unwiderstehlich drängten sich dem Rec. diese Betrachtungen auf, da er den Uebergang zu lesen anfang, mit welchem der Herausg. seine Zusätze über die Geschichte der lutherischen Kirche nach den neuesten Zeiter Ereignissen, an die Schilderungen seines Freundes S. 510 anschließt. Im Ganzen — so schrieb Spittler S. 58. — haben wir jedoch durch diese Revolution der letztern 30 Jahre (in der Theologie, nach Semler, Zeller, Spalding, der allgem. deutschen Bibliothek etc.) außerordentlich gewonnen, und sie werden sich wahrscheinlich einst als die glänzendste Periode der lutherischen Kirchengeschichte auszeichnen. Sp. führt darauf viele, offenbar nicht von der dogmatischen Orthodoxie ausgegangene, ins Ganze der Religionswissenschaft eingreifende Verbesserungen dieser drey letztern Decennien an. Er schließt endlich mit der Frage: „Und war es nicht schon eine Vöhrung werth, um nur die Lehre vom Canon so berichtigt zu erhalten, als wir sie jetzt haben?“ Gerade an diese historisch und theologisch gerechte Stelle angefügt, muß wohl die unmittelbar folgende Fortsetzung des Herausg. doppelt auffallen. „Dabei, heißt es, wurde es aber freylich in den zwey letzten Decennien des (18.) Jahrhunderts auch immer sichtbar, daß das Streben derjenigen Parthey unter uns, welche auch die Theologie aufklären wollte, eine Tendenz erhalten hatte, die in anderer Beziehung immer bedenklicher zu werden schien. Von mehreren Seiten her fing man jetzt an, es deutlicher aufzudecken, daß es darauf angelegt sey, das System der christlichen Glaubenslehre allmählig von allem Positiven zu reinigen und aus dem Christenthum eine lautere Vernunftreligion zu machen.“ Für sich selbst war Rec. sogleich überzeugt, daß der im billigen Abwägen so vieler älteren Pro und Contra längst mustermäßige Kirchen- und Dogmengeschichtsforscher unmöglich die Absicht haben könne, die, welche die Theologie in den zwey letzten Decennien des 18. Jahrhunderts aufklären wollten, als eine Parthis darzustellen, welche nur allmählig aufzudeckende, angelegte Plane gehegt und dazu eine immer

bedenklicher werdende Tendenz erhalten habe. Wie wünschenswerth aber wäre es, wenn eines Plancé's Worte auch nicht einmal dem Scheine nach so ausgelegt werden könnten! Rec. wünscht vielmehr um des nach Geist und Herz anerkannt vortrefflichen Mannes und um der Sache willen, daß in einem mit Recht so verbreiteten und für die Nachwelt geeigneten Geschichtsentwurf für Theologen und Nichttheologen das würdige Beispiel einer gegen beyde Theile gleich gerechten, billigen und strengen historischen Andeutung vorgelegt worden wäre, wie die Theologie durch wechselseitige Anstrengung der Untersuchungsfreyheit nach zwey im Princip verschiedenen Untersuchungsmethoden in den letzten drey Decennien des 18. Jahrh. weiter, als in den zwey vorherigen Jahrhunderten, vorgerückt sey. Daß die, welche die Glaubenslehre reinigen wollten, es nicht auf etwas Bestimmtes zum Voraus angelegt hatten, oder gar nach einer erhaltenen Tendenz handelten; ist schon aus der großen Mannigfaltigkeit ihrer Versuche klar. Nur im Charakter der dogmatischen Orthodorie liegt es, ein gemeinschaftliches Resultat zum Voraus zu haben. Der unverkennbare Charakter der dogmatischen Orthodorie — wenn sie nicht bloß, wie der Holländer die practische Orthodorie übersetzt, Rechtsinnigkeit, sondern ein Wichtiges danken seyn will — besteht, nach der Geschichte und nach der Natur der Sache, darin, daß einige Hauptansichten und mehrere dogmatische Resultate als längst entschieden und immer richtig (als *το ὀρθόν*) festgehalten werden, auch wenn man die Prämissen, nach denen sie ehemals festgesetzt worden waren, nicht mehr tauglich findet, sie mit schonender Verschämung zurücklegt, und also erst für die dennoch als richtig angenommene Resultate neue, neben den jetzigen Kenntnissen eher noch statt findende Beweise zu suchen für nöthig erachtet. Rec. erinnert sich oft an den ersten Eindruck, welchen die unlängbare Bemerkung des scharfsinnigen und behutsamen ehemaligen Diakonus, Fuchs, zu Stuttgart auf ihn gemacht hat, da derselbe im ersten Theil seiner Bibliothek der Kirchenversammlungen (1780) S. 433 die kurze Anmerkung hingab: „Es ist merkwürdig, daß man von allen Beweisgründen hier (in dem zweyten Brief des Alexandrin. Patriarchen, Alexanders, gegen Arius) und in dem ersten Brief desselben (S. 383. 384) fast keinen in dieser Gestalt jetzt brauchen kann.“ Und doch war auf diese Beweisgründe in dieser Gestalt damals der mächtige Widerspruch gegen das Arianische Dogma und auch der Ausspruch des Nicänischen Concils, gebaut! Die Conclusion blieb orthodox, nur die Prämissen, unter denen die wirksamsten noch aus dem

Alten Testament genommen wurden, mußten je und je eine andere Gestalt, und in Wahrheit oft ganz neue Stützen und einen andern Inhalt bekommen. Die Stellung der dogmat. Orthodorie ist nämlich nicht diese, daß man zuerst alles wie unentchieden auffasse, die Auctorität des Hergebrachten nur als Erweichungsmittel der Aufmerksamkeit annehme, sichere Prämissen zusörderst, und dann was daraus zu folgern sey, suche. Vielmehr dünkt sie sich schon in dem Richtigen zu wohnen, dieses sich nur mehr empfohlen und gegen andere nur vertheidigen zu müssen. Daher so oft die Stellung, wie wenn man in einer Festung (Zion) wäre, diese nur gegen importune Widersacher erhalten müßte, daher ihre Lücken etwa ausbesserte, sogar (wie so oft dies Bild gebraucht worden ist) einige Außenwerke aufgebe, um den Hauptplatz zu retten. Dem sey nun, wie ihm wolle. Soviel wird klar, daß bey denen gelehrten Theologen zunächst, welche dergleichen alte Conclusionen als das *ὀρθόν* voraus haben, leicht ein Zusammenstimmen in dem Vertheidigungsplan derselben durch neugefaltete Prämissen möglich ist. Die Heterodorie dagegen entsteht in überzeugungsbedürftigen Gemüthern nur daraus, daß verschiedene sich von jenem *ὀρθόν* nicht überzeugen konnten, und daß also jeder derselben etwas anderes, ein ihm genügendes *ἔτερον*, zu denken sich genöthigt fühlte. Eben dieses Heteron aber wird eben deswegen so mannigfach und kann eben deswegen nicht leicht auf einen angelegten Plan zurückkommen, weil ein jeder, der nicht schon eine Conclusion als fest vor sich hat, natürlich nur nach seinen Kräften auf seinem Wege das sucht, was er an die Stelle jenes vorausgesetzten *ὀρθόν* mit Ueberzeugung zu setzen möglich findet. Sehr viel aber liegt dann bey jeder Beschreibung dieses wechselseitigen, am Ende doch zusammenwirkenden Hervorarbeitens des Richtigen gerade daran, daß das meist nur zuhörende Publikum und besonders die nachwachsende theologische Generation nie Gelegenheit erhalte, ohne Grund zu argwohnen, als ob es dem Einen oder andern Theil nicht wahrer Ernst um die Sache selbst, vielmehr das ganze Treiben fast nur ein Uebungsstück oder ein Bestreben seyn möchte, sich geltender zu machen und gegen andere das Recht haben zu behaupten. — Vielleicht ist das oben angeführte von einer erhaltenen Tendenz und dem Angelegtseyn auf lautere Vernunftreligion zunächst nur auf den „berufenen“ Wahrheit und einige Mitarbeiter der Mitauer Bibliothek zu beziehen, von denen sogleich bestimmter geredet ist. Rec. weiß nicht, ob selbst nur bey Wahrheit das Gerücht, als ob er von dem damaligen Studien-Chef zur Verbreitung des Naturalismus nach Halle versetzt worden sey, historischen Grund habe. Aber auch

noch öfter werden in den Zusätzen die, welchen die herkömmliche Conclusionen der dogmatischen Orthodoxie weder durch die alte, noch durch die neugefaltete Prämissen festzustehen schienen, mit Beynamen und Binken eingeführt, wie sie eher von der Universitäts-Polemik zwischen 1770 und 90 als jetzt noch von der aus einem helleren Standpunct rückblickenden Geschichte zu erwarten waren. Die, welche dem Böllnerschen Religionsedict ums J. 1787 widerstanden, heißen S. 513 „die stärkere Parthie der Aufklärer und der vornehmlich Aufgeklärten, die sich ihres Uebergewichts bewußt war.“ Nach S. 516 hatte sich der Neuerungsgeist schon seit längerer Zeit in der Theologie geregt. Nach S. 521 gab die neue Philosophie unsern Theologen noch eine andere Auskunft an, wie sie sich von dem Positiven, das ihnen so anstößig geworden war, mit leichterem Mühe weghelfen könnten. Sie gab sich nämlich das Ansehen, als ob sie sich gar nicht anmaßen wollte, darüber zu entscheiden 2c. S. 522. Aber man warf sich auch deswegen desto germer in diesen neuen Rationalismus hinein 2c. Nach S. 523 fühlte ein großer Theil unserer neueren Theologen, die sich zu der Ansicht des Christenthums als einer bloß natürlichen Vernunftreligion hinaufgemunden haben, jetzt lebhafter, daß sie auf einem etwas loseren Grund stehen 2c. Im Zusammenhang fällt die durch dergleichen Schatten in dem Gemälde verstärkte Beleuchtung um so mehr auf, da in allem übrigen von der nicht-erneuernden Parthey (deren Theologie aber doch in Vergleichung mit der Orthodoxie des 17. Jahrhunderts nach S. 524 ganz neu geworden ist) immer mit mildernder Schonung gesprochen ist.

Was dagegen das Wesentliche betrifft, so hat der Verf. demselben allerdings nichts vergeben. Der aufmerksame Leser wird sich an der Wärme erwärmen, mit welcher der edeldenkende Planck (in der schon von S. 524 angeführten Stelle) sich der großen Idee erfreut, daß „auch das Wesentliche der christlichen, wie jeder geoffenbarten Religionswissenschaft, oder dasjenige, wovon eigentlich die belebende und befehlende Kraft der Wissenschaft ausfließt, nur in einem Aggregat moralischer Wahrheiten bestehen kann, die mit den Wahrheiten der reinen Vernunft-Religion auf das vollkommenste harmoniren.“ Der aufmerksame Leser wird mit dieser Finalerklärung leicht das S. 519 vorangehende vergleichen, wo es heißt: „Die neuernde Parthie unter unsern Theologen hatte sich schon vor der Dogmatischen Zukunft der neuen (der kritischen) Philosophie freymüthig genug über das letzte Ziel der Ver-

änderungen erklärt, welche sie in dem Lehrbegriff durchsetzen wollte. Alles Positive sollte daraus fortgeschafft werden, und nichts als ein Aggregat von natürlichen, rein moralischen Wahrheiten in der Lehre Jesu zurückbleiben, die auch von der Vernunft als Wahrheiten erkannt werden konnten, und eben deswegen auch von der Vernunft auf eben dem Wege, auf welchem sie zu allen ihren übrigen Kenntnissen kommen muß, hätten erfunden werden können.“ In Einem Hauptpunkte coincidirt also das letzte Ziel derer, welche ohne ein vorausgesetztes *ὁρδόν* (Nichtwissen) prüfen, mit der anerkannt großen Idee! und da eben diese das Wesentliche ist, so war und ist jenes letzte Ziel gewiß des Strebens der Edlen werth. Nur über den andern Punkt: in wiefern alles Positive fortzuschaffen (oder: alles zu erhalten) zugleich zum letzten Ziel gehören könne und dürfe, war und ist noch Differenz. Ueber manches Positive hat selbst die Orthodoxie, in sofern sie ganz neu geworden ist, sich überzeugen lassen und, je gelehrter und prüfender sie wurde, sich durch sich selbst überzeugt, daß es nicht zu erhalten sey. Daß aber, alles Positive fortzuschaffen, letztes Ziel der neuernden Parthie gewesen sey, ist wohl von den meisten der sogenannten Neuerer (welche man vielleicht besser als die directe Untersucher charakterisiren könnte) historisch nicht zu erweisen, wenn nicht das Positive gerade auf das Myste-
riöse (zum Beispiel auf Nachrichten aus der übersinnlichen Welt von der Trinität, von Versöhnung der Strafrechtigkeit des dreieinigen Gottes durch ein bühendes Leiden Einer Person aus der Dreieinigkeit, von einem tausendjährigen Reich der Märtyrer auf Erden u.) eingeschränkt seyn soll. Nicht nur das, was nach historischer Interpretation und sorgfältig angewendeter historischer Kritik über das Außerordentliche in der Entstehungsart des Christenthums als factisch zu erweisen ist, sondern auch das, was sich dadurch über Jesu Geist und hohe Würde und über den im Ganzen sichtbaren Zweck der Vorsehung, die Ausbreitung des Christenthums als eines wahren Heils der Welt zu befördern u. logisch folgern läßt, haben doch unlängbar die Meisten als das historisch, positive, welches zu dem Aggregat der moralischen Religiosität nach dem Gang der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechtes hinzu komme, hochgeschätzt, verehrt, und zum Theil heller und herzlicher und überzeugender ins Licht gestellt, als die vorige indirecte, dogmatische Methode es nicht vermocht hatte. Unser Verf. selbst scheint öfters den allgemeineren Ausdruck das Positive durch das Historisch, Positive

oder Positiv; Historische zu erklären. Auch wird wohl die hieher unentbehrliche Bemerkung, daß das Historisch; Positive gewöhnlich als Factum, nicht als Lehre zu betrachten ist, und daß selbst die Folgerungen aus Factis meist nicht zu den Lehren zu rechnen sind, nicht unrichtig scheinen.

Das nothwendigste wäre wohl, nach allem diesem, von Seiten derer, welche die gebesserte und aufgeklärte Orthodoxie behaupten, eine freymüthige, aber bestimmte Darstellung, was dann als positiv in der christlichen Religionswissenschaft noch jetzt nothwendig und gründlich zu vertheidigen sey, und warum? Wenn man dies nicht speciell, in bestimmten Sätzen mit ihren jetzt für haltbar geachteten Gründen sich vorhält, so wirkt leicht die recipirte dunkle Vorstellung von der großen Kluft, welche zwischen den Freunden der directen Untersuchungsmethode und der ehemaligen alten Orthodoxie festzustehen schien, so, wie wenn die Gegensätze noch jetzt die nämlichen wären. Wie viel Gutes sagt Less über die Wahrheit des Christenthums, in sofern es die allgemeine Religion enthält. Wie schwankend aber wird er da, wo er dann das positiv unterscheidende angeben und doch seinen Beweis der Wahrheit auf dieses ausdehnen soll. Und dieses ist doch, worüber man zu kämpfen glaubt! Wie sehr muß sich nicht die jetzt nur scheinbar große Differenz mindern, wenn erhellt, daß beyde Theile nicht für religiöse Moral allein, sondern auch für die Dogmen der moralischen Religion, Willensstrenge, Geistesfortdauer und Glaube an die heilige Vorsehung (oder Vertrauen, daß durch die Gottheit die Ausübung der religiösen Moralität in ewiger Harmonie mit der ganzen Natur stehe) aus einer gegen ehemals um vieles gereinigteren Ueberzeugung zusammenstimmen? Und wenn dann überdies erhellt, daß beyde Theile auch in dem Grundsatz vereinigt sind, das, was von der außerordentlichen Entstehungsart des Urchristenthums historisch erweislich und daraus weiter logisch zu folgern ist, als historisch positive Thatsachen und factische, von der Gottheit gewollte Beförderungsmittel des moralisch; religiösen christlichen Glaubens und Handelns hoch; und festzuhalten. Gehören dann drittens noch gewisse Mysterien, oder Kenntnisse aus der übersinnlichen Welt, die dem menschlichen Nachdenken nie erforschlich oder erweislich wären, auch zur ursprünglich christlichen Offenbarungsreligion, so wäre es wohl Zeit, diese als etwas nicht etwa in Indien (wie die Braminische Dreygottheit) aufzusuchen, sondern als das in der christlichen Bibel historisch klar ausgesprochene bestimmt zu nennen, und wo und wie sie entschieden zum positiven Glauben aufgegeben seyen, deutlich zu machen. So scheint es

durchaus notwendig, daß einmal wieder ins Einzelne eingegangen und die eigentliche Differenz Punkt für Punkt dargelegt werden sollte, wenn nicht über das Prädicat geoffenbarte, ohne ihm ein bestimmtes logisches Subject gegenüber zu stellen, a priori immerfort rationalisirt werden soll; wosby die Unterscheidungen von Offenbarungs- und Naturreligion, von Rationalismus und (dem gewiß nicht irrationalen) Wirblicitismus, von einer Heterodoxie, welcher doch eine ebenfalls ganz neu gewordene Orthodoxie gegenüber stehe, immer noch, den Worten und Namen nach, viel bedentlichere Gegensätze zu bilden scheinen, als sie, der Sache nach, nunmehr wegen der Fortschritte auf beyden Seiten nicht bilden. — Man streitet, welches der Weg zur christlichen Ueberzeugungsreligion sey, während der Zeitgeist auf mancherley Weise irgend einer Art von Zwangsreligion den Weg zu bahnen scheint. Auf dem indirecten Wege zur Ueberzeugungsreligion (welcher in der That so leicht und populär nicht ist, weil er, schon am Eingang, zur Gewißheit der irrthumsfreyen Offenbarung historische Gewißheit über das einst Gesagte und metaphysische Rechtfertigung des Wunderglaubens bedarf) ist der Hauptsatz des Ueberzeugten: Ich glaube, daß dieses, jenes wahr sey, ohne weiteres deswegen, weil Jesus es gewiß gerade so gesagt hat! Andere nähern sich auf dem directen Wege und bekennen: Ich glaube, daß Jesus dieses, jenes deswegen gesagt hat, weil es an sich wahr ist. Beyde Theile aber können, nach ihrer jetzigen Einsicht sich die Hände darauf geben, daß sie glauben: Jesus habe nichts als Religionsinhalt gesagt, was nicht auch an sich und nach der Natur der Sache, entweder für das Glauben oder für das Wissen, entweder als Factum oder als Lehre wahr sey. Auf dieser vereinigten, festen Basis aber öffnet sich der Uebergang zur ursprünglichen Christusreligion, einer Ueberzeugungsreligion, welche von allen entweder entbehrlichen oder sogar schädlichen, in der Zwischenzeit hinzugekommenen, Zuthaten frey macht (Joh. 8. 32.), und welche doch für alle Christen die Haupttendenz seyn sollte.

Auch der Geschichte der katholischen Kirche gibt Pl. von Leopolds II. Zeit an, von S. 533 — 555 bedeutende Nachträge. Die Geschichte des (sogenannten) Unglaubens hat keine Zusätze erhalten. Reimarus, wahrscheinlich der Verfasser der Fragmente, aber auch der Verfasser der Wahrheit der natürlichen Religion, ist der letzte in diese apologetische Rubrik namentlich eingetragene. Aber mit einer viel andeutenden Glosse von Spittler. Auch die Spittlerische freye Erklärung: „Ein großer Theil der Deutschen protestantischen

Theologen ist nicht einmal etnig, was eigentlich ver-
theidigt werden solle^a ist geblieben; wie sie selbst durch
Leß Wahrheit der christl. Religion nur allzu sehr erwiesen war.
Möge sie den oben geäußerten Wunsch des Rec. rechtfertigen
helfen!

H. E. G. Paulus.

Die Schriften des Alten Testaments. Neu übersezt von J. E. W.
Augusti und W. M. L. de Wette. Fünfter Band. Die Apo-
kryphen. Heidelberg bey Mohr und Zimmer. 1811.

Da die Manier dieser Uebersetzung und die Geschicklichkeit
der Uebersetzer aus den früheren Lieferungen längst bekannt ist
und die ganze Arbeit bereits häufig benutzt wird, so hat Rec.
um der Vollständigkeit willen die Notiz nachzutragen, daß in
dem gegenwärtigen Theil das Buch der Weisheit, Jesus
Sirach, Baruch und Tobias von Hrn. Augusti, die
übrigen alttestamentlichen Apokryphen aber von Hrn. de Wette
bearbeitet sind. Wenige, beyläufig bemerkte Veranlassungen zur
Verbesserung einiger Stellen mögen diese Anzeige begleiten.
B. Matsh. 7, 1. καὶ γηγενὺς ἀπάγονος πρωτοπλάστον.
Hr. Augusti: von Geburt ein Abkömmling des Erstges-
bohrnen. Rec. Auch ein Abkömmling des aus Erde ges-
wordenen Erstgeschaffenen — nämlich Adams. Vgl.
10, 1. — 7, 4. ἐν σπαργάνοις ἀντεράφην καὶ φροντίσω.
A. Ich ward in Bindeln gewickelt und mit Sorgfalt be-
handelt. Rec. In Bindeln wurde ich aufgezogen und unter
Sorgen. B. 7. ἡλθέ μοι πνεῦμα σοφίας. A. Es kam
auf mich herab der Geist der Weisheit. Rec. Zu mir
kam ein Weisheitsgeist. B. 3. ἐγγύειαν δοξάζει, συβίωσιν
θεοῦ ἔχουσα. A. Sie rühmet sich ihres Adels, da sie mit
Gott Umgang hat. Rec. Den Edelgebohrnen macht sie
(die Weisheit) Ehre, sie, die mit Gott zusammen lebt. B. 4.
πάντες γὰρ εἰσι τῆς τοῦ θεοῦ ἐπιστήμης. A. Sie ist
eingeweiht in Gottes Verständniß. Rec. Sie ist geheim-
nißvolle Priesterin, d. h. sie kann einweihen in
die Einsicht Gottes. 9. 4. δός μοι τὴν τῶν ὁνθ' ὁρῶν
πάρεδρον σοφίας. A. Gib mir die von deinem Throne
anzerrn lliche Weisheit. Rec. Gib mir die Weisheit,
die Besizerin auf deinen Thronen; Stufen. Mors-
genständlicher Fürsten Throne bilden einen Halbkreis von brei-
ten Stufen. Auf diesen sitzen die Vornehmsten; je höher,
je vornehmer. So sitzen die Presbyteri, des christlichen Him-
mel Magnaten, in der Apokalypse auf den Thronstufen Gottes.
Alle Würdigen sollen auch auf solchen Thronstufen an dem

Thron des Messias sitzen dürfen, Apol. 3, 21. wie der Messias bey seinem Vater der Gottheit, an dessen Thron, als der höchste Logos, sich gesetzt habe. 10, 4. σοφία, δι' εὐτελοῦς ἔϋλον τὸν δίκαιον κυβερνήσασα. A. Weisheit, indem sie dem Gerechten auf jenem geringen Holz zum Steuernuder diente. Rec. . . indem sie den Gerechten (Noah) durch jenes geringe Schiff (vergl. 14, 7.) als Steuermann führte. Κυβερνᾶν ist die Sache des Steuermanns. 10, 17. ἀπέδωκεν ὁσίοις μισθὸν κόπων αὐτῶν. A. Sie (die Weisheit) gab den Heiligen den Lohn ihrer Arbeiten. Rec. Sie gab den Gottgeweihten (Hebräern) einen Lohn ihrer Arbeiten (durch die von den Aegyptern mitgenommene Güter). 11, 6. ἀντὶ μὲν πηγῆς αἰνῶτον ποταμοῦ αἵματι. λοτρῶδει ταραχδέντες. — A. Statt daß jene sich über das blutgefärbte, stets blutig fließende Wasser des Stromes entsetzten. — Rec. hält die Lesart ταραχδέντος statt ταραχδέντες für nothwendig. Auf jeden Fall ist λοτρῶδει anders zu übersetzen. „Statt daß der unverstehend quellende Strom durch das zur Befreyung dienende Blut getrübt wurde“ — 11, 25. οὐδὲν γὰρ μισῶν τι κατασκεύασας. A. Denn du hast nichts, was du hassen könntest, geschaffen. Rec. Denn du hast nichts geschaffen aus Haß (um ihm wehe zu thun). Der Text sagt nicht: μισησῶν. 12, 2. ἐν οἷς ἀμαρτανουοῖς, ἐπομιμνήσκων νοουτεῖς. A. Erinnerst sie warnend an das, wodurch sie sich versündigten. Rec. Im Fall, wenn sie sündigen, weist du sie durch Erinnerung zurecht. 12, 5. καὶ σπλαγχνοφάγων ἀνθρωπίνων σαρκῶν δοῖναν καὶ αἵματος ἐκ μέσων μύστας διάσων. A. Die gegen ihre eigene Eingeweide wüthen, indem sie Schmäuse von Menschenfleisch und Blut, selbst in der Mitte deines Heilighums halten. Rec. (Du haßtest) das Schmausen jener (Cananäer), welche die Eingeweide von Menschenleibern aßen und geheimnißvolle Priester waren des Blutes mitten aus der (eigenen) Versammlung. μισήσας ist zu δοῖναν, nicht zu σπλαγχνοφάγων zu wiederholen, weil nicht σπλαγχνοφάγους als Accusativ im Texte steht. Καὶ μύσται αἵματος verbindet sich in der Construction; διάσος ist eine Familiensversammlung, auch eine gottesdienstliche. Der Grenz ist, daß die Cananäer Menschenblut bey den Opfern getrunken haben sollen aus ihren eigenen Volksgenossen. Was sie aber thaten, geschah auf keinen Fall in einem Heilighum. *Iehova h's.*

Wäge die am Ende dieses Bandes zugesagte Fortsetzung dieser bedeutenden Unternehmung ihrem vorgesezten Ziel immer vollkommener sich nähern!

H. E. G. Paulus.

Lohengrin, herausgegeben von Gölke und Görres. Heidelberg bey Mohr und Zimmer 1813. CVI und 192 S. 8. mit einer Vignette.

Die anfrischende, mit gutem Grund den Kreis des herausgegebenen Lohengrin überschreitende Einleitung liefert ein doppelt wichtiges Resultat, indem sie das tiefe Alter und die Volksmäßigkeit der Sagen vom Gral rechtfertigt, und dieses Heiligthum aus der bisherigen seichten Ansicht hebt. Denn anleugbar hat und verlangt unsere alte Poesie hier eben so gewiß wahren (historischen und mythischen) Grund, als in der eigentlich einheimischen Fabel; und wenn Spanier und Provenzalen auf der einen, Britten und Bretagner auf der andern Seite zu dem Ganzen näher stehen sollten, als wir, so ist schon der Hauptmythus zu allgemein christlich, als daß wir Deutsche ihm nicht noch näher, wie durch die bloße Uebersetzung verwandt seyn könnten. Zwar ist er in der letzten Gestalt, in der wir, aber auch nur wir allein, das herrlichste aus diesem Cyclus gerettet haben, uns aus fremder Quelle zugeflossen, aus Provenzalischen Liedern, die jetzt in ihrem Land nicht einmal einen Haß zurückgelassen haben, so daß wir uns wenigstens an dieser Erhaltung des Ganzen oder Besten willen ein Eigenthum darauf erworben hätten. Wie gesagt, dürfen aber auch schon frühere Ansprüche vermuthet werden, und vielleicht empfangen einige Bestandtheile der Fabel erst aus dem Einfluß Westgothischer, Lombardischer und Burgundischer Geschichten ihre Erklärung. Die Altdeutschen Stämme, wohin sie wanderten, trugen mit den edelen Geschlechtern auch edle Sagen ein, und die Mythologie, die sich z. B. auf Karl den Großen niederließ, war zum Theil nur eine Wiedergeburt viel älterer Fränkischer Sage; besonders muß die Lombardensagen erfüllt gewesen seyn, da unsere einheimische Dietrichsfabel

nicht nur auf ihrem Grund ruhet, sondern auch manche Namen und Dichter erst aus ihr erklärt werden können; vielleicht sang man selbst in der frühesten Romanischen Sprache von den Deutschen gelernte Lieder, und auf diese Weise ist der unserer Fabel ganz zugehörige Lateinische Walter nebst anderen ähnlichen untergegangenen wahrscheinlich im Ausland gedichtet worden.

Die Dichtung vom Gral und seinen Hütern griff jedoch noch viel weiter in Europa um sich, und überhaupt sind wohl in keine einzige alte so vielerley Fäden verwickelt gewesen. Unser Verf. hat das Verdienst, den Saracenischen und Byzantischen Bestandtheil daran hervorgezogen und sinnreich unterstützt zu haben; vielleicht einiges zu bestimmt hingestellt oder stehen gelassen, wo es bey dem Ausgang der Nachricht kaum thunlich ist, so nach Zeit und Ort Finger und Hände der Menschen anzudeuten zu rechnen, wodurch die göttliche Dichtung gelaufen seyn soll. Dahin ist wohl zu zählen, daß der richtig angegebene Gegensatz zwischen Süd- und Nordfranz. Sage gleich auf einen zweifelhafteren zwischen Iberischer und Britannischer Priesterschule zurückgeführt wird; besonders auch weil damit, wenn schon der Gral und alte Mönchsorden untereinander in Band stehen, auf das Volk zu wenig geachtet wird, aus dessen Mitte doch, wie allzeit, die epische Lebendigkeit des Gedichts, gleichsam Leib zu der Seele, erzeugt werden mußte. Sehr interessant wird, während sich der auf Kypots Zeugniß freylich fest gegründete Arabische Durchgang mehr in Aeußerlichkeiten (den Planeten, und einigen Eigennamen) zu erweisen scheint, da gegen der Griechische mit der Architectur des Tempels selbst, überraschend und geistreich bekräftigt. Diese Ausführung wirft auf unsere alte Kirchenbaukunst neues Licht, die ein Theil von der Griechischen loszuschneiden und nur aus ihr selbst, der andere nur aus jener erklären möchte, da sie doch nach einer, wie es scheint, durchaus statthaften Vergleichung aus dem alten Gerüst neu aufschlug und im Sinn eines jeden Epos zusammen alt und neu lebend war. Um zum Gral zu kehren, so mag die Britannische Mythe davon doch unlebendiger und mündlicher geblieben seyn, und wurde nicht so innig mit der heimischen Wallis'schen von Artur verschmolzen, als die südliche

mit denen von Titrel, Anfortas und Eschionatulanter. In dem sich jene unmittelbar an Joseph von Arimathia, Galaad und andere biblische Namen schließt, enthält sich diese aller dergleichen Spuren und selbst der nicht unähnlichen, noch jeho lebenden Markilianischen Legende vom Lazarus und S. Marzoreta. Wiederum aber hängen beyde Recensionen dennoch, wenn auch leise, zusammen, wie offenbar Drons oder Ebrons zwölf Stühne sich in denen des alten Titrel abspiegeln. Aber Eps der Dronenzale (dessen Namensähnlichkeit mit dem allens falls gleichzeitigen Nordfranzosen Guiot von Provins, der Stadt, ein bloßer Zufall ist) las auch Brittanische Chroniken, vielleicht bereits den Moumouth, dessen großen Werth unser Herausgeber lebhaft erkennt; doch könnte die Einmischung des Artus in die südliche Sage auch sonst und schon früher vorgegangen seyn.

In den Büchern von der Tafelrunde stoßen wir auf viele ursprünglich Altbrittanische Namen, und dieses Land hat an der inneren Localität den größten Antheil behalten. Dahin gehören z. B. Artus (Arthur), Gwalmai (irisch galwyn, d. i. Galwin, Galban, Gauvain), Owain (Iwain, Iwan), Tristan, March, Effyt (Isalde, Isot), Eluned, Kai, Myrzin (Merlin), Uterpendragon u. a. Allein in unserm Titrel und Parcifal (die nicht wie Tristan, Iwain, Erec &c. aus der Englischen durch die Nordfranz. Quelle zu uns gelangt sind) spielen auch gerade alle diese Helden keine Haupt; sondern nur untergeordnete Rollen. Die eigentlichen Helden darin (mit Ausnahme des Trefizent, der wohl der Wallis. Trewreddyn ist, nach der Analogie von Merddin, Merzjn) führen sehr Unbrittanische Benennung. Von einem Titrel, Anfortas &c. weiß weder die Britische, noch Bretagnische oder Normännische Sprache und Mythe etwas, selbst Parcifal (Parceval) könnte in die letztere vielleicht erst aus Südfrankreich eingebracht worden seyn, um so mehr, als ihn Gheres nunmehr treffend aus dem Orientalischen Parfi Sal erklärt hat, so daß dadurch, was auf bloß mythischem Wege in den altd. Wäldern Hest 1. gefunden wurde, nicht wenig bestärkt werden kann. Parcifal ist genau der junge Däumlingscharakter, halb der unwissende, dumme, dunkle; halb der

lichtigemale, strahlende, wegen welcher letzten Bedeutung noch an die trefflichen Bemerkungen über Persens, Perses u. eines unserer scharfsichtigsten Mythologen *) erinnert seyn mag. Glücklich ist auch aufgefunden, was Flegentans bedeutet, nämlich soviel als das Pers. Felekdanesh, d. i. Sternkundiger; im Lied vom König Tirol heißt er Flenetnis, und im Apollonius von Tyrland kommt ein Heide Namens Flegedein, im Französ. s. Greal eine Flegentine (Nasciens Frau) vor. Nimmt man zu diesen und den Planetennamen noch einige andere, wie Sabbilor, Azubar, Senabor (Sendeber, Sindsbad), vielleicht auch Feirefiz (Ferasis) Arabadille, Secureis, Secundille, Delacane, Bazamanch, Azaguch (auch sonst, z. B. den Bibelung), Baruch u. **) und die milde, ehrenvolle Behandlung der Heiden hinzu, so wird über dem Saracenischen Einfluß auf diese Fabel kein Zweifel bleiben. Die Epoche fällt aber vor die Kreuzzüge, aus denen man in unserer alten Poesie nur gar wenig erklären sollte. Zunächst liegen nun manche Romanische Namen, Spanische und Provenzalische, oder die durch die vermittelnde Lateinische Uebersetzung ausgegangen seyn können, wie: Montsalvatsch Ryt, Richoude, Malcreateure (der Zwerg), Mahut (Mithilde), Bonifante („zu trüte — lies; tinte — Kind das gute), Gardevias (Hüt der Fährte); auch deuten bestimmt dahin die Liebsklingensendungen auf el, ille (ello, illo, illus) in Parille (Beryllus, bekanntlich der Edelstein, von dem unser Augenglas Brill den Namen hat), Argeille, Secundille, Arabadille, Eltzabel, Frimutel, Titurel, Scirmel, Rngrimursel, Garel u. so daß um ihrer allein willen der einmalige Durchlauf des Gedichtes durch die südliche Sprache nicht ab; und der nordfranzösischen nicht zugesprochen werden kann ***). Dies wird

*) Kreuzer Symb. 4. 23 ff.

**) Baruch, Baruf scheint verwandt mit Maroch (wie man für Mahomet Bahomet und Basomet findet), daher die Marochsen (Marockaner) ursprünglich Leute des Baruch sind.

***) Sonst würden wir gardevoie bonensant etc. statt gardevias bonifante erblicken. Daher auch die unfranzösischen häufigen Formen: dunzille, capphanie, rotunde, castell rotte, solimant, soldamenten u. das isch (dj) statt j.

noch merkwürdiger, sobald man erwägt, daß wiederum der eigentliche Grund mancher der letztgenannten Wörter ganz aus derstun weist, namentlich auf den Altdutschen Bestandtheil. Steht nicht in Frimutel Friedemund oder Freymuth (vergl. Fromund, Härterer hat Furmontelle, woher die französischen Namen Jourmont, Frimond) in Scirmel Schirmel? Sigune, die erste Heldin, heißt ganz Deutsch oder Nordisch (Voles Frau bekanntlich Sigun, vergl. auch Sigrun) Ehtunat ist Ekenat, Elenot, dazu treten in Episoden und wohl zu merken stets nebeneinander auf: Friedebrand (bekannt aus dem Gedicht von König Etzel) Isenhart, Herlind, Jernand (hernando, Ferdinand), Hätticher, Schiltun (vergl. Schiltun in den Nibelungen), Eidgast, Bränland, Uherland. Es ist nicht glaublich, daß der Deutsche Umdichter diese Namen eingeschoben (wie einmal die Erwähnung der Hessen und Braunschweiger; im Lohengrin ist der Deutsche Bestandtheil ganz anderer Art, d. h. später), wogegen nicht bloß eine gewiß gehaltene Treue, sondern auch das episodische Eintreten der meisten genügt; Hauptnamen aber, wie Sigun und Frimutel sind eben darum nicht statt anderer eingeführt, weil man sonst auch die übrigen wie Tschionatwiler, Parcifal, oder wenigstens die un deutsche Endung mutel in much oder mund geändert würde haben. Folglich müssen, wie es scheint, diese Deutschen Klänge schon im Provenz. Original da gewesen sein, sind also aus der ältern Deutschen Einwirkung abzuleiten; an dem Altdutschen Namen aber haben auch Altdutsche Mythen gehangen. Titurison heißt doch wohl deutlich: Sohn des Titurus, wie Schweden und Niederdeutsche noch heute ihr son und sen in solchen Fällen anhängen; dieser ganzen Namensfolge liegt aber eine mythische Genealogie unter, welche der letzte Dichter längst nicht mehr verstand, weil nicht Titur von Titurison abstammen darf, sondern das umgekehrte das rechte ist. Allein der Mythos spielte gerade in dem Namen Titur, in dem er ihn aus Titurison und Elizabeth versteinern wollte. Eundrie la Surziere (Zauberin; sorcier, surziere kommt von soreio, sorax Maus, und heißt eigentlich Mausmacher, welches man Hexenmeistern sonders Schuld gab) wird wohl zu merken nicht: Zauberin übersetzt, denn

der Dichter wollte seine Quelle nicht fälschen, allein Endre selbst ist Deutsch, von Runder (Scheffel), genau entsprechend dem Altfranzösl. dame hideuse, wie sie in Christs Perceval heißt. Derselb, wie Länder und Städte: Dolet, Sibille, Verbesten (Varbastro), Aglei (Aguileja) Graswald (graisvaudan) muß selbst der Talphin mit dauphin und dem Desinat zusammenhangen; ein seines Ursprungs halber sehr dunkles Wort. Auffallend Spanisch ist Urepanse; Pels rapetre, Beaurepair, könnte eben so gut von ribera, ribeiro, ripar Uferpfad, als vom Französl. repaire stammen, am wahrscheinlichsten gehört letztes selbst zu dem ersten, wofür unser Wort Revier (Fluß, Wohnung, Wohnung am Fluß) und die alten Ripuarier sprechen. Sollte aber der Ausgang des Namens Eschionatusander nicht Griechisch seyn? *) (wie Menander, Perikander u., auch heißt eine Nebenfigur hier Florander.) nimmt man einige andere: Prothigilas, Pyramidon, Olympia, Pompesius, Anthionos, Allicrates, Archaior, Hippoliton, Transalpin, Possionius (Possidomus) u. a. dazu, so möchten diese die Griechische und Lateinische Nennung durchblicken lassen; und haben nicht auch manche andere alte Fabeln des Mittelalters, wie die von Alexander, Apollonius v. Tyr dieses Medium erfahren? Desto zweifelhafter sind einige der Hauptnamen, wie gerade Titarel, wober man an den Hirtennamen Titens aber auch an Titus oder an Titta, Tita, Vater, Ahn, denken könnte. Wie wenn es das Aldeutsche Diether (Thierry) wäre, Theodorellus und Eltuffon filius Theodoric? Auch das sonst unerklärbare An, oder Amfortas dürfte mit Anstot, Hamfrod, Hansfried verglichen werden. Enneware ist sicher das nordische Gunnvör, Herzelaube wohl horsilla, viel zweydeutiger Endwiramurs, vielleicht nicht von

*) Das übrige aus eben dieser Sprache zu leiten, wäre gemagt. In der Variante Scopnatulander liegt die Ähnlichkeit mit Scopyane (Josiane?) am nächsten. Sonst könnte man an oxia Schatten, Dunkel denken (wie Dionysus σκιάς heißt), weil ihn Sigun unter dem Schatten der Linde todt in Armen hält, auch wird er der grüne, laubgrüne genannt.

amour und conduire, condurre, conduiren, sondern diesmal etwa aus dem Britischen zu leiten, wo gwynn (gann) weiß, du schwarz bedeutet. Nämlich dies würde zu dem Mythos von Schnee, Blut und Rabe passen, und selbst dadurch unterstützt werden, daß Gundramurs im Altfranzösischen Gedichte Blanchefleur heißt (d. i. die Weißrothe).

Von diesen kleineren Untersuchungen, die für die Wanderungen der Dichtung vom Gral eben so bedeutend werden könnten, wie Sprachforschungen in der Geschichte der Wälscherwanderung leiten, ist es Zeit zu dem Inhalt der Fabel selbst zu lenken. Gleich allem wahrhaft heiligen ist der Gral in uralten Erinnerungen der Helden vorgebildet und an die Mythen des Christenthums selbst fest gebunden. Er befaßt in sich das göttliche Blut, die süße und bittere Seelen Speise, aber in einer zweyten Potenz speist er auch irdisch nach dem Wunsch derer, die ihn besitzen; wie aber Mahna vom Himmel gefallen ist, waren es auch die drey höchsten Heiligtümer nach Herodot, die gleichfalls ihren Hüter vor Alter bewahrten, wie der Gral. Dieser ist darum nicht allein der heil. Kelch der Christen, sondern auch nach E. XV. XVI ganz richtig der Naturkelch, Lebens-Quell, und Seelenbecher (καταρ), den Aegypter von Hermes, Griechen von Dionysus, Perser vom Dschemschid kennen und verehren, ja er ist selbst in neueren Volkssagen die wunderbare Flasche, die sich selbst füllende Schüssel, das nie leerende Krüglein. Wie aber nun diese in das Tuch, womit man den Tisch deckt, oder den Tisch selbst übergehen, d. h. ein Wunscheltuch, Wunschtrich werden, so wird die Idee des Grals auch durch den speisenden Tisch ausgedrückt, worauf der Wunsch des Grales gesetzt ist, und die Gerichte tragen sich, wie auf des nördlichen Nixen Ager Tafel von selbst auf. Der Sonnenheld Parcival findet den Gral; wie Dschemschid den Sonnentisch; an den Sonnentisch der Aethiopen hat schon Görres erinnert, es scheint aber auch, daß die mit dem Gral zusammenhängende Tafel eben dahin gehört. Weiter noch führen könnte die aufdringende Bemerkung, daß in Sprachen und Mythen Feuer und Schiff nur eins sind, woben es hier genügen wird, bloß auf: Faß und Gefäß, vase, vaisseau, Urle (Kiste),

Warte, Rachen, navis, Raus, Tonne, tonneau, Becken, Becher u. hingedeutet zu haben. Darum ist nun der Gral, d. h. der Krug zugleich das Sonnenschiff*), darum reist der Gral und befährt die Gewässer. Hiernach rührt er an die Idee von Noahs (Dionysus) Arche**), und steht, wie diese auf dem unzugänglichen Ararat oder Sinai, auf dem unnahbaren Montsalvatich (Erhalten: Hilfe: Berg). Vielleicht begreifen sich nun zwei andere Eigenschaften des Grals: 1) Die Arche wirkte auf die Form der Bundeslade, diese auf die des Tempels; eben so jener auf die christliche (Griechische und Gotische) Kirchenbauart, und etwa hängt daran selbst der Name des Schiffs (nek) in der Kirche. 2) Warum im Altfranzösischen Roman so häufige Erscheinungen von erleuchteten Schiffen und Rähnen vorkommen. Ist aber das Schiff, worin die Gralhüter sitzen, er selbst, so wird nun auch verständlich, warum der Gralhüter ein Schiffer und Fischer ist. Daher die Namen König Fischer und roi pecheur, am bestimmtesten spricht es das Französische. Auch bey Gelegenheit des Alain (Anfortas) aus: „ilz misdrent nom a Alain le riche pescheur et depuis ne luy cheut le nom, et en l'honneur de luy depuis tous ceulx, qui furent esleuz a garder l'arche, furent appelez les riches pescheurs.“ Der Gral aber sättigt die Menge gleich dem wunderbaren Fisch, den der Heltand auftheilt. Und darf man „von Leigen Herzen“ diese „wilden Geheimnisse zahn machen“ wollen, so möchte auch hier aus dem mythischen Ineinander greifen der Idee eine epische Sage gesproßt haben, und der Uebergang zu der speciellen Geschichte Lohengrins leicht gefunden seyn.

Die Pfleger des Grals sind Krieger und Könige, aber auch Priester, denn auch die Tonsur der Mönche, deren einzige erlaubte Fleischspeise der Fisch war, hieß und bedeutete eine Krone. Treueigent diente dem Gral franger als die anderen, er war ein Einsiedler, aß gleich dem Brandan und

*) Hug über den Mythos S. 254 und not. 4.

**) Neubritische Mythologen, die sehr beschränkt alles und jedes auf die Arche zurückführen, würden hier gern-beyfallen.

den Braminen nichts, worin eine lebendige Seele gewesen war, oder was sich verblutet hatte und wohnte in der Wästeney. Aber die andern Ritter zogen in Abenteuer. Beym Gral galt die (noch nicht hinreichend erklärte) Regel: „daß die Männer heimlich, die Frauen öffentlich von ihm gegessen wurden.“ Ausdrücklich steht dies im Parcifal 14755. 14774. 14836, im Titurel 6051 und im vorliegenden Lohengrin 713, nirgends aber in dem Französischen Prosabuch. Die Geschichte Lohengrins ist aber ganz darauf gegründet (s. fr. 228. der aventure grunt das melden gar besläßet, d. h. das Weiden der Frage nach seiner Herkunft, die ein Geheimniß bleiben mußte. Der Titurel erklärt es gewissermaßen als eine Strafe für das von Parcifal vermiedene Fragen, die nun, auf seinem ganzen Geschlecht lastete). In einem Schiff fährt der Gralritter an und wieder von dannen. Der Schwan (Wasservogel), der den Rachen leitet und ihn unterwegs mit dem gefangenen Fisch speist, ist ein Engel, in den er sich auch vor dem Priester verwandelt, denn der Engel heißt der Schuß zusüßternde weiße Geist (ahma spiritus, woher: ahnen und schwanen, mente praesagire), er erscheint in lichter Engelsfarbe (Str. 67. 78.) und ist mit dem S. XXXI, wohl erklärten Egidamon (Agathodamon) identisch; im Gegensatz bedeutet der Teufel den Luchs (lynx) das schwarze Thier, gerade wie sich Zobel, Zaubon und Diavolo berühren. Der Altheutsche oder provincieller Name des Schwans ist aber Alp, Elb, d. i. der weiße, odor, er ist ein Alsur (Licht). elfe, in andern Mythen der mit himmlischer Hülfe gesandte weiße Ritter, oder der Tafelrunder Helyas le blanc; Helias heißt aber auch einigemal der Schwanenritter. Weißlich aber auch Schwan und Taube (d. i. weiße Taube, reiner Geist) oft vertreten, z. B. im Friedrich von Schwaben, der als Wielant höchst merkwürdig mit dem altnord. Wölsundr eine ist, Angelsburg die Schwanenjungfrau als Taube wegfiegt; so ist nun die Taube auch des Grals Wappen, und Vogel der Arche Noah, nachdem Noah früher den schwarzen Teufelsvogel, d. i. den Raben hatte ausfliegen lassen.

Das Mythische und Natürliche liegen sich allermwärts nah, und es ist in letzterem begründet, das Schiff dem stolzschwimmer.

men den Vogel zu vergleichen, oder die Schnäbel der Schiffe mit Band und Schwanenhälsen zu bannen, allein dadurch wird das Mythische weder erklärt, noch widerlegt. Es ist S. LXIV ff. sehr anschaulich gezeigt worden, wie diese uralte Fabel von seltener Liebllichkeit in dem sagenreichen Anstrasien, dem auch der Reinhart Fuchs so viel dankt, thätigenthümlicher Bitte gestanden, denn sie hat sich in die Sagen von Karl dem Großen; von der Tafelrunde und Gottfried von Bouillon niedergelassen. Außerdem in noch localere Familiengeschichten, wie die Elvische, Jülichische und das zwischen der Waal und dem Rhein mächtige Geschlecht Leisterbant, welcher in Deutschland in das der Herren von Schwarting und wohl noch andere mehr, die gleichfalls Schwan und Schiff in Schild und Wappen führen (Str. 503. 532). Sonst sind in Deutschen Mythen weiße Schwäne auch weiße Jungfrauen, im Isl. heißt Schwan selbst Jungfrau, und im Norweg. (nach Hölzlager) der Vogel Kolmoya. Daher die Meerweiber, die in den Nibelungen sich baden, Schwäne; die Hemder, die ihren Hagen wegnimmt, Schwanhemder sind, und der Ort, wo sich dies zuträget, bedeutend Schwannensfeld heißt. Wie aber diese drei Meerfrauen sangen und weis sagten (weisse, sapiens = weiß, albus), waren es in einer andern nordischen Mythe drei weissagende Schwäne (Sühn i. 272). —

Wenn unser Herausgeber S. LIX in der doppelten Erzählung von Lohengrin auch wieder den abigen Provenzal. und Nordfranzösl. Gegensatz wiedererkennt, so ist dabei gleichwohl zu bedenken, daß damit nicht alle die Dunkelheit der bekannten Stelle zu Schluß des Parzival ausgeglichen oder befriedigend gelöst wird. Es ist zwar ausgemacht, daß Lohengrin oder Loherangrin in mehr denn eine Mythe greift; namentlich mit dem Altbrittannischen Elvgrin (den auch Shakespeare in seiner Lokrine bearbeitet) und dem Altfranzösl. Garin de Loherains (Loherangarin) zusammenhängt; daher auch wahrheitlich der Name von Lothringen selbst aus ihm erklärt werden muß. Allein die beyden letztern Fabeln haben sonst keine Aehnlichkeit mit unserer und besonders nichts vom Schwanschiiff. Ferner, daß Christian von Troyes diese Geschichte jemals gekannt oder

beachtet habe, ist weder aus seinen übrig gebliebenen Werken bisher ermittelt, noch daß er in seinem Erec darauf zu sprechen gekommen, wahrscheinlich, als welcher ganz aus dem Kreise des Gais und Parzivals schlage, obwohl er der Tafelrunde angehört. Hierzu kommt, daß der Cycloper Ulrich Günterer, der freylich Nordfranzösl. Dichter, vermuthlich Roberts von Borron, unter die älteren Deutschen mengte, beide Abenteuer Lohengrins auf, und nebeneinander erzählt, und den Helden, nachdem er schon von der Eis geschieden war, auf ein neues zu Belage sendet. Es ist unrichtig, das Zurücklassen der Kleinode, die Ankunft im Schiff u. was nur auf die Eis von Brabant paßt, auf die Belage von Pylaborie überzutragen, wie im Alt. Museum 1. 530 geschehen. Wie sehr ist hier der Werth der Provenzalischen Quellen zu bedauern! Noch manche andere, den Nordfranzosen unbekannte, oder unbenutzte Dichter scheinen von den südlichen Dichtern bearbeitet worden zu seyn, z. B. die von Garel, von Eulanz und Earsite u. a. Das eigentliche Verhältniß der Arbeiten eines Ryt, Robert von Gordon, Rustician von Pisa, Arrobian von Eöth, Thomas von Toledo (der vielleicht mit dem gleichnamigen Thomas von Britannien verwechselt wurde), Copiane von Daudas (? Babilons von Baldach), Traudantides von Ventans ist kaum mehr zu entwirren, ihre Namen und der Inhalt ihrer Werke sind mit Finsterniß bedeckt. Crescimbeni Vol. 1. l. 5. c. 5. gedenkt aber namentlich des Poeta unter andern Tafelrunden.

Ueber den poetischen Werth des hier zum erstenmal abgedruckten Altdeutschen Lohengrins wird man gewiß dem Herausgeber bestimmen, der auch den Schluß des Gedichtes unter den wahren Gesichtspunct bringt. Es artet ganz und gar in eine Deutsche Chronik aus, allein überall bricht diese Richtung auch früher vor, und jenes ist nicht etwa ein späterer Anhang, sondern aus einem Guß vom nämlichen Dichter. Die Frage nach diesem würde hier zu weitläufig abgehandelt werden müssen und in den Wartburger Krieg verwickeln. Vom Parzival, weniger vom Titel, ist der Styl abweichend, wo nicht ungezierter, doch unfeiner und härter. Lieber will Rec., dem ohnehin sein näheres Verhältniß zu dem ihm so werthen Buch

Raum durch das Einhalten alles Lobes gespart hat, den übrigen zu einigen Sprachbemerkungen und Druckfehlerberichtigungen anwenden. Da die beiden vatikanischen, vielleicht nicht stets scharf genug verglichenen Handschriften (die Auffindung des dritten Fragments zu Coblenz selbst war nur mehr eine äußere Bestätigung des Herausgebers zum Werk) keinen sonderlich correcten Text gewähren, ist es um so mehr zu bedauern, daß der viel bessere des Wartburger Kriegs nach dem Maness. und Jenaischen Codex zu den ersten 30 Strophen nicht zu Rath gezogen worden. Die Strophen hätten auch zur vielfachen Bequemlichkeit sämtlich beziffert werden sollen; da sich jeder Leser diese Kleinigkeit in seinem Exemplar nachholen wird, citiren wir schon jetzt nicht nach den Seitenzahlen. I. 8. lese man na bi st. unbi. III. 5 und mehrmals im Verfolg: stegel. st. flegel. V. 2. iz wisor. 4. 5. ham (Angel) und scham st. hain und schain. 9. meisterspaffen. VI. 2. besern slac. VII. 7. kumenden st. kunden. 10. kan ich furte. VIII. 6. ew (euch) st. ei. 9. waten st. warten. XII. und XIII. Hieronymus st. Uranias. XVII. rürt ich der enzen bere. 4. ze urse in. XIX. 7. behesten st. behelften. XX. 7. magt st. mache. XXI. 10. gienc st. gient. XXIII. 9. so kan ich. XXIX. 2. sprach st. spach. 7. 19. versindere. geren. XXX. 9. Horant st. hovent. XXXIV. 9. ganz st. ga. XXXIX. 2. nu klage mir. 6. geruder st. geruder. XL. 3. sluc. 10. betwingen st. betwungen. II. 10. ge wir. L. 1. schene st. schene. LV. 6. Lohengrim st. Lohengrin ist wohl weder hier, noch in der Rubrik ein Fehler, sondern nur die ungewöhnliche Here, aber richtigere Form, vgl. Isangrim und grin u. m. s. LVIII. 5. sein st. sien. LIX. 10. uns sagt st. und. LXIV. 2. schief st. schelf (Schiff). LXV. 4. wol st. mol. LXIX. 7. chören st. thören. LXXI. 2. mer st. mere. LXXII. 5. gie do die. LXXXI. 6. ze sampne. LXXXIII. 9. empsothen. LXXXVIII. 4. im waren. XC. 1. das Comma zu streichen. 4. hinter: sätze er eins zu setzen, so wie hinter: si ein Comma, kein Colon. 5. zwai st. zwei. XCI. 7. herce st. herte. XCII. 8. i. sinewel. XCVI. 9. eteswa. C. 6. zu ir, und das Semicolon hinter: wizen zu löschen, dagegen 7. hinter: kensch ein Comma zu setzen. 8. der grefin. CI. 7. des man mohte.

OHII. 7. 8. Das Fragezeichen nicht hinter leben, sondern hinter:
ter: morgen zu stellen. GVIII. 4. der aventure, und kein
Comma hinter gruns. CXV. 5. hinter: uns ein Comma, wels
des nach: überein zu tilgen. So 9. hinter: strowen zu sehen
und hinter her zu löschen. (Wir werden ferner diese kleine
Versehen, die jeder leicht bessern kann, der Kürze wegen übers
gehen.) CXX. 5. ist de u noch in 3. 6 zu ziehen. CXXIII.
l. valwisch, d. i. Wohn, papaver, Schwedisch valmd.
CXXVII. 7. figenust. CXXVIII. ganc oder genc st. ginc.
CXXIX. geniezzen st. gemezzen. CXXXV. itel st. edel.
CXLII. 1. wohl: nicht die rede sparn. 5. ist ein i m übers
stüssig. CXLIV. 10. entschlossen. CLIV. 1. 2. ist wohl:
wirret und virret zu lesen? CLXI. 3. dieser not. CLXXIII.
6. nachstet (Nachtlager). CLXXVII. niten st. miten. GLXXXII.
2. mit getvet? CXCI. 1. von dar. Die zweyte Zeile fehlt ganz;
denn 6 und 7 sind zusammen in eine zu ziehen. CXCI. 10.
vergehen. CCI. 7. die nacht genommen. CCH. 3. figenunfte
st. ste genunfte. CCVIII. 1. telramander. CCXIV. 10. säften.
CCXVI. 3. gespenge. CCXXIX. 9. ur — en. CCXXX. fehlt
nicht 9, sondern 10, die aus Tiefs Abschrift ergänzt werden
kann:

— — — durch den willen min
bring uns zu end der aventure meine.

CCXXXIII. 6. sazzet. CCXXXVI. 7. 8. falsch abgetheilt.
CCXXXIX. 3. erscriete statt erschiere. 4. 5. sind corrupt.
CCXLVIII. 3. gewizzet. CCLXXIX. 8. wurden. CCLXXXII.
2. vor st. von. CCLXXXIII. 3. snüre. CCLXXXVIII. 5.
wohl: farfuzvoll, dem Vortrab. 6. gvelle gevelle. CCCII. 3.
antvang (Empfang). CCCV. 8. moze Provinzialismus für:
maje. CCCIX. 2. kesserin. CCCXXVI. 7. scholde. CCCXXXV.
7. werlte. CCCXXXVII. 9. in st. im. CCCLXXI. 2. zwels
fets dint, gewöhnlicher: unterbint, wie Str. 509. CCCXCI.
10. mieten. CCCXCVII. 4. die besten. CCCCXVII. heit
st. hie. CCCCXIV. 7. Jupiter ein ir Got, CCCCXIX.
8. als. CCCCXVIII. 6. helmen. CCCCLIX. heme =
hemet; Hammer. CCCCLXI. 1. witer st. schitter. 5. nachvol
gunden. CCCCLXIX. 6. drie. CCCCLXXVII. 4. ritterlic
zur folg. Zeile: DV. 5. snarren. DX. 4. da von. DXII. 7.

von Dettich. (Dietz). DXVIII. 10. wie die nu. DXXXVIII. 10. sunder. DXLVI. 3. optisch st. Ortpits, ein kühnes und festenes Adverbium, soviel als: übermuth, überort. DXLVII. 5. der untat. DLIII. 10. fehlt hinter: je ein Subst. etwa: per, Wären? DLVI. 9. anander, einander. DLXI. 9. ente h.a.r.c. DLXIV. 8. 9. gesmide. libe. DLXVIII. 4. endigt mit: wider, uf gesetzan gehört zu 5. DLXIX. 10. nichts. uf. DLXXI. 6. zucken. 7. geeigent. DLXXIII. 8. ertobt. DLXXXIII. 10. mit volge. DXCIH. 2. swekt. DXCIV. 4. ist unverständlich. DCII. 7. jahan st. jagen, oder wenigstens bedeutet dieses jenes. s. 642 jagt. DCVIII. 3. Prabant. DCXIII. 4. des landes gehört noch zu 3. 8. dach st. bach. DCXVIII. 1. Nu. 10. under snüren. DCXX. 7. hofirten. DCXXIV. 10. ougenblicke. DCXXVII. wan ich tr. DCXLV. 7. kunst st. kunst. 9. swem st. swenn. DCLVIII. 3. gemeinlich. DCLXIX. hinter 3. fehlt eine ganze Zeile, 6. 7. bilden nur eine. 10. liezze, er e vil senfter. DGLXXXII. 7. und die. DCXCI. 10. geslehze. DGXCH. 3. geslichen. 6. zeswer. DCCX. 5. hat st. har. DCGXV. 5. lichtgevar. DGGXXIV. 3. leip. 7. elagender. DCCXXVII. 9. undeutlich. DCCXXXIII. 10. mit grozzer. Das Comma hinter bekennet zu streichen. DGCXXXVIII. 9. Kriechen. DGCXLIX. 6. mas? vielleicht: wasser. DGGL. 2. widervil den sic. DGGLIII. 8. das erste genant zu streichen. DGCLXV. 1. ist ein fragmant (ist ein kleines Schiffein bey seinem großen Schiffe). DCCLVI. 4. 5. sind dunkel, Adellung S. 45 liest wohl besser: tromes: wurz und purz, in sofern man unterm letzteren: Gesellschaft verstehen darf. 7. gescaf. Merkwürdig ist hyr für Feuer in der folgenden Zeile, wie das Isl. hyrr. Insgemein fehlt es diesem Altheutschen Gedicht nicht an merkwürdigen Wörtern und Bildungen, wie sich in Eschenbachs Parclsal schwerlich ähnliche finden ließen; manche weisen auf die Rheinische Mundart, wie trekten für ziehen, das aber auch im Titarel und Drause unterläuft; anderes erinnert an Frauenlob, dem der Herausgeber das Gedicht zuschreiben möchte. Alles dies aber verlangt eine ausführliche, hier zu raumspielige Erörterung.

J. Grimm.

Commentariolus hist. litterarius et ecclesiasticus de vitis patrum Norimbergae a. 1478. divulgatus, in quo earum auctores simul ruspantur. Nürnberg. bey Lechner. 1813. 26 S. in 8.

Einer der vordersten Geistlichen zu Nürnberg macht sich hier das Verdienst, die litterarische Seltenheit: „Opus vitas patrum appellatum“, wie es Anton Coburger zu Nürnberg 1478 das erstemal, in groß Folio, herausgegeben hat, nach seinen vier Abschnitten zu beschreiben und dem Ursprung des Inhalts nachzuspüren. Der I. Abschnitt gibt, nach seinem Epilog, theils Vitas et Convergence s. presbyterorum Aegypt. et qui in scithi (Σκητη h. e. Nomo ad aiveum Rubasticum ab Occidente juxta mare sito) et thebaida morabantur, quemadmodum b. Hieronymus multo labore conspexit et relata a fide dignis auditit et conscripsit, theils Gesta S. Presbyteror. Aegyptior. scithie et thebaide, quae b. Hieron. autentice conscripta reperit, imo etiam ab aliis translata in unum collegit. Der Verf. zeigt, daß dieser Hieronymus nicht der berühmte Schriftsteller ist. Dieser sagt von sich: Lustravi Coenobia nitriae et inter Sanctorum choros aspides (Origenianer) latere perspexi. Protinus concito gradu Bethlehem meam reversus sum. Apolog. ctra Rufin. 3, 7. Manche der Beschreibungen spricht, wie wenn sie von einem Augenzeugen verfaßt wäre. Dies mag jedesmal der erste Urheber gewesen seyn. Was wir aber jetzt lesen, ging durch Uebearbeitungen und Uebersetzungen, auch noch ehe ein Hieronymus die Vitas sammelte. Der Verf. hält den Hieronymus Dalmata, einen Presbyter und Mönchen vor 395, dessen Historia de Vitis Sanctorum in Aegypto im Cd. 1213 der Colbert. Biblioth. sich findet, und von der Historica Lausiaca des Palladius eine Quelle ist, für denjenigen Hieronymus, von welchem der vorderste Theil der Sammlung herkomme. Presbyter Cardinalis, wie ihn die Titel nennen, war weder dieser, noch jener, da nur ein bey einer bestimmten Gemeinde angestellter Erypriester diesen Beynamen haben kann, der berühmte Hieronymus aber an keine Kirche gebunden seyn wollte. Der II. Abschn. enthält adhortationes patrum profectionesque (Fortschritte) monachorum. Diese soll, nach dem Epilog Pelagius Diaconus romanae ecclesiae et abhinc deorsum Johannes, ejusdem ecclesiae Subdiaconus aus dem Griechischen und Lateinischen übersetzt haben. Der Verf. versteht S. 23 unter diesen, mit St. Barneselt, die nachmalige Röm. Bischöfe, Pelagius I. (gestorben im März 561.) und Johannes III. Der III. Abschn. gibt LIV. Capita de regula

et conversatione Aegyptior. monachor. et eor. qui degunt apud Palaestinam vel Mesopotaniam, von einem Mönchen, der aus Marbone nach Alexandrien überschiffte, um die Orientalische Möncherey kennen zu lernen, auch den Hieronymus zu Bethlehem besuchte. Sulpicius Sev. c. 3—22. und 24 sq. beschreibt die Peregrinatio Postumiani, als eines Galliers. Der IV. Abschn. gibt die von Parlasius Griechisch verfaßte, vom Presb. Martinus ins Lateinische übersehte Exhortationes de laude et efficacia virtutum. Für den Sammler des Ganzen hält der Verf. den Gregorius Turonensis (gestorben ad XV. Kal. a. 395.) vgl. Ruinarts Vorrede zur Ausgabe der Werke dieses Freundes der Mönche und Mönchswunder. Paris. Fol. 1699. Alle hier enthaltene Aufsätze sind älter als dieser Gregor. Des Verf. Urtheil über das Ganze ist: Die Monachi medici (?), qui sanctiones suas in miraculorum myriades converterunt, möchten von den jüdisch, ägyptischen Therapeuten abstammen. Die ganze Sammlung enthält Casestungen, Visionen, Mirakel und Kämpfe mit dem leidigen Teufel in Menge. (Eine schöne Fundgrube also für die religiöse Legenden-Poesie!) Einige Elogien seyen mit Sterblichkeit geschrieben, aber auch mit groben Fehlern gegen Chronologie und Geschichte. (Valerian und Gallienus folgen auf den R. Commodus.) Uebrigens fänden sich auch viele gute Gedanken und Handlungen. Coburger ließ, was er lieferte, ohne Zweifel genau nach einem Mss. abdrucken. Das Werk hatte gew. den Titel: Das Vitaspatrum. Herb. Rosweyd, Soc. Jesu Presb. hat es, in 10 Bänder abgetheilt, Antwerpiae typis Plantin. 1628 fol. cum annotationibus wieder abdrucken lassen. Es ist schon früher zu Antwerpen a. 1615. Fol. und zu Lyon 1617. Fol. herausgekommen. s. Fabric. Biblioth. gr. Vol. IX. p. 27. Man sieht aus der schnellen Folge des Abdrucks solcher Folianten, welche herrliche Speise darin damals, besonders von den Niederländern, gefunden wurde. Doch, einige Floskeln daraus, als Anhang, zur Probe ausgehoben wären vielleicht etwas schmackhafte Kost auch für manche unserer Zeitgenossen geworden, welche zur Aehnlichkeit mit dem Alexandrinischen Zeitalter, zu der Aegyptisch-Macedonischen Stufe einer gelehrten Genialität, die sich bloß von dem Drosamen der Vorzeit nähren will, und einer philosophischen Kunst, durch allegorisirende Gnosis, Gottes Seyn und Daseyn zu ergründen, sich erheben will.

H. E. G. Paulus.

Jahrbücher der Litteratur.

De morte Jesu Christi expiatoria commentatio. Scripsit D.
G. M. L. de Wette, Theol. Prof. P. O. in Univ. Litter.
Berol. Berolini ex. Libr. Sch. Real. 1813. 104 S. 4.

Wenn wir die Wichtigkeit einer gelehrten Abhandlung nach kühnen Conjecturen abmessen wollten, so würden wir diese von Hrn. de W. unter die ersten der neuesten theologischen Litteratur setzen. Sie sucht das Dogma von dem Versöhnungstode Christi aufzuheben; das ist nun weder neu, noch kühn; aber sie thut dieses mit Gründen, welche über die Person Christi eine Behauptung aufstellen, die bisher noch bey keinem Lehrer des Christenthums vorgekommen.

Wir halten für die negative Bedingung aller Kritik, gleich unbefangen zu seyn von Paläologie und Neologie. Den Verdacht der ersteren hätten wir am ersten zu fürchten, weniger zwar, wenn wir das Dogma von dem Versöhnungstode Christi noch festhalten, denn eine Dogmatik ohne dasselbe gehört jetzt noch unter die der ältern Mode; aber gewiß dadurch, daß wir schon von Anfang neue Forschungen in diesem Gebiete gradezu eine kühne Conjectur nennen. Doch das Urtheil ist jedem frey; wir kommen zur Sache.

Die Abhandlung zerfällt in zwey Theile. Der erste untersucht, ob die Juden zu Jesu und der Apostel Zeiten einen Messias erwarteten, der durch Leiden und Sterben die Sünden des Volks versöhnen sollte. Der zweyte redet von der Absicht, die Jesus bey seinem Tode gehabt, und wie er sich über denselben erklärt.

In dem ersten Theil beantwortet die erste Section die Frage über diese Lehre in dem A. T. Hier nun zeigt der Verf. in dem ersten Capitel das Bekannte aber mit seinen als terthümlichen Einsichten, daß die Juden für alles Böse Strafen erwarteten, daß folglich mit dem Messiasreiche alle Strafen

abgehüßt und alles Böse weggeschafft sey. Dabey die Stellen Jes. 1, 25 fgg. Mal. 3, 19 fgg. Ezech. 37, 21 fgg. Zach. 3, 9, 13, 1. Auch zeigt er aus mehreren Stellen, daß die ältern Juden diese Reinigung nicht bloß an äußere Handlungen knüpften, sondern die guten Gesinnungen für nothwendig hierzu hielten. Er zeigt ferner in dem zweyten Capitel, wie hieraus die Erwartung hervorgehen mußte, daß man nur unter Kampf in das Messiasreich eintreten könne. Auf eine Zeit des härtesten Unglücks ließen die Propheten die Zeit des herrlichsten Trostes folgen. Die Hauptstelle ist aus Zach. 12 und 13., wo Hr. de W. 13, 7 — 14. das Bild des durchbohrten Heerführers, dessen Tod den Sieg erwirbt, nicht auf die Kreuzigung Christi deutet. Die exegetischen Belehrungen über diese Stelle finden wir sehr schätzbar. In der Stelle Dan. 12. werden die unglücklichsten Zeiten vorausverkündigt, welche vor der Erlösung des Volkes vorhergehen sollten. Aus diesen Orakeln entstand die Vorstellung der spätern Juden von den Messias-Schmerzen. — In dem dritten Capitel verbreitet sich der Verf. über die Lähnpfand bey den Juden und über die streitige Erklärung der St. Jes. 52 und 53. Er glaubt, daß die Juden aus dem N. T. schlechterdings nicht die Meynung hätten schöpfen können, der Messias müsse als ein Versöhnungsoffer leiden und sterben. Uns dünkt, daß sich darüber nicht entscheidend absprechen lasse, denn Zeit und Umstände konnten leicht bey den Juden diese oder jene Ansicht hervorbringen, und warum sollten sie nicht auch in jener Stelle die Verkündigung eines leidenden Messias gefunden haben?

Die zweyte Section beantwortet die Hauptfrage des ersten Theils. Das erste Capitel gibt die Quellen an, woraus die Meynung zu schöpfen sey, welche die Juden zu den Zeiten Christi von dem leidenden Messias gehabt. Da die Apokryphen des N. T. keine Stelle enthalten, die mit Recht auf den Messias gedeutet werde, und da Philo und Josephus von dem Messias schweigen, das 4. B. Esra aber, welches kurz nach der Zerstörung Jerusalems geschrieben seyn mag, bey aller Beschreibung des Messias und selbst auch seines Todes nichts von einem Versöhnungstode enthalte: so bleiben nur die Schriften des N. T. als Quellen übrig, und außer diesen die der Rab-

hinen. Hier kommt der Verf. auf einen seiner Hauptpunkte. Da die rabbinischen Schriften aus späterer Zeit seyen, so, glaubt er, haben sie auch manches aus dem Christenthume zu ihrem Zwecke aufgenommen. Als Beispiel führt er die Proselytenläufe an, die nach der Meynung bedeutender Alterthumsforscher nicht so alt seyn als Christus. Eine Meynung, und weiter nichts; die bekanntlich eine starke Meynung gegen sich hat. Ferner führt er an, daß die Talmudisten mehreres von den Parabeln Jesu entlehnt, als wahrscheinlich. Unwahrscheinlich! wie es Andre finden werden. Weiter vermuthet er, daß das Gebet des Herrn keineswegs, wie manche Exegeten glauben, aus rabbinischen Formeln entlehnt sey, sondern umgekehrt, daß die Rabbinen diese Formeln vom Christus angenommen. Auch könnten diese die Idee von dem letzten Gericht und selbst den Ausdruck Gottesreich von Christus haben. Wäre diese Conjectur den strenggläubigen Theologen vergönnt gewesen, und hätten nicht Forscher, wie Lightfoot und Schöttgen, der Exegese hierin eine so bestimmte Ansicht vorgeschrieben, so hätten jene die Originalität und hiernach die Göttlichkeit der christlichen Lehre um so auffallender zeigen können. Denn kommen diese Ideen so neu und so ganz von Christus und den Aposteln, so erscheint ihr Ursprung um so mehr als wunderbar. Hr. d. W. bestrittet die Kennzeichen, welche Hr. Schmidt für die ältere Christologie angibt. Wir sehen indessen nicht, daß gegen den Schmidtschen Grundsatz: diejenigen Lehren über den Messias, die von den späteren Juden angenommen worden, aber ihren gewöhnlichen von einem irdischen Messiasreiche widerstreiten, und die den christlichen nahe kommen, müssen aus der älteren Zeit stammen; daß gegen diesen Grundsatz hier etwas Bedeutsames eingewendet worden. Denn zugegeben, daß die Talmudisten durch Schleichhandel manches auf ihre Seite herüber gebracht, so kann man doch ihren Hartsinn unmöglich läugnen, worin sie eher zu, als abnahmen, und mit welchem sie den Kopf von christlichen Lehren noch unwilliger wegwandten, als einst von dem Kreuze. Sie konnten höchstens nur verdröhen, was in den früheren jüdischen Lehren dem Christenthume zustimmte. Und wie weit waren sie von jeder freyeren Ansicht sowohl zur Gefälligkeit, als zur Gewandtheit entfernt.

gegen jede andre Religion und Nation! Mit den Muhammedanern standen sie bekanntlich in guter Freundschaft und in Gemeinschaft der Studien: und wo ist nun die einzige Religionslehre, die sie von diesen angenommen hätten! Ein Aristoteles hätten sie wohl auch zu einer Theologie brauchen können, so gut wie die Christen, auch versuchte der tiefsehnende Moses Raimonides eine Art von System, aber weder er, noch ein anderer, erbaute ein scholastisches; gekonnt hätten sie es wohl, aber sie wollten nicht: sie blieben bey ihrer alten Weise. Auf ihren Universitäten trieben sie viel Studienwesen, und sie rühmten ihre hochweisen, großen Lichter: aber nicht einmal Dämmerung haben sie in ihre Religionslehre gebracht, die Finsterniß ihrer Tabbala zu keiner Theologie, die den Namen verdient; aufgeklärt, und auch nicht ein mystisches Licht von Religionsphilosophie, wie sie solche von Philo hätten lernen können, über ihre Abgeschmacktheiten geworfen. Ist es nicht, als seyen mit Philo und Josephus alle freyere Blick in und auf die Religion erloschen? Wenn aber nun kein Zeitgeist auch von befreundeten Völkern und von den mit ihnen nicht im Streite begriffenen Glaubensgenossen in die vermauerte Stätte ihrer Religionslehren eindrang, wie sollten sie einer Lehre von den Christen den Zutritt gestatten, und zwar der eigensten, dem Judenthume geradezu widerstehenden Lehre? Was sie etwa davon annahmen, mußten sie nur aus Noth thun, da, wo manche Lehrer aus der vorchristlichen Zeit Vorstellungen hatten, die den christlichen entsprachen, um dieselben wenigstens zu entstellen. Sollten solche Conjecturen in der Geschichte gelten, wo man willkürlich um seine Meynung zu erweisen, National, Religions, Zeitgeist u. anders und anders macht, so könnten wir uns noch eher entschließen, zu den Träumereien der neuen Naturphilosophen und zu bekehren, welche alles Alte aus dem Neuen erkennen, und keiner Historie bedürfen, um die Systeme der alten Zeit zu erfahren; dann würden wir wenigstens Zeit und Mühe sparen, und mit einem Schlag aller Künsteleyen und Inconsequenzen uns überheben. — Der Verf. hat uns keineswegs überzeugt, daß die rabbinischen Lehren über die Leiden des Messias von Christen ererbt sey; und wir bleiben dabey, daß sich diese Lehre nur aus alten

gleichartigen Vorstellungen jüdischer Schriftgelehrten erklären lasse.

Das zweyte Capitel handelt von den Stellen des N. T. welche über jene Meynung der Juden etwas sagen. Joh. 12, 34. Matth. 16, 12. Luk. 24, 20. fg. beweisen nach Hrn. de W., daß die Vorstellung von einem sterbenden Messias den Juden damals noch ganz fremd gewesen; und Luk. 2, 35. Joh. 1, 29., welche auf ein solches Leiden zu gehen scheinen, werden nach seiner Meynung füglich anders erklärt. Auch meint er hienach, die Anwendung alttestamentlicher Stellen auf den Tod Jesu seyen erst von den Aposteln eingebracht. Der Einwurf, daß, obgleich das Volk und die Pharisäer zwar nichts von dem Tode des Messias gewußt; doch die tiefer denkenden Juden diese Lehre gehabt, wird leichtlich auf die Seite gewiesen dadurch, daß ja Johannes und Andreas, als Schüler des Täufers, nicht ganz unwissend in der rabbinischen Gelehrsamkeit gewesen; überhaupt aber — sey in dieser Lehre zu viel Aberglauben, als daß man sie den Einsichtsvolleren zuschreiben dürfe. Bey dieser Abfertigung kann ein Widerspruch nicht unbemerkt bleiben gegen das, was der Verf. in der Folge selbst behauptet. Auch heißt es hier, die Apostel hätten dieses Dogma nicht vorgetragen haben, weil sie nicht zur vernünftigen Lehre des Christenthums gehöre, und weiterhin heißt es, dieses Dogma könne nicht zum Christenthume gehören, weil es nicht eigentliche Lehre der Apostel sey. Soll das nicht ein Cirkel seyn, so ist es doch wenigstens keine Beweisführung. Solche Argumentationen über positive Lehren müssen wir mit jenen Conjecturen über das Historische in eine Klasse setzen. Sie haben wohl für Manche einige überredende Kraft, aber nie eine überzeugende. Denn statt der subjectiven Meynung eines Mannes aus der neuen Zeit hören wir doch lieber die Vorstellung in dem Alterthum selbst. Wer in dieses ohne das gefärbte Medium neuer Verstandes Systeme einschaut, wird nicht lange über die Knoten zu klagen haben, welche manche Ergeten im Auflösen immer nur aufs neue schürzen.

Das dritte Capitel enthält eine gelehrte Untersuchung über die Christologie der Rabbinen nach Christi Zeiten. Unser Verf. bezieht die Dolores Messiae dieser Rabbinen bloß auf die

Zeit der Noth, und nicht auch auf die Person des Messias (S. 61); er tadelt Schöttg'en, daß er sie nicht unter, schieden habe von den Lehren, die das Leiden und den Tod des Messias betreffen. Jener sorgfältige Sammler und Forscher führt aber wohl unterscheidend seine Stellen an. Er bezeichnet diejenigen, welche auf die Zeiten bezogen werden, mit dem Dastürhalten, daß dieses eine Verdrehung der älteren Lehre sey, welche sich spätere Rabbinen aus Haß gegen das Christenthum erlauben hätten; er bezeichnet aber auch Stellen, die nicht bloß von der Zeit, sondern auch von der Person des Messias handeln (Schöttg. Hor. Hebr. etc. de Mess. l. VI. c. 3. §. 2.), namentlich aus Jalk. Rub. „Die Züchtigungen und Strafen sind überhaupt in drey Theile getheilt; die einen sind die, welche David und die Patriarchen ertrugen; die andern ertrug unsre Nation, die dritte der König Messias, wie es h. Jes. 53, 5.;“ und aus Sohar. Genes.: „der letzte unter denen, die Züchtigungen und Schmerzen in der Welt ertragen mußten, ist der Messias;“ auch daß er gleichsam Geburts-schmerzen ausstehe; und daß er aus einem Becher (der Leiden) trinke.“ S. auch §§. 5. 6. 7., wo Stellen stehen, die von einem Ankerkern des Messias in Beziehung auf Ps. 22, 8. von einem Kreuzestode desselben, von seinen großen Leiden, die er wegen der Sünden „unserer Kinder“ ausstehen „müsse, ausdrücklich reden. Wir begreifen also nicht, wie Hr. de W. dieses übersehen und wie er dem gründlichen Schöttgen jenen völlig ungegründeten Vorwurf machen konnte. So leicht hat sich wenigstens Sch. seine Conjectur nicht gemacht, die uns noch immer viel annehmungswürdiger scheint, als die de Wette'sche. Denn eine Verdrehung jener Lehre durch die späteren Rabbinen ist begreiflich, und macht die Verschiedenheit in jenen Stellen begreiflich; aber eine Deutung der Ausdrücke gegen den klaren Buchstaben mit Uebersetzung mehrerer anderer ist durch aus unzulässig.

Dagegen führt uns Hr. de W. manche bedeutende Stelle an über die Vorstellung von dem Messias als einem Versöhnungsofer; nur wiederum nicht ohne eigene Conjectur. Er glaubt, daß das böse Gewissen den Juden, nachdem sie ihren Gottesdienst verloren, die Vorstellung von einem solchen Ver-

Sühnungsoffer eingegeben, da sie schon das frühere Opferwesen so ansahen. Hierzu wird (S. 66) eine Stelle aus Sohar angezogen: „Wie die Israeliten im heiligen Lande waren, schafften sie durch ihren Cultus und die Opfer alle die Krankheiten und Strafen weg: jetzt aber muß der Messias dieselben wegnehmen;“ und nun urtheilt Hr. de W., es sey also sonnenklar, daß die Versöhnung durch den Messias nicht nöthig gewesen, so lange der Tempel stand, und daß dieses Dogma erst nach Zerstörung des Tempels eingeführt worden. Das ist keine Schlußfolge! Wenn jemand folgern wollte: das Dogma von der Rechtfertigung durch den Glauben an Christum ist nach der Reformation von diesem und jenem Theologen bestimmt gelehrt worden, es ist also nach dem Ablasskram erst eingeführt, und war vorher gar nicht nöthig; so könnte man noch eher einigen scheinbaren Grund für eine solche Behauptung anführen. Aber dort die einzelne und beyläufige Ansicht eines Rabbinen! und wie viele andre Ansichten bestehen und bestanden nicht neben ihr! Wollen wir etwa auch die Vorstellung der älteren Zeit weglängnen, daß man von dem Messias eine Tempel: Reinigung erwartete? Willig muß man sich doch auch wundern, wie es möglich ist, daß ein Forscher des Alterthums die Idee von einem Versöhner erst so gelegentlich entstehen läßt.

Sehr schätzbar ist die Sammlung der Stellen, wodurch Hr. de W. beweiset, daß bey manchem Rabbinen die Meinung gewesen, der Messias habe schon vorher, ehe er in die Welt gekommen, die Sünden aber sich genommen, um die Menschen davon zu befreien, und daß dagegen andre gemeynet, er habe dieses erst nach seiner Geburt gethan. Die Conjectur, daß die erstere Meinung von den Christen zu den Rabbinen gekommen, stellen wir an ihren Ort; eher möchte noch die von der andern Meinung gelten, daß sie aus jener Denkart der Juden entstanden, wornach sie in ihren Sünden die Ursache der verzögerten Ankunft des Messias gefunden. Wenn nur überhaupt mit diesen beliebigen Conjecturen etwas gewonnen wäre! Hätten sie irgend einigen festen Grund und Boden, so müßte sich auch der Apostel Paulus z. B. wegen seines Briefes an die Galater (und des Br. an die Hebräer, wenn er davon Wetz. ist.) gefallen lassen, daß wir ihn für den Er-

finder jener rabbinischen Deutungsweise hielten, und ihm, dem aberlännigen Pharisäer, einen Einfluß auf die Rabbinen nach ihm zuschreiben, an den noch niemand gedacht hat. Denn ihm zufolge hätten diese nun die Idee von einem Versöhnungstode des Messias aufgenommen, alttestamentliche Stellen, wie Jes. 52. darauf angewendet, und sonst noch vieles mystische allegorisch dahin gedeutet. Das wäre denn freylich ein unerkanntes großes Verdienst, das sich dieser Apostel um das Christenthum erworben, denn noch lange nach seinen Zeiten hätte er die hochweisen Rabbinen dahin gebracht, daß sie in ihrer Weisheit zu Narren worden. Sie konnten nämlich nicht entschiedener für Jesus von Nazareth sprechen, als durch ihre Aeußerungen über den leidenden Messias. Wer das nun diesen hart Sinnigen und schlaunen Hültern eines zerstörten Heilthums zutrauen kann, muß in der Geschichte auf ganz eigne Art pragmatifiren, und noch ganz anders, wie z. B. Voltaire, wenn er uns bereben will, ein Maximilian I. sey ein roher Mensch ohne alle Bildung gewesen! Aber solcher Pragmatismus gilt ja noch immer in der Theologie als große Erkenntnisschwachheit!

Indem Hr. de W. die hauptsächlichsten alttestamentlichen Stellen, welche man auf den leidenden Messias bezieht, ergründet, erlaubt er sich noch manche Conjectur für die Begründung seiner Meynung. Er stellt zwar nicht in Abrede, daß die Rabbinen Jes. 52, 13 — 53, 12. von einem Leiden des Messias verstanden, er glaubt aber, das komme auf die Rechnung einer Stelle bey dem Targumisten Jonathan, die doch ganz und gar nicht diesen Sinn habe; dieser nämlich verstehe das Orakel des Jesajah von Leiden des Volks, und spreche nur von Herrlichkeit des Messias. Der Paraphrast muß sich da nun gefallen lassen, daß seine Ausführung der Textesworte: „darum, weil er sein Leben dem Tode übergab,“ nichts weiter von dem Tode des Messias sagen sollen, denn sonst, so meint unser Verf., würde er nicht so bloß am Ende und kurz hin diese Worte gesetzt haben. Er selbst deutet diesen Text: „der Messias werde in der Befreyung des Volks weder Mühe, noch Gefahr sparen.“ Am Ende die Schlußfolge, daß die Lehre von dem Leiden und Sterben des Messias nie recht fest bey den Juden habe halten wollen, weil jene Interpretation nicht

aus den alten Zeiten gekommen sey, weßhalb denn auch die neueren Rabbinen diese Accommodation verwerfen. Diese Art zu schließen würde zu mehrerem führen, als der Verf. selbst zugeben möchte. Sollen wir etwa auch von dem, was die jetzigen Juden verwerfen, und doch in alten Zeiten nicht läugnen konnten, sagen, es sey ungegründet? Und ist es nicht viel richtiger geschlossen, wie auch Hr. de W. anderswo selbst thut, zu sagen: weil die Lehre den Juden nicht in den Sinn gewollt, aber doch bey ihnen mitunter vorkommt, so muß sie alt seyn. Richtig ist es doch immer, daß das, was sich dem Menschen wider seinen Willen aufdringt, einen Grund haben muß, den er wenigstens nicht historisch abhängen kann.

Die andre Stelle Zach. 9, 9. wird kurz damit abgethan, da von den Aposteln selbst erst nach dem Tode Christi (Joh. 12, 36.) auf diesen Tod gedeutet worden, so müsse also die Meynung von der Niedrigkeit des Messias erst aus späterer Zeit seyn. Soll die spätere hier heißen, die unmittelbar nach seinem Tode, so mag es allenfalls seyn, und es wird nicht widerlegt, was der Verf. widerlegen will, daß jene Meynung der Juden wenigstens so alt sey, als das Zeitalter Christi und der Apostel. Will er aber „*seriorem aetatem*“ auf die Zeit der späteren Rabbinen beziehen, so wird das nicht durch die Deutung der Apostel bewiesen, sondern widersprochen. Bey mehreren Rabbinen findet sich, was merkwürdig ist, die Lehre von zwey Messiasen, einem leidenden und einem herrschenden. Hr. Bertholdt erklärt das als eine Idee, die von den Samaritanern zu den Juden gekommen. Hr. de W. wendet als Hauptgrund dagegen ein: es sey nicht zu denken, daß die Juden etwas von den Samaritanern angenommen hätten. Vielmehr hätten umgekehrt eher die Samaritaner eine Lehre von den Juden angenommen. Aber wie konnte er doch vergessen, was sein Hauptargument ist! Er selbst glaubt ja, daß die Juden, daß die scharfsinnigen Rabbinen von den Christen, von ihren verhaßtesten und schädlichsten Religionsfeinden, eine Lehre angenommen haben, welche unter allen am meisten dem Judenthume zuwider ist, eine wahre Todeslehre für dasselbe! Hier verräth sich doch — und es wird uns erlaubt seyn, die allgemeinen Regeln der Logik de interpretandis libris anzu-

wenden — es verräth sich gar zu deutlich die Neigung des Hrn. de W., die Meinung, die er einmal beliebt, festzuhalten, was es auch koste. Er will nun einmal die Idee von einem leidenden Messias schlechterdings nicht dem jüdischen Alterthum zutrauen; und nun stellt er die Sache auf folgende Art vor. Das Märchen von einem zweyten Messias sey, wie schon andre scharfsinnige Forscher geurtheilt, nur dazu erfunden worden, um eine Ausöhnung der Juden mit den 70 Stämmen möglich zu machen; hierauf sey denn die Vorstellung von einem Tode des einen Messias, des Regenten der Israeliten, um so leichter entstanden, da man glaubte, daß dieser als der Sohn Jerobeams die Missethat seines Vaters zu büßen habe; die Vorstellung von seinem Versöhnungstode sey etwa hinzugekommen, nur als Nebenidee. Diese Erklärung ist Hrn. de W. so lieb geworden, daß er meint, man bedürfe nunmehr keiner andern. Unter den vorher von ihm angeführten Erklärungsarten, erklärt er sich gegen die Bertholdische besonders stark: „infelicissimam vero omnium censemur B. conjecturam.“ Wir fanden hier schon den Positiv zu hart, aber ob der Gegner, wenn doch einmal eine Hypothese hier auftreten soll, nicht zur Erwiderung einen Comparativ über diesen Superlativ setzen könne, mag dahin gestellt bleiben.

Die Ansicht des Hrn. Stäudlin, daß die Idee eines leidenden Messias aus der Denkart der Juden entstanden sey, die den David gleichsam als Urbild für den Messias angesehen, und daher auch leicht die Leiden und Drangsale jenes Königes auf ihn anwenden konnten, fertigt Hr. de W. ebenfalls kurz ab. David, sagt er, sey ja doch keines gewaltsamen Todes gestorben, noch weniger sey hier an einen Versöhnungstod zu denken; und hätte man alles so gerne von David auf den Messias bezogen, so würde man vielmehr es so vorgestellt haben, daß er durch viele Leiden doch auf den Thron gelangen solle. Wir überlassen es dem unpartheyischen Leser, welche Erklärungsweise er am wenigsten gezwungen und welche er am meisten dem Alterthume gemäß findet. Aber daß Hr. de W. auf dieser pag. die Grundsätze vergessen hat, nach welchen er auf der vorhergehenden argumentirt, daß er dort sagte: die Vorstellung von dem Versöhnungstode sey leicht als Neben-

Idee hinzugekommen; und hier: diese Idee könne nicht aus der Vorstellung von seinen Leiden geschlossen seyn; daß er dort für seine Erklärung anführt, was noch weit mehr für die Ständlinische gelten kann, und daß er hier wider die Ständlinische etwas vorbringt, was auch wider die seinige gilt; daß er so im Widerspruche mit sich selbst steht, — das ist bey seinem kritischen Scharfsinne doch nur aus dem Wunsche erklärbar, die einmal vorgesezte Meynung zu behaupten. Unbegreiflich ist es uns wenigstens, wie ihn weder die Ständlinische Erklärung noch sonst etwas an die höhere Idee erinnern konnte: durch den Tod zum Leben. Oder, wenn er diese Idee verschmähte, warum ist ihm bey seiner Gelehrsamkeit eine Hauptquelle so ganz entgangen. Wir meinen den Philo. Er spricht zwar schon §. 11. Philo et Josephus de Messia tacent; aber wir sind nicht der Meynung, daß der Historiker sich eine Quelle über die Vorstellung eines Zeitalters dürfte nehmen lassen, wenn das Buch nur von dem Namen schweigt, den andre dieser Vorstellung gegeben. Vielmehr dächten wir, eine solche Quelle sey um so wichtiger, da sie nichts von den Worten hat, von welchen Streit und Partheyen abhingen. Philo ist aus jener Zeit, worauf es ankommt, und das ist grade hier sehr wichtig; wir lassen uns sein Zeugniß also nicht so leicht nehmen. Ueber die Vorstellungen seiner Zeit von dem Messias kann er uns allerdings viel Licht geben, er kann uns gar wohl vieles über die Idee eines leidenden Messias aufklären. Das Ideal des Palästinschen Juden war ein so ziemlich irdischer Messias, das Ideal des geistvolleren Alexandriners, der göttliche Logos. Wie beydes leicht sich austauschen konnte, so daß das erstere Ideal sich bey einem Philo in das letztere vergeistigte, bedarf keines Beweises, und wir brauchen nur an die Darstellung des Philonischen Lehrbegriffs im 4. B. von Eichhorn's Bibliothek zu erinnern; auch verweisen wir noch auf Kuhn's Commentar über das N. T. 3r B. S. 76 fgg. Man sehe noch bestimmter folgende Stelle bey Philo nach: Quis rer. div. haeres p. 509. B. τῷ δὲ ἀρχαγγέλῳ κ. πρεσβυτέρῳ λόγῳ δορεῖν ἐκαίστερον ἰδοὺ κεν ὁ τὰ δὴ γεννησας πατήρ, ἵνα μεδόριος σῶας, τὸ

γεγόμενον διακρίνη τοῦ πεποιηκότος, ὁ δ' αὐτός ἐκείνης μὲν ἐστὶ τοῦ θνητοῦ κηραίνοντος ἀεὶ πρὸς τὸ ἀσφαρον; wo der Logos als Fürbitter bey Gott für die Sterblichen vorgestellt wird. Hierzu De vit. Mos. II. p. 673. C. ἀναγκαῖον γὰρ ἦν τὸν ἱερωμένον τῷ τοῦ κόσμου πατρὶ, παρὰ κλήτῳ χρῆσθαι τελειοτάτῳ τὴν ἀρετὴν εἶψ, πρὸς τὸ ἀμνηστειᾶν ἁμαρτημάτων, κ. χορηγίας ἀφδονοτάτων ἀγαθῶν. Ferner die Vergleichung des λόγος mit dem Priester Quod deus sit immut. p. 312. D. E. — ἕως μὲν γὰρ ὁ θεὸς λόγος εἰς τὴν ψυχὴν ἡρῶν — — ὅταν δὲ εἰσέλθῃ ὁ ἱερεὺς ὄντως ἔλεγχος εἰς ἡμᾶς — — ταῦτα ἅπαντα ὁ ἱερωμένος ἔλεγχος μίαναι, ἀποσπεύσσῃναι κ. ἀποσπληθῇναι κελεύει, ὅπως αὐτὴν ἰδρ. καθαράν τὴν τῆς ψυχῆς οἰκίαν, καὶ τινες ἐν αὐτῇ νόσοι γεγόνασιν, ἰάσῃται. Und Vit. Mos. III. p. 669. E. θροῖαι — οὐ λόσιν ἁμαρτημάτων ἀλλ' ὑπόμνησιν ἐργάζονται (vgl. Hebr. 10, 2. fg.). Diese und mehrere ähnliche Stellen beweisen schon für sich, daß der λόγος als Priester angesehen wurde. Wo nun der Alexandriner dieses mehr geistig thut, so müssen wir dem Palästiner, dem doch bekanntlich die Alexandrinische Religionsphilosophie nicht ganz fremd blieb, etwas mehr Sinnliches zugestehen. Dieser konnte daher an das wirkliche Priesterthum zu Jerusalem mit den Sündopfern denken, er konnte dasselbe dem Messias übertragen; er hatte alsdann dem Wesen nach dieselbe Vorstellung mit Philo, nur nach Maßgabe seiner stücklicheren Denkart mehr niedrig gehalten. So wäre wenigstens so viel aus Philo erwiesen, daß zu den Zeiten Christi die Vorstellung von einem opfernden Messias den Juden nicht entfremdet war. War sie aber das nicht, so konnte sehr leicht, in Beziehung auf Jes. 52 fg. die Idee von dem zur Versöhnung des Volkes leidenden und sich selbst opfernden entstehen; sie war psychologisch möglich. Nun vergleiche man die Vorstellungen des Briefes an die Hebräer mit den Philonischen; welche Uebereinstimmung in so manchem! Und doch welche Verschiedenheit wieder! Wer über diese Verschiedenheit ohne vorgesezte Meynung betrachtet, kann nicht anders urtheilen, als grade nur die Thatsache von dem Tode Christi beachte sie hervor. Jene Urdee von einer Versöhnung des Menschen

mit Gott steht dem Philo in einem Phantasiebilde vor, wie sein λόγος war: der Verf. des Briefes an die Hebräer findet sie in der Erfahrung, in jener Thatsache von dem Leiden und Sterben Christi. Und dieser Punct, die wirkliche Erscheinung dessen, was dieser philosophirende Jude in seinen Idealen hatte, das war der Scheidepunct beider Religionen. Also läßt es sich gar wohl erklären, daß zu den Zeiten Christi manche Juden zu der Idee eines sterbenden Messias und mithin auch zu solchen Deutungen alttestamentlicher Stellen gelangen konnten; es läßt sich wohl erklären, warum nach Lukas 24, 26. die Juden, welche dieses nicht im N. T. angedeutet fanden, von Jesus angeredet werden: ὁ ἀνέστη καὶ ἠρπάξεν τὴν καρδίαν τοῦ πιστεύειν ἐν ταῖς, οἷς ἐλάλησαν οἱ προφῆται; es läßt sich erklären, warum der Verf. des Briefes an die Hebräer seine Judenchristen. E. 5, 11. nach dem dortigen Zusammenhange tadelt: καὶ ποὺ γινώσκουσιν ταῖς ἀκοαῖς κ.; denn das Zurückbleiben von der tieferen religiösen Einsicht verräth immer Mangel an religiösem Sinne. Und so läßt sich dann auch gar wohl die Lehre der Rabbinen von den Messias, Schmerz und die vom doppelten Messias auf jene Vorstellungen zurückführen, und übrigens aus den polemischen Verhältnissen mit den Christen begreifen.

Wir hatten, als wir diese Abhandlung in die Hand nahmen, von dem belesenen und kritischen Verf. eine historische Untersuchung über jene Lehre zu erhalten gehofft, aber wir müssen nach den angegebenen Gründen offen sagen, daß wir diese ganz und gar nicht gefunden. Vorerst ist sie keineswegs ächt kritisch, denn sie verwirft zwar die mancherley Meinungen, aber sie geht selbst von einer vorgefaßten Meinung aus. Das Schicksal jeder negativen Kritik! Denn da kein Mensch ohne alles Positive ist, so hat auch der Kritiker, und wenn er alles verwirft, doch immer etwas, das er an die leere Stelle setzt. Die Untersuchung ist auch keineswegs ächt exegetisch. Man beruft sich auf die grammatisch, historische Interpretation. Wohl wenn sie nur das wäre, wofür sie gilt! Aber gewöhnlich schiebt da der Interpret eine Darstellungsweise

aus seiner Seele unter, und grade die unrichtigste, wenn er meint, die alte Zeit aus der jetzigen zu erklären. Denn wer glaubt, die Menschen seyen in Danksart und allem immer grade so gewesen, wie jetzt, vernichtet das ganze Alterthum, und ist nur der Interpret seiner eignen Seele, nicht aber der des alten Schriftstellers. Hr. de W. zeigt sich hier von dieser Seite, indem er, sowohl die Stellen der Bibel als der Rabbinen zu seinen Gunsten auslegend, auch nicht eine Spur von Gedanken an eine Hauptidee zeigt, die sich doch unlängbar durch die Religionen des Alterthums hindurch zieht, an die Idee von Versöhnung des Menschen mit der Gottheit. Grade diese altethümliche Vorstellung konnte zur Erklärung der jüdischen und christlichen Lehren dienen, und sie mußte einer wahrhaft historischen Interpretation zum Grunde gelegt werden. Und so können wir die Untersuchung auch durchaus nicht historisch finden, denn sie setzt Deutungen an die Stelle der Belege. Erst wird Eine Conjectur gewagt, dann eine zweyte, auf diese wird eine dritte willkürlich gebaut, und so eine vierte u. s. w. So ist denn das Ganze, mit so viel Scharfsinn und Wiß es auch errichtet worden, nichts anders, als ein Lustgebäude, auf dem kein einziger Satz, am wenigsten des Glaubens feststehen kann. Wer das nun für eine historische Begründung ansieht, mit dem ist freylich nicht weiter zu streiten. Sollte sie aber zugleich rational seyn, dann mußte sie von einem bestimmt ausgesprochenen Grundsatz ausgehen, wie es schon manchem Historiker wohl gelungen seyn mag; obgleich in dem Gebiete des Geschehenen nie so sicher conjecturirt werden kann, wie z. B. das philosophische Genie den Uranus und den (oder die) Planeten zwischen Mars und Jupiter in den Himmelsräumen richtig vermuthete. Wir finden uns also in der Hauptsache des ersten Theils unbefriedigt.

Was der zweyte Theil der Abhandlung enthält, ist eine Untersuchung über die Absicht, die Jesus selbst bey seinem Tode hatte und bekannte. Vorerst spricht Hr. de W. mit Recht gegen die Erklärungsweise, welche darin, daß Jesus sich für den Messias ausgegeben, nichts anders als eine Accommodation finden will; mit Recht wird behauptet, daß sich Jes.

den Messias gar nicht anders habe denken können, als er selbst war. Weiter meint aber nun Hr. de W., Jesus habe bestimmt erwartet, daß ihn seine Landsleute auch dafür ansehen würden, sobald er ihnen nur den Weg des Heils gezeigt, wie er denn in der Bergrede gethan. Das ist nun wieder eine seiner Conjecturen; denn woher sich das wissen läßt, begreifen wir nicht, da vielmehr so manche Aeußerung Jesu dagegen spricht. Er geht aber noch weiter. Er meint, das sey eine Täuschung gewesen, die erste, woein Jesus gerathen, welche darin bestand, daß er die Menschen für besser gehalten, als sie sind; eine Täuschung, wie sie das Schicksal aller Gutmüthigen zu seyn pflegt, die nur in himmlischen Dingen einheimisch, in irdischen aber fremd sind (S. 88 „*id etiam Jesu accidisse videtur, qui in rebus coelestibus habitans, in terrestribus vero peregrinans, amore humani generis plenus, rei suae optima quaeque augurabatur*“; soll das etwa mit einem Worte Schwärmer heißen? „*sed multum eum fefellit opinio tum de discipulis, tum de populo universo*“). Auf diese erste Selbsttäuschung folgte eine zweyte, mit einer absichtlichen Volkstäuschung. Denn von jetzt an sprach Jesus dem Volke von dem künftigen Reiche und Gericht des Messias, und von dem Zustand in der Ewigkeit. Er meinte hierdurch das Volk zu gewinnen und allmählig zur Frömmigkeit zu führen. „*Sed et haec eam fefellit spes.*“ Das Volk hing viel zu sehr an der Gegenwart. Nun trat vollends der schlimme Umstand ein, daß er befürchten mußte, man möchte ihn des Betrugs anklagen und ganz verlassen. Diesen Knoten konnte nur sein Tod lösen. Er hoffte, daß doch alsdann seine Jünger ihren irdischen Sinn ablegen müßten. Von der Zeit an war er betrübt über seine getäuschten Erwartungen, fühlte sich als Fremdling auf der Erde, und wollte sich dem Tode unterwerfen. Hierzu kam denn freylich das, daß er doch nun einmal dem gewaltsamen Tode nicht mehr entgehen konnte, weil der Haß der Pharisäer so stark war, u. s. w. Was er also grade nicht nöthig gehabt hätte zu suchen, wollte er doch nunmehr nicht meiden, da er es zum Besten seiner Sache dienlich hielt. Hier hätte denn unser Verf. noch eine neue

Täuschung ausführen können, da Jesus offenbar seinen Todestgang für einen göttlichen Rathschluß erklärte (Matth. 16, 21. vgl. 22, 26, 39. Joh. 14, 31.). Eine ähnliche wird auch §. 24. behauptet. Jesus hatte nämlich den Ausdruck Menschensohn als Bezeichnung des Messias höchst wahrscheinlich aus Dan. 7, 13. genommen, und so hätte er sehr natürlich die Worte Dan. 9, 26. מָשִׁיחַ מָלְכִי außer dem Zusammenhang angesehen auf seinen Tod deuten können. Weil sich indessen ein solcher Verstoß gegen den Sinn dieser Stelle von einem Lehrer, wie er war, nicht erwarten ließ, so findet es unser Verf. um so wahrscheinlicher, daß Jesus Jes. 52, 13 fgg. auf sich bezog, mit dem Vorsatze, er wolle sich nun auch einem Schicksale unterwerfen, das so mancher Prophet gehabt, er wolle nun auch ein Märtyrer der Wahrheit werden. — Was ist Wahrheit? möchten wir hierbey fragen. Wären alle diese Conjecturen richtig, wie könnte noch viel von einem Wahrheitslehrer Jesus, von einem Weisen von Nazareth die Rede seyn? Da wäre doch Sokrates noch ein ganz anderer Mann gewesen, der wenigstens weder sich, noch andre täuschte! Ja selbst ein Muhammed ragte dann mehr hervor, da dieser bey seinen Täuschungen wohl wußte, was er wollte, und da er es auch erreichte. — Diese Consequenzen liegen wenigstens nahe genug. Wie aber Jesus sein Schicksal mit dem der Propheten verglichen habe, dafür werden die Stellen Matth. 21, 33 fgg. Luk. 20, 9 fgg. und 23, 34 fgg. citirt. Die Erklärung der zweyten Stelle von Hrn. Flatt, daß sich Jesus ein härteres Schicksal vorausgesagt, als die Propheten gehabt, wird in der Note mit wenigen Worten abgewiesen, und das mit der nicht wohl angebrachten Frage: Num Supernaturalissimi, quam Flattius defendit, causa adeo desperata est, ut ejusmodi argumenta in subsidium vocanda sint? "

(Der Beschluß folgt.)

Jahrbücher der Litteratur.

De morte Jesu Christi expiatoria commentatio. Scripsit D.
G. M. L. de Wette.

(Schluß der in No. 55. abgebrochenen Recension.)

Hierauf geht Hr. de Wette an die Aussprüche Jesu selbst. Sein exegesisches Verfahren macht ihm manches zu leicht und zu schwer, wie wir schon in der Note S. 89 hätten bemerkt können. Zu leicht, da er nur seine vorgefasste Meinung ausspricht, zu schwer, da er so viele Schwierigkeiten zu beseitigen findet; einfach und natürlich steht aber gewöhnlich der Sinn da, wenn man sich unbefangen hineindentkt. (Wir können übrigens in die Ansichten, die Hr. de W. in den Studien von Daub und Creuzer B. 3. St. 2. gegeben hat, nicht so ganz einstimmen, und finden seine Erklärung, daß Matth. 5, 2. *πρωτοι πνευματι* von dem gedrückten Volke verstanden werden müsse, nur so weit richtig, als Jes. die Vernachlässigung des Volks in seinen relig. Bedürfnissen im Sinne hat; vgl. Matth. 11, 28 fgg. 9, 36. und die ganze Anordnung dieses Evangeliums. Darum wundern wir uns auch gar nicht mit dem Verf. darüber, daß seine, wie er glaubt, bessere Erklärung keine Aufmerksamkeit erregt hat.) Die Stellen, worin Jesus von seinem Leiden und Sterben spricht, Joh. 10, 15. Matth. 20, 28. 26, 28. haben allerdings etwas Unbestimmtes, so daß sie für sich betrachtet noch nicht entscheiden, ob Jesus von seinem Tode im eigentlichen oder metaphorischen Sinne geredet. Unser Verf. macht sich seine Erklärung der letzten Stelle (der Abendmahls-Formel) dadurch leicht, daß er die Worte *εἰς ἅψαν ἀμαρτιων* für einen Zusatz des Matthäus erklärt. Als Ursache, warum Jesus nicht bestimmter darüber gesprochen, wird angeführt, weil diese Lehre keine Grundlehre des Christenthums seyn könne (*summa et caput religionis christianae*). Diese Ansicht des Christenthums beiseite gesetzt,

ob richtig oder unrichtig, erinnern wir nur, daß dieses Argument zu viel beweiset, und dem Princip widerspricht, was S. 101 der Verf. selbst annimmt. Jesus sagt nämlich manches den Jüngern noch nicht, weil es ihnen zu fremdartig war. Galt aber das von irgend etwas, so mußte es grade von seinem Leiden und Sterben gelten, wie ebenfalls unser Verf. im Vorhergehenden annimmt; ja Herr de W. hätte eben so gut, wie er etwas Abscheuliches darin findet, daß Jesus seinen Tod andeutet, auch eine Absicht und Klugheit darin finden müssen, daß er den Zweck seines Todes verschweigt. Wir brauchen übrigens kein Wort darüber zu sagen, daß das Tiefere einer Religion nie am ausdrücklichsten ausgesprochen wird, und daß der Hauptpunct einer Lehre bey einem so methodischen Unterricht, wie ihn der weiseste Lehrer ertheilte, erst in den durch seinen Geist gebildeten Gemüthern sich enthüllen konnte. Ueberdas bezog sich die Lehre von dem Versöhnungstode Christi auf eine Thatsache; das Dogma konnte dem Factum nicht vorauszugehn. — Soll diese Lehre doch einmal so behandelt werden, wie der Sinn unsers Verf. ist, so finden wir sie bey den Socinianern weit consequenter vorgestellt.

Auch einen Grund a priori stellt Hr. de W. auf, daß Jesus nicht könne eine solche Lehre gewollt haben, denn er habe ja, die geistige Gottesverehrung als die einzige wahre anerkennend (Joh. 4, 24.), gegen alles Aeußere in der Religion, mithin gegen Opferwesen und dgl. gearbeitet, aber die Lehre von seinem Versöhnungstode hätte wieder gradestwegs darauf hinführen müssen. Und so sagt er gradehin (S. 27. N.): *Sed id tantum affirmamur, mortis expiatoriae notitionem per se spectatam inertiae humanae favere.* Nun wohl, wenn Hr. de W. diese Lehre nicht besser kennt, so ist nichts weiter darüber zu reden. Indessen sagt er doch gleich auf der folgenden Seite, daß die Apostel diese Lehre, so wenig fern vom jüdischen Aberglauben sie war, doch auf eine sehr praktische Weise vorgetragen, indem sie durch dieselbe jenem Aberglauben glücklich entgegen gekämpft; er bewundert es, wie trefflich diese zum moralischen Nutzen von ihnen verwendet, und wie gut sie überhaupt zum Besten der Religion ausgebildet worden. Was soll denn nun die ganze Aeußerung?

Von der Idee der Versöhnung, als zum Wesen der Religion gehörig, wird auch hier nicht einmal historisch etwas gesagt. Indem der Verf. behauptet, daß Jesus eine solche Lehre von seinem Tode auch sogar nicht als symbolisch habe dulden können, weil er ein abgesagter Feind aller Ceremonien gewesen, spricht er nebenbey über die Taufe und das Abendmahl sein Urtheil. Jene habe Jesus vom Johannes dem Täufer beybehalten, aber sich über ihren Nutzen zur Einweihung getäuscht, da er ihren Mißbrauch nicht vorausgesehen; wegen des Abendmahls sey es noch die Frage, ob Jesus diesen Ritus verordnet, der übrigens ohne die Lehre vom Versöhnungstode gar nicht zur Religion gehören könne.

So haben wir denn auch in diesem zweyten Theile wieder der Conjecturen auf Conjecturen gebaut gefunden; keineswegs eine historische, keineswegs eine rationale Erörterung; keinen reinen Gewinn für Dogmatik, Ergeße oder Kirchengeschichte; das Einzige ist der Scharfsinn und die Belesenheit, wodurch die Schrift dem denkenden und prüfenden Theologen sehr nützlich werden kann. Wir nannten oben die Behauptungen des Verf. kühn. Dieses mag man nun immer auch in dem Sinne verstehen, daß sie höchst freymüthig sind, daß sie den Stifter der christlichen Religion einer Menge Täuschungen unterwerfen, und daß sie diese Religion in ihrer positiven Stütze mehr untergraben könnten, als nur irgendwo bisher geschehen ist. Indessen sind die Behauptungen dermalen nicht mehr kühn, sie werden sogar von lauten Stimmen in der Theologie mit Lobenserkennungen aufgenommen; und im Gegentheil müssen oft diejenigen, welche jetzt noch etwas für die positive Religion sagen, auf manche Arten Schmähungen erfahren. Wir nannten sie daher besonders darum kühn, weil sie eine Hypothese enthalten, die aus bloßen Conjecturen zusammengesetzt ist, und sich doch eine historische Untersuchung nennen. Die Philologen pflegen dergleichen auf ihrem Felde nicht zu dulden; die Theologen sind duldsamer. Merkwürdig wird es immer in der Geschichte der Theologie bleiben, daß eine Dissertation, die wegen des theologischen Doctorats geschrieben worden, etwas behauptet, das die Theologie samt ihrem Doctorat vernichten würde, wenn es richtig wäre.

Es ist Zeit, dieses offen zu sagen, damit jeder frey bekennet, zu welchem Glauben er nach seiner Ueberzeugung gehört, daß wir uns nicht mit den Namen Christenthum und Theologie täuschen.

E.

Ueber den Mythos der Sündflut von Philipp Buttmann. Berlin, C. Galsfeld'sche Buchhandlung 1812. 59 S. 8.

Hr. B. zeigt auch in dieser trefflichen Abhandlung (welche eine in der öffentlichen Sitzung der kön. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 30. Jan. 1812 gehaltene Vorlesung ist), daß die Nachrichten über die ersten Zeiten des menschlichen Geschlechtes in dem ersten Buche Moses als Mythen zu betrachten sind und symbolisch genommen werden müssen, so daß die Geschichte ihre Rechte darauf gänzlich aufzugeben hat. Er vergleicht dann in einem Anhange seine Ansicht mit der Ansicht von de Wette und zeigt, wie diese, obgleich von verschiedenem Standpunkte und also auch in verschiedener Richtung, zu denselben Resultaten führe. Die Nachricht von der Sündflut wird aus diesem Gesichtspunct als ein den vorderasiatischen Völkern gemeinschaftlicher Mythos betrachtet und mit den Mythen der Griechen und Aegypter verglichen. Hr. B. kommt dadurch zum Theil auf sehr überraschende Resultate. So erscheint Noah sogar als ein dem Aegyptischen Sesostris verwandtes Wesen. Diese Hypothese wird manche unsere Leser überraschen, aber Hr. B. weiß mit großem Scharfsinn sie zu rechtfertigen. Wir wollen die Folge der Untersuchung vorlegen. Den Sesostris hält der Verf. für ein bloßes mythologisches oder poetisches Wesen, dessen Eroberungen die Sage nur aus den Denkmälern und Erinnerungen schuf, welche sich in verschiedenen Gegenden bey Völkern verwandter Abstammung fanden, eben so wie nach der scharfsinnigen Ausführung von Jakobs die Sagen von den großen Eroberungen des Memnon bloß ihren Grund in den verschiedenen Memnonien oder Begräbnissen jenes Helden hatten. Ferner: In der Assyrischen Mythologie ward nach den Verichten des Abydenus und Alexan der Polyhistor, statt des Mosaischen Noah ein Sisuthros oder Eisuthros aufgeführt, an welchen auch die Hebräische Sage

von dem plötzlichen Verschwinden des Henoch angeknüpft wird. Auch Deukalion wird mit diesem Eifuthros in nähere Verbindung gebracht durch eine sehr scharfsinnige Verbesserung der Stelle bey Lucian de Dea Syria c. 12. 13., wo Hr. B. *Δευκαλίωνα τὸν Εὐρώδα* in τὸν CICYOEA verbessert, indem er den Irrthum dadurch erklärt, daß die Abschreiber die Buchstaben IC, die Grundzüge des K, für diesen Buchstaben genommen. Hr. B. behauptet weiter, daß diese Namen, Eifuthes, Eifuthros und Eifuthros eben so wie der Name Eesoftris nichts als reduplicative Formen des Namens Sothis sind, welcher bey den Aegyptern die Gottheit des Hundesterns bezeichnet. Eesoftris wäre also nichts als der Sirius, und nur eine spätere Mythologie schuf aus zwey Namen zwey verschiedene Wesen. Der Hundestern war aber der Vorbote der Ueberschwemmungen, also Vorbote von Wasserfluten, wenn auch nicht verheerenden, doch wohlthätigen. Hr. B. schreitet nun in seinen Vermuthungen noch kühner fort. Auch in Asien wurde der Sirius als ein wohlthätiges Gestirn betrachtet, der den Landmann erinnerte, sich selbst, sein Vieh und seine ganze Habe gegen die Mäße und mögliche Ueberschwemmungen zu schützen (Hr. B. ist nicht abgeneigt, dem Namen Seth diese Bedeutung als seine ursprüngliche zuzuschreiben). „Diese Ermahnung kleidete sich in ein naives Symbol, oder, wenn eine in jenen Zeiten besser als wir Bescheid wissende Kunstgeschichte es uns verkattet, die rohen in Holz schnitzenden Anfänge der Kunst dort hinauf zu versetzen, in ein Kalenderbild, worauf ein Mann in einem auf den Fluten schwimmenden Kasten sich und die Seinen und sein durch die Fenster schauendes Vieh geborgen hatte. Diesem Symbol, das den Namen Eifuthes trug, ging es wie den tausend andern: eine Nachwelt, die der Ermahnung nicht mehr bedurfte, verlor den Sinn aus den Augen und faßte es historisch. Sobald es dies war, schloß es sich natürlich an die überall vorhandenen Sagen einer alten allgemeinen Ueberschwemmung; und Eifuthes oder Eifuthros ward der allein durch Hülfe der Gottheit von den Fluten verschonte Stammvater des neuen Menschengeschlechts.“ Was nun den Noah insbesondre betrifft, so will Hr. B. in ihm das Symbol des Wassers erkennen, theils weil darauf der

Name führt (Na und Nach seyen in der ganzen anerkannten Sprachverwandtschaft von Indien bis zu uns Grundlaute, womit das Wasser und eine Menge davon ausgehender Begriffe bezeichnet werden), theils weil sich daraus am natürlichsten alle Geschäfte und Attribute des Noah erklären. Unter diesen Geschäften und Attributen versteht der Verf. nach S. 43, daß Noah den Wein, „der nur eine Gestaltung des lebenden Wassers zu höhern Genuß ist,“ erfindet, dann, daß er nach der ältesten Sage als Gottheit des Wassers (?) die Flut sendet, endlich daß er der Bruder des Thubalkain, des Feuergottes (?) oder Schmiedegottes ist, so daß also Wasser und Feuer in acht; mythischer Symmetrie aus Einer Ehe abstammen. Um nun dieses zu begründen, zeigt Hr. V. etymologisch die Verwandtschaft des Griechischen Ogyges mit dem Oceanus, indem Ogyges nichts anders als reduplicative Form von der Wurzel ist, wozu *ὄγυρ* gehört, welches bey Hesychius durch *ὠκεανός* erklärt wird. Alle diese Bemerkungen empfehlen sich ohne Zweifel durch die scharfsinnige Combination, mit welcher sie in Verbindung gebracht sind, wiewohl Rec. mit dem Aufbauen mythologischer Systeme auf Etymologien nicht ganz einverstanden seyn kann. So scheint uns die Bemerkung, daß Sisuthros und Esiuthros Reduplication des Wurzelwortes Soth wäre, ganz unzulässig; wir würden sie eher anerkennen, wenn die Existenz der Form Esiuthes, welche Hr. V. bey Lucian durch Emendation bewirkt, durch andre Auctorität erwiesen wäre. Bey Sisuthros möchten wir lieber an die Wurzel *שׁוּ* (herrschen, anordnen) denken, wovon *שׁוֹטֵר* ein Vorsteher, Fürst, z. B. Ex. 5, 6. gebildet worden. Ferner, was den Namen Noah betrifft, so möchte es doch dem Verf. schwer werden, zu erweisen, daß in allen Asiatischen und Europäischen Sprachen der Wurzellaut Na auf Wasser führe, wenn man auch im Griechischen *νάμα*, *νηός* und ähnliche Wörter, im Lat. *navis* (Gr. *ναός*), im Hebräischen *Nahar* und im Deutschen *Nedar* und *Nixe* davon ableiten will. Wenigstens im Persischen heißt das Wasser *āb* (im Zend *Apem*) und im Indischen *aspem* (S. Schlegel über die Weisheit der Ind. S. 13), und wir wüßten im

Persischen kein Wort, welches der Meynung des Verf. zu Hülfe käme. Der Name Noah scheint uns, wenn wir eine Vermuthung wagen dürfen, ursprünglich appellativ bloß die Ruhe und Sicherheit bezeichnet zu haben, welche dem Noah zu Theil wurde, während das ganze übrige menschliche Geschlecht vom Verderben verschlungen wurde, eben so wie der Name Eifuthros ursprünglich (wie Bel und Baal) bloß appellativ einen Herrscher bezeichnete, dann aber auch der Name eines einzelnen Königs (wenigstens in der Mythologie) wurde.

Wir müssen noch einiger interessanten Bemerkungen des Verf. über einzelne Theile dieses Mythos gedenken. In der Unterscheidung der Söhne Gottes und der Menschensöhne findet Hr. V. die Bezeichnung des Gegensatzes eines Adels oder eines königlichen oder Heldenstammes gegen das gemeine Volk, so daß der Mythos die Verderbtheit des menschlichen Geschlechtes, welche durch die Sündflut gestraft wurde, aus der Vermischung der beyden Stände durch Hebräthen und der dadurch bewirkten Entartung des edlen Stammes erklärte. Wenn früherhin, was immerhin wahrscheinlich ist; das Hebräische Volk in Kasten getrennt war, so ließe sich diese Ansicht um desto mehr empfehlen, da späterhin in dem jüdischen Volk nicht einmal ein Adelstand sich findet. Wegen Henoch erinnert Hr. V. an den Arabischen Mythos, in welchem von einer Sendung des Henoch an die Kainiten, um sie zu befehren, erzählt wird, was auch die Phrygier von ihrem Annael erzählten, und erklärt daraus das hohe Alter des Henoch, 365 Jahre; „Gott ließ ihn drey Menschenalter (jedes zu 120 Jahre) leben, damit er seiner Mitwelt lange zum Vorbild diene,“ und nahm ihn denn von der Erde weg, damit nicht auch ihn das Verderben treffe. Daß die Mosaische Chronologie damit nicht ganz zustimmt, indem Henoch's Entrückung von der Erde mehrere hundert Jahre vor dem Anfange der Frist, welche Gott dem Zeitalter vor Noah setzt, fällt, bleibt nicht unbemerkt. Sehr gut wird erinnert, daß die Frist von 120 Jahren gerade die Dauer eines alten orientalischen Säculums ausmacht. Die Zahl 365 von dem Lebensalter Henoch's (als Zahl der Tage eines Sonnenjahres) kann übrigens Rec. auch nicht für zufällig

halten. Auch dem phrygischen Annaß wird eine Lebenszeit von mehr als drehundert Jahren zugeschrieben.

Da Hr. B. die bekannte Hypothese von der Zusammensetzung der Genesis aus verschiedenen Urkunden annimmt, so ist ihm die Jehovah's Urkunde für die Geschichte der Sündflut die bedeutendste, auch von Seiten des poetischen Verdienstes. Er versucht selbst eine Zusammensetzung der ursprünglichen Erzählung dieser Urkunde. Rec. kann sich nicht überzeugen, daß eine solche Zusammenstoppclung und willkürliche Zusammenwürfelung verschiedenartiger Nachrichten, als die Vertheidiger dieser Hypothese annehmen, die Weise eines alterthümlichen religiösen Schriftstellers seyn könne, andere Schwierigkeiten nicht zu erwähnen. Den Widerspruch, den übrigens Hr. B. mit den Auslegern in der Erzählung der Sündflut zwischen den Urkunden Jehovah und Elohim findet, indem nach Capitel VII. 2. sieben Paar Thiere in die Arche eingehen, nach B. 9. 15. 16. nur Ein Paar eingehen, ist nicht einmal vorhanden. Denn in den letztern Stellen heißt es zwar, daß je zwey und zwey, Mann und Weib, in die Arche eingehen sollen, aber es wird nicht bemerkt, daß es von jeder Art nur Ein Paar seyn solle.

Christian Gottlob Heyne. Biographisch dargestellt von Arn. Herm. Lud. Heeren. Hic liber, honori socii mei destinatus, professione pietatis aut laudatus erit, aut excusatus. Tacit Agricola. Göttingen, bey Joh. Friedrich Römer. 1813. XXII und 522 S. 8. (Mit einem Titellupfer, Heyne's Portrait darstellend, nach W. Tischbein von Niepenhausen gestochen, und einer Kupfertafel, Proben der Handschrift von Heyne, Münchenhausen und den beyden Brandes enthaltend). (4 fl.)

Wie das sehr ähnliche Portrait als Titellupfer den Freunden Heyne's die Züge des verewigten Mannes vollkommen in die Erinnerung zurückruft, indem es ihn, unversehñert, gerade in derselben Stellung, mit denselben Mienen, einen Brief lesend, darstellt, wie man ihn oftmals sah, so ist auch die Biographie eine treue ansprechende Schilderung seines Charakters mit aufrichtiger Wahrheit entworfen. Die Dankbarkeit

und die Liebe zu einem verehrten Lehrer, vielsährigen Freunde und geliebten Schwiegervater, überhaupt die Individualität des Biographen, behaupten zwar in der Darstellung ihrer Rechte, aber dadurch erhält das Bild Colorit, Wärme und Leben; und daß der Verf. auf die Auszeichnung, welche ihm von dem tiefblickenden Manne seit der ersten Bekanntschaft zu Theil ward, so wie auf die Vertraulichkeit, in welcher er bis zu Heyne's Tode mit ihm blieb, großen Werth legt und dies nicht verhehlt — dieses wird man eben so wenig mißbilligen wollen, als die überall sichtbare Wärme und Begeisterung für die Universität Göttingen, welche Heyne'n einen so großen Theil ihres verdienten Ruhms verdankt. Aber keinesweges wird Heyne als in jeder Hinsicht untadelhaft dargestellt, und seine Schwächen werden nicht verborgen. Niemand wird diese Biographie ohne Theilnahme lesen, und die meisten Leser werden gewiß wie der Rec. mit neuer Ehrfurcht und Achtung für einen Mann erfüllt werden, welcher bey so vielen Widerwärtigkeiten, mit welchen er im ersten Drittheil seines Lebens zu kämpfen hatte, die Kraft des Geistes behauptete; und späterhin in einer so vielseitigen vielverbreiteten Thätigkeit, als Gelehrter und Geschäftsmann, so große Herzengüte bewahrte, und bis zum spätesten Alter (zulezt unter mancherley drückenden Erfahrungen) weder durch Schmeicheleyen, noch durch kränkende Angriffe so wenig die Unbefangenheit des Gemüthes als das Zutrauen zu den Menschen verlor. Die Anordnung des biographischen Stoffes ist nicht strenge nach gewissen Rubriken, auch nicht streng chronologisch, vielmehr frey und ungezwungen, wie die Gegenstände in natürlicher Folge sich der Erinnerung und dem Gemüthe des Biographen darbieten; alles ist an den passenden Ort gestellt; es erhält dadurch, wenn auch hin und wieder eine Wiederholung sich findet, das Ganze die anziehende Form einer Denkschrift. Eine sorgfältigere Feile des Ausdruckes, eine mehr zusammenpressende Kürze des Styls wäre dieser Form eher nachtheilig als vortheilhaft gewesen.

Mit großem Interesse wird jeder die eingewebten eigenen Nachrichten Heyne's von seiner Jugendgeschichte (S. 5 fg.) und von seiner ersten Gattin und ihrer beyden Schicksalen während des siebenjährigen Krieges (S. 48—68) lesen, so

wie die Betrachtungen nach dem Tode seiner Therese (S. 170—173); wer Heyne'n persönlich kannte, wird in jenen Nachrichten die einnehmende Gemüthlichkeit wieder erkennen, mit welcher er in gut gelaunten Stunden leicht vertraulich ward. Es erklären sich auch aus ihnen manche Eigenthümlichkeiten in seinem Wesen; z. B. viele wissen, wie eifrig Heyne die Sorgfalt für äußern Anstand seinen Schülern und jungen Freunden empfahl, besonders solchen, bey welchen er Vernachlässigung des äußern Anstands oder linksches Wesen bemerkte; man sieht aus diesen Nachrichten, daß das Gefühl dieses Gebrechens eines der quälendsten Gefühle seiner Jugendzeit war. Ein einnehmendes Aeußeres, Gewandtheit und Anstand im Umgange galt bey ihm ungemein viel. Eben die Widerwärtigkeiten, welche sich der Erfüllung seiner Wünsche in seiner Jugend widersetzt hatten, machten ihn zwar sehr theilnehmend für ein gleiches Schicksal andrer, aber weil er jene Widerwärtigkeiten durch Ausharrung und Standhaftigkeit, selbst durch Troß gegen die Ungerechtigkeit des Schicksals überwunden hatte, so forderte er auch von andern gleiche Kraft und liebte nicht ohnmächtige und weichmüthige Klagen. Die oft wiederholte Beschwerde aber, daß es Heyne's Grundsatz gewesen, per aspera ad astra zu führen, floß gewiß mehr aus Ungesamtheit der Unzufriedenen, als aus gegründeten Anlässen, wenigstens nicht aus solchen, welche in seiner Schuld lagen, wie viele Beispiele beweisen. Auch die eigenen Nachrichten Heyne's über seine Verhältnisse zur Societät der Wissenschaften (S. 119) sind interessant, und die Auszüge über seine Reisen und seine letzten Tage aus dem Tagebuche seiner Gattin verdienen Dank. Wir würden noch manches Einzelne aus dieser Biographie ausheben, wenn einerseits uns nicht die Wahl schwer würde, und von der andern Seite diese Schrift schon durch Inhalt, Geist und Form auch der großen Lesewelt sich so sehr empföhle, daß sie nothwendig viele Leser finden muß. Wir machen nur noch auf einiges aufmerksam. Die Darstellung des Verhältnisses mit Münchhausen, dann mit den beyden Brandes, Vater und Sohn, mußte nothwendig einen sehr wesentlichen Theil der Lebensbeschreibung von Heyne ausmachen, da vornehmlich durch die Verbindung mit jenen Männern Heyne so mächtig

und zugleich wohlthätig für die Universität Göttingen wirken konnte. Diese Aufgabe ist ungemein schön gelöst, und man lernt jene Männer in ihrer Individualität, in ihren Tugenden und Fehlern, vornehmlich in wiefern sie auf die Universität wirkten, kennen. Selbst der liberale Mönchhausen konnte im vollen Sinne des Wortes knauserig seyn (S. 80). Es ist indeß psychologisch leicht erklärbar, daß die pflichtmäßige Sparsamkeit eines gewissenhaften Staatsmannes diese Richtung zur Knauserie nimmt. Wir können uns nicht enthalten, die Charakteristik des jungen Brandes (S. 392) hier mitzutheilen, welche uns sowohl nach seinen Schriften, als nach mündlichen Urtheilen andrer, welche ihn genau kannten, ungemein getroffen scheint: „Im Außern das Bild der Schwäche, im Innern ganz Kraft und Energie; fast nie gesund von Jugend auf, und doch immer thätig, auch wenn er litt; oft unentschlossen und bedenklich bey Kleinigkeiten; durchgreifend, bis zur Kühnheit, bey großen Sachen; selten zufrieden mit dem, was im Staat, ohne ihn, geschah; und doch bis zur Aufopferung ergeben diesem Staat, mit dem er starb; als Geschäftsmann gerade und fest, aber nicht eigensinnig; pünktlich bis zur Angestlichkeit aus Pflichtgefühl; doch nicht pedantisch. Als Schriftsteller wenig streng gegen sich; desto strenger gegen Andere. Eben darum nicht classisch, wiewohl er classisch hätte werden können. Ueberhaupt mehr zum Critiker als zum Autor gemacht. Als Mensch nicht ohne Eigenheiten (Folgen der Kränklichkeit). Im Umgange höchst laustisch, vielleicht oft ungerecht in seinen Urtheilen über Andere; streng gewissenhaft, die Rechtlichkeit selbst, im Handeln gegen sie. Meist einsam lebend in seinem großen Hause (er blieb unverheyrathet), aber nie entfremdet der großen Gesellschaft, die er bey sich wie bey Andern sah. Geliebt, wie gehaßt, von Einzelnen; gesucht, wie gescheut, von Vielen, geachtet von Allen, selbst die ihn haßten (der Stempel des Werthes!), so war Ernst Brandes!“ Was über Heyne's litterarische Verdienste bemerkt wird, besonders über seine ausgebreitete Einwirkung auch in Fächer der menschlichen Wissenschaft, welche nicht die seinigen waren, wird schwerlich gegründeten Widerspruch finden; Billfährigkeit, das Verdienst andrer, auch seiner

erklärtesten Widersacher, ohne Schmälerung anzuerkennen, können viele bezeugen, so wie auch seine Bescheidenheit (er hatte und äußerte mehrmals die Ueberzeugung, daß er nicht sowohl zum Gelehrten als zum Geschäftsmann durch die Natur bestimmt gewesen S. 111. 271); die Beurtheilung seines Geschäftslebens (S. 270—290), scheint dem Rec. gerecht, billig und ohne Vorurtheil zu seyn. Es gilt auch hier: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.“ Die Nachrichten über den Gang der Geschäfte in der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen (S. 290—306), deren Anordnung Heyne's Werk ist, verdienen um desto mehr Dank, da wir noch nirgends eine so vollständige und genaue Nachricht dars über fanden. Der Bericht von seinem Tode (S. 439) — eine *εὐδαιμονία* in vollständigem Sinne des Wortes — ist einfach und würdig. Ave pia anima!

Eine schöne Zugabe ist der Anhang, welcher nicht nur ein möglichst vollständiges Verzeichniß der Schriften Heyne's, sondern auch Lateinische und Deutsche Poesieen des Verewigten aus den letzten Jahren seines Lebens enthält. Wer gegen ihn noch einen Groll in seinem Herzen trägt, muß ihn fahren lassen, wenn er diese einfachen, kunstlosen und doch erhebenden Gedichte liest, und wird das fromme Gemüth glücklich preisen, welches am Abende des Lebens in der Religion und dem Glauben an das Höhere Beruhigung und Erheiterung fand. Wer in solchen Gefinnungen und Betrachtungen seine Tage beschloß, der konnte nicht, wenigstens nicht mit Absichtlichkeit und aus bösem Willen seine Mitmenschen kränken.

Fr. W.

Der Besitz unter Justinian mit Hinsicht auf das Französische Civilrecht von Christian Ehlum. Gießen 1813. bey Georg Friedrich Tasché. 131 S. 8.

Diesen Titel führt die Fortsetzung der in diesen Jahrb. der Litt. 1809. Abth. II. S. 61 recensirten Abhandlung desselben Verf. Für beyde gemeinschaftlich scheint bestimmt zu seyn der andere Titel: Ueber das Recht des Besitzes eine civilistische Abhandlung von Christian Ehlum. Gießen, 1813 bey Georg Friedrich Tasché.

Den fünf Aufsätzen, welche diese Fortsetzung enthält, ist ein „Prolog“ vorausgeschickt (S. 1—24), worin der Verf. theils eine in jener frühern Abhandlung ausgeführte Behauptung, worüber der Rec. derselben wie über vieles andere geschwiegen habe, aufs Neue ausführt, theils jenen Rec. zu widerlegen, theils endlich dessen Mißverständnisse zu berichtigen sucht; namentlich: sein Werkchen sey nicht, wie jener Rec. es nenne, eine Einleitung zu einer Darstellung des Besitzes, sondern eine Darstellung seines Begriffes; er habe nicht Bruchstücke aus der Litterärsgeschichte dieser Lehre, sondern die Geschichte vom Begriffe gegeben; nicht *usus*, *auctoritas*, sondern *usus* und *auctoritas* zusammen heiße ihm in den XII Tafeln Besitz; endlich auch, ein litterärischer Wechselbalg des Rec. sey es, wenn dieser sage, der Verf. führe den Beweis, daß der Besitz ein eignes Recht sey; er habe vielmehr nur gezeigt, daß er ein Halbrecht sey. Allein, da jener Rec. nur mit den eignen Worten des Verf. referirt (der Besitz sey „ein eignes Recht über die Sache“ u. s. w. — S. 111), — da der Verf. sich für dieses eigne Recht auf solche Stellen beruft, worin wohl von einem *jus*, sey es auch in welcher Beziehung es wolle, aber wenigstens nicht von einem Halbrechte die Rede ist, z. B. L. 5. D. si *ususfr. pet.*, und die so kunstreich interpretirte L. 115. de V. S. (wobey er unter andern — auch jetzt wieder — hartnäckig läugnet, daß dort *possessio* von einem *praedium* zu verstehen sey, sich nicht daran lehrend, daß dort aufs Ausdrücklichste gesagt wird, *praedium* sey also das *nomen generale* von *possessio* und *ager*, und *ager* und *possessio* seyen *species* der Benennung *praedium*), — da endlich in jener ganzen Abhandlung von einem Halbrechte keine Spalte zu finden ist, dagegen der Besitz überall von ihm ein Recht genannt wird (m. s. z. B. schon S. 112): so darf man billig fragen, ob des Verf. authentische Interpretation gelten müsse, auch wenn die doctrinelle nicht zu demselben Resultate führen kann? Doch dem sey wie ihm wolle, so erklärt der Verf. wenigstens jetzt deutlich, daß in beyden Schriften seine „Absicht war, einen im Römischen Rechte liegenden, aber mißkannten Begriff des Besitzes hervorzuziehen, den eines Halbrechts.“ S. 131.

Ueber die Natur dieses Halbrechts werden wir am sichersten (jedoch nicht gegen eine authentische Interpretation gesichert) die vulgären Wendungen des Verf. selbst vernehmen: „Die beyden Bestimmungen, in welche wir und die körperlichen Sachen, nach der Natur solcher correlativen Beschaffenheiten uns gleichsam theilen, und wodurch wir Besitzer, und sie Besitzthümer, heißen, auch wenn man sie in abstracto, da sie vorzüglich Besitz genannt werden, betrachtet, sind weder Factum und Jus, noch Jus allein, noch Factum allein, noch auch ein Jus proprium. Sondern die Eine Bestimmung besteht darin, daß die Sache von uns körperlich betreten oder ergriffen ist, ist Facti; und die Andere, daß sie uns, um mich einer vulgären Wendung zu bedienen, halb und halb zugehörig sey, ist sonach ein, doch nicht ganzes Recht darüber, ist Juris.“ S. 5. — „Der Besitz gehört auch zum Wein und Dein. — Unter bona oder omne jus cujusque, als ihren gemeinschaftlichen Begriff, gehören beyde, Eigenthum und Besitz; doch dieser nur als Halbrecht.“ S. 27. — „Dies Halbrecht kommt, soviel ich weiß, in den Schriften über den Besitz bis jetzt nicht vor, und ist ein novum. In meiner Abhandlung zeigte ich, daß wir solches mit seinen Folgen lediglich unserm einseitigen Willen, nicht dem Civilrechte der Römer zu danken hätten.“ S. 6. — Diese Ehre, die Rechtswissenschaft mit dem uns allerdings ganz fremden Begriffe eines Halbrechts bereichern zu wollen, gesteht Ret. dem Verf. im ausgedehntesten Sinne zu: er ist nämlich nicht so glücklich, ihn auch nur im Röm. Rechte mit dem Verf. finden zu können, und glaubt (und wünscht) sogar, daß wir es nicht unserm, sondern lediglich des Verf. einseitigem Willen zu danken haben möchten. — Die einzelnen Aufsätze dieses Werthens sind:

„I. Nachlese,“ S. 25 — 44, worin der Verf. da „fortfährt, wo er stehen geblieben ist“ (also eine Fortsetzung des letzten Aufsatzes der früheren Abhandlung, *Possessio vel quasi* überschrieben), nämlich beym Anfange des Titels *D. de „adq. vel am. poss.“*, wovon uns eine Interpretation vorgelegt ist. Im pr. der Stelle (welches schon am Schlusse der frühern Abhandlung interpretirt, aber hier wiederholt ist) gibt er

pedibus (die von ihm vorgezogene Lesart) durch: „Boden,“ „fundus,“ gerechtfertigt wodurch? — Durch den Ausdruck *ad imos pedes montis*, wofür Am. Marcellin. citirt ist. — Warlich mit grammatischen Operationen in dieser Manier sollten wir im R. R. wohl nicht weit kommen, oder vielmehr nur allzuweit! — Im erwähnten Fragmente der XII Tafeln bezeichnet ihm *usus* das *factum* (*tenere*) und *auctoritas* (die „Auctorität,“ oder, „das etwas zu sagen haben;“ die Abstammung von *auctor* und des letzten alterthümliche Bedeutung — vgl. z. B. Plaut. *Curcul.* IV, 2. v. 8 — 11. — ignorirt er ganz) den *animus*, die beyden Bestandtheile des Besitzes, „so augenscheinlich, daß man kein Wort mehr darüber verlieren sollte.“ — Dem *precario rogans* (eigentlich wohl *precario habens*, oder zum wenigsten *qui precario rogavit*) wird vom Verf. diese *auctoritas* (i. q. *animus*) abgesprochen, bey jenem „kömmt jedoch etwas Neues hinzu“ — „*loco auctoritatis*, die Lizenz, *suo nomine* zu besitzen.“ — Bey Interpretation der L. 115. de V. S., wo Javolen von der „Eigenheit des Rechts,“ die im Besitze liege, reden soll, erfährt der Leser, der wohl neugierig genug seyn mochte, zu wissen, wie dieses mit dem Halbrechte des Verf. sich vereinige, daß „aus dieser Schwierigkeit Javolen nicht anders herauszukommen wußte, als daß er den Besitz für ein eignes Recht und zugleich für *usus* erklärte.“ — Dieses Halbrecht wird denn auch noch in mehrere Fragmente hinein interpretirt. — Nebst einer Recension der Ansichten der Neuern über den Begriff des Besitzes folgt auf jene Interpretationen eine philosophische Deduction, wenn man es so nennen darf, die theils darauf gerichtet ist, daß der Besitz, namentlich der eine Bestandtheil desselben, das Vorhandenseyn des *animus domini*, nichts Factisches sey (in welchem Raisonnement vorerst schon der Wille als Grundvermögen selbst, und dessen Thätigkeit so wenig geschieden ist, als es im Sprachgebrauche des gemeinen Lebens geschieht, was nothwendig Quelle von Trugschlüssen seyn muß); theils darauf, daß er vielmehr ein Halbrecht sey, wobey der Verf. davon ausgeht: „der *animus domini*, ich will, daß die Sache für mich sey? Dies lautet wie ein Gesetß.“ (Jenes Fragezeichen ist wohl nur Druckfehler.)

• II. „Der neuere Besitz in seinem Unterschiede von der Römischen *possessio* C. 45 — 51. — Auf eine unbedeutende Bemerkung von zwey Zeilen, welche hier unter andern über den Code Napoléon fällt, bezieht sich der vortheilhafte Zusatz auf dem Titelblatte: mit Hinsicht auf das Französische Civilrecht. Daß dieser Kunstgriff seinen Zweck nicht

versehlt hat, könnte Rec. dem Verf. mit namhaften Beyspielen bezeugen.

„III. Das Factum apprehensionis (s. possessionis).“ S. 52 — 77. — Der Verf. bestreitet hier die, auch nach des Rec. Meynung allerdings nicht durchaus unbestreitbaren Ansichten des Hrn. v. Savigny, geht aber darin so weit, daß er behauptet, daß, wenn wörtliche Erklärungen, welche die Stelle der natürlichen Tradition vertreten, vordringen, es allerdings eine successio in possessionem gebe!

„IV. Possessionum divisio.“ S. 78 — 109. Den Erörterungen dieses Abschnitts schickt der Verf. eine Lateinisch abgefaßte Uebersicht voraus, die durch jene Erörterungen keineswegs als gerechtfertigt betrachtet werden kann, und die einer Widerlegung gar nicht zu bedürfen scheint.

Den Schluß macht: „V. Additamentum.“ S. 110 — 131. Diese Benennung (welche übrigens, wie unzählige andere Lateinische Bruchstücke in diesen Abhandlungen, in einer Deutschen Abhandlung, zu Vermeidung der Geschmacklosigkeit, Deutsch gegeben zu werden verdient hätte) ist diesem Abschnitte allerdings angemessen, indem diese Stelle aufs Neue Bemerkungen einnehmen, wodurch das im Besitze liegen sollende Halbrecht deducirt werden soll.

Der Raum gestattet es nicht, aus diesen Aufsätzen alle die einzelnen Sätze, oder auch nur den größten Theil derselben, herauszuheben, worin Rec. dem Verf. nicht beypflichten kann, noch die vielen so oder also oder sonach, wo nach des Rec. Einsicht eine gesunde Logik weder ein so noch ein also noch ein sonach finden kann. Der in jener frühern Abhandlung herrschenden Anordnung und Behandlungsweise ist der Verf. auch in dieser vollkommen treu geblieben: daher kann Rec. darüber süglich auf das von jenem ihrem Rec. Gesagte verweisen. Ein Gleiches gilt von dem auffallenden Style und den zahlreichen Versuchen von *Wiß*, welche in einem gewissem Kreise vielleicht auch für *Wiß* gelten mögen, aber in demjenigen, welchem diese Abhandlungen doch bestimmt zu seyn scheinen, dem Verf. nicht zur Empfehlung dienen können. Daß der Verf. sich bestrebt, nicht fremder Auctorität zu huldigen, will Rec. nicht verkennen, der indessen demselben empfehlen möchte, seine eigne Meynungen einer noch mäßigeren strengern Prüfung zu unterwerfen, wenn nicht die Grämlichkeit, womit derselbe sowohl in jener frühern Abhandlung im Jahr 1808, als jetzt, 5 Jahre später, die Meynungen Anderer behandelt, alle Hoffnung benähme, daß dieses von einiger Frucht seyn dürfte.

Jahrbücher der Litteratur.

Allgemeine Einleitung in das juristische Studium, zum Gebrauche von Vorlesungen über die sogenannte Encyclopädie und Methodologie vom Hofrath und Prof. Dr. Karl Aug. Dominic. Unterholzner in Landshut. München und Burghausen bey Ernst August Fleischmann 1812. XIV und 123 S. 8.

Encyclopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft von Ignaz Rudhart, der Rechtsw. Dr. und öffentl. ordentl. Prof. zu Würzburg. Würzburg bey Joseph Stahel 1812. X und 368 S. 8.

Es ist recht gut, bey dem Beginne der wissenschaftlichen Laufbahn dem Publicum und sich selbst durch eine ausführliche Professoretschrift Kunde und Ueberzeugung der Tüchtigkeit zum ersten Berufe zu geben. Aber es ist auch gut, alsdann zu warten, bis eine Meisterschrift möglich sey. Diesen Gedankten, welcher bey Durchlesung der angezeigten Arbeiten zweyer talentvollen jungen Schriftsteller, deren erste Schriften mit verdienstlichem Beyfalle aufgenommen worden, sich dem Rec. wiederholt aufdrang, mag er um so weniger bergen, als er sehr leicht wünscht, daß gerade die juristische Encyclopädie wichtig genommen, in Inhalt und Form möglichst wissenschaftlich vollendet und meisterlich behandelt werde, was ihm bisher noch wenig geschehen zu seyn scheint. Wenn auch der mündliche Vortrag derselben jüngeren Lehrern überlassen bleibt, welche oft feilscheren, feurigeren Sinn und Eifer haben, ein höheres und wahrhaft wissenschaftliches Streben bey ihren Zuhörern zu entflammen, so möchte Rec. damit doch gerne die Reise eines möglichst vollendeten Lehrbuchs verbinden; denn hier, wie überall, wirken wörtliche Anforderungen und Ermahnungen, zu höherem, wissenschaftlicherem Streben, die vorzüglich Hr. R. mit lobenswürdigem Eifer so oft wiederholt, wenig, ohne kräftige Erregung und Nahrung durch die That.

In der Encyclopädie soll einestheils der Jüngling, nach Erlernung der Schulwissenschaften, eingeweiht werden für das auf der Academie beginnende wissenschaftliche Studium; und wie entscheidet nicht meist der erste Eintritt, der Anfang, für Ansicht und Plan, für Sinn und Streben der ganzen, hinwiederum für das Leben entscheidenden, academischen Studienzeit. Die Encyclopädie soll aber auch anderstheils, nicht etwa bloß allmählig an die juristische Kost gewöhnen, und einige nöthige Einleitungsbegriffe geben, wie mit so vielen Hr. U. anzunehmen scheint (S. X); sondern sie soll die wissenschaftliche Darstellung der ganzen Wissenschaft, die sonst nirgends gegebene philosophische und historische Vereinigung ihrer verschiedenartigen, scheinbar getrennten, Theile — zu einem wissenschaftlichen, lebendig zusammenhängenden und ineinandergreifenden Ganzen — geben; so den höheren und eigentlichen Sinn des Ganzen und der Theile erschließen, ihre höchsten Aufgaben, und die daraus sich ergebenden, methodologischen Grundsätze, für Art, Ordnung, Ausdehnung und Mittel ihrer Behandlung und ihres Studiums, einfach und klar entwickeln. Nur dadurch sind die, dem Deutschen Juristen schon wegen der erschreckenden, verschiedenartigen Masse des Positiven gefährliche, Einsamkeit, Verwirrung, Getrenntheit, handwerkmäßiges Eintreten und Pedantismus, Gemeinheit des Sinns und des Wissens zu vermeiden, welche bey der, am stärksten und unmittelbarsten auf die Menschheit und das gesellige Ganze eingreifenden, Rechtswissenschaft um so mehr zum Unglücke unsers Deutschen Vaterlandes wirken mußten, als dieses gerade durch die Annahme so fremder, für die Anwendung unseliger Gesetzbücher, vorzüglich aber durch die eines künstlich ausgebildeten und verfeinerten, ihm unpassenden, Privatrechts zu seinem ganzlich widerstrebenden öffentlichen Rechte, jene unglückliche Hemmung, förmliche Schwerfälligkeit und die dem ganzen Alterthume unbekannte Trennung des Privatrechts vom öffentlichen erzeugt, und den Grund seiner inneren Auflösung gelegt hatte.

Wie ist nun aber die Erfüllung jener Aufgabe möglich, ohne die gereifteste wissenschaftliche Ausbildung, ohne die für

nahe Seele des Ganzen und jedes Theils der Wissenschaft philosophisch und historisch möglichst durchdrungen zu haben? Denn die Wissenschaft besteht ja nicht, wie man fast nach allen unseren juristischen Encyclopädeen glauben sollte, darin, daß ihre einzelnen Theile in bloß äußerer Ordnung in gemeinsames Fachwerk rubrikenweise vertheilt würden; sondern daß sie durch Einen, nur auf verschiedene Gegenstände angewandten, überall philosophisch und historisch nachzuweisenden höheren, lebendigen Grundsatz, durch eine Idee (ein Begriff kann stets nur eine äußere Verbindung geben) gerade so wahrhaft innerlich durchdrungen, beherrscht, und zu einem lebendigen harmonischen Ganzen verbunden sey, wie der menschliche Organismus durch das Leben; viel mehr einem Kreise vergleichbar, der überall durch sein Centrum begründet, verbunden und bestimmt seine Radien überall von demselben anleitet, und darauf zurückführt; als einer Kette, mit stärkerem Schlußringe, deren Glieder, mit getrenntem Anfang und Ende, äußerlich angelikhet sind. Wäre, wie Hr. U. behauptet, Wissenschaft (schon dem Wortsinne nach zu einem gemeinschaftlichen Ganzen vereintes Wissen) weiter nichts, als eine Mannigfaltigkeit des Wissens, so, daß es sogar fehlerhaft wäre, sie ein systematisches Wissen zu nennen, weil das systematische auch fehlen könne S. 41, so wäre Encyclopädie wenig nöthig. Rec. wüßte aber alsdann das Schneiderhändewerk von der Wissenschaft, den Schneider vom Gelehrten eben so wenig gründlich zu unterscheiden, als er glaubt, daß die Römischen Juristen mit der Behauptung „auch ihrem Wissen habe die systematische Anordnung gefehlt S. 42“ zufrieden seyn würden. Welches selbst in Ansehung der Anordnung in der Darstellung — vorzüglich seitdem unter den Römern das Rechtsstudium nicht mehr von der Praxis, sondern von der Theorie ausging, und wenn gleich noch in Justinians Copie der alten Methode nicht fehlerfrey, aber doch wissenschaftlich getrieben wurde — gewiß allermeist, z. B. bey einem Cajus, noch mehr aber in Ansehung des Wissens selbst unrichtig ist. Die Römischen Juristen, freylich nicht unser ganzes Corpus juris, ließen warlich mehr

als Andere von einer leitenden lebendigen Idee ihre rechtlichen, mit strengster Consequenz ausgebildeten, Grundsätze beherrschen.

Wenn nach dem angegebenen Gesichtspuncte Rec. an vorliegenden Schriften, vorzüglich in Plan und Ausführung des Ganzen, Manches zu tadeln hat, so gesteht er um so lieber, in beyden sowohl überhaupt ein wissenschaftliches Streben, als im Einzelnen, vorzüglich in den methodologischen Theilen, viel Gutes, Selbstgedachtes und für ihn Belehrendes gefunden zu haben, und er kann beyde in dieser Hinsicht mit Ueberzeugung den Encyclopädisten zum eignen Studium empfehlen.

Vermißt hat er an beyden, wie freylich an den ihm bekannten juristischen Encyclopädieen überhaupt, sowohl eine anschauliche Darstellung des inneren Zusammenhangs und Aufeinanderwirkens der einzelnen Theile des Rechts, als auch eine wissenschaftliche Entwicklung und Begründung der Rechtswissenschaft, ihres Zwecks und Umfangs, ohne welche das Ganze der festen Grundlage und der Bestimmtheit ermangeln muß; welche aber nicht möglich ist, ohne Ableitung von der höchsten Bestimmung der Menschheit, ohne Darstellung des Verhältnisses zum gesamten menschlichen Streben und den übrigen Hauptzweigen der Cultur, ohne die, mithin nicht, aus nicht gelesenen oder nicht gehörten Vorlesungen vorauszusetzende, universalencyclopädische Einleitung. Durch sie wüßte ein höherer wissenschaftlicher Standpunct gegeben, höheres umfassenderes Streben und der Trieb, das ganze Wissen und Leben immer mehr mit Bewußtseyn zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen, geweckt und genährt. Philosophische Schulstoffe, große Ausführlichkeit, und Unterabtheilungen der übrigen Hauptwissenschaften wären hier freylich gleich sehr am unrechten Orte; denn nichts taugt weniger in die Encyclopädie, als das oft in ihr gefundene, in der Logik gelernte, scheidekünstlerische Zersplittern, unnöthiges Theilen und Unterabtheilen, Definiren längst bekannter Sachen, Spielen mit abstracten Begriffen und trockenem Skeletiren, welches alle Lebendigkeit des Wissens vernichtet, den Anfänger abschreckt und verwirrt, statt daß derselbe gleich Anfangs recht lebendig historisch und philosophisch angesprochen, für selbstthätiges und fruchtbares Auffassen der Wissenschaft vorbereitet werden sollte.

Mißbilligen muß Rec. ferner die Trennung der Methodologie von der Encyclopädie in beyden Werken. Soll die erstere nicht unerwiesene, unwissenschaftliche und unfruchtbare Vorschrift, sondern aus systematischen Gründen entwickelte Grundsätze enthalten, so muß jeder ihrer einzelnen Theile mit jedem ihm entsprechenden Theile der Encyclopädie, welche stets ihre Gründe enthält, verbunden werden; wodurch zugleich größere Einfachheit des Plans und weniger zersplitternde Abtheilungen erzeugt würden, als man bey Hr. R. findet.

Bermißt hat außerdem Rec. an beyden Schriften klare Einsicht, Festigkeit und Einheit des, freylich in der juristischen Encyclopädie durchaus bestrittenen und verschiedenartigen, Plans. Hr. U. verwirft den Namen Encyclopädie für seine Schrift, weil derselbe eine mehr oberflächliche, allgemeine Darstellung der Wissenschaft, die sogenannte innere Encyclopädie bezeichne S. X; mißbilligt also die letztere, welche er zu einer besondern Vorlesung bestimmt S. 51. Doch geht er einigemal in das Innere ein, z. B. S. 59—85 ausführlich in das der Lehre einer einzelnen Hülfswissenschaft, der Hermeneutik nämlich. Hr. R. erwähnt den Unterschied in äußere und innere Encyclopädie nicht, gibt von der letzteren einmal mehr, einmal weniger, einmal gar nichts. Z. B. S. 37 ff. und S. 43 ff. Encyclopädie, von *ἐγκύκλιος* (nicht wie bey Hr. U. *ἐνκύκλιος*) *παιδεία*, bey den Griechen bekanntlich der jedem Gebildeten nöthige Kreis der gesamten höheren Bildung, Quintil. instit. or. I, 10. bedeutet etymologisch, als kreisförmiger Unterricht, oder Umkreis des Wissens, stets, mag der Kreis enger oder weiter seyn, ein, dem inneren Zusammenhange und dem Umfange nach, vollständiges Wissen. Für unsern Zweck, welcher Darstellung des gesamten Inhalts der Wissenschaft ganz ausschließt, würde sie also systematische Darstellung der Grundzüge aller Theile der Wissenschaft 1) nach ihrem Begriff, Zweck, Grund und Inhalt, 2) nach ihrer Abhängigkeit von einem gemeinschaftlichen Mittelpuncte, ihrem Zusammenhange, gegenseitigen Verhältniß und Einwirken auf einander, zu geben; und so alle Theile, sowohl nach ihrer philosophischen, als nach ihrer historischen Seite, als ein äußerlich und innerlich zusammenhängendes Ganze zu

zeigen haben. Hierzu genügt nun aber weder ein Namenstheiler und Beschreibung des äußeren Zustandes der Theile, die äußere Encyclopädie, noch bloß einzelne Lehrrätze aus ihrem Innern, die innere Encyclopädie, eine Form ohne Inhalt, ein Inhalt ohne Form; sondern aus der Philosophie, inneren und äußeren Rechts; und Rechtswissenschafts; Geschichte, wie aus dem Inhalte der Wissenschaft, muß gerade und nur so viel genommen werden, als jene charakteristischen Grundzüge der Theile und ihre Vereinigung zu einem Ganzen erfordern. — Hr. U. spricht ferner mehrmals von unsern Deutschen positiven Rechten, gibt sogar einen Studienplan dafür, und dennoch erfährt der Anfänger bey ihm nicht, was Römisches, Canonisches und Lehnrecht, was Pandecten, Corpus juris u. s. w. seyen, woher sie kommen, wozu dienen u. s. f., wodurch gewiß für Deutsche Juristen ein Hauptzweck verloren geht, ohne daß dieses Verfahren durch den angeblichen Vorzug gerechtfertigt wird, „des Verf. Encyclopädie liege nicht der beschränkte Plan einer Einleitung ins Deutsche Recht zu Grunde“ S. VI. Für wen schrieb denn Hr. U.? Aber auch in Entwicklung der allgemeinen Rechtstheile herrscht bey ihm öfter Unverhältnißmäßigkeit und Flüchtigkeit. So werden z. B. neben manchem Ausführlicheren die wichtigsten Rechtstheile statt aller weiteren encyclopädischen Entwicklung so abgefertigt: „Das öffentliche Recht wird zunächst am bequemsten abgetheilt nach dem Zwecke (?), auf welchen es sich bezieht. Auf alle (?) Zwecke gleichmäßig bezieht sich das Finanzrecht, das Militärrecht und Criminalrecht. Nicht besser ergehts dem negativ definirten Staatsrechte S. 30. — Hr. R. erwähnt zuerst in der Encyclopädie des Lehnrechts und Kirchenrechts gar nicht; hernach kommt das letztere in der Methodologie zwischen juristischer Praxis und Rechtsgeschichte §. 425 ff.; das erstere dagegen als Theil des Staatsrechts zwischen Staatsrecht und Völkerrecht §. 195 ff. Wahrscheinlich weil es für ganz irrig erklärt wird, nicht die Verleihung von Jurisdiction und Regalien mit in den allgemeinen Begriff des Lehns aufzunehmen §. 204 (?). Weitläufig werden von §. 207 — 224. alle einzelne Theile des Senkenbergischen

Corpus juris feudalia betrachtet; eins Theil, die dem Corpus juris canonici, dessen Entstehung und einzelne Theile übergegangen worden, nicht widerspricht. Einzelne Theile der Rechtswissenschaft folgen in der Methodologie in anderer Ordnung, als in der Encyclopädie §. 64—70. und §. 399—408. — Die gewöhnlich ans Ende gesetzte Literatur steht ein andermal auch wieder voran §. 181. Die selbst ist eben so ohne festen Plan für literärhistorische Kenntniß der Wissenschaften, zu kurz, für den der Encyclopädie angemessenen Zweck, wenige classische und passende Schriften dem Anfänger zum Selbststudium zu empfehlen, viel zu lang, und allermest sehr willkürlich gewählt und geordnet. So z. B. gleich bey der Literatur der Encyclopädie §. 5. steht Schelling mitten unter den Juristen, das ausführliche Werk von Hummel ohne Bemerkung der Bändezahl unter den andern angeführten encyclopädischen Werken, mit denen es nur den Namen gemein hat; und unter den 26 angegebenen zum Theil ganz unbrauchbaren fehlen z. B. die Encyclopädeen von Schmalz, Eisenhart, Zacharia, die Encyclopädie von Hufeland und seine Methodologie u. s. w. Seine Institutionen dagegen und die Encyclopädie von Tafinger und Schott werden nur nach den älteren, sehr verschiedenen Auflagen angeführt. Statt daß Hr. R. ferner die Erörterung der für mehrere Theile gemeinschaftlichen Quellen hätte voranstellen sollen, wird z. B. von der Admischen Gesetzgebung bey dem Civilrecht gehandelt. Wie viel einfacher, anschaulicher und wissenschaftlicher wäre die ganze Anordnung geworden, wenn, mit ungetreuer Encyclopädie und Methodologie, zuerst das Allgemeine des philosophischen und positiven Rechts, und der Rechtsgeschichte, als der 3 nothwendig zu vereinigenden Seiten des Rechts, vorangestellt — nach seinen verschiedenen Ausbildungsperioden betrachtet, und bey jedem einzelnen Theile, soviel dahin gehörte, wieder berührt worden wäre?

Verwechselungen des Schriftstellers mit dem academischen Lehrer, Mangel der für ein Compendium, worin kein Wort ohne Bedeutung stehen sollte, nöthigen Bständigkeit und Kürze, so wie einzelne Mängel der Darstellung hat Rec. ebenfalls an beyden Schriften gefunden. Weniger jedoch bey Hr. U., bey

welchem dem Rec. schwerfällig und unbestimmt, vorzüglich im Definiren, scheinen: S. 7. 21. 23. 24. 25. 48. 72. 81. und 98; als unedel im Ausdrucke, z. B. S. 3 zum Vorhinein statt zum voraus, S. 71 „oder aber es sind“ u. s. w. Hr. R. aber, der übrigens sein Buch vorzüglich zum Selbststudium jedoch, wie es nach S. IX. §. 6. und 12. scheint, zugleich zu Vorlesungen bestimmt hat, ist, ob er gleich öfter mit Lebendigkeit darstellt, doch auch sehr oft breit und schwerfällig „An dem was er weisse verschweigt“ erkennt man in Hrn. R. nicht den Meister des Styls. Als eins von vielen setze hier als Beispiel der §. 123., welcher nach ausführlicher Eintheilung der Rechtsquellen in Legislation, Doctrin und Gerichtsgebrauch überschrieben ist: „Von dem Gerichtsgebrauch als Rechtsquelle“ und so heißt: „Ich habe schon gesagt, daß sich die Entwicklung der Rechtsidee auf eine dreyfache Weise, nämlich durch die Legislation (das Gesetzbuch) die Doctrin und durch die Anwendung offenbare, und jede dieser Offenbarungsweisen zugleich Quelle des Rechts sey. Von den beyden ersten wurde so eben gehandelt; ich wende mich nun zum dritten, der Anwendung der Gesetze oder dem Gerichtsgebrauche.“ Als Beispiel der Schwerfälligkeit genüge die Ueberschrift des §. 28. „Charakter des Staates als Ganzheits — physische. — psychische Seite desselben.“ Auf ähnliche Weise breit und schwerfällig scheinen dem Rec. §. 35. 36. 37. 60. 67. 79. 123. 124. 134. 139. 169. 195. 196. 200. 201. 207. u. s. w. Wiederholungen, z. B. der zuerst allgemein gegebenen, und bey jedem Theile stets wiederkommende Empfehlung des Quellenstudiums und Eintheilung in naturrechtliche und positive Wissenschaft, in Theile des Rechts und der Rechtswissenschaft u. s. w. oder einzelner Behauptungen, z. B. §. 17. 27. 40. und 36; ferner §. 50. und 55.; §. 128. und 129.; 147. und 149.; 166. und 177.; 167. und 173. u. s. w. kommen außerdem noch so oft vor, daß sich Rec. getraut, das ganze Werk, unbeschadet des Inhalts und der Deutlichkeit, auf die Hälfte zu reduciren. Wahre Form eines wissenschaftlichen Werks läßt so wenig wie ein Kunstwerk überall hervortreten, wie es mühsam entstanden, und zusammengesetzt ist. Hr. R. weist uns nur zu oft darauf

hin. Ueberall hört man ihn, nicht sein Werk, denkt sich wenigstens noch oft in der Vorrede zu seyn, bey so widrigen Sätzen, als „am Schlusse wird sich zeigen, ob ich diese Forderung erfüllt habe“ — „Ich will damit angedeutet haben“ — „Ich habe schon gesagt“ — „Ich wende mich nun.“ Unbestimmtheiten und halbe Begriffe, z. B. §. 11. §. 37., einzelne Sprachunrichtigkeiten, z. B. das stets wiederkehrende, pathetische jene statt die §. 30. 40. 48. u. s. w., fremde Worte statt sehr guter Deutscher, z. B. §. 19. und Schwierigkeit durch philosophische Schulkosteln, hinter denen sich überhaupt nur zu oft Unbestimmtheit und Verworrenheit der Gedanken versteckt, finden sich auch. Wohl hat, da es nicht ziemt, die Eitrigkeit und Gedankenslosigkeit zu nähren, welche alle ernste Anstrengung und Nachdenken scheut, die Deutlichkeit in Ansehung des vorzutragenden Materials auch bey Schriften und Verträgen für den Anfänger eine Gränze, keine aber in Ansehung der Darstellung selbst.

Es bleibe noch übrig, die Einrichtung beyder Schriften und einige Puncte derselben näher zu betrachten.

Die Schrift des Hrn. U. zerfällt in drey Haupttheile. I. Vom Rechte an sich betrachtet von S. 1 — 41. II. Vom Rechte als Wissenschaft betrachtet von S. 41 — 113. III. Vom Rechte als Gegenstand der Kunst, d. h. der juristischen Praxis, von S. 113 — 121. II. und III. enthalten die Methodologie. S. 1 — 4 wird, nach Herbartischer Philosophie, das Recht auf einen, durch Mißfallen am Streite, oder wenigstens, indem die Hobbes'sche Ansicht zu Hülfe gerufen wird, durch Erwägung der Friedensvorteile, entstandenen, gleichviel, ob freywilligen oder unfreywilligen, Vertrag gegründet, und wahrscheinlich im Gefühle, daß so kein anderes Recht, als das des Stärkeren, des zufällig Herrschenden, entstehen könne, alles Naturrecht so gänglich geldugnet, daß der Ausdruck positives Recht für Pleonasmus erklärt wird. Doch wird S. 44 eine Naturrechtswissenschaft (also auch ein Naturrecht, nur nicht dessen practische Gültigkeit) angenommen, und in der Vorrede gesagt, daß der Verf. später auf ganz neue und eigenthümliche Weise zu einem Naturrechte gelangt sey. — Alles Recht wird S. 4 eingetheilt: 1) in indivi-

viduelles, gegründet von den durch ein gemeinsames Interesse unverbundenen Personen, 2) Recht des Verkehrs, von denen, bey welchen ein zufällig gemeinsames Interesse wenigstens den Schein einer Einheit erzeuge, 3) gesellschaftliches *jus reipublicae* (obgleich das Recht im Staate eine Unterart davon seyn soll S. 26), von denen, bey welchen Verschmelzung den individuellen Willen und gemeinschaftliches Interesse wahre Einheit der Privatwillen und eine Gesellschaft, *res publica*, erzeuge. Aber würden ohne gemeinschaftliches Interesse — nach dem Verf. ohne das, an dem Vortheil des Friedens, die Menschen ein individuelles Recht gründen? und was wirkt die Eintheilung? Nach S. 30 sollte man glauben, Kirchenrecht gehöre ins öffentliche Recht; doch scheint S. 36 das Gegentheil zu enthalten, welches gewiß das Richtige ist. Denn aus dieser einzigen encyclopädischen Unrichtigkeit, und wenn man so die Kirche als positive Staatsanstalt betrachtet, folgt ganz consequent, daß alle Freyheit und Heiligkeit der Kirche und der Religion verschwinden, dem weltlichen Scepter und seinem Vortheile unterliegen müßte. — Daß der Civilproceß zum öffentlichen Rechte gehöre (S. 29 und Hr. U. S. 36), glaubt Rec. nicht. Höchstens wäre er ein Gemisch von Privat- und Regierungsrecht zu nennen. Sollte aber nicht der Civilproceß eben so gut als das Civilrecht zum Privatrechte zu zählen seyn. Dort wie hier ist, wenn man absteht von dem Recht der Civilproceß, Gesetzgebung, welches, wie die Civilgesetzgebung, ins Staatsrecht (wie Hr. U. will, zu dem Civiljustizrecht S. 30) und von dem Recht die Anstalten für Erhaltung der Gesetze zutreffen, welches ins Regierungsrecht gehört — nur die Rede von dem unmittelbar rechtlichen Verhältnis und dem Interesse der Privaten gegen einander. — Mittelbar ist ja der Staat offenbar auch interessirt und berechtigt bey dem Civilrechte. Sollte nicht als consequente Folge und als Bestätigung dieser Ansicht so Manches in unsern Gesetzen angesehen werden müssen, z. B. das Einkleiden des gerichtlichen Verfahrens in Vertragsform selbst in Ansehung des Richters, L. 1. und 2. *de judic.* (V. 1.), die Ausstattung des Vertragsprocesses, das Verbot alles directen Zwangs und die ganze Verhandlung

maxime, so das alles, Vergehungen ausgenommen, vom Willen der Partheyen abhängt, und selbst die Handlungen des Richters nur privatrechtliche Wirkungen erzeugen? Und sollte nicht consequent das Stellen des Processus unter die öffentlichen Rechte außer der Vernichtung der genannten Grundsätze, auch noch den unglücklichen Grundsatz erzeugen, in ihm zu nützen den öffentlichen Vortheil zu bezwecken und zu berücksichtigen? — Das Rechtsverhältniß unter einzelnen Staaten auswärtiges Staatsrecht zu nennen (S. 29 und Hr. R. §. 34.), billigt Rec. eben so wenig, als wenn man von einem auswärtigen Regierungsrecht redet. Staats-; Regierungs- und Privatrecht sind Begriffe, die nur durch das Verhältniß der Regierung zu Unterthanen entstehen, und es existirt keine Regierung als solche, außer im Verhältniß zu Unterthanen; nicht aber, wo der ganze Staat als eine moralische Privatperson, als ein Volk da steht, und es ist daher eben so unpassend, das ganze Völkerrecht als Theil des öffentlichen Rechts hinzustellen (Hr. R. §. 36.), als das zwischen einzelnen Staaten vom Uebrigen auszuschließen. — Eben so wenig kann Rec. das Uebergehen der richtigen Eintheilung des öffentlichen Rechts in Staats- und Regierungsrecht billigen; und das des Unterschieds des Staatsverfassungsrechts vom Rechte der Regierungsform, welcher für richtige Ansicht des Staatsrechts und Beurtheilung staatsrechtlicher Verhältnisse so wichtig ist, daß, bey dem unendlichen, noch nirgends hinlänglich erforschten Einfluß wissenschaftlicher Ansichten auf das Leben, ohne seinen Mangel nicht bloß das Alterthum, sondern auch die neuere Zeit eine andere Gestalt haben würde. Denn würden z. B. Griechen und Römer aus Achtung der Freyheit und Selbstgesetzgebung die demokratische Regierungsform als einzige Bedingung des Rechts angesehen, ihr so viel geopfert haben, wenn man eingesehen hätte, daß die Verfassung recht wohl vollkommen frey, das Gesetz auf der Freyheit aller beruhend und rechtlich seyn könne, ohne daß Gesetzgebung im Einzelnen stets vom Volke selbst ausgeht, ohne daß die Regierungsform demokratisch würde? Und würden Rousseau (Contract. soc. L. II.) und seine Genossen, ohne diese Verwechselung mit solchen

Als reelle Grundlage (nicht bloß als eine Betrachtungsweise §. 12 und 169.) alles positiven Rechts, welches selbst nur ein besonderer Ausdruck desselben ist und seyn soll, muß das Naturrecht wohl überall, wo dieser, und bestimmte Ausschließung fehlt, Gültigkeit haben. In ihm aber, wie im positiven Recht, gibts absolut und hypothetisch gebietende Gesetze, wovon die ersten, als in der unwandelbaren Natur des Rechts liegend, ewig unabänderlich sind, die andern aber, vorzüglich zu der vorhin erwähnten positiven Seite des Rechts gehörig, nur unter der Voraussetzung gelten, daß nicht besondere Verhältnisse, Einwilligung der Betheiligten u. s. w. andere Normen erzeugte, womit vollkommen Aristot. Eth. Nic. V, 7. und §. 11. J. de jure nat. vergl. mit L. 6. de justit. et jur. zu harmonisiren scheinen. Die ersten müßten also auch Maßstab des Positiven seyn, und solche Institute, wie die genannten, sind gewiß, im vernunftrechtlichen Zustande, immer mehr verschwindende Reste der früheren Sinnlichkeitsperiode des Rechts der Stärke; ohne welches die ganze Römische Potestas, Tutel, Emancipation, Agnatenvorzug, Ehe, ihre Wirkung und ihre Eingehung durch Kauf und Verjährung u. s. w. gewiß nicht verstanden werden können. — Als Quellen des Rechts werden §. 126. Legislation, Doctrin und Praxis genannt, und recht interessant ihr gegenseitiges Eingreifen auf einander dargestellt. Eigentlich aber sind dieses nur die äußeren Quellen der Gesetzgebung, woraus diese schöpft; nicht Quellen der Gesetzkunde, woraus die Gesetze für die Anwendung zu schöpfen wären; sondern dazu sind Doctrin und Praxis nur Hülfsmittel, wenn sie nicht bey bestimmten Gerichten durch wirklichen Gerichtsgebrauch für diese Gesetze geworden sind. So sind z. B. der angeführte Poethier, die alte Legislation und Praxis Quellen des Code, für sein Studium dennoch nur Hülfsmittel. Aus dem Mangel dieses Unterschieds folgt die Behauptung: bey uns gelte das Römische Recht nicht mehr im Sinne der Gesetzgeber, sondern so wie Praxis und fixirte Doctrin es wollten §. 301. 361 ff. Muß nicht jedes Gesetz als solches so lange gelten, bis dessen gesetzliche Abschaffung gesetzlich erwiesen ist? Wo und wann ist aber dieses durch Praxis und fixirte Doctrin allgemein geschehen? und wann wäre jens allgemein und diese fixirt? —

Rec. muß in Ansehung beider Schriften noch manche Bemerkung unterdrücken; nur über einen, wie ihm scheint, wichtigen Punkt erlaubt er sich noch einige Bemerkungen. Von §. 341 — 477. werden nämlich von Hrn. R. seine schon gedruckten Vorlesungen über die Methode der Rechtsgeschichte

fest ganz werthlich eingerückt. Die chronologische Methode wird darin, als die Verbindung der einzelnen Theile, und den Causalzusammenhang der ganzen Rechts-theorie zerreißen höchst fehlerhaft genannt; die synchronistische dagegen angenommen, nur ebenfalls als höchst nachtheilig verworfen, wie Hugo, die äußere und innere Rechtsgeschichte in den einzelnen Perioden in besonderen Abschnitten getrennt zu halten, statt vielmehr alle Theile zu einem untrennbaren Ganzen zu verschmelzen. Allein da nicht einzusehen ist, wie einer, der nicht mit hundert Zungen zugleich reden könnte, ohne alles durch einander zu werfen, anders, als eins nach dem andern erzählen kann, z. B. bey Geschichte der Friedensschlüsse, worauf sich der Verf. fürs Gegentheil beruft, zuerst Entstehung des Friedens u. s. w., dann ihren Inhalt, so möchte von diesem Punkte Lessings Wort „das Wahre ist nicht neu, das Neue nicht wahr“ gelten können. — Vielleicht ließen sich auf folgende Weise die bekannten (s. Jahrb. 1806. 1. H. S. 1 ff. Hugo R. Gesch. S. 15. v. Edhr Constitutio- nen 2tes Progr. S. 3 ff.) besonderen Vorzüge der beyden angegebenen Methoden der Rechtsgeschichte vereinigen, ihre Nachteile vermeiden: Wenn erstens alle inneren und äußeren rechtsgeschichtlichen Thatfachen, welche entscheidend und bezeichnend sind für den Hauptpunct, für die Seele des ganzen Rechtszustandes, mithin für die im Volke und den Gesetzen lebende Idee und Ansicht des Rechts und der Gerechtigkeit, nach den nothwendigen, ihren verschiedenen Character bedingenden Bildungsperioden möglichst gedrängt in einem allgemeinen Theile dargestellt würden. Wenn man dann zweitens in einem besonderen Theile alle einzelnen Rechtsverhältnisse und Institute, eins nach dem andern, von seinem Anfange zu seinem Ende vollständig entwickelte; aber nicht in willkürlich äußerer Ordnung (auch nicht der nach dem Fachwerk der Encyclopädie, wie Hr. R. will), sondern, mit Nachweisung ihres Zusammenhangs und wechselseitigen Eingreifens in innerer systematischer Ordnung, je nachdem sie nähere oder entferntere Beziehung zum Ganzen, oder unter einander, und gemeinschaftlich Eine, oder eine in der andern Quelle des Lebens und der Eigenthümlichkeit haben, wie denn alles, was Eine Idee realisiert, sich gegenseitig bedingen und vervollständigen muß. So müßte einestheils der besondere Theil Beleg und weitere Ausführung des allgemeinen seyn, anderntheils, aber selbst nur in inniger Verbindung mit ihm, mit dem Ganzen erfaßt, durch ihn Einheit, höheres Leben und Bedeutung erhalten, ganz so wie die Particulars

Geschichte höchsten Sinn und Verstandniß aus des Weltverfalls Geschichte erhält, oder wie der Betrachter eines großen Gemäldes, wenn er, nach aufmerkamer Betrachtung des Hauptpunctes, nach Erfassung der Hauptidee, jeder einzelnen Gruppe besonders gefolgt ist, sie vollständig in ihrem eigenthümlichen Leben aufgefaßt hat, nun zur höhern verstandnern Betrachtung des Hauptpunctes und des Ganzen in seiner Totalität zurückkehrt. Die höchste Würde der Geschichte behauptend, entfaltetes und diese Methode das ganze Gemälde des rechtlichen Zustandes, seine innige lebendige Einheit, und jede einzelne Gruppe daraus, sowohl in ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen, als in ihrem eigenthümlichen vollständigen Leben. Solcher Vortrag über das reine Römische Recht, der zugleich die Institutionen mit der R.-ts-geschichte verbinde, so Dunkelheiten und unnötige Wiederholungen vermiede, beträchtliche Zeit erspare, und eine wahrhaft wissenschaftliche und erfreuliche Gestalt erhielte, wäre um so erwünschter, als Vorträge über reines Römisches Recht immer anerkannteres, aber schwer zu befriedigendes Bedürfniß sind, und als die alten Institutionen durch Ausdehnung über die notwendigen Grundbegriffe und Vermischung mit fremden Rechten, indem sie doch nie etwas Ganzes seyn können, leicht verwirren und abstoßen. — Der alte Gemeinsspruch: *bonus institutionista etc.* ist umgekehrt viel wahrer, und es ist gewiß besser der Jugend etwas tüchtiges in Inhalt und Form vollkommenes zu geben, als zerrissene allgemeine Einleitungsbegriffe. Diese Rechtsgeschichte müßte also unmittelbar nach Encyclopädie und Naturrecht, und vor den Pandecten gehört werden. Denn Rec., der nicht mit Hrn. U. S. 107 Verbindung des rationellen Studiums mit dem positiven gefährlich hält, kann sich keinen wissenschaftlichen und blühenden, ja selbst nicht für das Gedächtniß vortheilhaften Vortrag der positiven Seite des Rechts denken, ohne innige Verbindung mit der philosophischen und historischen, zwischen welchen jene liegt wie ein aufgethürmter nackter Berg, der nur durch Verbindung mit ihnen, durch den Blick vorwärts und rückwärts, zu einem erfreulichen lebendigen Ganzen werden kann. Die Pandecten aber lassen nur Zeit zur steten Erinnerung und Andeutung, nicht zu vollständiger besonderer Ausführung des Naturrechtlichen und Rechtsgeschichtlichen, welche also, da der Rechtsgeschichte schwerlich ihr Recht geschähe, wenn man sie nach Hrn. U. S. 107 mit den Pandecten verbinde, selbst ständig vorausgehen müssen.

E. Z. W. r.

Latona. Unterhaltungsschriften von Franz Horn. Berlin, des
Friedr. Nicolai. Erster Theil. 371 S. Zweyter Theil. 392 S.
1811. 1812. 2.

Auch aus dieser Schrift leuchtet des Verf. rühmliches Streben hervor, nach eigener Prüfung zu urtheilen, und nicht bloß andern nachzureden, auch hier trifft man manche sprechende Beweise von Forschungsgeist, Wahrheitsfian und Unbefangtheit an. Allein neben vielem Gedachten, VohertzigungsWerthen und Gutgesagten, stößt man auch auf manche Uebereilung und Uebertreibung, auf ein verkehrtes Streben nach Originalität und ein Haschen nach Wiß und epigrammatisch zugespitzten Ausdrücken. Bisweilen vermißt man Tiefe der Gedanken und unbefangene Forschung, und der Verf. sucht dann durch satyrische Phrasen und entscheidendes Aussprechen seiner individuellen Ansichten zu imponiren. Die Darstellung des Verf. ist im Ganzen zu loben, doch ist ihm mehr der prosaische als der poetische Ausdruck gelungen; bisweilen wird jedoch der Vortrag zu gesucht, und der Ton zu vornehmthuend und absprechend. Doch haben wir des Lobenswerthen mehr, als des Tadelnswürdigen gefunden. Eine genauere Darlegung des Inhalts der einzelnen Aufsätze dieser Sammlung wird unser Urtheil rechtfertigen.

Der erste Theil enthält: I. Andeutungen. Von sehr verschiedenem Inhalte und Werthe! Man findet hier scharfsinnige und wichtige Bemerkungen über Menschen und Menschengen, Litteratur, Kunst, Poesie, Religion, Geschichte, interessante Anekdoten u. s. w., aber auch bloße Wißspiele, mehr schimmernde, als wahre Gedanken, einseitige Urtheile, bekannte Ideen in neuen Formen u. s. w. Wir theilen einige dieser Andeutungen zur Probe mit, und überlassen dem Leser das Urtheil. S. 6. „Der edle Mann ist nie so edel, als das

edle Weib; dafür aber ist auch das gemeine Weib gemeiner als der allergemeinste Mann. Das ist freylich wohl schon einigemal gesagt; doch selten recht erkannt worden.“ S. 8. „Das Schicksal spielt zuweilen die Rolle des Anti-Christus, und verwandelt den Wein in Wasser. Wie schwer ist dann die Zurückverwandlung; doch die reine Christlichkeit in uns vermag auch das!“ S. 9. „Die Türken, vor denen in der Pitaney Schutz gesucht wird, sind gefahrlose Leute, gegen die Eitelkeit gehalten, die billig an ihre Stelle gesetzt werden sollte. Der Hochmuth kann sich zum Stolge hinauf arbeiten und so zur Demuth werden, die eins ist mit ächtem Nothe, aber die Eitelkeit ist ein unreines jammervolles Nichts, das nie zu einem guten Etwas werden kann.“ S. 10. „Was haben die Franzosen der Mignon im Wilhelm Meister entgegen zu setzen? . . . Cherubini im Figaro! Ich setze zu diesem Fragmente nichts weiter hinzu, als daß ich es wohl mit Schwabacher Lettern drucken lassen möchte, da ich in demselben eine nicht bloß ästhetische, sondern wahrhaft weltgeschichtliche Bedeutung finde.“ S. 32. „Die Verduld wird um so ehrwürdiger, je gemeiner das Leiden ist, das sie zu erdulden hat.“ S. 40. „Die höchste Spitze einer raffinirten Verzweiflung, einer solchen, die gleichsam zu sich selbst gekommen wäre, möchte etwa die seyn: Schon im lebendigen Leben sich dem Tode widmen, und so von der Hölle aus den Himmel zu genießen.“ (?) S. 41. „ Wir scheint der ganze Voltaire, zersezt wie er ist, zu einer Art von Allegorie geworden zu seyn, deren widerwärtige Bedeutung man billig nach und nach ganz verhallen sollte.“ Viel Wahres liegt in den Bemerkungen S. 53 fg. S. 64 heißt es: „Eine fremde Litteratur sollte uns nur so gefallen, wie, nach Isokrates, dem gebildeten Fremden Athen zu gefallen pflegte, d. h. wie ein in mancher Hinsicht anziehendes Frauenzimmer, dem man recht sehr gern seine Aufwartung mache, das man aber zu heyrathen durchaus nicht Lust habe. Heyrathen sollte der Deutsche doch nur das Deutsche.“ Höchst auffallend, aber wohl verdient, ist die Rüge der schülerhaften Anmerkung eines angeblichen Erklärers Deutscher Gedichte, der lieber hätte schweigen sollen, S. 68. Eine gemüthvolle Ergießung über

den erhabenen Stifter des Christenthums steht S. 69 fg. S. 79 heißt es: „Man hat Odthen oft den Apoll der Deutschen Dichter genannt: recht wohl, nur vergesse man nicht, daß Apoll — ein heidnischer Gott war, und daß ein rein christlicher Gott ihn doch wohl übertreffen würde an Tiefe und farbiger Pracht.“ (?) S. 80 kommt ein Lob des religiösen Sinnes der Menschen in den frühern Jahrhunderten bis gegen das Ende des siebenzehnten vor, das mit der Geschichte jener Jahrhunderte nicht sonderlich harmonirt. Damals soll man „einfältig“ und „von vorn herein religiös“ gewesen seyn. Nachher, „als die Aufklärung hereinbrach,“ soll man „auf jenem Standpuncte nicht mehr ausgehalten,“ sondern „einen Werth darauf gelegt haben, zweys drey- und vielfältig zu seyn“ u. s. w. Allein trotz allen Klagen über Religiosität und Sittenlosigkeit unsrer Zeit ist es doch noch nicht so weit mit uns gekommen, wie es im sieben- ten, achten und neunten Jahrhundert mit der Christenheit, und vorzüglich auch mit der Geistlichkeit, stand. Von hundert Beyspielen stehen hier nur zwey! Nach einer alten Vorschrift aus dem achten Jahrhunderte (*ordo qualiter in S. Romana Ecclesia Episcopus ordinatur*, in Baluz. *Capitular. T. II.* 1372.) mußte, wenn ein Bischof zu Rom ordinirt werden sollte, der Archidiacon den Ordinanden zuvor über diese vier Puncte befragen: „ob er keine Knabenshande getrieben, — keine Monne beschlafen, — sich mit keinem Viehe vermisch, — keine Frau, die vorher mit einem andern verheyrathet gewesen, gehabt habe?“ Nach dem alten Kirchengesetze durften nur die nächsten Anverwandten bey den Geistlichen im Hause seyn, wie Mütter, Schwestern, Tanten. Eine Synode zu Nantes im J. 896 mußte auch dieses verbieten, „weil Beyspiele vorhanden wären, daß selbst mit diesen oder doch mit ihren Dienerinnen Sünde begangen worden.“ Wie mußte es um die Heerde aussehen, die solche Hirten hatte! — S. 85 heißt es: „Nach Lessings Nathan ist die christliche Religion die Religion der Schwermüth, der gutmüthigen Murrköpfer, ja sogar der Hypochondrie.“ (?) Manches Schöne sagt der Verf. S. 92 fg. darüber, wie die nochwendige Veruhigung, worauf jedes reine gebildete Trauers

spiel hinzwirft, durch Hülfe der Musik oft schon sehr glücklich erreicht worden sep. II. Erinnerung an L. F. Huber. Eine strenge, aber doch verständige Würdigung des Schriftstellers Huber, und viel Nühmliches von dem Menschen Huber. Es werden zugleich einige interessante Briefe von Huber an den Verf. mitgetheilt. Uebrigens können wir nicht so wegenwerfend über Douterwecks Grafen Donamar urtheilen, als Huber und Harn über ihn gerurheilt haben. III. Notizen und Ergänzlichkeiten aus der Geschichte und Kritik der Deutschen Sprache und Poesie. Ergänzliche Definitionen von Poesie aus früheren und spätern Zeiten, angenehme Notizen von ältern Dichtern und Gedichten, feste Urtheile über Schriftsteller (so erklärte Thomasius in seiner „Erfindung der Wissenschaft, anderer Menschen Gemüther zu erkennen,“ den Lohenstein und Hoffmann als wolbau für mehr werth, als sechs Virgile), Voltaire's (lächerliches) Urtheil über Schönaich's Herrmann, in einem Schreiben an Gottsched, Proben von dem prosaischen Style früherer Jahrhunderte, Etwas über Philipp von Zesen, Brodes irdisches Vergnügen in Gott (wo gerade eine der allerersten Stellen mitgetheilt wird — da ein solches Gedicht dieses Mannes, z. B. die Berge, die Sonne, u. d. nicht ohne poetische Schönheiten sind —), Etwas über Luthers Bibelübersetzung, die der Verf. für unübertrefflich hält. „Daß man (sagt er) diese Uebersetzung in neueren Zeiten, auch dem Style nach, hat verändern, und, so Gott will, verbessern wollen, sollten wir Deutschen lieber ganz ignoriren; denn man kann nur mit Bitterkeit oder mit Nehmuth davon reden.“ Weiterhin heißt es noch kräftiger: „Außer dem Abfall der Königin im Hamlet von ihrem ersten edlen Gemahl zu dem — „zusammengesackten Lumsenkönig, der die Krone vom Sims nahm, und in den Schnappack steckte,“ hat es wohl nir. einen schmähtichern Abfall gegeben; doch sind hoffentlich wohl nur Wenige vorhanden, die dieser Schmach sich schuldig machen.“ . . . Da der Verf. mit den Ursprachen der heil. Schrift, wenigstens der des Alten Test., und mit den bedeutenden Fortschritten der Schriftklärung unbekannt zu seyn scheint, so ist ihm diese

Einfeltigkeit und Uebertreibung zu gut zu halten. IV. Kritiken. Drey, größtentheils treffende und eifrige Recensionen von Jean Pauls Titan, ebend. Flegeljahren, von Valerio, ou lettres de Gustave de Linar à Erneste de G. und Bemerkungen über Robebues Menschenhaß und Neue, und Goethe's Oth von Verlichingen, bey Gelegenheit der Aufführung dieser Dramen zu Berlin, im Sommer und Herbst 1809. V. Szenen aus einem Trauerspieler: Isidor, Graf von Santacesa. Als schöne Jugendarbeit, der Aufmerksamkeit immer nicht unwerth; außerdem läßt dieses Stück in Absicht auf Plan, Haltung der Charaktere und Vortrag noch Manches zu wünschen übrig. Als Probe mag hier eine Stelle aus Henrico's Unterredung mit Isidor stehen: „.... Es ist gewiß ein erbärmlicher Tod in den Wellen. Dafür lob' ich mir zu fallen auf dem Felde der Schlacht, wenn die Kugeln, die Schwerter, das Schmettern der Trommeten und das Röheln der Sterbenden das Gefühl bekräftigt, und den edlen Tod zur Triumphmusik erhebt (?). Das ist denn doch bey Gott erhebender und herrlicher, als wenn die Segelstangen knarren, der Wind die Flaggen zerfagt, und die Wellen mit gierigem Ungeßüm eindringen, um das warme Leben kalt und tödtlich zu morden.“ Henrico spricht hier immer in Prosa, und Isidor in Jamben. In den folgenden Auftritten spricht auch Isidor in Prosa. Der alte Akt beginnt jedoch wieder mit einem Monologe desselben in Jamben. Indessen möchte man diesem Monologe mehr Poesie der Sprache und Tiefe der Empfindung wünschen. Hier nur eine Stelle daraus:

— — — O ihr Tage,
Ihr sel'gen Tage der Vergangenheit,
Ihr seyd auf ewig in den Schooß der Zeit
Hinabgesunken; niemals kehrt ihr wieder.
Erinnerung, du liebevolle Göttin,
Laß Wonne mich an deinem Busen trinken,
Wehmüth'ge Wonne — drohend steht vor mir
Die schwarze Zukunft, o verhülle mich
Vor ihrem Blicke. — —

Wenn es nun gleich diesem Trauerspieler auch nicht an einzelnen schönen Stellen gebricht, so zweifeln wir doch, daß das

Ganze einen großen Eindruck machen werde. VI. Etwas über und aus Jacob Böhme's Leben und Schriften. Ein anziehender, mit Geist geschriebener Aufsatz, und unstreitig einer der besten der ganzen Sammlung! Hr. H. hat das Bild des „oft verkannten, oft überschätzten, selbst originalen, tiefsinnig dunkeln Schriftstellers“ — wie er ihn sehr richtig charakterisirt — gut aufgefaßt und mit Wahrheit, Sinn und Liebe wiedergegeben. Der pharisäische, sogenannte Primarius zu Görlitz, der dem bescheidenen und wirklich geistreichen Böhme, — dem es nur an höherer Bildung und glücklicher, faßlicher Darstellung seiner theils eignen, theils aus dem Paracelsus und andern Theosophen und Mystikern geschöpften Ideen fehlte, — sein Leben so sehr verbitterte, war der erste Prediger Richter zu Görlitz. Interessant ist die hier anhängende „wahrhaftige Relation von Hrn. C. Weisner, Med. Dr.“ Möge uns Hr. H. öfter mit so anziehenden Aufsätzen beschenken! VII. Vermischte Gedichte. Größtentheils Epigramme. Manche dieser Gedichte zeichnen sich aus durch schöne Gedanken, zartes Gefühl und würdige Gesinnung. Vielen aber fehlt es doch zu sehr an Neuheit und Interesse des Inhalts, an ächt poetischer Sprache und vollendeter Darstellung. Die Gedanken sind öfter zu verbraucht, manche Stücke schweifen durch Inhalt und Ausdruck noch an das Gemeine, und in Absicht auf metrische Richtigkeit und Wohlklang bleibt noch Vieles zu wünschen übrig. Wir theilen einige Proben mit. S. 329.

Der Hohle.

Dein gehaltloses Leben, umhangen mit Fesseln von Hoch-
muth,

Reißt sich gerieben zu Sand, sinket wie Staub — in den
Staub.

— U U —
Wie kann man gehaltloses standiren? Und welch ein Gedanke: ein Leben, mit Fesseln von Hochmuth umhangen, reißt sich, gerieben zu Sand! Ein Sonett aus einem Roman S. 326 schließt sich mit folgenden Zeilen:

— U —
Ich will dich nicht durch Vorwürfe betrüben,

Nicht sehen sollst du, wie des Lebens Blüthe
Von mir stirbt ab, denn ich bin fast und arm.

Vielen Gedichten fehlt es an der richtigen Fäsur, z. B. S. 531.

V i t t e.

Eines, Himmel, gewähre mir nur, der so selten ich flehte:
Daß die Geliebte mir ewig so sey, wie sie ist.

S. 342.

D a s U n s e l i g e.

Stürme rauschen vorüber, doch wehe, wenn feucht nur und
Stille

Sich das Leben dir hinstellt ohne Sonne und Sturm:

Folgenden Epigrammen konnten wir keinen Geschmack abgewin-
nen. S. 338.

D i e C o q u e t t e.

Viele Pfeile durchstachen dein Herz, doch gingen sie alle
Wie durch ein dünnes Brett schwebend und leicht nur dahin.
Siehe, jetzt tritt ein Sünder daher, und in der Umarmung
Bricht das warmstichige Herz, aber der Sünder mit
ihm.

S. 339.

D e m F o r c i r t e n.

Was nur gekneteter Schnee, das nennst du ewigen Mar-
mor,

Aber die Zeit zerschmilzt, was nur die Noth dir gebat.

(Th. II. S. 223 kommen auch „schneegeknüttete Formen“ vor.)

S. 340.

D e m P l a t t e n.

Nicht der Hexameter spricht die Langweiligkeit aus, so dir eigen.
Und der Pentameter ringt auch nur vergeblich darnach.

Widrige Bilder finden sich in dem Epigramme: der Kupp-
lerin, S. 339 u. a. Diese und andere Gedichte des Hrn.
H. contrastiren nicht wenig mit dem vornehmen, selbstgenü-
gsamen Tone, womit er in seiner Geschichte der schönen
Literatur Deutschlands über so manchen wackeren
Dichter abgesprochen hat, und beweisen aufs neue, daß es
leichter sey, fremde Poesien streng zu kritisiren, als eigene,
den Forderungen der Kritik genügende hervorzubringen. Zu
den besseren Stücken dieser Sammlung rechnen wir folgende:

An Y. E. 343.

Rühme dich nicht, o Jüngling, der Günst' des Glücks und der
Mufen;

Demuth füllt die Brust, der sie die Wunder vertraum.

Der Betrübte. E. 360.

Unter Hoffnungen trittst du ins Leben, mit Hoffnungen stirbst
du;

Nur was dazwischen liegt, füllet die Sorg' und der Schmerz.

Mäßigung in der Kunst. E. 331.

Niobe (schweigt verhält *), nur der Chor darf reden die Schmer-
zen:

Was der Grieche verschweigt, schwagt es, ihr Neuern,
nicht aus.

Meiner Tochter, die ihr Leben nur auf zwölf
Tage brachte. E. 354.

Dich nicht raffte der Tod hinweg, dich führte dein Engel

Leise, mit liebender Hand, zu der Vollendung empor:

Glückliches Kind, dein Leben war Schlaf, dein Sterben Er-
wachen,

Und dem verkürzten Blick genügt das Unendliche nur.

Eben so lasen wir Nr. 77. und 78. E. 354. 355 und das
Gedicht: an die Entfernte E. 365 mit Theilnahme.

Der zweyte Theil enthält: I. Historische Ge-
mälde, Galba, Otho und Vitellius. Die Hauptlebens-
umstände dieser drey Imperatoren sind, mit Benutzung der
besten Quellen, gut erzählt, ihre Charaktere sind richtig auf-
gefaßt und auch der Styl dieser Aufsätze bemessen, daß der
Verf. bewährten Mustern nachstrebte und sich deren einfache
und würdige Darstellung anzueignen suchte. Am Schlusse die-
ser biographischen Aufsätze wird den Manen des großherzigen
Tacitus noch ein verdientes Opfer gebracht. II. Andeu-
tungen. Hiervon gilt dasselbe Urtheil, welches wir über die
im ersten Theile befindlichen Andeutungen gefällt haben. Manche
sind geistreich, andere bloß paradox, andere leiden an Uebeln

*) In dem verloren gegangenen Trauerspiel: Niobe, von Lessing.

treibung und Witzes, und noch andere sind nicht bedeutend genug. Ueber den groß genannten Alexander, der jedoch oft sehr klein handeln konnte, wird S. 183 folgendes Urtheil gefällt: „Der genialste Held des Alterthums ist ohne allen Zweifel Alexander der Große, woher es denn auch wohl kommen mag, daß er der Mehrheit der Historiker bey weitem weniger gefallen hat, als der ruhig kalte große Schlachten- und Menschen-Verzehrer Julius Caesar. Warum mußte das Schicksal ihm, der nur einen Apellus fand, ihn zu malen, wie einen Dichter gewähren, der ihn besang?“ (Unser Verf. kann ihn ja noch besingen!) „Oder ist er etwa selbst Gesang, und bedarf des Dichters nicht?“ Der witzigen Anwendung des Gleichnisses vom verlorenen Sohne S. 186 haben wir keinen Geschmack abgewinnen können. Nach S. 198 fg. findet der Verf. die Titel einiger ältern Deutschen Romane und Schauspieler, z. B. „der im Irregerden der Liebe herumtaumelnde Cavalier,“ „der vor schwachender und unentdeckter Liebe hinsterbende Prinz,“ „der sich in allen nur möglichen Sünden herumwühlende, endlich aber wieder zur Gnade Gottes umlenkende Jüngling“ — diese Titel findet der Verf. höchst anmuthig, und nicht weniger erfreulich, „als etwa den trocknen, nichts sagenden (?): Klarisse oder die belohnte Jugend.“ S. 210 wird der für den besten Menschen auf der ganzen Welt erklärt, „der Christus am innigsten lieb hat;“ und S. 213 kommt ein Rezept vor; wie man sich „ein breites, ideenloses, oder hinstarrend gesprachtes oder in das Nichts hinein lächelndes, oder geschwellt hochmüthiges oder rechthaberisch irriges, oder herrschsüchtig gebäumtes oder flach abgeplattetes Gesicht“ weniger unleidlich machen könne. Man müsse solche Menschen in Gedanken schnell auf das Theater versetzen, wo sie irgend etwas Karikirtes repräsentiren sollen und wirklich kühnlich treu repräsentiren. „Liest auch das nicht, heißt es dann, so biete man alle Phantastik rasch auf, und denke sie sich mit dem verklärten Leibe am jüngsten Tage, in dem sie sich hoffentlich ganz stattlich ausnehmen werden“ (!). Nach S. 215 sind „Christus und Sokrates die verschiedenartigsten Personen, die jemals auf Erden wandel-

ten" (?). Wahr und gut ist dagegen, was kurz vorher über Griechische und Romantische Poesie gesagt wurde. S. 220 heißt es: „Für manche Theile der Weltgeschichte würde das furchtbare Woggo passen: Kreuzige ihn, und gib uns Barrabam los.“ Sehr passend fragt Hr. H. S. 222: „Sollte es nicht endlich einmal an der Zeit seyn, daß ihr euch auch auf die letzten zwölf bis vierzehn Jahre einließe? soll diese Periode mit all' ihren Bestrebungen ganz ungenüß, ja fast ganz ungehört an euch vorüber rauschen?“ Nachdem nun der Verf. einige schätzbare Dichtungen der neuesten Zeit genannt hat, fährt er fort: „Oder solltet ihr wirklich in dem jammervollen Wahne stehen, daß mit Schiller und Göthe die Deutsche Poesie zu Grabe geläutet worden, und nun Alles aus sey? — —“ Wahr und gefühlvoll ergießt sich der Verf. S. 235 über das Virgilische „Memento juvabit.“ Eine ungerechte Herabsetzung des Schlichtegrol'schen Nekrologs findet sich S. 240 fg. Wenn gleich nicht alle in jenem Werke enthaltene Biographien Meisterstücke sind, zu viele unbedeutende Menschen darin aufgenommen sind, manche alltägliche Ereignisse mit zu großer Ausführlichkeit erzählt werden und gerade die bedeutendsten Männer der Zeit darin am meisten vermißt werden, so enthält dies Werk doch auch manche vortreffliche Charakteristik, manche sehr gelungene Biographie. Wir wünschen daher recht herzlich die endliche Fortsetzung desselben, nur mit der Abänderung, daß großen und berühmten Männern das verdiente Todtenopfer gebracht, von minder bedeutenden, aber doch vorthellhaft bekannt gewordenen Männern kürzere biographische Notizen erhalten werden möchten. Noch ist der Nekrolog mit den Biographien von folgenden, größtentheils akademischen Gelehrten zurück: — Henke, Schröckh, Weirich, J. v. Müller, Spittler, Meiners, v. Schöler, Biegler, Dahl, Steinbart, Plend, Häberlin, Wisberg, Mößelt, Kunde, Eberhard, Matth. Sprengel, Erh. Schmid, Griesbach, v. Schiller, v. Herder, Wieland, Bürger, Hindenburg, Warnetros, Pütter, Nau, Seiler, Esper, v. Schreiber, Hecker, König zu Altdorf, Arnemann, J. Schäß, J. E. F. Schulz und J. E. Schulz, Kant,

Kraus, Haffe, le Bret, v. Siebold, Stein, Tiedemann, Hensler, Vater und Sohn, Bauer, Plessing, Carus, Ebert, Posselt, Smelin, Grellmann, Carpyov, Nicolai, Böhmer, Meckel, Suckow u. m. a. Noch sehen wir die letzte unter den Andeutungen des Verf. hierher: „Das erfreulichste Schauspiel auf Erden ist die Erscheinung eines reinen, tiefen Menschen, der dabey kräftig, gesund, fromm und heiter dasteht. Dies Wort ist so einfach, daß man es fast zu einfach nennen möchte, dennoch ist es nicht einfacher, als — die Natur selbst, welche, wenn ich sie recht verstehe, nie etwas anders zu dem Menschen spricht, als: Sey wahr und kräftig! tief und heiter!“ —

III. Erinnerung an einige merkwürdige alte Schriften. Einige Worte über die poetischen Werke von Bachherlin, Opitz, Flemming, (Andreas) Gryph. Bachherlin, Flemming und Gryph setzt der Verf. über Opitz, wiewohl er auch von diesem mit aller Achtung spricht. Bachherlins Todesjahr, sagt Hr. H., falle ungefähr in das vierze Decennium des sechzehnten Jahrhunderts; B. starb vermuthlich im J. 1651 zu London als Kanzley-Sekretär des Kurfürsten Karl Ludwig's von der Pfalz. Bey dem trefflichen Flemming, der auch dem Rec. von jeher so manchen süßen Genuß gewährte, verweilt Hr. H. am längsten, und verspricht uns eine neue Auflage seiner Gedichte, die jedem sinn- und gefühlvollen Deutschen gewiß ein erfreuliches Geschenk seyn werden. Sowohl diesen, als auch den folgenden Aufsatz: Martyrologium Bohemicum, oder die Böhmisches Verfolgungsgeschichte vom J. 1544 bis 1632. haben wir mit wahrer Theilnahme gelesen. Wenn die Auszüge aus der letzten Schrift innige Nahrung erwecken, so kann man sich das gegen bey den fleispedantischen Auszügen aus Talanders (Bohse's) Deutscher Redekunst und Briefverfassung u. des Lachens nicht enthalten. IV. Kritiken. Einige Worte über die poetischen Werke des Barons Friedrich de la Motte Fouque. Die bis zum J. 1811 erschienenen Werke dieses trefflichen und fruchtbaren Dichters werden mit Enthusiasmus gerühmt. Nebenbey erhalten andere Literaturwerke ihre Abfertigung. Vermischte kritische Bemerkungen, worin

unter andern den Verf. das Veywort *klassisch* bestrimmt, das in den Vorlesungen über *Deutsche Klassiker* einigen unter den S. 33a namentlich angeführten Dichtern, Schiller, Matthisson, Klopstock, Böh, Galtz, Göthe; A. W. Schlegel u. s. w. beygelegt wird. Wenn er darunter des Prädikats der *Klassicität* hauptsächlich für unwürdig hält, ersehen die Leser aus folgender urtheilen Aeußerung: „Oder hielten die Verfasser (Hr. Neuhöfer und Hr. Sauer) im Ernst „die Sehnsucht nach Rom,“ ein Gedicht voll müheliger Eleganz, prettißer Zerrißenseit, und schlecht gemelter Blumen, oder die im hohlen Rosenton hingearbeiteten Naturbeschreibungen oder die in ein wahrhaftiges Garnichts zerfallene „*Wohnwuth*“ für dichterisch, für *klassisch*?“ u. s. w. Ein ähnlicher Ausfall auf denselben Dichter findet sich S. 34a. Uebrigens schließt Hr. H. seine kritischen Bemerkungen „mit dem Testamente Johannis, das er, so wie allen Menschen, besonders den Deutschen Dichtern und Philosophen an das Herz legen möchte; und das bekanntlich lautet: *Kinderchen, liebt euch!*“ V. Versdichte: Von gleichem Gehalte, wie die im ersten Theile. Eins der besten ist: die erhörte Bitte. Den Contentus setzt es größtentheils an Wohlklang und innerer Harmonie, die meisten gleichen künstlicher musikalischer Arbeit. Unter den Epigrammen findet sich auch eins: die heilige Klara überschriften, womit wir diese Anzeige schließen wollen:

„Weine nicht, Klara, du trübst dir das schöne beglückende
Auge,

Wartich die Thränenfluth raßt noch die Sehkraft hinweg.“

„Immerhin mög' ich erblinden, ich kann nicht der Liebe go-
bieten,

Die mich zu Gott hintreibt: immer ist blind, der ihn
sieht.“

Ueber die Würdigung des Mittelalters und seiner allgemeinen Geschichte. Einleitung zu ihrem Studium von Christian Daniel Bed. Leipzig bey Breitkopf und Härtel 1812. 55 S. 4.

Diese Schrift, welche Herr V. dem Sächsischen Cabinetsminister Grafen von Hopfgarten am Tage seiner fünfzigjährigen Amtsfeyer (d. 2. Dec. 1812) überreichte, ist aus den Vorlesungen entstanden, mit welchen er seit einigen Jahren seinen neuesten historischen Course zu eröffnen pflegt. Ihr Zweck ist, durch die Aufzählung des Merkwürdigen und Wichtigsten in der Geschichte des Mittelalters zu ihrem Studium anzuregen und zugleich die richtige Ansicht des Werthes dieses Zeitalters zwischen seinen Verächtern von der einen und seinen enthusiastischen Lobrühmern von der andern Seite zu vermitteln. Diese letztere bezeichnet der Verf. in einer Anmerkung S. 10 auf folgende Weise näher: „Romantiker und Mystiker sind es jetzt vornehmlich, die uns so gern wieder zu Herwardten und Genossen des Mittelalters machen.“ Wie diese Vermittelung wird es Herrn V. ohne Zweifel weit eher bey dem ersten gelingen als bey den letztern; wiewohl sein literarischer Fleiß ihn in den Besitz einer genauen Kenntniß von den verschiedenen Meinungen und Aeusserungen über den Worth und Unwerth des Mittelalters gesetzt hat, einer Kenntniß, welche sich auch in dieser Schrift demlich genug verräth. Die Romantiker und Mystiker werden übrigens, wenn sie diese Schrift lesen, den Stachel schon fühlen, der gegen sie gerichtet ist, und meinen, daß wenn man sie so deutlich bezeichne, als von dem Verf. in jener Anmerkung geschieht, man der Namen auch wohl entzathen könne. „Das namentliche Polemisiren, vornehmlich auf dem Katheder,“ sagt der Verf., „hat aus mehr als einem Grunde meinen Verfall nicht.“ Es ist aber gewiß sehr nöthlich, daß in Zeiten, wo Leidenschaften im Reichen und in der Wissenschaft brausen; eine ruhige vermittelnde Stimme sich erhebe und das Geröchel zu durchdringen suche. Einen Auszug ist diese Schrift nicht fähig, denn ein Auszug würde die ganze Schrift wiederholen müssen. Recensent will sich daher mit einigen Bemerkungen begnügen, wozu ihn diese Schrift veranlaßt, und welche in jetziger Zeit nicht oft genug wiederholt werden können, besonders hinsichtlich dessen, was ihm in dieser Schrift mangelhaft zu seyn scheint. Rec. vermißt vorwiegend in dieser Schrift die feste und begründete Bestimmung und Begrenzung der Zeit, welche

das Mittelalter umfaßt und eine auf Principien beruhende Bezeichnung ihres Charakters. Wegen dieses Mangels führt diese Abhandlung zu keinem höhern Standpunct. Das Mittelalter ist nichts anders als das eigentlich Germanische Zeitalter, oder das Zeitalter, in welchem durch die Deutschen Völker die Herrschaft der Römer im Abendlande nach langem Kampfe gebrochen, und dann durch die Verschmelzung Römischer und Deutscher Cultur allmählig der Uebergang zur neuern Cultur vorbereitet wurde, den die stettiche, religiöse, wissenschaftliche und politische Revolution am Ende des fünfzehnten und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts vollendete. Sobald man diesen Begriff festhält, so kann auch über den Anfang des Mittelalters so wenig Willkürlichkeit als Zweifel obwalten; denn Karls des Großen Wiederherstellung des Röm. Kaiserthums kann nicht der Anfang seyn, da sie nur eine Befestigung der neu gestifteten German. Herrschaft war, und eben so wenig die Trennung des Fränkischen Reichs nach dem Tode Ludwig's des Frommen, wie der Verf. S. 11 vorschlägt. Dieses Zeitalter wird man viel richtiger beurtheilen, sobald man den seltsamen Irrthum wird fahren lassen, als ob nicht nur Tacitus und die Germanen als Barbaren schildere, sondern als ob auch selbst die Deutschen zur Zeit der sogenannten Völkerverwanderung nur Barbaren wie Wogulen und Ostiaken gewesen. Man darf nicht vergessen, daß uns die Geschichtschreiber aus dieser Zeit Deutsche Kriegsheere schildern, und wie würde unser Zeitalter der vierhundert Jahr spätern Nachwelt erscheinen, wenn diese nur die Geschichte unserer Kriegsheere erfähre! Und doch wie viele Züge eines feinern Sinnes der Deutschen finden sich bey Jornandes, Prokopius u. a.; wir erinnern nur an Alarich und selbst an Theoderich! Eine richtigere Kenntniß der alten ursprünglichen Deutschen Verfassung und Gesetze, welche jetzt sich vorbereitet, wird schon eine ganz andere Ansicht von der Cultur unsrer Vorfahren begründen, als bisher herrschte. Je richtiger die Beurtheilung dieser Deutschen Cultur wird vor sich gehn, die unbefangene Würdigung der Poesie des Mittelalters können, sobald diese durch verständige Vorarbeiten möglich gemacht seyn wird, und sobald in dem Gebiete dieser Literatur an die Stelle einer leidenschaftlichen Unruhe, die wohl jetzt noch

und da sichtbar ist, eine gewisse Ruhe und männliche Stetigkeit eingetreten seyn werden. Dann werden auch Männer von so vieler Einsicht und Beurtheilung als Hr. V. nicht mehr vor dem Gedanken erschrecken, daß das Epos der Nibelungen dem Homer an die Seite gestellt werden könne (S. 51). Ein solches Entsetzen verargen wir jetzt niemanden, wir sind aber überzeugt, daß wenn A. W. Schlegel's Ausgabe der Nibelungen einmal erschienen seyn wird, verständige Männer sich entsetzen werden, wenn dann noch ein neuer Zoilus die Nibelungen eine elende Keimerey zu nennen wagt. Rec. vermißt in dieser Abhandlung auch noch eine genauere Bezeichnung des Einflusses, den der Stand der meisten Annalisten und Chronikenschreiber des Mittelalters, ihre Ansicht vom Leben und die Form und Einrichtung ihrer Geschichtsbücher auf die Gestalt hatten, in welcher uns die Geschichte dieses Zeitalters erscheinen muß. Es waren ja meistens Geistliche und Mönche, welche nur das niederschrieben, was ihnen besonders auffallend war und, mit wenigen Ausnahmen, sich in keine zusammenhängende oder pragmatische Erzählung einließen. Wie würde nun aber die Geschichte der letzten Jahrhunderte unsern Nachkommen erscheinen, wenn diese sie nur aus Chroniken von Mönchen schöpfen sollten, denen mehr daran läge, solche Züge aufbewahren, wie die scheußliche Ermordung des Grafen Königsmark am Hannöverschen Hofe, oder die Geschichte von der eisernen Maste, als Züge von Willkür und Menschlichkeit, wie sie gewöhnlicher im Leben vorkommen? Würde dann ein Meister, etwa des Jahres 2440, die Charakteristik unserer neuern Zeit richtig finden, welche Hr. V. S. 17 im Gegensatz zu dem Alterthum und dem Mittelalter entwirft: „Den Charakter der ältern Zeit deutet ein vorherrschendes Streben nach sinnlicher Ausbildung und äußerem Leben und Wohlfeyn mit untergeordneter Geistescultur und engherzigem (?) Patriotismus, den der mittlern ein beschränktes Streben nach körperlicher Bildung und größerm Genuß (?) mit oft und mannigfach geklümelter Thätigkeit und drückendem Egoismus, den der neuern ein rastloses Streben nach vielseitiger Vervollkommenung und einem bessern Zustand mit umfassender und höherer Aussicht an“. Auch

darf zur Würdigung des Mittelalters nicht unbeachtet bleiben, worauf A. B. Schlegel mit Recht aufmerksam gemacht hat, wie sehr die lateinische Sprache der Chroniken der richtigen Ansicht von der mittlern Zeit namentlich in Hinsicht auf Deutschthum, schade, indem das ursprüngliche Deutsche bald farb- oder charakterlos erscheint, bald durch das Trachten der Schriftsteller nach ächten Römischen Ausdrücken und Bezeichnungen, einen fremdartigen falschen Schein und einen schielenden Schimmer erhalten hat (s. Deutsches Museum, herausg. von J. Schlegel. I. S. 34. 35). Wie aber Hr. S. das Mittelalter im Ganzen betrachtet, davon führen wir die Äußerung S. 34 als Beleg am desto lieber an, da sie eben die Ansicht enthält, welche auch Nic., soviel seine Kräfte und sein Wirkungskreis reichen, für die Würdigung aller Zeitalter geltend zu machen sich bestrebt: „Wohl muß hohe Achtung für das Gute, das Edle, das Große, auch wo man es nur im Kleinen findet, wo es von manchen Schwächen und Mängeln begleitet, erscheint, zum Studium der mittlern Geschichte mitgebracht werden. Dann wird uns manches für unbedeutend gehaltene wichtiger vorkommen, mancher Vorfall und Ereignißstand in einem andern Lichte gesehen werden, als man ihn gewöhnlich erblickt, dann werden manche Vorwürfe, die man dem Mittelalter gemacht hat, verschwinden oder vermindern und aus seiner Geschichte neue Belehrungen und Tröstungen für die Gegenwart gezogen werden können.“

Fr. W.

J. Haydn's Sinfonien fürs Pianoforte bearbeitet von E. D. Stegmann. N. I. II. III. IV. V. VI.

Auch dem einsamen Klavierspieler oder dem um ihn versammelten engern Kreise von Musikfreunden soll durch diese Klavierauszüge ein möglichst annähernder Genuß der Haydn'schen Kunstschöpfungen verschafft werden. Die Bearbeitung ist möglichst treu, dem Instrument angemessen, und größtentheils sehr bequem auszuführen. Stich und Papier sind vorzüglich. Neben uns sind diese in den bis jetzt vorliegenden Nummern bearbeiteten Symphonien eben nicht die bedeutendsten unter ihren Schwestern.

Gottfried Weber.

Jahrbücher der Litteratur.

Practische Grammatik der lateinischen Sprache, von Christ. Gottlob Brödder, Pfarrer zu Beuche und Weddingen im Fürstenthum Hildesheim. Neue verm. und verbeß. Originalausgabe. Leipzig bey Fr. Ehr. Witz. Vogel. 1810. 502 S. 8.

Der Umstand, daß die Grammatik, die wir vor uns haben, schon die achte Auflage erlebt hat, scheint zum Voraus zu beweisen, daß das Publicum bereits ein günstiges Urtheil über den Werth derselben gefällt hat. Wenn sich aber zeigen ließe, daß die Lehrbücher der Lateinischen Sprache, die zur Zeit des ersten Erscheinens jener Grammatik auf den gelehrten Schulen eingeführt waren, ihr wegen einzelner Vorzüge nur, die ihr eigen sind, weichen mußten, und daß die nachher erschienenen Grammatiken, theils wegen ihres innern Gehalts, theils weil sie sich nicht zu Schulbüchern eignen, sie nicht verdrängen konnten; so bliebe vor's erste, ungeachtet ihrer wiederholten Auflagen, der absolute Werth der Brödderschen Grammatik noch unentschieden. Der Aufführung nun aber jener frühern Grammatiken und der Aufzählung ihrer Mängel können wir hier, wo wir uns ohnehin nicht mit der Würdigung aller Lehrbücher dieser Art zu beschäftigen haben, um so mehr überhoben seyn, da Jeder, der sich mit diesem Theil der Litteratur abgibt, schon längst darüber entschieden haben wird; auch die Erwähnung der spätern, die nicht im mindesten sich auszeichnen, so wie einiger trefflichen, die aber wegen anderer Ursachen sich nicht zum Unterricht passen, liegt außer unserm Plan. Auch würde jene, wie diese, überflüssig seyn, da das, was von der Brödd. Gr. gesagt werden wird, die andern Grammatiken ebenfalls trifft. Wir begnügen uns also, jene einzelnen Vorzüge, die die Brödd. Gr. hat, und denen sie ihre Verbreitung zu danken haben mag, zu nennen, um dann zur Beurtheilung derselben selbst überzugehen.

Der erste Vorzug dieser Grammatik besteht in einer vollständigen Sammlung zweckmäßig gewählter Lateinischer Sätze zur Erklärung der gegebenen Regeln. Sie sind meistens aus den besten alten Autoren gezogen, und enthalten gewöhnlich einen vollen Gedanken. Den Beleg dazu gibt jede Seite des Buchs. Nur vermiffen wir in dieser Rücksicht häufig eine gewisse Beschränkung des Gegebenen, die Befolgung des alten: Non multa, sed multum. Denn eine Grammatik soll doch nicht hauptsächlich eine Beispielsammlung seyn? Wozu also die überflüssige Häufung von Sätzen, die alle die nämliche Regel beweisen? Die leichtere Regel bedarf derselben nicht, und die schwerere erhält dadurch keine größere Erleichterung. Selbst da, wo der Genus der Deutschen Sprache von dem der Lateinischen abweicht, ist eine solche Fülle, wie sie der Verf. gibt, nicht nöthig, geschweige da, wo beyde Sprachen in der Construction zusammentreffen. Man vergleiche die Beispiele zu den Regeln §. 106. 110. 111., daß auf die Frage: „wessen? wem? wen?“ der Genitiv, Dativ und Accusativ stehen müsse; man vergleiche ferner die Beispiele zu der Regel §. 526. 27. 28. 30., daß das Relativum qui, quæ, quod für ein Pronomen mit einer eingeschlossenen Partikel z. B. et stehe — wer wird hier viele Beispiele brauchen und suchen? Ferner selbst die schwerere Regel von der Verbindung des qui mit dem Acc. cum Infinit., von der Verschmelzung desselben mit dem Demonstrativum überhaupt oder von der Stellung desselben vor dem Comparativ §. 536 — 541. hat so vieler Beispiele, als dort gegeben sind, nicht bedurft. Vielleicht prägt sich die Vorschrift dadurch in der Seele des Lehrlings desto besser ein? Wir glauben schwerlich, und sind vielmehr überzeugt, daß wenige, aber ganz passend ausgewählte Sätze demselben den Fall weit anschaulicher und behaltbarer machen, als wenn er sich von einer Flut von Beispielen überflutet fühlt. Das Zuviel zerstreut ihn. Wenn der Lehrer ihm irgend eine Regel erklärt hat, und ihn angehalten, sich einigen faßlichen Sätzen dieselbe mit eigener Geistesthätigkeit nachzubilden, so ist es genug, und die Übung im Lesen Lateinischen wie im Uebersetzen ins Lateinische muß die Fertigkeit und Sicherheit im Anwenden der Regel erzeugen.

auf diese Art einer Regel nicht Meifter wird, dem werden noch so viele Beispiele nichts helfen. Aber vielleicht sollte gerade die vorrätige Menge der Sätze Gegenstand der Uebersetzung seyn, und also gewissermaßen andere Lateinische Schriften ersetzen? Wir antworten hierauf Folgendes: Jeder Lehrer wird mit uns einverstanden seyn, daß, wenn er die Uebersetzung alles dessen, was der Verf. gibt, mit in seinen grammatischen Unterricht hereinzieht, die Zeit, die auf diesen verwendet werden soll, unmöglich hinreichend ist. Soll aber dasselbe zugleich auch Gegenstand eigentlicher Lateinischer Lesung seyn, so fragen wir, ob eine solche zweckmäßig wäre? ob ein solches rasches Uebergehen von einer Materie zur andern, von einem Gedanken zum andern — jetzt eine Stelle aus Cicero, jetzt aus dem Eutropius — jetzt ein Sittenspruch, jetzt eine geschichtliche oder geographische Bemerkung — jetzt die Erwähnung der Semiramis, jetzt des Atticus — wir fragen, ob ein solches Lesen den Anfänger unterrichtend mit der Römischen Sprache bekannt mache? Die unvermeidliche, oft weitläufige Erklärung der Sache, die oft trotz alles dieses, besonders was in philosophische Vorstellungen oder nur in die Geschichte einschlägt, nicht deutlich genug gemacht werden kann, raubt zu viel Zeit für das Latein, und die Zersplitterung der Aufmerksamkeit folgt von selbst. — Aber wenn wir auch an dem gegebenen Vorrath, wie er gegeben ist, nichts ansprechen wollten, enthält er immer genug? Man vergleiche §. 521., der die Beispiele über die oratio obliqua gibt. Kein einziges von denen, die dastehen, liefert einen Fall von einem conjunctiven Hauptsatz, was so nothwendig wäre; da hingegen für den Fall, daß Neben- und relative Sätze im Conjunctiv stehen, vollständig gesorgt ist. Und so bey andern Gelegenheiten; schon in der Folge an seinem Ort. — Ferner haben wir zu bemerken, daß die Schriftsteller, aus denen die Beispiele genommen sind, viel zu bunt unter einander gemischt sind; daß durchaus nicht auf den eignen Sprachgebrauch eines jeden Rücksicht genommen ist; daß nicht alle angeführten unter die klassischen gehören, wie sie doch gehören sollten, und da der Verf. selbst in der Vorrede sagt, daß „alle Beispiele aus lauter klassischen Autoren genommen“ seyen; ferner, daß die Zeiten

nicht geschrieben sind, in denen sie lebten; und in welchen natürlich verschiedene, oft von einander abweichende Sprachweisen geherrscht haben; daß nicht Rücksicht auf die Art der Rede genommen ist, in der sie schrieben. Demzufolge wird die nämliche Beweisraft dem Cicero zugeschrieben, wie den spätern, die schon in die Zeiten der sinkenden und gesunkenen Latinität gehören; dem Dichter wie dem Prosaisker; dem Redner wie dem Historiker, dem Stylisten in der höhern Gattung wie in der leichtern, vertraulichen. So wird das, was schon aus dem Livius bewiesen ist, noch aus dem Justinus bewiesen; was aus dem Cäsar gezeigt wird, noch bey Columella und Celsus gezeigt. Das Nachtheilige hiervon erhellt natürlich am deutlichsten da, wo durch Beispiele verschiedener Schriftsteller die Zulässigkeit gezeigt werden soll, die nämliche Sache auf verschiedene Art auszudrücken. Z. B. §. 198 B) wird die Regel aufgestellt, daß nach Ausdrücken des Zweifels, die mit einer Negation verbunden sind, das Deutsche „daß“ mit *quin* oder mit dem *Acc. cum Infin.* gegeben werden dürfe, und dieses mit Exempeln belegt. Aber die Stellen mit *quin* sind bey nahe alle aus Cicero, und die Stellen mit dem *Acc. cum Infin.* aus Nepos, den beyden Plinius, Curtius — ohne nur mit Einer Epibe anzugeben, daß jenes die einzige Weise der alten Latinität ist, und dieses in die spätere gehört. Wer hätte §. 119. unter den Präpositionen, die den Ablativ regieren, zu dem veralteten *absque* eine Beweisstelle aus dem spätern Felix gesucht? Ueberhaupt sollte dieses Wort in der Nachbarschaft von *a* und *coram* gar nicht ausgeführt werden, sondern besonders mit einigen andern veralteten Präpositionen, da ja Cicero desselben sich nur in zwey Stellen etwa bedient. Es ist gerade das Nämliche, als wenn ein Deutscher Grammatiker das alte „sonder, samt“ ohne weiters neben den üblichen „ohne, mit“ zum willkürlichen Gebrauch aufführen wollte. In ein vollständiges Lehrgebäude der Lateinischen Sprache gehören freylich alle die Schriftsteller, die der Verf. angeführt hat, und noch mehrere, und gehört jenes veraltete Wort nicht noch vielen andern. Aber ein solches wollte er nicht geben, sondern eine Grammatik zum gewöhnlichen Gebrauch. — Doch bey allem dem, was wir über die Beyspielsammlung des Verf.

merkt haben, bleibt sie immer sehr lobenswerth und verdienstlich, und kann von dem Lehrer auf mancherley Art nützlich angewandt werden. Mehrere spätern Grammatikensreiber haben sich die Sache allerdings sehr leicht gemacht, daß sie die Beispiele zu ihren Regeln ohne Umstände aus dem Brödder genommen haben, die doch billig sein wohl erworbenes Eigenthum sind und bleiben sollten. Jenes Verfahren ist desto unverzeßlicher, da sich in dem, was sie aus dem Ihrigen gaben, so wenig oder gar nichts Eigenthümliches und Bedeutendes findet; um so weniger waren sie also im Stand, die Brödd. Gr. aus ihrem Besißstand zu verdrängen.

Das Zweyte, was die Brödd. Gr. vor den andern vortheilhaft auszeichnet, ist das bequeme Zusammentragen der vorgefundenen Regeln. Wer an die hergebrachte grammatische Weise gewöhnt ist, findet, besonders durch die genau verfertigten Register unterstützt, leicht jede Regel auf, die dann in den meisten Fällen faßlich und leicht ausgedrückt ist. Hiebey ist auch eine gewisse Vollständigkeit nicht zu übersehen, mit der die vorhandene Materie vorgetragen ist. Gut ist z. B. das Verzeichniß der Verba vom §. 284. an, die verschiedene Bedeutungen haben und hiernach mit verschiedenen Casus construiert werden. Leicht zu übersehen sind ferner die einzelnen Fälle, in denen der Lateiner seine Casus z. B. den Genitiv, Dativ setzt. Die Materien sind in größern und kleinern Abschnitten von einander gesondert, und der Leser kann sich bequem überall zurecht finden. Der Druck und das Papier ist z. B. in der dritten Ausgabe sehr gut, was für ein Schulbuch eine Hauptsache ist; aber weniger zu loben in der neuen, wo die Buchstaben stumpfer sind, und oft durch das dünnere Papier durchschlagen. Aber der Preis des Buchs ist ungemein niedrig angesetzt, und die Anschaffung des Werks dadurch auch dem weniger bemittelten Schüler leicht gemacht.

Das Buch selbst nun zerfällt, wie es bey jeder Grammatik nothwendig ist, da ich mich entweder mit dem Wort an und für sich selbst oder mit dem Wort in Verbindung mit andern beschäftigen kann, in zwey Theile. Der erste S. 1—87 begreift die Etymologie; der andere bis 431 die Syntax. Angehängt ist ein Capitel über den Römischen Kalender und

eines über die Lateinische Prosodie; worauf dann nach kurzer Erklärung einiger grammatischen Figuren vier Register das Werk beschließen. Was den ersten Theil betrifft, so finden wir die Lehre von den Buchstaben gar zu kurz abgehandelt. Wenn der Verf. auch nicht von den vortreflichen Untersuchungen und Resultaten ausführlichen Gebrauch machen wollte, die wir in den letztern Jahren darüber bekommen haben; so hätte doch durchaus wenigstens von der Aussprache mehrerer Buchstaben geredet werden sollen. Wir finden aber kein Wort über gn, gu, su, v, sch, n vor c, g, ch, x; bey der Regel, daß t vor i, wenn noch ein Vocal folgt, wie z gelesen werde, ist st ausgenommen, aber xt fehlt, wie tt in der alten Infinitivendung, z. B. mittier. Die Regel, daß i, wenn es die Sylbe anfängt und ein Vocal folgt, wie ein weiches g gelesen und ja genannt werde, verstehen wir nicht. Der Buchstaben i ist kein jod, so wenig wie u ein v; für Beides hatte die Sprache nur Ein Zeichen. Wenn gesagt wird, daß das Jod wie ein weiches g gelesen werde, so wird doch nicht sollen die unächte Aussprache des g dadurch vorausgesetzt werden? Wir wenigstens unterscheiden deutlich genug zwischen j und g, so gut wie zwischen g und k, und gustus klingt anders als justus.

Die Wörter, aus denen eine Sprache besteht, beziehen sich entweder auf Gegenstände oder auf Eigenschaften derselben (wir begnügen uns hier, die Sache auf einem tiefern Standpunkt aufzufassen). Die Eigenschaften können nun aber wieder als ruhend oder bewegt (der Zeit übergeben) betrachtet werden. Daher gibt es in der Sprache Substantiva, Adjectiva und Verba, wozu noch die Adverbia gehören, als Ausdrücke der Eigenschaften an den Eigenschaften. Die Grammatik faßt das Substantiv und Adjectiv in Bezug auf die Mobilität derselben nach den verschiedenen Verhältnissen, in denen eines zum andern stehen kann, unter dem Wort Nomen zusammen — also handelt die Grammatik in der Etymologie erstens vom Nomen, zweyten vom Verbum. Endlich hat die Sprache noch eine Anzahl von Wörtern, die zur nähern Bezeichnung der Verhältnisse der Nomina unter einander, und der Nomina zu Verba und der Verba zu einander dienen — Partikeln,

wovon diejenigen, die zur mechanischen Verbindung oder Trennung der Nomina und Verba dienen, Partikeln im engeren Sinn genant werden; diejenigen, die zur Bezeichnung der Verhältnisse der Nomina dienen, Präpositionen heißen; und die, die zur Bezeichnung der Verbalverhältnisse dienen, den Namen Conjunctionen führen. Abgesondert und ganz unabhängig von jeder Wortart sind die Interjectionen, als unmittelbare Empfindungsausdrücke, die selbstständig aufgeführt werden müssen. — So wie nun in einem Ding unterschieden wird das Geschlecht (welches nach der Zahl der Classen der Wesen ein dreifaches ist) — qualitative Unterscheidung; so wie ferner ein Ding theils für sich als Individuum, theils als zu einer Gattung gehörig (mithin in einfacher und mehrfacher Zahl) betrachtet werden kann — quantitative Unterscheidung, und endlich in den Verhältnissen zu andern Dingen (wie viele solcher seyen, davon sogleich) — relative Unterscheidung; so muß auch in den Abbildern der Gegenstände (in den Substantiven) das Genus (nothwendig ein dreifaches, wie in jeder gebildeten Sprache), der Numerus (Singularis und Pluralis; der Dualis ist zufällig) und die Casus unterschieden werden. Wie viele also solcher seyen, gründet sich auf die Möglichkeit der verschiedenen Verhältnisse der Gegenstände zu einander. Hierher Folgendes: Ein Gegenstand kann sich zu andern verhalten zuerst als Accidens zur Substanz. Dieses Verhältniß wird durch den Genitiv bezeichnet. Das Wort, welches die Substanz repräsentirt, steht im Genitivo, z. B. der Sohn des Vaters. Der Genitiv ist also der Ausdruck der Inhärenz. Es muß nun in der Syntax gezeigt werden, daß die Fälle, wo der Genitiv im Lateinischen steht, sich auf dieses Verhältniß der Substantialität zurückführen lassen. Ein Gegenstand kann sich zum andern verhalten zweitens als Wirkung zur Ursache. Dieses Verhältniß wird durch den Accusativ bezeichnet. Das Wort, welches die Wirkung oder das Gewirkte bezeichnet, steht im Accusativ, z. B. der Baum trägt Früchte. Der Accusativ ist also der Ausdruck der Dependenz. Endlich kann ein Gegenstand zum andern im Verhältniß der Wechselwirkung stehend betrachtet werden. Begriffe in Wechselwirkung gedacht sind einander coordinirt. Diese Coordination kann nun auf

zweifache Art genommen werden. Entweder ist es eine ruhige, d. h. sie wird gesetzt mit dem vorwaltenden Begriff der Inhärenz — mit andern Worten: Ein Begriff, der dem andern coordinirt ist, wie er in dem Substantialitäts-Verhältniß demselben inhärirt, adhärirt demselben. Es findet Adhärenz statt, oder ein Mit; und Nebeneinander der Begriffe. Der Ablativ repräsentirt dieses Verhältniß. Oder die Coordination ist eine thätige, d. h. sie wird gesetzt mit dem vorwaltenden Begriff der Causalität — mit andern Worten: Ein Begriff, der dem andern coordinirt ist, wie er in dem Causalitätsverhältniß demselben subordinirt ist, appendirt demselben. Es findet Apposition statt, oder ein Zu; und Füreinander der Begriffe. Der Dativ repräsentirt dieses Verhältniß. — Um das Ganze noch einmal zusammenzufassen, so drückt der Genitiv das Ineinander der Begriffe aus (Accidens und Substanz); der Accusativ das Durcheinander (Ursache und Wirkung); der Ablativ das Mit; und Nebeneinander (Accidens und Substanz coordinirt); der Dativ das Zu; und Füreinander (Ursache und Wirkung coordinirt). — Wer sich an dieser Darstellung der Casus irren und die Deutsche und Griechische Sprache anführen wollte, die des Ablativs ermangeln, oder wer einwenden wollte, daß die eine Sprache in dem nämlichen Fall eines andern Casus oft als die andere sich bediene, die eine einer Präposition, die andere nicht; der bedenke, daß ein Casus gar wohl dem Wort nach fehlen könne, ob er gleich der That nach da ist, und daß die eine Sprache das nämliche Verhältniß anders ansehen könne, als die andere. — Noch ist der Nominativ und Vocativ übrig. Die vier ersten Casus drücken eine Abhängigkeit aus. Der Gegenstand nun, der als unabhängig den andern entgegensteht, steht im Casus Nominativus; der als unabhängig den andern entgegengestellt wird, steht im Casus Vocativus.

Das Adjectiv wird, weil es einem Substantiv beigelegt wird, eben dieselbe generelle, numerale und casuale Verschiedenheit haben, wozu noch die comparative kommt; denn wenn das Nämliche zwey Gegenständen oder mehreren attributirt wird, kann die Verschiedenheit nur in einem Mehr oder Winder desselben bey ihnen bestehen. Das Letztere gilt auch von den

Adverbien. — Die Zahl, die bey dem Gegenstand in Bezug als Individuum und als Gattungstheil bemerkt wurde, kann auch für sich betrachtet und bestimmt werden, wodurch die Numeralia entstehen, die nur als Substantiva, Adjectiva und Adverbia unterscheidbar sind. — Bis hieher haben wir die Gegenstände in Beziehung auf einander betrachtet. Es bleibt noch die letzte Beziehung derselben auf das vorstellende Subject übrig (modale Unterscheidung). Indem das Subject sich den Gegenständen entgegenstellt, gehen als Ausdrücke dieser Entgegenstellung der Pronomina hervor: „Ich“ für das sich Entgegenstellende; „du“ für das Entgegengestellte; „er, sie, es“ für das Entgegenzustellende überhaupt. Daß in den Pronomina die Substantiva und Adjectiva sich wiederholen müssen, versteht sich von sich selbst.

Wir wenden uns nun wieder zu unserm Buch. Daß hier nichts in allgemeine Uebersicht gebracht ist, wollten wir dem Verf. nicht verdenken, wenn nur das Gegebene und Vorgesundene deutlich und genügend abgehandelt wäre. Erstes Capitel. Vom Substantiv. „Ein Nomen proprium, heißt es, sey eine Benennung nur Einer Person oder Sache eigen; ist sie aber vielen gemein, so sey es ein N. appellativum oder besser commune (Gattungsname).“ Ist denn z. B. „Carl“ Einer Person eigen? Wäre dieses Wort nicht ein Appellativum im Sinn des Verf.? Warum nicht lieber das Richtige: Ein Nom. appellat. ist der Name einer Gattung, und ein Nom. propr. die Benennung eines oder mehrerer Dinge (Individuen) aus derselben? — In der Declination der Substantiva; in den Bemerkungen über den Acc. und Ablat. Singul., über den Nominat. Plur. Neutr. und den Genetiv Plur. der dritten Declination vermissen wir die gehörige Vollständigkeit. Besonders auch die Griechisch-Lateinische Declination ist unvollständig abgehandelt, und der Lehrer wird vergeblich in allen Fällen nach Erläuterung sich umsehen. Die Beispiele heranzählen, verbietet uns der Mangel an Raum; wir würden aber nicht verlegen seyn, eine Menge das von anzugeben. — Die Nomina propria der zweyten Declination auf *ius* sollen das *e* des Vocativs wegwerfen. Haben sie es denn gehabt? Daß in der vierten Decl. *questus*, *verus*

genu im Dat. Plur. ibus und ubus haben sollen, ist ohne Beweis: Veru hat wohl nur verubus; genu und questus nur ibus. Daß acus, quercus, ficus die Endung ubus haben, davon steht der Beweis aus. Zweytes Capitel. Vom Adjectiv. Die Eintheilung der Adjective in solche von drey, zwey oder einer Endung ist sehr unlogisch durchgeföhrt. Denn der Eintheilungsgrund kann doch nicht die Zahl der Endungen, sondern muß die Art der Declination seyn. Die Adjective dreyer Endungen, heißt es, endigen sich entweder auf us, a, um, oder auf er, a, um. Hingegen die Adjective auf er, is, e, deren es doch nicht gar zu wenige gibt, werden nicht mit aufgeföhrt, sondern bey Gelegenheit der Adjective zweyer Endungen in einer Note abgefertigt. Weit besser, nach unserm Bedanken, werden sie abgetheilt in zwey Classen: 1) in solche, deren Masculin und Neutrum nach der zweyten und deren Feminin nach der ersten Declination (mit zwey Unterabtheilungen: us, a, um und er, a, um); und 2) in solche, welche nach der dritten Declination gehen (mit vier Unterabtheilungen: er, is, e; is, e; or, us; Einer Endung). Ein Musterwort von er, is, e, z. B. celeber hätte sollen schlechterdings durchdeclinirt werden; sonst hätte sich der Verf. aus dem nämlichen von ihm angegebenen Grund die Mühe auch bey den andern sparen können. Auch die Deutsche Declination wenigstens Eines Adjectivs wäre benzußeßen gewesen. Der jugendliche Geist muß vom Paradigma zur Regel geföhrt werden, und die Regel darf nie ein Paradigma ersetzen. Denn völlig verkehrt ist der Weg, vom Abstracten zum Concreten zu föhren, und nur aus dem Besondern kann sich mit Sicherheit das Allgemeine herauswinden. Bey der Declination von duo heißt es: „Acc. duos (auch duo).“ Sollte man nicht glauben, daß duo im Accus. eben so gebräuchlich als duos wäre? So hätte der Verf. auch duum, dua anführen können. — Dann von der Comparison der Adjective (das Wort „Notion“ hat der Verf. vermieden; wir sehen nicht, warum). Hier wird gesagt: der Comparativ endigt sich auf or oder (?) us; der Superlativ auf simus. Dies ist falsch. Die Endung (nämlich die regelmäßige) von jenem heißt M. F. ior, N. ius, und von diesem issimus, a,

um. Denn die Lehre, das *or* und *us* an den Casus des Positivs auf *i* zu hängen, und das *simus* an den Casus des Positivs auf *is* ist sehr oberflächlich und willkürlich. Die wahre Regel ist folgende: Der Stamm eines Adjectivs läßt sich in jedem Casus, mit Ausnahme des Nominativs und Vocativs im Singular, die oft vom Wortstamm abgeändert sind, erkennen, wenn man die Endung entfernt. Am bequemsten wählt man hierzu den Genit. Sing. Man nehme also die Genitivt *digni*, *nigri*, *celebris*, *levis*, *felicis*; hiervon lasse man die Endungen weg, so bekommt man die Stämme *dign*, *nigr*, *celehr*, *lev*, *felic*, und hieran hänge man für den Comparativ *ior* und *ius*, und für den Superlativ (mit Ausnahme der Adjective auf *er*, welche *rimus* an den Nom. Sing. Mascul. des Positivs setzen) die Endung *issimus*. — Die Numeralia sind nicht vollständig und nicht richtig abgehandelt. Die Arten, wie der Lateiner zählt, sind nicht alle angegeben, und woher das *decimus tertius* etc. ist, wissen wir nicht. Der 13te, 14te bis 17te heißt entweder *tertius decimus* oder *decimus et tertius* etc. — Drittes Capitel. Vom Pronomen. „*Sui*, sagt der Verf., ist ein Pron. reciprocum, das sich allemal auf das Subject des Satzes zurück bezieht, aber niemals selbst Subject seyn kann; daher hat es keinen Nominativ.“ Aber vors erste bezieht es sich gar nicht immer auf das Subject, z. B. *Vos audivistis ex Favonio*, *Clodium dixisse sibi*; vors zweyte ist es eigentlich nicht zuerst ein Reciprocum, sonst müßten alle Pronomina nur so genannt werden; und vors dritte fragen wir, warum es dems ohngeachtet nicht selbst Subject seyn kann? Ist denn nicht das Deutsche „er, sie, es“ Subject? Der Lateiner hat nur kein Wort dafür. Auch ist die angegebene Deutsche Declination davon mangelhaft. Es sollte so heißen: Sing. Nom.... er, sie, es; Gen. *sui*, seiner, ihrer, seiner; Dat. *sibi*, sich, ihm; Acc. *is*, ihn; Abl. *is*, ihm u. — Bey *hic*, *ille*, *is*, *qui* sollte es im Deutschen nicht bloß heißen, z. B. Gen. *hujus*, dieses, d; r, d; s, sondern diese Wörter ganz ausgeschrieen seyn. Bey dem Deutschen Nominativ von *qui*, *quae*, *quod* steht „der, die, das,“ bey dem Genit. fehlt „welches, welcher, welches,“ und bey dem Dativ „welchem u.“ eben so auch bey dem

Genit. Plur. „welcher.“ Ferner hätte sollen quis, quae, quid besonders auch wegen des abweichenden Deutschen durchgdeclinirt werden; auch ein Compositum von is, qui, z. B. idem, aliquis. Der Verf. wird antworten, diese Declinationen verstehen sich von sich selbst. Allein es versteht sich Manches von sich selbst, ohne doch immer vorausgesetzt werden zu dürfen. Neben dem Rec. lernte einmal ein kleiner Knabe sein hic, haec, hoc in der kleinen Bröb. Grammatik auswendig. Sogleich fragte er, was bey huius das „d : r, d : s“ bedeute. Auf die Antwort, es heiße „dieser, dieses,“ erwiderte er: Warum ist es denn nicht ganz hingeschrieben? — Da wir nach unserer Unterrichtsart mit dem Lateinischen erst das Deutsche anfangen zu lernen, so ist es ja ganz verkehrt, das erst zu lernen, was als bekannt anzunehmen, und dem kindlichen Verstand schon so viel Abstractionskraft zuzumuthen, die Deutschen Formen auf das Lateinische mit Leichtigkeit abzutragen. Viertes Capitel. Vom Verbum. Die Eigenschaften haben wir oben gesehen, die einem Gegenstand begelegt werden, können entweder als ruhend oder bewegt (der Zeit übergeben) betrachtet werden. Das Verbum beziehet nur nun die bewegte Eigenschaft, oder die Eigenschaft, die in die Zeit fällt, und heißt auf Deutsch recht gut „Zeitwort.“ Das erste Zeitwort ist „Seyn“, welches einen Gegenstand mit einer Eigenschaft verbunden darstellt, z. B. der Baum ist groß; die übrigen Verba entstehen aus der Verschmelzung von „Seyn“ und einer Eigenschaft. Das Zeitmoment kommt durch jenes in diese. Wir versuchen nun, das Verbum näher zu bezeichnen. Das Seyn, daß in einem Zeitwort einem Subject beigegeben wird, kann erstens der Qualität nach bestimmt werden. Man denke sich das Seyn unter dem Bild einer Linie A B, so unterscheide ich zuerst den Punct, von dem die Linie ausgeht, und den Punct, auf den sie übergeht. Jener erscheint als Grund, dieser als Folge; jener als wirkend, dieser als gewirkt. Ein Seyn nun, das einem Subject als ein wirkendes beigegeben wird, ist eine Handlung; ein Seyn, das einem Subject als ein Gewirktes beigegeben wird, ist ein Leiden. Endlich kann ein Seyn erscheinen, weder als wirkend, noch als gewirkt; ein solches, das im Wirken gewirkt und im

Gewirkteſeyn ein Wirken iſt, das die Vereintigung von Handlung und Leiden ausdrückt — alſo einen Zuſtand. Die Grammatik bezeichnet dieſe drey Arten von Seyn mit den Namen: *Genus activum*, *Genus paſſivum* und *Genus neutrum*. — Ein Seyn kann ferner der Quantität nach beſtimmt werden. Wir ſetzen die Linie AB. Wenn ſich der Punct A gegen B fort bewegt, und ich reflectire auf dieſes Sich fortbewegen, ſo faſſe ich einen mittlern Punct C auf, in Bezug auf welchen Punct A als vergangen, B als zukünftig, und in Bezug auf welche der Punct C als gegenwärtig erſcheint. Aber jeder Punct faßt das Seyn in ſich, das ein Ausgedachtes in der Zeit iſt; jeder alſo wird für die Reflexion zu einer Linie, zu einem beſtimmten Quantum der ganzen Linie AB, ſo daß alſo die drey Linien entſtehen, in deren erſter ADE die Vergangenheit, in deren zweyter ECF die Gegenwart, und in deren dritter FGB die Zukunft herrſcht. In jedem Quantum der Linie unterſcheidet die Reflexion nun wieder drey Puncte, von denen der mittlere als Gegenwart (dauernd), der erſte als Vergangenheit (vollendet) und der dritte als Zukunft (anſehend aufgefaßt wird. Ein Seyn alſo, der Quantität nach beſtimmt, kann erſcheinen als gegenwärtig, vergangen und zukünftig, in deren jedem das Moment der Dauer, der Moment des Vollendetſeyns und der Moment des Anſehenden unterſchieden wird. Demnach ſchreibt die Grammatik dem Verbum drey Tempora zu: Präsens, Präteritum und Futurum, welche jedes in drey Momenten erſcheint. — Ein Seyn kann ferner der Modalität nach beſtimmt werden. Zuerſt könnten wir fragen: Was für ein Seyn wird dem Subject zuſchrieben (*Genus*)? Dann, wie viel (von dem Seyn) wird ihm zuſchrieben (*Tempus*)? Endlich, wie wird es ihm zuſchrieben (*Modus*)? (Von der Unterſcheidung des Verbum nach der Relation kann keine Rede ſeyn, da der Relation nach Verba auf Verba ſich beziehen, alſo dieſe Categorien uns auf die Möglichkeit der Sätze führt.) In dieſer Rückſicht nun kann einem Subject ein Seyn zuerſt als Wirklichkeit beygelegt werden, und die Sprache drückt dieſes durch den Indicativ aus. Zweytens wird dem Subject ein Seyn als Möglichkeit beygelegt; entweder ſo, daß das bloß mögliche Seyn

von einem andern abhängt, oder daß es von den Bestrebungen und den Wünschen des Subjects ausgeht. Dieses Moment wird durch den Coniunctivus bezeichnet. Drittens wird dem Subject ein Seyn als Nothwendigkeit zugeschrieben. In der Natur ist mit jeder Ursache eine bestimmte Wirkung auf eine nothwendige Art verknüpft, und hier ist das Muß und das Sollen dem Ist gleich. Also nur in der Welt der Freyheit soll eine Handlung mit einem Subject auf eine nothwendige Weise verknüpft werden. Aber dieses kann bey einem freyen (oder so gedachten) Subject nur auf die Art geschehen, daß es aufgefodert wird, seinem Willen eine gewisse Richtung zu geben. Ein Subject steht hier dem andern gegenüber, und fordert dieses auf, seinen Willen zu bestimmen. Die Sprache hat für dieses Moment den Imperativus. — Auf diese Art hätten wir bey dem Verbum drey Modi nachgewiesen. (Hieraus erhellt, daß der Infinitivus mit dem Participium keinen besondern Modus ausmache, und es hat mit dieser Wortart folgende Verwandniß. Das Seyn, das einem Subject beygelegt wird, erscheint von ihm auf irgend eine Art bestimmt und ausgehend [man nehme noch hiezu den Numerus und die Personen, wor von nachher]. Nun aber können wir noch ein Seyn als unabhängig von einem Subject betrachten, und entweder selbstständig für sich oder als inhärent einem Gegenstand auffassen. Indem ein Seyn als selbstständig aufgefaßt wird, hat es vom Verbum das Genus und das Tempus [einen Modus kann es nicht haben, der eben nur durch Beziehung auf ein Subject entsteht], und vom Substantiv das Genus, den Numerus und die Casus. Das Genus kann aber nur Neutrum seyn, weil ein solches Seyn als ein reines Abstractum erscheint; und der Numerus kann nur Singular seyn, weil es ein Collectivum ist. Dies ist der Infinitiv mit den Gerundien. Oder ein Seyn kann als inhärent einem Gegenstand beygelegt werden. Hier tritt es in die Natur des Adiectivi zurück; behält vom Verbum das Genus und das Tempus, und bekommt vom Adiectiv die Motion, Comparation und die Casus.) — Bis hieher haben wir das Verbum bestimmt, als Verbum, d. h. als Seyn, einem Subject beygelegt. Nun müssen wir auf das Subject sehen, dem ein Seyn beygelegt wird. Das Subject

kann zuerst seyn das **Sich**; entgegenstellende: **Ich**; oder das Subject ist das Entgegengesetzte: **Du**; oder das Entgegenzustellende überhaupt — entweder der Name eines Gegenstandes, z. B. der Vater, die Mutter, das Kind; oder das, was das Entgegenzustellende überhaupt bezeichnet: **Er**, **sie**, **es**. Dagegen gibt es bey dem Verbum drey Personen, von welchen jede in einfacher und mehrfacher Zahl erscheinen kann. Der Numerus Dualis ist unwesentlich. Noch wäre möglich, daß jede Person auch eine gewerliche Verschiedenheit dem Verbum ausdrückte, wie es in einigen Sprachen geschieht. Allein es ist nicht nöthig, da das Seyn einer Person, z. B. dem **Ich** gemeinschaftlich beygelegt wird. — Auf diese Art nun unterschieden wir im Verbum Genus, Tempus, Modus, Numerus und Person. — Genera haben wir nach dem Obigen drey: Activum, Passivum und Neutrum; Conjugationen aber im Lateinischen nur zwey, nämlich eine active und eine passive. Das active Genus bekommt meistens active Form, z. B. **amo**, welchem ein passives Genus mit passiver Form entspricht, z. B. **amor**. Bekommt es eine passive Conjugation, so heißt das Verbum ein Deponens (das Deponens ist kein eigenes Genus verbi, wie auch in Dr. Gramm. gesagt wird). Selten hat ein Activum active und passive Formen zugleich, z. B. **audeo**, **ausus sum** wage, welches mit Unrecht ein Neutropassivum genannt wird (§. 57. Anm. 2.), da dies Verbum auch active Bedeutung hat, wie bey Livius: **multa audebantur**. Das passive Genus wird meistens mit passiven Formen ausgedrückt. Entspricht einem passiven Verbum mit passiver Form kein Activum, so wird es zum Deponens geschlagen, wie **nascor** ich werde geboren. Wird bey einem Verbum das passive Genus mit activen Formen ausgedrückt, so ist es ein Verbum Neutrale Passivum: **vapulo** werde geschlagen, **veneo** werde verkauft. Für das Neutrum werden meistens active Formen verwendet, sto siehe. Werden passive Formen gebraucht, so gehört es zum Deponens, **morior** sterbe; werden active und passive Formen gemischt gebraucht, so ist es ein Neutropassivum, **soleo**, **solitus sum** pflege. Hieraus sieht man, daß die Erklärung des Deponens §. 57, d.: es werde passivisch conjugirt, sey aber seiner Bedeutung nach ein Activum oder

Neutrum, unrichtig ist. — Ob wir gleich nur drey Modi abgeleitet, und gezeigt haben, daß der Infinitiv, die Verundaen und die Participien, wozu beym Lateiner noch die Supina kommen, keinen eigenen Modus ausmachen, so mögen sie immerhin, aus Mangel eines andern Wortes, unter diesem Namen aufgeführt werden. — Wir kommen nun zu den Tempora. Jede Zeit, sagten wir, die gegenwärtige, vergangene und zukünftige denken wir uns als eine Linie, in der wir wieder drey Punkte in Bezug auf einander, als Dauer, Vollendung und Anfang unterscheiden.

I. Gegenwärtige Zeit, 1) dauern *lego*; 2) vollendet *legi*; 2) anfangend *lecturus sum*. II. Vergangene Zeit, 1) dauernd *legebam*; 2) vollendet *legeram*; 3) anfangend *lecturus eram*. III. Zukünftige Zeit, 1) dauernd *legam*; 2) vollendet *legero*; 3) anfangend *lecturus ero*. 1) Das in der Grammatik sogenannte Präsens drückt eine dauernde Gegenwart aus. Wenn ich sage: „ich sehe den Mann,“ so dauert mein Sehen fort. 2) Das Perfectum bezeichnet die vollendete Gegenwart, „ich habe den Mann gesehen,“ mein Sehen ist vorüber. 3) Für das Moment der anfangenden Gegenwart bedient sich die Lateinische Sprache einer Umschreibung *lecturus sum*, ich will lesen, ich bin im Begriff, bin Willens, habe zur Absicht zu lesen. Wenn ich sage „ich bin im Begriff,“ so trete ich in die Gegenwart ein, aber diese Gegenwart ist noch nicht, sie ist anfangend. *Multi non vivunt, sed victuri sunt*, sie wollen leben, aber leben nicht — eine anfangende, noch nicht seyende Gegenwart. 4) Wenn von zwey vergangenen Handlungen die eine dauerte, als die andere geschah, so steht jene im Imperfect. *Quum clamarem, tu post carecta latebas*, das Verstecktheyn dauerte während des Rufens. *Te veniente die, te decedente canebat*: im Singen liegt eine Dauer, ein Pflegen, ein öfteres Wiederholen. 5) Wenn von zwey vergangenen Handlungen die Rede ist, von denen eine früher vergangen war, als die andere eintrat, so steht jene im Plusquamperfect. *Dixerat, et spissis noctis occandidit umbris!* Das *dixerat* bezeichnet eine vollendete Vergangenheit in Bezug auf *concidit*.

(Der Beschluß folgt.)

Jahrbücher der Litteratur.

Praktische Grammatik der lateinischen Sprache, von Christ. Gottlob Bröder.

(Beschluß der in No. 59. abgebrochenen Recension.)

6) Auch hier braucht der Lateiner eine Umschreibung. *Lecturus eram* zeigt zuerst eine Vergangenheit an, aber eine Vergangenheit als werdend, als anfangend gedacht. „*Darius* hat die Cärthager um Hülfscruppen gegen Griechenland, *cul bellum illaturus erat*.“ Das Bekriegen ist vergangen, aber damals, als er hat, war es zukünftig — anfangende Vergangenheit. 7) Das *Futurum simplex* ist dauernde Zukunft. *Fortunate senex, ergo tua rura manebunt?* Das Bleibens werden wird als fortdauernd gedacht, eine Zukunft als dauernd. *Manent* hieße jetzt bleibend, auf die Gegenwart als dauernd geschaut; *mansura sunt* würde einen Eintritt in die Gegenwart bedeuten, eine anfangende Gegenwart; sie sind im Begriff zu bleiben. 8) Wenn von zwey zukünftigen Handlungen eine als vergangen gedacht wird, ehe die andere geschieht, so steht jene im *Futurum exactum*. *Ut sementem feceris, ita mores:* Beides ist zukünftig, das Säen und das Erndten, aber jenes ist vor diesem vergangen. 9) Um eine anfangende Zukunft zu bezeichnen, hat der Lateiner die umschreibende Conjugation: *lecturus ero*. *Ne quem exercitum, qui Romanis bellum gesturus erit, rex per fines regni sui transire sinato.* *Gesturus est* hieße, daß ein Volk gedacht wird, welches Willens ist, Krieg zu führen; *qui geret* hieße, während es Krieg führen wird; *gesturus erit* heißt, daß ein zukünftiger Krieg noch nicht als sehend, sondern erst als anfangend, künftig, gedacht wird: wenn der künftige Krieg sehn wird.

Im Bröder ist in Ansehung des Verbum folgende Einrichtung: Nach einer kurzen Erklärung von *Genus, Modus,*

Tempus zuerst Sum, dann Conjugation Deutscher Verba, Lateinische Conjugation, Bildung der Tempora, abgeleitete Verba, Anomala und Defectiva, Impersonalia, Composition der Verba. — Von Sum heißt es: „Part. Praes. (Ens ein Ding).“ Wer kann noch ens als ein Particip aufführen? Zudem hieß das alte Präs. Part. (wenn es anders für sich in Uebung gewesen ist) wahrscheinlich sens (was auch aus *ὄν*, *ὄντος* nach der Lateinischen Bildung des Präs. Part. eben so gut entspringen kann, wie aus *sum*). Die beyden Participien der gegenwärtigen Zeit, praesens und absens, führen auf diesen Gedanken. Denn wenn Jemand sagen wollte, wie ob in *obsolesco* zu obs geworden sey, so prae und ab vor ens zu prae und abs; so könnte man entgegnen: Wenn hier, warum nicht in *abest*, *praerat*, wie in jedem Stück von *obsolesco*? — „Futurus, a, um, der (die, das) da seyn wird.“ Welcher Anfänger versteht das? Was soll das „da“? Und wie unbequem das „der“ statt „welcher“? Es sollte heißen: derjenige, welcher seyn wird; diejenige, welche it. — oder seyn werdend. — Die Deutsche Conjugation ist mager. Kein Wort vom Deutschen Particip! — In der Lateinischen Conjugation ist *doceo* zum Musterwort für die zweyte Conjugation gewählt; aber sehr unpassend, da die verschiedene Aussprache des *c* die Anfänger verwirrt. Eben so verkehrt ist *lego* für die dritte Conjugation gewählt, da das Perf. Act. mit dem Präs. Act. in einigen Personen gleich lautet, und *legeris* im Act. und Pass. vorkommt. Warum nicht ein schärfer gesondertes Musterwort? — Das Futurum exactum hat seinen rechten Namen. *Amabo* und *amaturus sum* heißen Fut. I. und Fut. II., und *amaturus sim* schlechweg Futurum. Völlig ungrammatisch. Futurum simplex ist der Gegensatz von Fut. exactum. Der Coniunctiv des Fut. ex. fehlt im Deutschen und Lateinischen, gleich als ob es nicht ausgedrückt werden müßte. Erst §. 619. geschieht desselben Erwähnung. Der Infinitiv hat im Futurum *amaturum*, *am, um esse*. Lieber im Nominativ ausgedrückt. Unter D, Infinitivus kommt a) Gerundia; b) Supina; c) Participia; als ob dem Infinitiv im engeren Sinn nicht auch ein kleiner Lateinischer Buchstabe gebührte. Die Gerundia sind ganz falsch

sehende keine Spur, daß es die Casus des Infinitivs sind! Wie kann der Nominativ „amandum, man muß lieben“ heißen? Wie kann dieses ein Nominativ seyn? In den Ausdrücken „zu lieben, zum Lieben, durch Lieben“ ist das substantiale und infinitive Verhältniß ungehörlich untereinander gemischt. Folgendes wäre das Richtigere: Nom. amare, lieben, zu lieben (infinitiv), das Lieben (substantiv); Gen. amandi zu lieben, des Liebens; Dat. amando zu lieben, dem Lieben; Acc. amare lieben, zu lieben, das Lieben, ad amandum um zu lieben, zum Lieben, inter amandum unter dem Lieben u.; Abl. amando durch Lieben, durch das Lieben. — Fut. ex. Inf. fehlt. — Die Regel von den Verbis III. Deck. auf io und ior §. 69. Anm. 5. ist mangelhaft. Es hätte eines Paradigma z. B. capio und patior bedurft. — Anm. 7. „dico, duco, facio, sero werfen im Imperativ das e weg.“ Wo hat der Infinitiv ferre — von welchem Nomen doch der Imperativ abgeleitet wird — ein wegzuerfassendes e? „Die Composita von facio, die das a in i verwandeln, nehmen das e wieder an.“ Haben sie es verloren gehabt? — Obgleich beym Passiv das Richtige vom Fut. simpl. Conj. der Perf. ahndet (freilich mit Irrigem vermischt), so setzt er doch amandus sim ich müsse geliebt werden; von futurum sit, ut amer kein Wort. — Das Verbum vector z. B., welches im Lateinischen personal, im Deutschen impersonal ist, wie ein anderes, etwa benedicitur mihi, mit dem es sich umgekehrt verhält, hätte sollen ganz durchconjugirt werden. — Die Ableitung der Tempora geschieht ganz nach der bisherigen Weise. Sogar amandus wird von dem Gerundium amandum abgeleitet, und vom Supinum amatus und amaturus. Zwar ist es unbegreiflich, wie der Imperativus vom Infinitiv, das Imperf. Conj. von eben diesem, von amatum amaturus u. herkommen soll, da es so ganz verschiedene Dinge sind. Aber immer ist es besser, bey der alten Methode zu bleiben, so lange bis eine richtigere Ansicht an ihre Stelle getreten ist. Auch wird eine genügende Darstellung der Lateinischen Tempora nicht eher gegeben werden können, als bis eine vollständige Geschichte des Verbum esse vorhanden ist. Wir versuchen hier einstweilen, einige Gedanken über das Verhältniß

der Zeiten zu einander zu entwickeln. — Die Gewohnheit, das *amaturus* und *amatus* vom *Supinum* abzuleiten, führt zu ganz unhaltbaren und unerweislichen Annahmen. Denn essens ist es die Frage, ob wohl nicht das Perf. Pass. und das Perf. der Deponentia früher vorhanden oder wenigstens gleichzeitig vorhanden war mit dem *Supinum*. Denn, wir können so verschiedenartige Dinge, als *amaturus* und *amatus* und *amatum* sind, eigentlich von einander herkommen? Und ferner haben wir von mehreren Verbis ein Fut. Partic. ohne *Supinum*, z. B. *moriturus*, *docturus*; oder mit ganz abweichendem *Supinum*, z. B. *refricaturus* neben *frictum*; oder ein Perfect ohne *Supinum*, z. B. *placitus* ohne *placitum*, *gavisus sum* ohne *gavisum*. Angunehmen, daß solche Verba zwey *Supina* gehabt hätten, oder daß das, welches sie hatten, verloren gegangen wäre, hieße eine Hypothese auf die andere bauen. Endlich mit welcher Menge barbarischer *Supina* sind auf diese Art die Wörterbücher begabt worden, bis um die gewohnten Tempora davon ableiten zu können?

Wir stellen die Tempora auf folgende Art zusammen, über deren Gründe wir uns oben erklärt haben:

I. Tempora, die eine dauernde Handlung ausdrücken:

Präs. Act.	amo	—	amem	—	amare	—	amans
Pass.	amor	—	amer	—	amari	—	
Imp. Act.	amabam	—	amarem	—	amare	—	amans
Pass.	amabar	—	amarer	—	amari	—	
Fut. simpl. A.	amabo	—		—		—	amans
Pass.	amabor	—		—		—	

II. Tempora, die eine vollendete Handlung ausdrücken:

Perf. Act.	amavi	—	amaverim	—	amavisse	—	
Pass.	amatus sum	—	amat. sim	—	amatus esse	—	amatus
Plusq. A.	amaveram	—	amavissem	—	amavisse	—	
P.	amatus eram	—	amat. essem	—	amat. esse	—	amatus
Fut. ex. A.	amavero	—		—		—	
P.	amatus fuero	—		—		—	amatus

III. Tempora, die eine anfangende Handlung ausdrücken:

Act.	amaturus sum	ic.
Pass.	amandus sum	ic.

Dep No. I. bemerken wir, daß der einfachste Stamm herrscht. Die Sprache erfand nach und nach vier Formen für die Tempora der ersten Reihe, welche hauptsächlich durch den Vocal der Endung von einander sich unterscheiden und mindet wesentliche Abweichungen im Futurum, im Infinitiv erhielten. Die eigentlichen Endungen wären sonach o, or, m, r; ham, bar, rem, rer; ho, hor. Der Infinitiv erhielt re, ri mit dem charakteristischen Endungsvocal. Eben so das Participium ns. Die Personen sind im Ganzen nach dem Griechischen gebildet.

No. II. Im Perf. Act. herrscht ein längerer Stamm oder ein vom Stamm des Präs. oft mehrfach abgeänderter, an den die Endungen i, erim, isse, eram, issem, ero gefügt werden; für die erste Conjugation av, für die zweyte und dritte ev, iv, für die vierte iv. Häufig bekommt der Stamm ein Augment; oft findet Vocalveränderung des Präsensstammes statt; av, ev, iv werden contrahirt; ein s tritt ein u. Scheine nicht das regelmäßige v eine Aspiration des Stammes zu seyn, gleich der des Griechischen Perf. 1. Act.? — Die Ausföhrung des Einzelnen, so wie der Art, wie das Perfect gebildet wird, gehört nicht hieher. Die Endungen sind nach zum gebildet, wie auch vermuthlich die Endungen der ersten Reihe. — Das Perf. Pass. entstand aus dem Griechischen Verbale auf τοσ, oder setzt mit diesem und dem Deutschen „et“ (in „geliebet“) Eine Quelle voraus. Nach den Conjugationen heißen die Endungen atus, otus, itus, die entweder an den unveränderten oder mehrfach veränderten Verbumstamm gehängt worden. Das tus geht häufig in sus über.

No. III. Der Lateiner hat eigentlich kein Fut. Part., was gewöhnlich so genannt wird. Das Fut. in urus drückt kein bloßes Werden, sondern ein Wollen aus. Für dieses erfand der Lateiner die Endung urus (gleichlaufend mit der Endung urio). Daß aber diese Endung in der Regel an den nämlichen Stamm gehängt wird, wie das Perf. Pass., hat einen guten Grund. Wenn ich sage, daß ich etwas erreichen will, so denke sich dieses der Lateiner schon erreicht, und sagt gleichsam: „ich will es erreichen.“ Daher die Paraphrasirung des Fut. in urus mit dem Perf. Part. Pass. und Volo, z. B.

Patres ordinem publicanorum offensum nolebant statt *non offensuri erant*, wollten ihn nicht vor den Kopf stoßen. Es ist freylich nicht das Nämliche, aber doch offenbar von gleicher Art. — Eben so drückt das *Fut. Part.* in *ndus* kein bloßes Werdenwerden aus, sondern ein Gethanwerdenmüssen, ein Zuthun. Der Lateiner hängt dieses *ndus* mit seinem Endvocal an den Stamm des Präsens, oder noch genauer: das *n* des Präs. Part. verbindet er mit *du*s. Ganz natürlich! *Occultas inimicitiae timendae*: die Feindschaften sind zu fürchten, oder sind, waren, werden seyn zu fürchtende — sind dieses nicht bloße Modificationen des Präsens? Auch das Deutsche coincidirt hier wieder ganz mit dem Lateinischen: *amans, amantis* der Liebende, *amandus* der zu Liebende. — Was die *Supina* betrifft, so sind sie offenbar *Casus* eines verbalen Substantivs, das gewöhnlich in der Natur des Perfectstammes bleibt. Aber nur von einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Verba sind die *Supina* vorhanden, und also nie willkürlich anzunehmen. Vollständig muß ich also von einem Verbum wissen den Stamm des Präsens, z. B. *defend* (also *defendo*); den Stamm des Perf. Act., z. B. *defend* (also *defendi*); den Stamm des Perf. Pass., z. B. *defens* (also *defensus*); den Stamm des Fut. Act., z. B. *defens* (also *defensurus*); und den Stamm des *Supinum*, z. B. *defens* (also *defensum*); besonders auch wegen des *Fut. Infin. Pass.* — Der *Imperativus Act.* ist aus dem Griechischen entstanden, und vorzüglich der *Imperativus* der ersten Conjugation, die auch die ursprüngliche gewesen zu seyn scheint, aus *τιμάω*; woran sich nachher die *Imperative* der übrigen Conjugationen mit dem Charactervocal an den Präsensstamm gehängt angeschlossen. Der *Imperat. Pass.* erhielt seine eigenthümliche Conjugation. — Die Verba *anomala* und *Defectiva* sind in unsrer Grammatik selbst-mangelhaft vorgetragen. — Ein Verbum *impersonale* entsteht dadurch, daß eine Wirkung, Handlung oder ein Zustand ohne Beziehung auf ein bestimmtes Subject bezeichnet wird. Ein *Impersonale* kann nur in der dritten Person *Singularis Neutr.* erscheinen, da jede andre Person ein bestimmtes Subject bezeichnen würde, und eine Wirkung überhaupt

nur als einfach charakterisirt werden kann. Fünftes Capitel. Von den Partikeln. Hierzu rechnet der Verf. Adverbia, Präpositionen, Conjunctionen und Interjectionen, wie es gewöhnlich geschieht, aber unrichtig. Adverbia und Interjectionen können nicht zu den Partikeln gezählt werden. Zu sagen, daß bey der Bildung der Adverbia von den Adject. III. Decl. das s in ter und x in citer verwandelt werde, ist höchst oberflächlich. Vielmehr so. Bey den Adject. II. Decl. wird an den Stamm o (o) gehängt, und bey den Adject. III. Decl. iter; nur bey den Adj. auf ns die Endung ter mit Abstoßung des t im Stamm. — Die Eintheilung derselben ist mangelhaft. Auch die Eintheilung der Conjunctionen hätte sollen vollständiger gegeben werden.

Zweyter Theil. Von der Syntax. Schon bey Gelegenheit des ersten Theils haben wir uns vieler Bemerkungen enthalten, um den Raum zu sparen. Demohngeachtet sind wir so ausführlich geworden, daß wir schon jetzt wohl die Grenzen einer Recension überschritten haben. Wir sehen uns also genöthigt, uns dahin zu beschränken, daß wir Einiges noch da und dort aus der Syntax herausheben, und das Uebrige, was wir zu sagen hätten, auf eine andere Gelegenheit zurückzulegen.

Die Syntax beginnt bey dem Verf. mit dem Geschlecht der Wörter, das aber offenbar nicht hieher gehört, sondern in den ersten Theil, und zudem unvollständig abgehandelt ist. — Eine der schwierigern Lehren der Grammatik ist die von den abhängigen Sätzen, von den Conjunctionen „daß, daß nicht“, von quod, ut, ut non, ne, quin, quo minus, dem Acc. c. Inf. Statt nun dieselbe durch bequeme Zusammenstellung für den Anfänger zu erleichtern, sind diese Conjunctionen und die Erklärung derselben an mehrere Orte zerstreut, so daß der Schüler unmöglich eine deutliche Ansicht davon bekommen kann; ohnehin da die Erklärungen meist ungenügend sind. Ueberhaupt sollten diese Conjunctionen nicht vom Conjunctiv getrennt seyn, da sie nicht erst den Conjunctiv regieren (so wenig wie eine Präposition einen Casus), sondern mit dem Conjunctiv selbst erst eintreten. Bey B) S. 181. heißt es: „Quod wird nach den Verbis sentiendi etc. aller

mal weggeworfen und der Acc. c. Inf. gesetzt.“ Wie kann denn quod weggeworfen werden, da es nie da gewesen ist? Daß übrigens nicht gezeigt ist, wie der Lateiner auf die Verbindung des Infinitivs mit einer Accusativ gekommen ist, wollen wir dem Verf. nicht zum Vorwurf machen. — Der periphrastische Ausdruck fore, ut ist nicht erklärt, und der Anfänger wird nicht einsehen, warum fore die Stelle eines Acc. mit dem Fut. Inf. vertritt. — Die Regeln von ut sind nicht genau, und die Redensarten, nach denen es steht, hätten vollständiger müssen angegeben werden. (§. 192. B): „ut kann stehen oder mit dem Acc. c. Inf. verwechselt werden a) nach den Wörtern: wollen, wünschen, erlauben“ — was bey aber der Acc. c. Inf. am gewöhnlichsten sep. Hier mag der Schüler offenbar zu Fehlern verleitet werden, indem er ohne Bedenken nach opto, permitto, concedo den Acc. c. Inf. setzen wird, sich auf die Stelle aus Eutrop und Sueton berufend. — Ueber den Unterschied zwischen ne, ut non, quin wird er sich schwerlich zurecht finden. — Wir geben hier eine kurze Uebersicht, deren weitere Ausführung nicht hier gehört. No. 1. Das erklärende, relative und ursächliche „daß“ heißt quod. No. 2. Das „daß“ nach den Verbis, Substantivis und Redensarten sentiendi und declarandi wird mit dem Acc. c. Inf. gegeben. No. 3. Das „daß“ der Absicht (Bröder §. 187. a.), der Wirkung (e. f.) und der Folge (b. c. d. g. h. i.) heißt ut. „Daß nicht“ entspricht entweder der No. 1. oder No. 2. oder No. 3. Im letzten Fall heißt das „daß nicht“ der Absicht und der Wirkung ne, und das „daß nicht“ der Folge ut non, für welches noch einer Negation quin steht. Nun würde das Einzelne folgen: „daß nicht“ nach den Verbis impediendi; „daß“ und „daß nicht“ nach den Verbis timendi; „daß nicht“ nach besonders verneinenden Redensarten, z. B. nihil abest; „daß“ nach non dubito etc. Verständige Einsicht und strenges Remarkiren müßten sich wechselseitig unterstützen. Zwölftes Capitel. Von dem Gerundio und Participio Futuri passivi. Unbegreiflich ist es, wie der Verf. immer von einem Gerundium im Nominativ reden kann, amandum est, was doch nichts anders ist, als eine Conjugationsform.

Wes. §. 123. 124. vom Infinitiv steht, 'gehörte hierher. Der Infinitiv ist entweder Nominativ „errare humanum est“ oder Accusativ „possum cogitare.“ Soll der Infinitiv in den Genitiv u. oder in den Accus. mit einer Präposition treten, so nimmt der Lateiner (wovon oben) amandi etc. oder die Gerundien, die aber, wie der Infinitiv, in der Natur des Verbum verbleiben. Auf diese Art wird die Einsicht in die Construction mit den Gerundien leicht. Es erhebt nämlich von selbst, daß nur von einem Verbum ein Infinitiv abhängen kann, und daß bey einem Substantiv, Adjectiv oder einer Präposition, die zum Infinitiv treten, ein Gerundium erforderlich wird. Ueber den Grund der Verwandlung des Gerundium mit einem Accusativ ins Gerundivum (dieses gute Wort hat der Verf. vermieden und dadurch viel Worte zu machen nöthig gehabt), so wie darüber, warum die Verba, die keinen Accus. regieren, eigentlich kein Gerundivum zulassen, ist nichts gesagt. Dreyzehntes Capitel. Von dem Participiis. Hier ist recht viel Gutes gegeben. Aber die ganze Materie ist einmal zu weitläufig vorgetragen und zu wenig unter allgemeine Gesichtspuncte gebracht, und dann der Hauptunterscheidungspunct der beyden Classen von Participien nicht deutlich genug herausgehoben und ins Licht gesetzt. Es kommt darauf an, sagt der Verf., ob das Verbum des Nebensatzes sein eigenes Subject habe oder nicht. Hat es sein eigenes Subject, das nicht schon im Hauptsatz liegt, so wird das Participium mit seinem Subject im Ablativ gesetzt. Hat es aber kein eigenes Subject, so gehört es zu irgend einem Substantiv oder Pronomen des Hauptsatzes, und wird mit denselben, wie ein Adjectiv, in gleichem Casus gesetzt. (Was mit dem Pronomen zu machen sey, z. B. ei, ist nicht gesagt). Diese Participialconstruction heißt bey'm Verf. Ablativus absolutus, für die letztere hat er keinen Namen. Wir nennen diese Participien abhängige. — Um nun einem Anfänger die Einsicht in diese Lehre von den Participien, besonders wegen einiger zusammengesetzten Fälle bey den abhängigen, zu erleichtern, müßte man auf folgende Art verfahren. Zuerst von dem Participien des Deutschen und Lateiners. Dann von dem relativen Satz. Wenn qui im Nominativ steht und sein Verbum

ein Participium hat, so wird (um nur mechanisch zu verfahren; denn es ist hier nicht die Rede davon, ob die Sache, philosophisch angesehen, sich selbst so verhalte) nach Auslassung des *qui* das Verbum in das Participium gesetzt, mit dem Substantiv gleich, worauf sich *qui* bezogen hatte. Steht *qui* im Accusativ mit einem Verbum im Pers. Act., so wird der relative Satz ins Passivum verwandelt, und auf die vortige Art verfahren. Dann von den Nebensätzen. Die Hauptconjunctionen hier sind *cum*, *dum*, *postquam*. Nun zeige man, wie der Deutsche gern mit dem Nebensatz die Periode beginnt und den Hauptsatz als Nachsatz folgen läßt; der Lateiner hingegen mit dem Hauptsatz, und den Nebensatz zum Zwischensatz macht. Wir wählen einige Beispiele: 1) Deutsch: Als der Tyrann Dionysius aus Syracus vertrieben worden war, lehrte er zu Corinth die Knaben. Lateinisch: Dionysius der Tyrann, als er aus S. vertrieben worden war, lehrte er zu E. die Knaben. 2) Deutsch: Als Cassander gestorben war, folgte ihm Philippus; Lateinisch: Philippus folgte dem Cassander, als er gestorben war, oder: dem Cassander, als er gestorben war, folgte Philippus. 3. Deutsch: Als Tarquintus Superbus regierte, kam Pythagoras nach Italien. Lateinisch: Pythagoras, als T. S. regierte, kam nach Italien. Jetzt sehe man auf das Subject des Haupt- und Nebensatzes. Sind die Subjecte gleich, oder das Subject des Nebensatzes ist ein Pronomen, das sich auf ein Nomen im Hauptsatz bezieht, so ist nur ein abhängiges Particip möglich, d. h. die Conjunction mit dem Pronomen wird weggelassen und das Verbum ins Particip verwandelt, mit dem Wort gleich, worauf sich das Pronomen bezogen hatte. Also: Dionysius expulsus docebat; Cassandro defuncto Philippus successit. Oder die Subjecte sind verschieden, und das Subject des Nebensatzes bezieht sich nicht auf ein Wort des Hauptsatzes, so ist nur ein absoluter Ablativ möglich; also: Pythagoras, Tarquinio regnante, venit. — Natürlich muß die Sache durch mehrere Beispiele zur Anschauung gebracht, und mehrere Mittelglieder noch herausgehoben werden, die wir übergangen haben. — Wir sehen nun, wie der Verf. eine Participialconstruction erklärt. Ueber den Satz: Aranti Quinctio nuntiatum est,

spricht er so, §. 397: „Aufgelöst: cum Quinctius araret, ei nuntiatum est. Hier hat der Haupt- und Nebensatz ein gemeinschaftliches Bestimmungswort, nämlich Quinctius. Dieses ist im Nebensatz, wie allemal, der Nominativ oder das Subject, und im Hauptsatz, hier der persönliche Gegenstand ei nämlich Quinctio. Hier läßt man also ei weg, setzt das Subject an seine Stelle im Dativo, Quinctio, und das in ein Participium verwandelte Prädicat mit ihm in gleichem Casu, aranti.“ Dieses ist völlig unverständlich. Was heißt das: „Bestimmungswort“? oder: „persönlicher Gegenstand“? Das Subject des Nebensatzes, wie der Verf. in seiner oben angezogenen Erklärung der Participien sagt, gehört nicht zu einem Pronomen des Hauptsatzes, sondern umgekehrt. Es kann man nicht weglassen, denn es steht eigentlich nicht im Latinitischen. „Das Particip kommt mit Quinctio in gleichen Casu,“ nicht auch in gleiches Genus und gleichen Numerus? — Wir würden so verfahren: Aranti Quinctio nuntiatum est, wörtlich: dem pflügenden Q. ist gemeldet worden; aranti ist ein abhängiges Particip; aufgelöst: Dem Q., als er pflügte, ist gemeldet worden. Im Deutschen den Nebensatz zum Vordersatz macht: Als Q. pflügte, ist ihm gemeldet worden. Und nun dieses wieder ins Lateinische reconstructirt auf die obige Weise. — Die Partikeln, die zur Auflösung der Participien dienen, sind zu sehr gehäuft, und lassen sich in der Hauptsache (qui vorausgesetzt) auf cum, dum, postquam, et zurückführen. Die Anleitung zum Gebrauch der Participien ist ebenfalls zu weitläufig und unverständlich vorgetragen. Auch der Unterschied der Participien vom Präs., Perf. und Fut. Pass. bey der Verwandlung eines Deutschen Substantivum verbaale in ein Particip ist nicht deutlich ins Licht gestellt. Fünfzehntes Capitel. Vom Coniunctiv. Von ut und den verwandten Coniunctionen, so wie von den mittelbaren Fragen hat der Verf. schon früher geredet. Hier noch von allgemeinen Fällen, wann der Coniunctiv steht, und von andern Coniunctionen, die den Coniunctiv regieren. Aber vieles, was hieher gehörte, kommt erst später, bey den Tempora, vor. — Zuerst wäre in dieser wichtigen Lehre auf den

ausgedehntem Gebrauch aufmerksam zu machen gewesen, den der Lateiner vom Coniunctiv macht, und wodurch sich dieser so sehr vom Griechischen unterscheidet, wie vom Deutschen. Dann, da der Coniunctiv der Ausdruck der Möglichkeit ist, worin jede Art von Abhängigkeit liegt, wären die einzelnen Fälle anzuführen gewesen, die überhaupt und insbesondere bey dem Lateiner im Verhältniß der Abhängigkeit stehen; und zuletzt hätte sollen von den Coniunctionen geredet werden, die entweder immer oder in bestimmten Fällen in Verbindung mit dem Coniunctiv sich finden. Vom §. 479. an folgen die Coniunctionen, die in gewissen Fällen den Coniunctiv regieren, wenn nämlich „das Prädicat als ungewiß“ gesetzt wird, und dem Indicativ bey sich haben, wenn „das Prädicat als gewiß“ gesetzt wird. Aber damit ist nichts gesagt, da durchaus kein Wort darüber geredet wird, warum denn in den hingeführten Beyspielen das Prädicat als ungewiß gesetzt ist. Der Verf. hätte es lieber bey den Deutschen Hülfswörtern, die den Coniunctiv bezeichnen: mögen, sollen, würde u. bewenden lassen sollen. — Vom *si* und *nisi*. (Man mußte, heißt es hier, es nicht mit *cum* verwechseln, welches auch „wenn“ heiße. Dies ist doch für einen Grammatiker zu stark; denn man sagen muß, daß er selbst nicht „wenn“ mit „wann“ verwechseln lasse.) — Wenn es irgend nöthig ist, auf die Vertauschung der *Tempora* unter einander (nämlich, mit dem Genus der Sprache übereinstimmend!) aufmerksam zu machen, so ist es hier; und besonders das Präs. Conj. mit dem Futur und dem Imp. Conj. Ohne dieses ist der Coniunctiv bey *si* und *nisi* in vielen Fällen nicht zu verstehen. — Nun würde das Besondere dieser beyden Wörter folgen, und zu zeigen seyn, wann sie mit dem Coniunctiv stehen müssen, wann also und in wiefern das Verbum im Nebensatz im Verhältniß der Abhängigkeit steht. Und hier würde es leicht seyn zu zeigen, daß Alles darauf ankommt, ob der Satz von dem Gedanken an die Zukunft begleitet ist oder nicht. — Bey *nisi* sagt der Verf.: Wenn es heißt „es sey denn, daß“, so folgt der Coniunctiv — und nun ohne weiters die Beyspiele. Aber hier ist ihm ein kleines Versehen begegnet. Denn in der Note unten daran

fährt er fort: So oft das Deutsche „wenn nicht“ soviel ist als „es sey denn, daß“, so heißt es nisi. Müßte also nicht nisi immer den Coniunctiv regieren? — Die Stelle aus dem Horatius: Quo fortuna mihi, si non conceditur usus? hat der Verf. krieg als Beleg für si non angeführt. Nach seiner Erklärung müßte es schlechterdings nisi heißen, da die Frage in jenem Satz einer Negation gleich ist. — Nisi steht immer mit dem Gedanken an die Möglichkeit des Gegentheils; si non sagt schlechtweg: wenn etwas nicht ist. Jenes geht auf eine mögliche Bedingung, dieses auf eine wirkliche: „da nicht, sobald als nicht, wann nicht.“ — Bey etsi, tametsi, etiamsi, quamquam, quamvis ist mit dem „gewissen und ungewissen Prädicat“ wieder nichts gesagt. Für den Indicativ bey quamvis entscheidet die Stelle aus dem nicht ganz lat. Lateinischen Repos und aus dem dichterischen Ovid nichts. Bey den übrigen Coniunctionen kommt es darauf an, ob wir die Wahrheit eines Falles, oder ob wir die Wahrheit eines Falles anzeigen, ob ein gesetzter Fall objectiv oder subjectiv erscheint. — Bey cum muß die dreysache Bedeutung: da, als, wann, unterschieden, und darauf, wie auf die Unterscheidung der Tempora, die Verbindung des cum mit dem Indicativ oder Coniunctiv gebaut werden. — Eben so wenig ist bey antequam und priusquam ganz das Richtige getroffen worden; denn auch hier kommt es, außer den allgemeinen Fällen, nun auf das Tempus an. — Bey „dum, donec, quoad his“ unterscheidet der Verf., ob sie auf einen Zeitpunkt oder eine Absicht gehen — dort Indicativ, hier Coniunctiv. Wie kann denn eine Zeitpartikel als solche eine Absicht ausdrücken? In den Beyspielen, die der Verf. von dem letzten Fall gibt, steht der Coniunctiv aus ganz andern Gründen. — Quod ist richtig behandelt; hört aber nicht mehr an diesen Platz. — Wir sehen hieraus, daß auch in dieser Lehre noch Manches zu erörtern und heller ins Licht zu setzen sey, und nicht genug, das Einzelne nach einander aufzuführen, ehe die allgemeinen Grundsätze entwickelt sind, aus denen alsdann Jenes leicht und von selbst hervorgeht. Anhang zum Coniunctiv. Von dem erzählenden Opt (de acilo

relativo). Diese beiden Ausdrücke, sowohl der Deutsche als der Lateinische, sind nicht befugend. Viel besser ist der alte Ausdruck: *sermo obliquus* oder *oratio obliqua*, im Gegensatz von *oratio recta*. Denn wenn der Erzähler die Worte eines andern so anführt, wie er sie gesprochen hat, so steht im Hauptsatz der Sprechende oder der Behandelte im *Casus rectus* (*Nominativus*), *oratio recta*. Wählt der Erzähler im Hauptsatz dafür den *Casus obliquus* (*Accusativ*), so tritt also *oratio obliqua* ein. Dies ist auch die richtige Erklärung davon; denn die Erklärung: „daß die Worte eines andern nur Erzählungsweise, ihrem wesentlichen Inhalt nach, angeführt werden,“ ist falsch. Dieses wäre ein Auszug aus einer Rede, der noch überdies sehr gut in *oratio recta* sein könnte. Um nun diese Lehre deutlich vorzutragen, müßte man eine *oratio recta* vornehmen, und in dieser die Sätze genau unterscheiden: die Hauptsätze im engeren Sinn, die Nebensätze, die abhängigen, die relativen, die unmittelbaren und mittelbaren Fragsätze, und den Imperativ — und nun aufmerksam machen, wie diese Sätze in der *oratio recta* und *obliqua* aussehen. Auf diese Art muß Einsicht in die Sache entstehen, nicht dadurch, daß man nur ein Paar Stellen hinsetzt, wie der Verf. thut. — Die Erzählungssätze, sagt er, stehen im *Acc. c. Inf.*, auch wenn sie Fragwörter vor sich haben. Dieses ist, wie es gesagt ist, falsch. Die unmittelbaren Fragsätze stehen im *Acc. c. Inf.*; die mittelbaren aber nicht. Neunzehntes Capitel. Von *Pronominibus* und *Numeralibus*. Im §. 549. handelt der Verf. von dem Unterschied des *sui*, *sibi*, *se* und *suus* von den Demonstrativen. Wir wollen nicht mit dem Verf. darüber streiten, daß er jenes Pronomen schlechweg ein *Recipracum* nennt; wiewohl wir es gern gesehen hätten, wenn er auf die doppelte Bedeutung der *Casus obliqui* der Pron. personalia: als personelle und als reflexirte, aufmerksam gemacht hätte. Aber über seine Bemerkungen von dem Eigenthümlichen des *sui*, *sibi*, *se*, *suus* wollen wir noch Einiges sagen. Seiner *ic.* heiße *sui* *ic.*, sagt er, wenn ich nicht sagen kann desselben *ic.*, oder wenn ich im Deutschen selbst hinzusehen kann; *eius* *ic.*

heiße es, wenn ich sagen kann desselben *ic.* oder wenn ich nicht selbst hinzusetzen kann. Und so auch bey *ejus* und *suus*, zu welchem ich eigen hinzudeuten kann. „Beyspiele werden die Sache vollends klar machen.“ Wir müssen aber gestehen, daß sie uns durch die Art, wie der Verf. die Beyspiele erklärt, nicht deutlich geworden sey. Jene Vertauschung ist in vielen Fällen richtig und für den ersten Anfang hinreichend. Aber in sehr vielen ist sie ungenügend und kann sogar zu Fehlern verleiten. Wir glauben, daß sich die Sache auf folgende Art verhalte. Erstens kommt es darauf an, ob das Nomen, worauf sich *seiner ic.* bezieht, in dem nämlichen Satz mit ihm steht oder nicht. In jenem Fall steht *sui ic.*, in diesem *ejus ic.* Zweitens, wenn in einem abhängigen Satz *seiner ic.* auf das Subject des regierenden Satzes sich bezieht, so heißt es *sui ic.*; wo nicht, *ejus ic.* Doch drittens überhaupt, wenn das Nomen, worauf *seiner ic.* geht, als thätig erscheint, so heißt es wieder *sui ic.* Eben so bey *suus* und *ejus*. *Ipsa* vertritt die Stelle von *sui* in einigen Fällen der *oratio obliqua*, auch in abhängigen und relativen Sätzen in bestimmten Fällen. Dabei muß auch nicht übersehen werden, ob der Schriftsteller in seinem oder in dem Namen dessen redet, von dem er etwas erzählt. Dort finden wir ein *ejus*, wo wir hier ein *Reciprocum* hätten erwarten müssen. — Ältere Grammatiker haben diese Materie weit sorgfältiger abgehandelt. — §. 567. heißt es von *ipse*: „*Ipsa* muß in dem *Casu subjecti* stehen, wenn das selbst auf das Subject geht. Geht es aber auf den Gegenstand, so muß es mit diesem in gleichem *Casu* gesetzt werden.“ Wir wundern uns denn doch mit Recht, daß der Verf. hierbei nicht einmal die Ernestische *Clavis* scheint gelesen zu haben. Seine Unterscheidung ist völlig richtig. Bey dem Satz: „Viele thun sich selbst einen Tod an,“ könnte das selbst so gut auf das Subject als auf den Gegenstand bezogen werden. Warum hat es Cicero auf das Subject bezogen? — Wenn der Verf. im §. 602. von den Echterzen reden wollte, hätte er sollen die Wielandische Berechnung anführen. — Im 23ten, 24ten und 25ten Capitel ist die Rede von

der Verwechslung der Wörter, der Ellipse und dem Pleonasmus. Aber so wie man dort sagen kann, daß manche Verwechslung sich ereignen habe, so kann man hier jenes Wort anwenden, daß die Ellipse pleonastisch und der Pleonasmus elliptisch behandelt sey, und diese Abschnitte bey vielem Guten, das sie darbieten, eine sorgfältigere Bearbeitung verdient hätten. Der Fehler, den wir schon weiter oben bemerkt haben, ist auch hier sichtbar, das zu wenig Beachten anderer trefflichen Vorarbeiten. — Es ist hertzlich, daß die Grammatik mit der Lehre von der Prosodie sich schließt. Aber so nothwendig bey dem jetzigen Stand der Wissenschaft die Kenntniß des Lateinischen Verses ist, so sollte auch um so ausführlicher Nachricht davon gegeben werden. Das vom Verf. Vorgebrachte ist nicht hinreichend zum Verständniß der epischen Dichter, geschweige der Lyriker und Dramatiker.

Wir werfen noch einen Blick auf unsere Beurtheilung der Gröberrischen Grammatik. Wo wir bey dem einzelnen Lese- ren glücken, anderer Meynung, als der Verf., seyn zu müssen, haben wir entweder die Gelegenheit angegeben, oder die Gründe angeführt, oder leise andeutend dem Leser die Entscheidung überlassen, oder unsere Abweichung nur angezeigt, wo der Gegenstand eine ausführlichere Untersuchung nöthig gemacht hätte. Aber wir haben auch unsere Mißbilligung der bisherigen Behandlungsart der Lateinischen Grammatik überhaupt zu erkennen gegeben, und diese scheinen wir freylich nur durch Darlegung der entgegengesetzten begründen zu können. Jedoch gehört eine solche offenbar nicht hieher; wir mehr wünschen wir, daß es dem Verf., der sich selbst so schön vorgearbeitet hat, oder einer andern künftigen Hand gefallen möchte, uns mit einer Lateinischen Grammatik, die wir sie bisher noch nicht hatten, zu beschenken.

E. N.

Jahrbücher der Litteratur

Beiträge zu der Lehre von dem Verhältnisse der Rechts- Pflege
(Rechtspflege) zur Verwaltung, nach der Verfassung Frankreichs
und Westphalens, von E. J. Rutenkamp, Richter bey dem kön.
westph. Trib. erster Inst. zu Hersfeld. Erstes Heft. Göttingen,
bey H. Dieterich. 1812. 270 S. 8.

Der Verf. hat die Absicht, in dem gegenwärtigen Werke
Beiträge zu der Lehre von dem Verhältnisse, in welchem die
Verwaltung und die Rechtspflege in Westphalen und Frank-
reich zu einander stehen, zu liefern. Jedoch bestimmt er seine
Schrift vorzüglich für Westphalen, und gedenkt bey derselben
folgenden Plan zu befolgen. Er will alle Zweige der öffent-
lichen Verwaltung durchgehen, und zeigen, in wiefern die
Rechtspflege damit in Verührung kommt; oder dabey concu-
rirt, und in wiefern also die Behörden der Justiz competent
seien, auf Gegenstände der öffentlichen Verwaltung einzuwir-
ken. Das gegenwärtige Heft enthält nur den Anfang der
Arbeiten des Verfassers hierüber, der nicht leicht eine schwie-
rige und delicatesere Materie, als die, welche er sich zu bearbei-
ten vorsetzte, hätte auswählen können. Eben deshalb hat es
nun zwar Rec. für nützlich, daß dieselbe bearbeitet wurde;
doch hat er bedeutende Zweifel darüber, ob dies jetzt für
Westphalen nicht zu frühzeitig sey, da unstreitig die meisten
einzelnen Materien dieses Gegenstandes noch von dem Gesetz-
geber unberücksichtigt geblieben sind, daher denn bey solchen
nichts übrig bleibt, als die Zweifel, welche sie darbieten, aus
allgemeinen Grundsätzen zu entscheiden; die, eben weil sie zu
allgemein sind, zu unvermeidlichen Irrthümern Anlaß geben,
wenn man anders Irrthümer nennen kann, Entscheidungen
gegeben zu haben, die nachher den Absichten der Administra-
tion, welche ist sehr, der Natur der Sache nach, von Zufäl-
ligkeiten abhängen, keinesweges gemäß sind.

Doch, auch so wie das gegenwärtige Heft vorliegt, muß es ihm höchlich und dem Verf. Ehre bringende Arbeit gewährt werden, nur hätte Rec. gewünscht, daß weniger Staatsrecht eingemischt sey, da dieses nicht nur wörtlich in allgemein bekannten Gesetzen enthalten, sondern auch der Vorwurf anderer Schriften seyn muß, welche sich speciell mit diesem Gegenstande beschäftigen. Auch kann Rec. nicht billigen, daß der Verf. darüber keinen festen Plan hat, in wiefern er das Französische Recht in dem Texte seines Buchs bearbeiten wollte, oder nicht; denn oft ist lediglich auf Westphalens Verfassung Bezug genommen, oft aber auch das Französische Recht, ohne zu bemerken, daß es in Westphalen keine Anwendung findet, mit angeführt, meistens ist jedoch hierüber eine Bemerkung, aber nur wieder bisweilen in dem Texte, bisweilen in den Anmerkungen, hinzugefügt. Rec. würde dem Verf. gerathen haben, im Texte lediglich Westphälisches Recht abzuhandeln, und die Abweichungen der Französischen Verfassung in den Noten anzuzeigen, oder es umgekehrt zu machen, und sein Werk hauptsächlich der Verfassung Frankreichs zu widmen.

Rec. glaubt übrigens mehr den Dank seiner Leser zu verdienen, wenn er durch eigne Bemerkungen gleichsam Beiträge zu dem gegenwärtigen Werke liefert, als wenn er sich durch einen, doch stets mangelhaften, Auszug aus demselben erwehlet, und so mögen denn folgende Bemerkungen hier Platz finden.

§. 4. In der „das königliche Haus“ rubricirten Abhandlung lehrt der Verf. sehr richtig, daß in den den Königen, die Domainen und Capitallen des Königs betreffenden Processen die Rechte des Königs durch die General- und königlichen Procuratoren verteidigt werden, und daß diese hier nicht als ministres public, sondern als Sachführer auftreten. Von diesem ist ausdrücklich in dem Staatrathsgutachten vom 20. Aug. 1812 enthalten; irret aber darin, wenn er daselbst, daß diese Vorschrift schon im Art. 19. no. 4. der Procédure, und für Frankreich in dem Art. 69. no. 4. des Code de procédure civile, enthalten sey, wenn gleich das Staatrathsgutachten, in Hinsicht des ersten, dieselbe Meinung aus-

zusprechen scheint. Obige Artikel, welche wörtlich übereinstimmen, sagen weiter nichts als: „Seront assignés: 4° l'Empereur (le Roi), pour ses domaines, en la personne du procureur impérial (du roi) de l'arrondissement.“ Hieraus folgt aber keinesweges, daß nun auch der Staatsanwalt den Advocaten machen müsse, so wenig wie er nöthig hat, Ausländer zu vertheidigen, weil diese ebenfalls in seinem Domicile citirt werden, oder, wenn dieses Beispiel nicht ganz passend erscheinen sollte, so wenig der Präfect den Staat zu vertheidigen hat, obgleich dieser in jenes Person vorgeladen wird. Auch hat in Frankreich keinesweges das öffentliche Ministerium jetzt noch die Verpflichtung, in Hinsicht der Domainen des Kaisers den Advocaten und Procurator zu machen; es concludirt in solchen lediglich im Namen des Gesetzes, eben so gut gegen als für den Kaiser. Das erstere that z. B. der General-Procurator Rocca bey dem Appellationshofe zu Turin, indem er darauf antrug, daß ein zum Besten der Intendance de la couronne in erster Instanz abgegebenes Erkenntniß aufgehoben werden möge. (Sirey, T. XI. II. p. 353.) Westphalen bekam durch jenes Staatsrathsgutachten altes Französisches Recht, welches aber nicht aus der Proceßordnung folgte.

Rec. kann unmöglich der S. 13 enthaltenen Behauptung beypflichten, daß die Majoratsgüter gewissermaßen als Staats-eigenthum anzusehen seyen. Dies ist nicht entfernt der Fall: sie sind vielmehr nichts, als zum Glanz der Familien gestiftete, von dem Regenten bestätigte, Fideicomisse. Man wollte nur den proscribirtten Namen vermeiden.

S. 26 sagt der Verf.: „Der gänzliche Verlust der Staatsbürgerrechte kann an und für sich nicht der Gegenstand einer gerichtlichen Verurtheilung seyn (wenigstens kenne ich keine Stelle, woraus das Gegentheil zu entnehmen wäre), sondern er ist nur Folge ausgesprochener Strafen. Dagegen gestattet das Französische Strafgesetzbuch die Suspension der politischen Rechte, als correctionelle Strafe zu erkennen.“ — Hier ist dem Verf. entfallen, daß er selbst in seinem Verzeichnisse der im Gesetzbulletin vorkommenden Strafverfügungen (Braunschweig 1810) S. 16 sehr richtig sagte; „Ver

das Siegel eines der Post anvertrauten Briefes erbrochen, und folchergeſtalt das Geheimniß derselben verlegt hat, soll mit dem Verluste der bürgerlichen Rechte bestraft werden (K. Decret vom 31. Oct. 1808. Art. 13.). Eine Verordnung, die jedoch im Art. 146. des 1. Decrets vom 30. Sept. 1810 eine Modification bekommen hat.

S. 31 glaubt der Verf. annehmen zu müssen, daß die Reichsstände mit Ausnahme des von dem Könige ernannten Präsidenten, nicht als Staatsdiener anzusehen seien, weil man nicht von ihnen sagen kann, daß sie Aufträge der Regierung vollziehen. Hieraus folgt aber nur allein, daß sie, nach der Französischen Kunstsprache, keine „agens du gouvernement“ sind. Sowohl diese, als die Beamten der Nation (dies sind die Stände, da sie solche repräsentiren) sind Diener des Staats. In Frankreich genießen die Mitglieder des gesetzgebenden Corps noch mehr als der garantie constitutionnelle, nämlich der davon verschiedenen inviolabilité. Sollte ein Mitglied der Stände, in Westphalen, beschuldigt werden, als solches ein Verbrechen begangen zu haben: so leidet es keinen Zweifel, daß zu der Verfolgung desselben die Autorisation des Staatsraths nothwendig sey, da keine andere Autorisation verordnet ist, und irgend eine aus der Natur der Sache folgt. (Vergl. Merlin, répert. „garantie des fonctionnaires publics“ und „inviolabilité.“)

S. 35 sagt der Verf.: „Selbst Verordnungen für den Dienst und Geschäftsgang dürfen die Gerichte nicht erlassen, wenn ihnen solches von dem Gesetzgeber nicht gestattet ist. Die Gesetze Westphalens enthalten eine solche Erlaubniß nicht.“ — Dieses ist allerdings wahr: gewiß ist aber, daß von dem Justizministerium anerkannt ist, daß die Gerichte, nach gehöriger Deliberation, also nicht einseitig die Präsidenten, Reglements für den Dienst entwerfen können. Jedoch sind dergleichen Reglements der Bestätigung des Justizministers vorzulegen. Auf welche Art sollte auch sonst so manches, z. B. die Contumaz, Stunde, der Anfang und das Ende der Gerichtssitzungen u. s. w. bestimmt werden? —

S. 46. Sehr wichtig ist es, und nützlich, daß der Verf. bemerkt, daß die Administrations-Verörden keine Reglements

geben und keine Verwaltungsgrundsätze festsetzen können. Besonders Anfangs waren die *P. P.* Präfecten gar sehr geneigt, patriotisch seyn sollende Proclamationen in das Land hineinzuwerfen zu lassen. Ein Mißbrauch, der damals von Oben herab mehrmals hart getadelt ward.

§. 59 muß man gegen den Verf. annehmen, daß die Präfectur: Råthe, in mancher Hinsicht, wirkliche Gerichte (*tribunaux d'attribution*) seyen. So entscheiden sie, z. B. in den die kaiserlichen Donationen betreffenden Sachen als förmliche Gerichte. Waren doch diese Sachen Anfangs den gewöhnlichen Gerichten unterworfen, in deren Stelle sie traten. Eben so ist auch der k. Staatsrath, in mancher Beziehung, ein förmliches in erster, oder in der Appellations: Instanz entscheidendes Gericht. In den Sachen der Donatäre des Kaisers entscheidet er, z. B. in der Appellations: Instanz. Auch als Cassationshof ist der Staatsrath ein förmliches Gericht; denn nicht nur zum Vortheil des Gesetzes (*dans l'intérêt de la loi*), sondern auch zum Vortheil und auf den Antrag der Partheien cassirt er. Der Umstand, daß er das zweyte Urtheil nicht selbst abfaßt, sondern die Sache an ein anderes Gericht verweist, nimmt ihm den Charakter eines Gerichts, d. i. einer Behörde, welche die Gesetze auf einzelne Fälle anwendet, nicht. Auch hat noch niemand in Frankreich daran gezweifelt, daß der dortige Cassationshof unter die Gerichte zu zählen sey. Hießen doch seine Mitglieder, bis auf die neuesten Zeiten, wo diese Benennung geändert wurde, *juges*, Richter. Auch die Westphälischen Staatsräthe sind Richter, sobald diese Behörde sich als Cassationshof *constituit*.

Vorzügliches Lob verdient die Ausführung des Verf. von der so wichtigen und schwierigen Materie der *Conflicts*. Ein solcher ist bekanntlich, im engern und gewöhnlichen Sinne des Wortes, vorhanden, wenn durch Acte einer Justiz: und einer Verwaltungs: Behörde, in Beziehung auf einen konkreten Fall, zweifelhaft wird, welche von beyden über diesen Fall zu entscheiden habe. Diese Abhandlung des gegenwärtigen Werks ist unstreitig die nützlichste desselben; denn ob sie gleich nichts enthält, was nicht in Frankreich bekannt ist: so sieht

doch noch sehr viel, daß man dieses auch von Westphalen sagen könne, wo ein großer Theil der Justiz; und der administrativen Behörden noch keine Idee davon hat, wie ein Conflict zu etabliren sey, sonst würde man nicht so oft finden, daß die Administration in den Gang der Justiz einzugreifen suchte, welches denn von Oben her, wie billig, stets ernstlich verwiesen wird. — Auch die Abhandlung von der Staatsdienerschaft, ihrer Eintheilung, Anstellung, Besoldung, Absetzung, in wiefern sie, in Beziehung auf ihr Amt, vor Gericht gestellt werden könne u. s. w. verdient Beyfall. Rec. unterläßt es, daraus Auszüge zu liefern, da sie, obgleich sehr zweckmäßig, nichts enthält, was nicht den Kennern des Französischen Verfassungsrechts bekannt ist, und zu berichtenden Bemerkungen findet er, wie auch in den folgenden Abhandlungen — über Vegnadigung, Departemental- und Districtverwaltung, Gemeindeverwaltung, öffentliche Anstalten, öffentliche Arbeiten, Straßen, Wege und Wasser, Policey, Landwirtschaft und Gewerbe — keine Gelegenheit. Der Verf. schöpft überall aus den Gesetzen, und wo ihn diese verließen, aus den bekannten Französischen Hülfsmitteln über das Administrationsrecht. Eine Vollendung des gegenwärtigen Werks wäre allerdings wünschenswerth.

Theoretisch-practische Erläuterung der Französischen Criminal-Verordnung über die gerichtliche Polizei und das gerichtliche Verfahren der Polizei-Gerichte und der Corrections-Tribunale; ein Handbuch für die Instructions- und Tribunals-Richter bey den Corrections-Tribunalen und die Beamte der gerichtlichen Polizei bey den Polizeygerichten, mit erläuternden Formularen, von A. F. Ter Linden, vormaligem Kriegs- und Domainen-Rath und Justitiarius bey dem Administrations-Collegio der Großstadt Paris, jetzt Tribunals-Richter bey dem Bezirks-Tribunal zu Hamm. Leipzig 1813. bey H. Büschler in Elberfeld. XVI und 544 S. gr. 8.

Dieses Buch ist besser, als der weitläufige, schwerfällige und dabey nicht einmal richtig gefasste Titel erwarten läßt. Der Verf. wollte, wie wir aus der Vorrede sehen, durch sein

Wird die Anwendung der Franz. Cr. Pr. Ordn. den Beamten im Großherzogthum Berg erleichtern und dadurch dem Verfall der Angelegenheiten abhelfen. In dieser Beziehung sind denn auch durchgehends neben den Artikeln des Franz. Code d'instruction criminelle und andern Franz. Gesetzen, die insbesondere Gesetze und Dekrete für das Großherzogthum Berg angeführt, und ist auf die Gerichtsverfassung dieses Landes besondere Rücksicht genommen worden.

Im Ganzen hat der Verf. die Ordnung der Materien beibehalten, welche der Code d'instruction criminelle befolgt. Nach vorausgeschickter Einleitung (§. 1 — 22.), worin allgemeine Grundsätze vorgetragen und die Quellen und Hülfsmittel erwähnt werden, wird im ersten Theile von der gerichtlichen Polizei und den sie ausübenden Beamten, und zwar im ersten Abschnitte von der gerichtlichen Polizei überhaupt (§. 24. 25.), im zweiten Abschnitte von den Beamten, welche der gerichtlichen Polizei angehören (§. 26 — 52.), nämlich von der Wundarmerie, den Maiten, Adjunkten und Polizey-Sensitwahlen, den Feld- und Forstwächtern, den landesherrlichen Procuratoren oder dem öffentlichen Anwalter, den Schöffen-Beamten desselben und den Instruktions-Richtern, im dritten Abschnitte von dem vollständigen gerichtlichen Verfahren der Beamten der gerichtlichen Polizei (§. 53 — 79.), im vierten Abschnitte von den Verdicten des Instruktions-Richters und den Beschlüssen der Rathskammer, d. h. welche das Tribunal im Berathschlagungszimmer faßt (§. 80. — 89.), gehandelt. Der zweite Theil handelt von den Polizey-Gerichten, und zwar im ersten Abschnitte von dem Begriffe der Polizey-Gerichte und Polizey-Strafen (§. 90. 91.), im zweiten Abschn. von der Einrichtung und Zusammensetzung der Polizey-Gerichte (§. 92. — 104.), im dritten Abschn. von deren Competenz (§. 105 — 120.), im vierten Abschn. von ihrem Verfahren (§. 121 — 124.). Der dritte Theil beschäftigt sich mit der Correc-tions-Justiz, und zwar im ersten Abschn. mit deren Competenz und Abtheilungen (§. 125 — 126.), im zweiten Abschn. mit dem Verfahren bey Appellationen von Urtheilen der Polizey-Gerichte (§. 127 — 129.), im dritten Abschn. mit dem Verfahren im ersten Instanz (§. 130 — 134.), und im vierten

Nutzen mit dem Rechtsmitteln gegen die Unthätigkeit der Civil-
Verwaltung (§. 256 — 255.). — Der Formulare sind 25. —
Aus dieser Uebersicht des Inhalts geht hervor, daß der Verf.
den eigentlichen Criminal- Prozeß oder das Vorfahren der
Klaffenhöfe von seinem Plane ausgeschlossen hat.

Die Ausführung selbst ist im Allgemeinen gut gerathen,
sie ist vollständig und deutlich, und das Buch wird mit vielem
Nutzen gebraucht werden können. Hin und wieder hätte sich
der Verf. füglich kürzer fassen können, ohne daß der Druck-
Kost dadurch Abbruch geschehen wäre. Manches möchten wir
sogar geradezu für überflüssig erklären, z. B. das im §. 34.
mitgetheilte Verzeichniß von Handlungen, welche als Forstver-
brechen zu betrachten sind. Auch sind die Materien nicht selten
durch Abtheilungen und Distinctionen zu sehr auseinander ge-
zerrt, wodurch öfters Wiederholungen veranlaßt werden. Auch
Vorgüglich findet sich dieses im ersten Theile. Zumweilen ist
auch der Verf. der gewöhnlichen und natürlichen Ordnung nicht
treu geblieben, denn so z. B. gehört der Gegenstand des §. 22.
und 23. §., nämlich: wie die gerichtliche Verfolgung und
Einlage der Forstverbrechen geschehen, nicht zu der gerichtlichen
Polizei, sondern zum gerichtlichen Verfahren selbst.

Wir könnten noch über einzelne Stellen, wo wir dem
Verf. nicht beypflichten können, Bemerkungen heftigen, halten
dies aber dem Zwecke dieser Anzeige nicht für angemessen.
Was wir noch bemerken, daß wenn es gleich
nicht zu tadeln ist, wenn ein Schriftsteller die Arbeiten Ander-
rer benutzt, es doch ins Ungehörliche fällt, wenn er aus den
Schriften anderer Verfasser ganze Perioden oder auch wohl
ganze Seiten in sein Werk überträgt, ohne dabey zu sagen,
daß er sie abgeschrieben habe. Daß unser Verf. sich dieser
Ungebühr schuldig gemacht habe, ergibt eine Vergleichung der
§§. 5. 6. 84. 75. seines Werks mit den §§. 3. 10. 60. 61.
der Schrift von Antonkamp über die gerichtliche Polizei. In-
dessen ist es nicht unsere Absicht, das vorliegende Werk hier-
durch herabzusetzen, und wir gestehen mit Vergnügen, gestanden
zu haben, daß der Verf. keinesweges zu dem Vorwurfe ge-
hört, sondern daß er vielmehr nicht allein den genannten, son-
dern auch andere Schriftsteller oft sehr fleißig mittheilt hat.

Die Formulare sind gut abgefaßt. In dem 2ten findet sich ein fehlerhafter Ausdruck, indem es darin heißt: auf den Antrag des Instructions: Richters, statt: auf den Vortrag des J. R., da Letzterer keinen Antrag zu thun hat, sondern dieses dem landesherrlichen Procurator zustimmt, dessen auch das Formular weiterhin erwähnt.

X.

Nachträge zu Beckers Naturgeschichte Deutschlands von Dr. J. A. Zischl, Großherzogl. Frankfurter Obermedicinalrath und Mitglied (fünf angeführter) gelehrter Gesellschaften. Zweites Heft. Mit einem illumin. Kupfer. Hanau 1813. bey J. C. Scharnack. IV und 92 S. gr. 8.

In dem ersten Hefte dieser gehaltvollen zoologischen Beiträge verspricht der Verf. am Schlusse, die Naturgeschichte der Fledermäuse im zweyten Hefte zu liefern. Dieses ist aber nicht geschehen, weil der Verf. inzwischen noch mehrere neue Entdeckungen in der Naturgeschichte jener nächtlichen Thiere machte, wodurch er nun bey einem kurzen Ausfluge noch etwas Vollständigeres leisten wird. Die vorliegenden Nachträge fehlen gar daher nach unserem im vorigen Jahrgang dieser kritischen Blätter ausgesprochenen Wunsche wieder im das Gebiet der Ornithologie ein, und sind für den Ornithologen sehr interessant. Die erste Abhandlung enthält Bemerkungen über die Artenzeichen in der Ornithologie. — Auf einen Tadel des Hallschen Recensenten: daß der Verf. seine Artenzeichen im ersten Hefte zu kurz und nur mit Beziehung auf die Vögel Deutschlands entworfen habe, beweist er einleuchtend und befriedigend, daß die vorzüglichsten Ornithologen diese Artenzeichen bisher theils zu unbestimmt, theils zu ausgedehnt einer Beschreibung ähnlich, angegeben haben, und daß bey der noch mangelhaften Kenntniß der ausländischen Vögel eine allgemeine und gute Bestimmung der Artenzeichen nicht möglich sey, sohin nur bey den meisten Deutschen Vögeln solche Kennzeichen aufgestellt werden können, bey Ausländern man sich aber mit Beschreibungen noch behelfen müsse. Rec. wünscht sehr, daß der Verf. in der Beschreibung der Artenzeichen künftlicher

Vögel Deutschlands mit diesem scharfen kritischen Blick unterzogen und solche besonders herausgegeben möge.

Die 1te, 3te, 4te und 6te Abhandlungen betreffen die Naturgeschichte der Linneischen Gattungen *Scolopax* und *Tringa*. Der verdienstvolle Dr. Buchstein schrieb hierüber früher dem Verfasser: „Hier gibt es noch ornithologische Klippen, die schwerlich zu ersteigen sind.“ Jener große Ornithologe und jeder Naturforscher werden aber bey Durchsicht dieser vier Abhandlungen eingestehen müssen, daß der Verf. manche dieser Klippen überstiegen habe. Ohne uns in ein näheres Detail einzulassen, welches für den Raum dieser Blätter zu weit führen würde, bemerken wir bloß, daß der Verf. nach seinen Untersuchungen sich veranlaßt gefunden hat, aus diesen zwey Linneischen Vögelgeschlechtern, aus welchen mehrere Ornithologen die fünf Gattungen *Scolopax*, *Tringa*, *Totanus*, *Numenius* und *Vanelus* bildeten, noch eine neue Gattung mit dem Deutschen Namen *Limosa* anzugeben, von welcher er folgende Gattungs-Kennzeichen angibt: „Der Schnabel sehr lang, aufwärts gebogen; mit spitzförmiger Spitze, beyde Ränder mit bis zur Spitze hinlaufenden erhöhten Rändern. — Die Fäße weit über die Ferse hinaus, vierzehig, die äußere und innere Zehe an der Wurzel mit einer Haut verbunden. — Die Räder sehr fleischförmig, von den Eiersfedern entfernt, nach oben mit häutigem Rande.“ Zu dieser Gattung werden vier Arten gezählt, nach dem Kleide ihres verschiedenen Alters beschrieben und untereinander verglichen.

Die 6te Abhandlung beantwortet die Frage: „Wie stehen das hochzeitliche Kleid — das Frühlingskleid — bey den Vögeln?“ dahin, daß sich mehrere Arten zweymal im Jahre mausern, und bey anderen, wo dieses nicht geschieht, sich die graulichen, gelblichen u. d. d. Ränder, der, bey dem vorherigen Mausern in ihrer Frühlingsfarbe schon aufgelegten Federn den Winter über abnutzen, wodurch das Frühlingskleid hervortritt.

In der 7ten und letzten Abhandlung ist der männliche Vogel des mittleren Walthuhnes — *Tetrao medius Meyer* — welches viele Ornithologen für einen Vorfahr des Auer- und

Virkgeflügels hielten, beschrieben und, soweit es möglich war, dessen Naturgeschichte berichtet. Hierzu gehört auch das schöne Kupfer, das diesen Vogel, von welchem bloß vier Exemplare bekannt sind (eines besitzt der Verfasser), darstellt. Nicht bloß dem Naturforscher von Profession, sondern auch dem Forstmanne, dem Jäger, und hinsichtlich der vorkommenden populären Aufsätze selbst dem Dilettanten in der Naturgeschichte sind diese Nachträge sehr interessant, nur wäre zu wünschen, daß der Verf. für die Besitzer der ersten Auflage von Bechsteins Naturgeschichte auch auf diese, wenn das Object nämlich dort beschrieben ist, hinweisen möge.

§

Über Thucydides und Tacitus; vergleichende Betrachtungen.
Gelesen in der öffentlichen zur Feier des Namenstages Seiner Majestät des Königs gehaltenen Versammlung der königlichen Akademie der Wissenschaften am 13. October 1812. von Friedrich Roth, Dr. königl. Vater. Oberfinanzraths und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. München, gedruckt mit An- dauerlichen Schriften. 83 S. 4.

Thucydides und Tacitus haben mit einander gemein, daß, während sie weit von den Meisten, denen je ein Urtheil zustand, als die Ersten unter den Geschichtschreibern ihrer Nationen anerkannt wurden, in diese Bewunderung bey Vielen sich ein störender Zweifel und sogar eine Abneigung mischten. Diese Aehnlichkeit des Rufes ist tief gegründet in der Aehnlichkeit ihres Wesens. — Aber schon in dem, was an beyden dem Schicksal mehr als eigner Wahl gehört, ist, bey vielen Verschiedenheiten, manches übereinstimmend.

Diese Geschichtschreiber lebten in Zeitaltern des sichtbaren Sinkens. Doch war die Welt des Griechen ungleich leichter und freyer, — Beyde begabt mit allen Ansprüchen, im Großen thätig zu seyn, wurden durch die Uebermacht widerstrebender Verhältnisse zu thatenloser Stille gezwungen; aber nicht gelähmt, nur abgeleitet richtete sich all' ihre Thatkraft auf die Verfassung der Schriften, ewiger Denkmale ihres Geistes.

Zur Ausarbeitung schritten beyde nach langer Vorbereitung erst im Jahren, die sonst zu großen Unternehmungen untauglich gehalten werden; sicher der unerschöpfsten Kraft, geschätzt vor allen Verfährungen der Jugend. Beyde beschreiben Zeiten und Ereignisse, welche Ausartung, Auflösung und Zerstörung (*καταρροια* Th. III. 83.) ankündigen; doch rühmt der Grieche seine Aufgabe als groß und inhaltreich mit eben so vielm Grund, als der Römer die Enge und Dürre der seinigen beklagt. Umfassende Kunde der Begebenheiten und ihre Ursachen zu erlangen, wurde Beyden schwer, doch schwerer dem Römer als dem Griechen, daher dem letztern mehr Gewisshat zu Theil wird, wiewohl beyde gleich streng verfahren in der Prüfung und Würdigung. Unverkennbar ist an Beyden die Absicht zu lehren, die ihnen trefflicher als andern gelungen ist durch ihre Wahrheit und Schönheit. Denn mitten unter den Bewegungen, welche sie zu schildern haben, und die ihnen selbst nahe gehen, bewahren sie eine unbefangene sorgfält. Blick, die heftigste und mildeste Gesinnung; das achtungsvolle Vertrauen zu beyden Geschichtschreibern, welches diese Selbstbescheidenheit einflößt, wächst durch die unwiderstehliche Ueberzeugung von ihrer hohen Betheiligt, mit der sie alle Tiefen der menschlichen Natur aufgeschlossen. Doch von beyden wird das innerste Gebiet des Uebernatürlichen nur leise berührt, doch so, daß die Philosophie bey den Römern bemerkbarer ist, als bey den Griechen. Am meisten wird das Ansehen Beyder durch ihre sittliche Würde, ihren hohen Ernst begründet; nirgends eine halbe Meynung, noch eine kalte Ueberzeugung. Uebri gens der Zeit gemäß ehrt der Grieche mehr das Staatsgesch., und der Römer die Vernunft.

Diese gesammten Eigenschaften empfangen ihre volle Macht erst durch die hinzutretende Schönheit, welche die künstlerische Ausarbeitung ihren Werken verleiht. So kunstlos in beyden Geschichtswerken die Anordnung ist, nur an die Zeitfolge geknüpft, so zeigt sich schon in der Auswahl der Sachen, strenger bey Thucydides als bey Tacitus, ein bildnerischer Sinn. In der Behandlung mußte die Verschiedenheit des Gegenstandes eine merkl. Abweichung hervorbringen. Die zwey streitenden Mächte bey Thucydides und die Alleinherrschaft im

Tacitus konnten nicht auf gleiche Art behandelt werden. Bey dem Griechen ist die Stärke seines Werkes in den Reden; der Römer hat die Fülle seines Geistes über die ganze Darstellung ergossen, immer gibt er nur seine Anschauung und sein Gefühl wieder. — Bey jenem mehr Wassen, bey diesem mehr Eines, darum auch Letzterer der Charakterzeichnung bedarf. — (Hier sollte noch bestimmter des Einflusses gedacht werden, den die rhetorischen Studien auf die Darstellung des Römers unverkennbar gehabt haben.) Veyden ist endlich am besten gelungen, den für Geist und Inhalt ihrer Werke schicklichsten Vortrag zu erfinden: gleichförmig ohne Eintönigkeit, ernst ohne Weisheit, duster ohne Träbe, und besonders stark ohne Rohheit. Veyde verfahren mit ihrer Sprache gleich schpferisch; der eine gab der jugendlichen männliche Kraft, der andere der jänge gleichsam die schon gealtete. —

Dies sind die wesentlichen Ideen einer Schrift, die wiewohl selbst nur aus schreibersüchtigen Andeutungen bestehend, doch nur aus dem tiefsten Studium so fruchtbar und lebenvoll hervorgehen konnte. Ueberall naht und wälet der Geist eines Mannes, der bey den Einzelheiten großer Productionen das Werk im ganzen Zusammenhange und in allen seinen Beziehungen, bey dem Werke den Schriftsteller in seiner völligen und bestimmtesten Persönlichkeit, und in ihr und durch sie Staat und Menschheit mit bewundernswürdiger Klarheit überschaut.

H Karys *Διακρίνη*. Novum Testamentum Graece. Recognovit atque insignioris lectionum varietatis et argumentorum notationes subjunxit G. Christ. Knappius. Edit. altera auctior atque emendatio. T. I. complectens Quatuor Evangelia. L. S. Praef. und Comment. Isagogica, und 350 S. Text. T. II. usque ad Apocal. S. 766 Text. S. 767—785 Sylloge notabilior. et celebratior. Coniecturarum de mutanda lectione N. Ti. S. 785—791. Reversus locor. V. Tl. in N. T. vel ipsius verbis vel obscurius commemoratorum. Halle und Berlin, im Verlag des Waisenhauses. 1813. in fl. 8.

Diese schon 1797. mit sichtbarer Liebe zur Sache besorgte Ausgabe gibt den Text nach eigener Erwägung

der besten kritischen Vorarbeiten, mit einigen ausgewählten Varianten (ohne Anzeige ihrer Auctoritäten und meist ohne Gründe zu ihrer Schätzung) nebst kurzen Latein. Inhaltsanzeigen und mit vieler Aufmerksamkeit auf richtige Interpunction. Diese neue Ausgabe gibt den Text mit neuen Lettern, in einem sorgfältig corrigirten Abdruck, mit einer des Verf. würdigen Sorgfalt für manche seit der ersten Ausgabe ihm aufgefallen oder durch fleißige Vergleichung mit den neueren Griech. hachischen, Matthäischen u. Arbeiten veranlaßte Nachbesserungen. Die neue Textschrift fällt gut in die Augen. Sie ist cursivartig, jeder Buchstabe etwas vorgebeugt, mit nicht kleinen Intervallen zwischen den Worten. Letzteres trägt zur Lesbarkeit viel bey. Doch möchte, wenn die Lettern weniger vorgebeugt und um etwas stärker wären, unbeschadet der Deutlichkeit, am Raume etwas bedeutendes zu ersparen seyn. Einige Buchstaben scheinen dem Rec. noch etwas verunstaltet und zwar gerade in dem, was das distinctive wäre. Zum Beispiel das *o* ist oben wie ein volles *o* gebildet und das daran hängende sehr gekrümmte Schwänzchen erscheint wie Nebensache, kann auch leicht abbrechen. Ein männlicher, nicht umgebogener Zug machte es deutlicher. Auch das *z* scheint zu künstlich. Noch fragt sich Rec., ob nicht die Inhaltsanzeigen schicklicher oben über den Columnen, etwas eingerückt, zunächst unter der Rubrik, stehen möchten, da doch das Auge diese Notizen dort vor dem Texte zu suchen gewohnt ist. Bey den Varianten wäre vielleicht durch kleinere Schrift noch so viel Raum zu ersparen, daß einige Hauptgründe der Wahl angedeutet werden könnten. Sollte dies auch nur durch Zeichen geschehen, welche man dafür festsetzen und zum Voraus erklären könnte, so würden sie doch mehr Belehrung und Erweckung des Nachdenkens gewähren, als das jetzt oft beygesetzte, doch auch Raum wegnehmende *Alm* oder *Item*. Die entscheidenden kritischen Regeln, dachte Rec., könnten in wenigen Sätzen einleitungsweise vorangeschickt seyn. Für jede würde ein Zeichen, etwa der Anfangsbuchstabe des Hauptworts, gewählt, zum Beispiel *A* = Auctoritas Codicum praestantiorum, *Aplb* = Auctoritas alexandrinae latinae et byzantinae recensionis, *P* = translatum ex

locus parallelus. Bey manchen Stellen hat der Herausgeber wirklich die Parallelstelle, aus welcher die Interpolation herkommen kann, angegeben. Solche kritische Zeichen möchte man denn doch Fingerzeige seyn, wonach der nicht ganz Ungerade die Gründe der kritischen Urtheile leichter für sich selbst zu erforschen vermöchte. Die drey bedeutendsten Stufen der Varianten, nämlich welche gewiß, sehr wahrscheinlich, und wahrscheinlich nicht in den Text gehören, hat der Herausgeber schon gut unterschieden. Aber noch bedarf es auch deutlicher Anzeigen für das, was zum Text als gewiß, sehr wahrscheinlich, und wahrscheinlich hinzukommen soll; auch Anzeigen, ob eine der Recensionen ganz und entschieden, oder nur zum Theil über das Daseyn oder Wegbleiben einer Lesart Zeuge sey. Auf die übrigen rationes decidendi kann man ebenfalls durch Zeichen hindeuten. Können endlich die Nachweisungen der Alergata aus dem N. T. einen schicklichen Platz näher bey dem Text selbst erhalten, so würde dies weit angenehmer seyn, als daß jetzt eine jede am Ende des Buchs aus einer ganzen Kiste von Citaten heraus gesucht werden muß. Die hinzugekommene Sammlung kritischer Nachweisungen hingegen steht mit Recht erst dort. Bey Galat. 4, 17. finden wir noch Eine unter dem Text.

Die vorgesezte Commentatio Isagogica war schon in der ersten Ausgabe ein trefflicher Aufsatz. Er beleuchtet und bekräftigt das Bengelisch, Semlerisch, Griesbachsches Recensionensystem sehr gut. Jetzt ist er überall mit Nachträgen ausgestattet und gibt von dem ganzen Verfahren des Herausgebers Rechenschaft.

Als Beispiel verbesserter Interpunction wird E. XXII 1. Kor. 9, 10. ausgezeichnet, wo Hr. Kn. auch das zweite *ἐν ἑκλιδι* (wie uns dünkt, mit Recht) beibehält, aber nach *ἀπορίαν* ein Semitolon setzt. Etwas scheint nicht passend, weil zu *ὁ ἄλλος τῆς ἑκλιδος* *αὐτοῦ* *μετέξω* noch wenig noch das vorhergehende *ὅπως* auch gehört. Der Sinn scheint dem Rec. ohne alle Änderung ganz klar: Um ungewissen (so, daß wir Folgerungen daraus ziehen, Anwendungen davon machen könnten) ist es (im Mos. Gesetz) geschrieben, daß mit einer gewissen Hoffnung (beym Ausdrücken

besetzt zu werden) der adernde (Ochse) adert, aber auch (kann) der dreschende (Ochse) seiner Hoffnung (eines lohnenden Genusses) theilhaftig werden solle; mit Hoffnung (auf abentheuerlichen Lohn nach künftiger Arbeit).

Nicht selten scheint der Herausg. zu sehr an dem revidirten Texte zu halten, z. B. Matth. 23, 23. 24. sucht er bloß dadurch zu helfen, daß er den Vs 24. vor den Vs 23. setzt, und bemerkt in den Varianten nur: *Haec transposita sunt commata*. Aber die Hauptsache ist, daß die Worte: *ἐτι καταδιδετε — ἐκπορεύεται* nur in Cod. der spätern Recension stehen, und also sehr wahrscheinlich Stoff aus Luc. 20, 47. sind. Wenigstens hätten sie daher, wie an drei Randzusatze, in Klammern eingeschlossen werden müssen. —

Als Verf. des Commentars über die Evangelien hätte Rec. sehr gewünscht, bemerken zu können, daß bey der neuen Revision auch auf die vielen kritischen Untersuchungen, welche dort zwar nicht als Hauptzweck, aber doch auffassender als in keiner neueren Schrift dieser Art, ausgeführt worden sind, prüfende Rücksicht genommen sey. Dies nun so mehr, da Rec. mit den kritischen Grundsätzen des Hr. Dr. Kn. meistens übereinstimmt; und da er gerade bey solchen Varianten, von denen die Comm. Isagogica auszeichnend weise spricht (wie von dem bloß durch Origenische Conjectur eingeführten *γεγενητων* Matth. 8, 28. *Βυδαβαρ* Joh. 1, 28.), das, worauf Hr. Dr. Kn. nach der Beschränkung des Raumes nur hindeutet, theils im Commentar vollständig ausgeführt, theils vorläufig (vgl. wegen *Βεθθαβα* die Sammlung der merkw. Reisen in den Orient. Jahr 1792. 2. Th. S. 287) aufs neue in den Lauf der Untersuchung gebracht hat. Wünschenswerth wäre es überhaupt, daß diese scharfsinnige Gelehrte diejenigen Stellen, welchen er in dieser nützlichen und niedlichen Handausgabe durch Kritik oder Verbesserung der Interpunction ein eigenes Licht gibt, durch einige Ausführung der Gründe, nach denen dieses in einer so oft abgewandenen Kürze hingeworfene Urtheil entstanden ist, vollständiger beleuchten, und dadurch das, was jetzt nur für wenige sichtbar seyn kann, nach Verdienst geltender machen möchte.

G. C. G. Paulus.

Die Kindertwelt, ein Gedicht in IV Gesängen, von F. A. Krummacher. Neu bearbeitete Ausgabe. Duisburg und Essen, bey Baedeker und Kürjel, 1813. 288 S.

Gab es je eine Zeit, in der man nöthig hatte, auf eine bessere Vergangenheit oder eine bessere Zukunft, auf das goldene Zeitalter, das alle Völker erwarten, weil es in allen Herzen lebt, oder auf die Zeit der Jugend — auch ein goldenes Zeitalter — zu blicken: so ist es unsere Zeit, wo physische und sittliche Zerstörung uns umgibt, weil Friede von der Erde gewichen ist, und mit ihm alle Lebensruhe und alles Lebensglück. Einen Punkt muß der Mensch haben, wohin er als Mensch ohne innere Empdrung blicken kann. Glaube muß ihn über die Wolken wegheben in jenes bessere Land, oder Phantasie muß ihm eine schönere Vergangenheit vergegenwärtigen, die ihn, für kurze Zeit, schadlos halten kann für die häßliche Gegenwart, wenn nicht sein Menschengefühl abgestumpft werden, oder wenn sich sein Herz nicht verbluten, wenn er nicht verzweifeln soll. Herr Krummacher hat uns also „goldene Äpfel in silbernen Schalen“ vorgesetzt, oder ein Wort geredet zu seiner Zeit, da er unsere Phantasie in die Kindheit zurück, unsere Kinderspiele, Kinderfreuden, unsern kindlichen Naturgenuß uns vorführt, und es uns möglich macht, noch einmal nachzufühlen, durch diese Phantasiegemälde, was wir in der Wirklichkeit nicht wieder genießen können. Er ignete sich vor Allen dazu, weil er Kinderleben, mit Kindersinn anzustellen vermag, und weil ihm, wie Hebel, das seltene Talent ward, das Volk zu ergreifen und doch zugleich die Gebildeten in seinen Kreis zu ziehen. Das Erstere hat er zwar in diesen Phantasiegemälden nicht bezweckt; es sind zu viele Vergleichen aus der Geschichte und Mythologie, auch manche Anspielungen auf den schriftstellerischen Zeitgeist darin, und die

Sprache ist überhaupt zu dichterisch, als daß sie dem Volk verständlich seyn könnte. Allein er nimmt bey den Gebildeten, doch hauptsächlich, den kindlichen Sinn in Anspruch, was auch Dichter selten können, weil er ihnen selbst fehlt.

Schon im Jahr 1806 erschien die erste Ausgabe dieser Schrift, mit einem, von Cornelius gezeichneten, und von Th. Lot schön gestochenen Titellupfer, einem Prolog und einer Dedicationsepistel des siebenjährigen Emils an seinen siebenzigjährigen Großvater, den verstorbenen Commissionsrath und Burgemeister Müller in Hamm, dessen reger Eifer, die Kultur nützlicher Pflanzen zu befördern, in seinem Kreise bekannt ist, die Rec. ungerne in dieser zweiten Auflage vermißt, weil sie sehr kindlich, naive Stellen hat, z. B.

Als heiter - lächelnd du und liebevoll
In deinen Schöpfungen rings um dich blicktest,
Dich dann zum jungen Hopfensproßling bücktest,
— Denn dieser, so erzählt man, soll
Vor Allen doch dein liebster Pflegling seyn *) —
Ich glaub' es kaum, du liebst und pflegst ja
Mit Barmhertzigkeit, die Pflänzchen, groß und klein,
Als wär' ein jedes dir ein Enkelin,
Und du sein lieber Großpapa. —
Du wollest nur den schwachen Neben,
(Sie können ja nicht ohne Stütze leben)
An ihrem Stab bequemeres Gedeihn
Und frische Kraft, zur Höh' emporzustreben,
Durch Lieb' und Freundschaft, geben,
Drum nahmest du, o liebevoller Mann,
Erbarmend dich der schwachen Halmchen an. —
Ach! läß an dir, es hätte jede Noth
Bequemen Stab, die Armuth Wein und Brodt,
Und o! wie würd' in Feldern, Wald und Flur
Ein jedes Kind der freundlichen Natur
In Fröhllichkeit zu Blüth' und Frucht gedeihn,
Und alle, alle Welt sich freuen! —

*) Die Hopfenkultur in Westphalen zu verbreiten und zu veredeln, war wirklich in der letzten Zeit des edlen Mannes Hauptbeschäftigung.

Nur schade, daß es sich nicht in diesem Tanc hält, sondern das siebenjährige Enkel von einem „Hohenpriester der Natur,“ von Moß, von Woloß, Trochäen und Daktylen, von dem „schwebenden Gasspann der Jamben,“ wie ein Eingeweihter ruhet. Doch zu dem Gedichte selbst!

Der Hr. Verf. sagt es selbst, was er uns geben wolle. „Vernehmt!“ so fängt es an:

Vernehmt! ich will des Lebens goldne Zeit
Verherrlichen, die uns so schnell entfliehet!
Der Frommen Einsast süßen Morgentraum
Will ich Euch singen und ihr frohes Spiel!
Schnell steigt des Lebens ernster Tag empor,
Hernieder strömt des Mittags schwüle Glut,
Und sehnend schaut der Wandrer dann zurück
Zu jenen Höhn, allwo im kühlen Hauch
Des jungen Tags sein frischer Lauf begann,
Als aus des Nebels wallendem Gedüß
Sich das Gebirg erhas, und ihm vom Glang
Der Früh' umstrahlte, in göttlicher Gestalt
Der Hain erschien und die erwachte Flur!

Natürlich kann es nur durch Phantasie gegeben werden. Diese ist ihm darum sehr willkommen, der Kirschbaum im Herbst, dessen Laub „gelb und purpurroth erglüht,“

— — — Mit Dank und Bönne blüht
Die fromme (vielleicht frohe?) Jugendwelt zu ihm empor.
Bey seinem Farkenspiel gedenket sie
Der süßen Frucht, die er so reichlich gab;
Die Zunge fühlt der Kirsche Wohlgeschmack
Von Neuem jetzt —

erinnert ihn, durch Phantasie, an die Phantasie, und er singt:

. O, holde Phantasie,
Du Schöpferin! Auf deinen Wink erwacht
Aus seinem Schlaf der Freude Genius.
Verschwund'ne Welten rufest du hervor;
Melodisch, wie der Flöte Silberton
Im Abendwind, auf Zephyrs Flügeln schwebt,
Ist deiner Stimme leise Harmonie.

Das Kinderleben hat er in vier Abschnitte, in die vier Jahreszeiten vertheilt, und die Beschäftigungen, Spiele, Freuden der Kinder in diesen verschiedenen Jahreszeiten lieblich dargestellt. Er führt das Kind in den Frühling, In den ersten, den es genoß.

So kommt das Knäblein, das der Herbst gebear,
Jetzt auch zum erstenmal ins freye Licht.
Es staunt und guckt umher; ihm dünkt die Welt
Gar groß und weit, doch schirmt ein Hütchen ihm
Die Augenlein noch, daß nicht der Sonne Strahl
Sie blend'; an seiner Amme (warum nicht: seiner Mutter?) Brust geschmiegt

Kommt es hinaus, im freundlichen Geleit
Der Mutter; sorgsam legt und ordnet sie
Des Kleides Fältchen, hängt von Eisenbein
Das Klapperchen mit Silberglöckchen dran
(den Erfinder läßt Rec. weg; er stört ihm den Idyllengang.)
Dem Kleinen um den Hals. — —

Doch nicht bloß den Säugling führt er in die herrliche Frühlingsluft:

— — — Der blinde Greis,
Auch er tritt nun von seines Enkels Hand
Geführt, hinaus ins offne Lenzgefeld.
Auf seinen Stab gelehnt, fühlt er die Kraft
Des Frühlings, hebt sein dunkles Angesicht
Gen Himmel! Ach! es ist, als sanken ihm
Die Schuppen jetzt vom Aug', indessen zeigt
Sein kleiner Führer ihm mit frohem Ruf
Den Schmetterling, der seiner Flügel Gold
Entfaltend, sich auf einer Blume wiegt.
„O! sieh ihn, Großpapa! wie schön! wie schön!
O! sieh ihn doch!“ So ruft ihm das Kind
In Unschuld zu. Des Greises Lippe regt
Zum Lächeln sich, und nach des Knaben Haupt
Lappt seine Hand. . . . Ihm dünkt des Kindes Wort
Des Todesengels Ruf, der ihm nun bald
Die Binde lösen wird mit sanfter Hand. —
So wandelt selbst der blinde Greis hinaus,
Und stiller wird sein Sehnen nach dem Licht.

Auch den Kranken stellt er dar, wie er die Frühlingsherrlichkeit genießt und in ihr erstarrt, was denn freylich mehr Frühlingsgemälde als Gemälde aus der Kinderwelt sind.

Desto räuscher ver setzt er uns aber in diese Welt, durch die Beschreibung der Kinder, Knaben, und Mädchenspiele, in denen sich auch die Kinder, Knaben, und Mädchennatur am vernehmlichsten ausdrückt. Nur einige Beispiele:

Dort unterm Dach der kühlen Bäume schwebt
Leicht wie ein Federball, in freyer Luft
Die kleine Welt. Am Ast befestigt fliegt
Die Schaukel hin und her. Den Knaben schwingt
Der Knab' empor. Schnell lehret und entseucht
Der Schwebende. Die blonde Locke faßt. —
Dann wechseln sie den Sitz. Bald locken sie
Das Mägdlein auch hinein. Wohl sträubt es sich
Und jögert schen. — Mit ernstem Blick gelobt
Der kleine Schalk, nur leise und allgemach
Die Schwebende zu dreh'n, bis sie zuletzt,
Doch sträubend noch, den lust'gen Sitz erklimmt.
Des Mädchens Faltten ordnend, schwebt sie nun
In leisem Schwung hinauf, hinab. — —
Allmählich wächst ihr Muth, und rascher regt
Die Schaukel sich; das faltige Gewand
Bauscht sich im sinken Zug, und höher schnell
Der Knaben Kraft die Schwebende empor.
Sie ruht und steht. . . . Wer möchte solchem Steh'n
Sein Ohr entzieh'n? Mit Ehrfurcht tritt die Schaar
Zurück. (?) Sie steh'n in halbem Kreis umher
Und schau'n mit stiller Lust. Der rasche Schwung
Wird leise und leiser stess, bis er er stirbt.

Noch interessanter ist die Beschreibung des Drachen und des Knabenjubels, wenn er sich erhebt, und hoch in den Lüften schwebt.

Wohl an betrachte auch jetzt den leichten Ernst,
Womit des Knaben angeborne Kunst
Sein Lustschiff baut. Den zähen Weidenast
Und Haselstab erkies't er zum Geripp
Des Drachen! Sieh! in spitzem Winkel dehnt

Der Schnabel stöß, gleich wie des Haien Schlund
 Hervor. Nun wird ihm Brustbein, Schulterblatt
 Und Rückgrat angeformt, im Ebenmaß
 Und strengsten Gleichgewicht. Darüber schwingt
 Sich von Papier des Drachen Fleisch und Haut.
 Noch fehlt der Schweif; der Mutter Näheseif,
 Des Vaters Bäckerpult wird durchgewühlt,
 Bis endlich dann des kleinen Schöpfers Ruf:
 So ist es gut! erschallt. Der Drache steht
 Vollendet! Sieh, er birgt den Knaben, der
 Ihn schuf und trägt; so raget er empor!
 Zween Andren wird der lange Schweif vertraut,
 Der, gleich dem Lindwurm sich entseßlich dehnt,
 Und ausge schmückt mit Flittern, stattlich rauscht.
 Jetzt wird genau des Windes Gang erforscht.
 Entgegen hält der Eine ihm die Brust
 Des Lustgebildes, harrend bis der Hauch
 Gewaltiger sich heilt; ein Andrer faßt
 Die Schnur; und aufgerollt am Boden liegt
 Ein dicker Knäuel, des hohen Wolfenflugs
 Verkünder! Also sehn und harren sie!

Schnell thut der Wind sich auf, und prasselt
 schwanke

Des Drachen Flügel, so wie wenn ein Schiff
 Eh' es den letzten Anker lichter, schon
 Ein Seegel spannt; es krebt hinaus, noch hält.
 Des Eisens krummer Zahn das flüchtige,
 Bis frey und kühn es durch die Bogen rauscht.
 So schwebt gewaltig nun der Drach' empor;
 Gen Himmel steigt mit ihm der Jubel auf!
 Und Alle schau'n und starren seinen Flug
 Und seines Schweifs gewaltig Schwanke an.

Als Dichter steht er in den Kinderspielen die Erfindung man
 ches Großen und Nützlichen.

„Voll reger Schöpfungskraft“, sagt er, „wie die Natur
 Erfindet die Jugendwelt das Neue nicht;“
 Ihr Götterwort erschafft und bringt hervor.

Vielleicht weniger matt, nach: „erschafft“: „und stellt es
 dar.“

So wird durch ihre Hand das Alte neu,
 Und was der Jugend Geist ins Daseyn rief,
 Gestaltet dann der ältere Verstand
 Zum Nützlichen. Des Kreisel's rascher Lauf
 Bezeichnete des Mühlerades Schwung;
 Eh' um das Ziel des Kenners Wagen flog,
 Wetteiferte der Reifen schneller Tanz.
 Erstieg nicht mit dem Drachen von Papier
 Franklin, der Mann, die hohe Wolfenburg
 Des Wetters? Zog er nicht den Blitz herab,
 Und zeichnete dem Donner seine Bahn? *)
 Entsprang nicht auch dein Ernst, Harmonika
 Der zu dem Sphärenchor den Geist erhebt,
 Dem leichten Scherz des frohen Kinderspiels? **) —
 Drum achte nicht gering die Ländelei
 Der zarten Kindeshand und ihre Kunst.
 So wie sie spielend jetzt den Drachen schafft,
 Der zu den Lüften rauschend sich erhebt,
 So schuf sie einst mit leichtem Sinn den Pflug,
 Der nun den Schoos der Erde dir durchwühlt; —
 So wölbte sie des Schiffes kühnen Bau,
 Das tanzend dich durch weite Meere trägt.

(Der Verf. hat auch das Spiel mit einem schwimmenden Schachteldeckel, mit papiernen Segeln, eine Nachahmung der Schiffe, beschrieben.)

Schon zum Voraus freute sich Rec. auf die Beschreibung des Christfestes, und nicht umsonst. Er kann sich nicht versagen, das Wesentliche davon den Lesern zu geben.

— — — Früh morgens, eh' der Tag
 Vom Himmel steigt, erwacht die junge Welt
 Erwartungsvoll; — es wälzet überall
 Ein heilig Schweigen, nur vom leisen Tritt
 Und heimlichen Geflüster kann gestört.
 Dann öffnet sich das dunkle Kämmerlein

*) Bekanntlich lernte Franklin durch den Luftdrachen die Natur des Blitzes kennen, und erfand so den Blitzableiter.

**) Das Spiel, in welchem man mit Kork, aus den Gläsern, eine kocht.

(Dieser Uebergang scheint etwas zu rasch. Das Entfernen der Kinder, wenn Alles zubereitet wird; ihr Harren, in eine Stube eingesperrt, ihr Horchen, bis der Silberton der Schelle erklingt, der in das festliche Zimmer ruft; das Hineinstürzen und Staunen, das schnelle, rasche Anfassen der Knaben, und das zarte, bedächtige Berühren der Mädchen, als fürchteten sie etwas zu zerbrechen an den Herrlichkeiten, das hätte auch eine Beschreibung verdient.)

Und wunderbar! Es flammt ein Himmel auf,
In tausend Lichtern, sieh! der Fichtenwald,
Mit Aepfeln, Zuckerbrod und goldner Frucht
Beladen, glänzt ein Hesperidenwald! — —
Und welcher Pinsel malt das Hochgefühl,
Das jezt aus jedem Blick verklärter strahlt
Und jedes Herz mit hoher Wonn' erfüllt? — — —
Schön ist der Rose Duft und Purpurglanz,
Des Himmels Blau, der Wiese zartes Grün;
Doch schöner noch ein menschlich Angesicht,
Auf dem die Freud' in stillem Glanze thront!
Melodisch tönt das Lied der Nachtigall
Und wunderbar der Aeolsharfe Laut —
Doch lieblicher ist deine Melodie,
Wenn Freude, du, zum festlichen Gesang,
Zum leisen Dank und lauten Jubelruf
Ein Menschenherz, du Himmlische befeelst.

Aber warum der düstre Schatten in dem schönen Gemälde?
Warum den lieblichen Eindruck von Kinderunschuld und Kinderfreude wieder verwischt, durch Darstellung des Lasters, dem jede Freude entflieht, an dessen „blutbeflecktem Thron die Megären der Tyranney stehen,“ aus dessen „weichem Polster ein Schlangenheer zischt?“ Warum doch dies Schlangengeräusch hören lassen zwischen den Paradiesestönen der frohen Kinderwelt, und diese Megären vorführen neben ihrem Himmelsantlitz? Wie mogt' uns überhaupt der Dichter so manchmal aus dem Himmel des Kinderlebens in die Hölle des Kriegs blicken lassen, wie S. 21? Was soll das System vom Ich und Nicht-Ich neben dem Steckensperd des Knaben, der Roß und Vereiter zugleich ist (S. 71)? Oder das furchterliche

Gemälde von der Pockenkrankheit, bey der goldenen Zeit, die der Dichter in dem Kinderspiel darzustellen verspricht (S. 80)? Wer mag bey dem frohen Reigen der Knaben an die Schlacht bey Abulir denken, wo des „Meers empörte Wuth zerrissne Leichen, Schutt und Trümmer auswarf, und Todesstille dem Gewühl folgte?“ Und wen — man darf es wohl sagen — wen ekelte nicht an, bey dem Obstgenuß der Kinder an die Apizier erinnert zu werden, die „den Wagengott entledigten, und ihn von neuem anfüllten,“ die „den Mordnenteich mit Sklavensblut mästeten“ (S. 93)? — Durch solche Schatten gewinnt wohl das Gemälde nicht. Wüßten sie darum doch in einer dritten Auflage, deren das Gedicht noch viele verdient, ausgelöscht worden!

Und nun noch einige vorzüglich schöne Stellen, zum Genuß und zur Ermunterung, das Ganze zu genießen. Nachdem der Verf. den Wettlauf der Knaben und den Rundtanz der Mädchen beschrieben hatte, sagt er:

„So ziemt es ihm“ (dem zarteren Geschlecht) „es strebt in
grader Bahn
Der Mann zum Ziel; des zarten Weibes Gang
Ist Sehn und Kommen! stete Wiederkehr!
In runden Kreisen schwebt ihr leiser Tritt-
Um Haus und Garten und den süßen Schlaf
Des Säuglings. So erscheint im Ringeltanz
Des Mädchen - Chors, des Weibes holder Sinn.

In einem Herbstgemälde singt er:

Wie bist du doch so freundlich, o Natur!
Für dich verlangst du nur den kleinen Kern,
Ihm knüpfest du der Schöpfung Leben an,
Bewahrst in ihm der Zukunft Sab' und Keim.
Das zarte Fleisch, das saftig ihn umquillt,
Bestimmtest du, die Menschen zu erfreu'n,
Und schmückst es aus mit Farbe, Duft und Schmelz.

Rec. nimmt Abschied von dem gemüthlichen Verfasser, wie er von der holden Phantasie Abschied nimmt.

Du Freundlicher! O! nimm auch meinen Dank! —
Züßriß du mich ja, da längst schon mir der Herbst

Des Lebens Sonnenlauf, und Blüthe raubt,
 Durch meiner Kindheit holden, frohen Lauf.
 Die Göttliche in kindlicher Gestalt
 Verlied dem Manne, dir, ein kindlich Herz,
 Der Einfalt stillen Sinn. Mit Bohn' umfaßt
 Dein Blick des Lenzes Halm und Blütenblatt,
 So wie des Herbstes bunt gestreiften Wald,
 Und zauberst es vor uns'ren inn'ren Sinn.
 Schön sey dein Winter denn, wie dein Gedicht.

Thomae Valpergae ad amplissimum virum Ludovicum de
 Breme etc. epistola altera ad criticum pertinens literaria.
 Augustae Taurinorum ex offic. Vincentii Bianco 1813.
 53 S. 4.

Zwei Stellen sind hinreichend, um den Geist dieser Beson-
 nenen, durchdachten, nur etwas zu reiflichen, epistola zu be-
 zeichnen. Hoc enim vocabulo (sagt der Verf. S. 2, die
 Kritiker unserer Zeit meynend) non laus videtur spectata
 memoriae in multiplici apparatu atque instrumento doc-
 trinae, sed in hujus usu celeritas mentis et acumen, unde
 existit sollertia judicandi: quae propterea commendatio
 habetur ingenii praestantioris. Hac igitur ut facultate
 inclarescant, ubique multi dant operam, quorum pars
 magna nunc, praecipue in Germania, emendandis incum-
 bunt scriptorum illustrium libris, non inutili jam plane
 industria, si teneant modum; neque enim jam nulla su-
 persunt corrigenda vel in editionibus accuratissimis: sed
 valde profecto metuendum est, ne multo plura inferant
 antiquitati vulnera, quam sanabunt. Und S. 53: neque
 mihi igitur videntur editores a conjecturis omnibus ab-
 sterrendi, sed illud unice optaverim, quod scriptoribus
 antiquis foret maxime salutare, ut multo majori in laude
 atque admiratione habeatur, qui plura primus explicat,
 quam qui mutat; quandoquidem eorum, quae plerosque
 etiam doctissimos fallunt, interpretatio ingenii opus est
 nihilo minus eximii et amplioris eruditionis. Ein wahres
 Wort zur rechten Stunde! Die Stellen, welche Hr. B. aus

den Alten aushebt, und als Belege seiner Ansichten und Behauptungen sehr umständlich behandelt, sind zum Theil gut gewählt. Da die epistola in weniger Hände kommen dürfte, scheint es nicht unzumuthig, hier einen gedrängten Auszug mitzutheilen. S. 6—10 sind dem Horazischen Verse (Od. 3, 9, 5) *donec non alio magis arsiati* gewidmet. Bekanntlich entschied sich Vossius für die Lesart *aliam*, weil dieselbe die feinere Fügung, leicht habe in die gewöhnlich übliche versetzt werden können. Hr. B. wendet dagegen ein, jedem Kinde sey Virgils *Corydon ardebat Alexin* bekannt gewesen, und schon diese halb sprichwörtliche Redensart genüge, das Entstehen des Verderbnisses *aliam* zu erklären. Für *alia* sprechen ihm folgende Gründe: 1) Horaz gebrauchte *ardere* sonst immer entweder absolut, oder mit dem Ablativ. 2) Die fremde Fügung mit dem Accusativ passe wohl, wo Virgil selbst als Sänger redet, aber nicht im Munde des Mädchens, welches Horaz redend aufspricht. 3) Die *litera mugiens in fine dictionis* (Quintil. XII, 10) schade hier dem absichtlich gesuchten Wohlklang. — S. 10—15 handeln über *Ordis Met.* 1, 5:

Ante mare, et terras et, quod tegit omnia, caelum,
Unus erat tota naturae vultus in orbe.

Nicol. Heinsius emendirte *tellus*, was in viele Ausgaben überging, um eine Uebereinstimmung hervorzubringen mit *art. amat.* II, 467:

Prima fuit rerum confusa sine ordine moles:
Unaque erant facies sidera, terra, fretum.

Mit Scharfsm. bemerkt Hr. B. 1) daß hier *erant* stehe, wie *Past.* 1, 106, dort *erat*; 2) daß nach Heinsius Lesart das Wort *naturae* völlig überflüssig, ja hinderlich sey. *Unus erat vultus* könne auf die drey genannten Dinge gehn, aber nicht *naturae vultus*, denn *naturae vocabulo totum illud contineri*, würde postea *mare, tellus, caelum* existirint; 3) daß *unus erat vultus* durchaus hätte vorangestellt werden müssen, um die Idee eines Chaos zu erwecken. — Nach des Rec. Ansicht besteht die gesuchte Uebereinstimmung bloß mit der Lesart *terras*, und kann nur von dem, der an Worten klebt, verkannt werden. Denn

unaque, erant facies sidera, terra, fretum

heißt nach dem Zusammenhange nicht, Himmel, Erde und Meer bildeten Einen einzigen Anblick, was Heinsius vorausgesetzt haben muß; sondern: ein einziger chaotischer Anblick war damals, was jetzt Himmel, Erde und Meer ist. Gelegentlich wird Heinsius mit bescheidenen Worten getadelt, der zu B. 69. CAEPSIT auf einem Marmor (Grut. p. 845) sepsit deutete. Hr. B. liest sehr wahrscheinlich carpsit. Vergl. Burm. anthol. vet. Latin. tom. 2. p. 112, Ep. 154. — C. 15—25 beschäftigen sich mit dem Sprichworte:

{ ἀείδω θυνητοῖσι,
{ φθέγγομαι ὡς δέμις ἐστὶ. } Δύραις δ' ἐπιθεσθαι βεβήλοι.

welches Hr. B. offd überträgt:

Cordatis canto: vestris, moniti este, profani,
Admotos par est vos auribus obdere postes.

Für βεβήλοι, welches Stobäus und der Scholiast zu Soph. Oedip. Col. 10 bieten, liest Suidas (Cantabr. 1705 t. 1. p. 427) βεβήλοις; und nicht anders die neuern Herausgeber des Orfeus (ed. Gesneri Lips. 1764. p. 357), und des Lucian (Amst. 1743. t. 1. p. 537), zu denen sich Grotius im Florilegium (Paris 1623. p. 161. 531) gesellt. Dagegen ist Ez. Spanheim geneigt βεβήλοι vorzuziehen, dem Moses du Soui in einer Randnote zum Lucian beytritt. Dieser Lesart nimmt sich Hr. B. mit wackerem Eifer an. Zuerst bemerkt er, daß die δύραι der Tempelfores gewesen sind, quae extra aperirentur, non valvae, quae revolverentur interiorius (Plin. h. n. 36, 24, 6), daß ἐπιτιθέναι nicht claudere bedeute, sondern apponere, imponere, admove, und ἐπιτιθεσθαι, apponere sibi, vel suimet ergo, wie Orph. Arg. 304. Dann wird gezeigt, daß die Redensart bey keinem Schriftsteller eigentlich, sondern immer im figurlichen Sinne als eine translata vox ad aurium quaedam quasi fores vorkomme. Den mythologischen Ursprung desselben sucht Hr. B. in einer uralten Sage, daß man den βεβήλοις, die vor den Tempelthüren manchmal

standen, metu Numinum, quorum, exposebant Facem, eine Warnung gegeben habe, ut apponerent pro se ipsi fores, quas tantummodo admotae ostio, praecluderent sibi intuitum, non adventibus aliis ingressum; denn für einen angerebeten Thürküher wäre eines Theils die Medialform ἐπίθεοδε (vgl. Odyss. ψ, 194) nicht so passend gewesen, andern Theils der Dativ βεβήλοις völlig unnütz (foribus enim occlusis non hi vel illi, sed omnes excluduntur) und ehrenrührig obzuredet. — In diesem Theil der Untersuchung hat uns außer der geistvollen Darstellung wenig angezogen. Hr. B. scheint auch selbst auf diese Hypothese keinen großen Werth zu legen. Um so trefflicher ist die Bemerkung, daß die Ermahnung schon im ersten Ursprunge könne figürlich gewesen seyn. Neque enim in Mysteriis qui vere cecinisset, ubi nemo aderat non initiatus, exordio illo esset usus: φθίγχομαι οἱ δέμεις ἐστί. — — Simulata (itidem) ejus admonitio fuit, ut arcanorum expectatio cunctos alliceret, et religiosa credulitate detineret. Expectationem enim commendabat simulata religio praemonentis omnes ut sibi caverent, ne quid aure animoque exciperent non satis reverenti ac pio. Observandas potius esse aures quasi admotis foribus. Daß aber wirklich ein ὥσθι in jener elliptischen Redensart hinzuzudenken sey, beweist Herr B. aus Platons Gastmahl (Lugd. p. 334) aus dem Galenus (de usu partium corporis humani Lib. XII. Bas. 1538. t. 1. p. 502) und Magianzenus (Paris 1611. t. 2. p. 42), Stellen, die jeden Zweifel niederschlagen, und die Lesart βεβήλοι unauswählig befestigen. — S. 25—48 suchen die dunkle Stelle, Θεοφ. XVIII, 26—31 aufzuhellen. Hr. B. best:

Ἄδὲς ἀντέλλοισα καλὸν διέφαινε πρόσωπον,
Πότνια Νδξ! ἄτε λευκὸν ἔαρ χειμῶνος ἀνέντρος·
Ὡδε καὶ ἡ χρυσέα Ἑλένα διεφαίνεται ἐν ἡμῖν,
Πείρω, μεγάλα ἄτ' ἀνέδραμεν ὄγκος ἀρούρα,
Ἡ κάπῳ κνπάρ. etc. wie bey Walz.

Hierin ist nichts, das gegen die Handschriften streitet. Die Uebersetzung lautet:

Autore os rutilum exorians pulcherrima promit,
 Max veneranda, tua liceat quod pace profari,
 Quale hieme abscedente nitet ver. Aurea sic se
 Late Helena insigne nobis comitata ferebat,
 Pulposa illa toris, procero et corpore, ut aryum
 Rectus obit sulcus, sive ut cyparissus in horto
 Ardua, quadrupedans aut Thessalus ad iuga currus.
 Sic Helena egregia decorat Lacedaemona forma.

Den den beiden ersten Versen werden Aristes, Brandes (Röhlers), Lapp, Eidlitz, Windemanns, Wagners Lesarten, welche Dahls Ausgabe bietet, entgegen und verworfen. Das Hr. W. Meinung gibt die Uebersetzung kund. *ὄντι μὲν τῇ πόρτῃ* zu setzen, habe den Dichter einmündlich der wie jungfräulichen Hymnen durchförmten Wagnacht, den Mädchen, religionis puellaris causa, eine *ἐκτογραφὴ* an die Göttin Nacht in den Mund gelegt. Adjuncti totius ex his est, ut vel eine interjectione vocantis & vocem optime significet hominis reverenter Deam aliquam appellantis, vel quasi Deam. Welche Vermuthung mit sechs Stellen aus dem Theophris, mit Arist. Pac. 444. Sig. 856. 975. Callim. Dian. 136. 210. 225. 259. Eun. Phoen. 209. Iph. Aul. 821. belegt wird. *Πίρρα*, *παρρά*, beides im Nominativ, ist Hr. W. succulenta, procera, wie bey Terenz Eun. 2, 3, 21 *corpus solidum et succi plenum*; denn Lacedaemonerinnen reden hier, die, mit Jünglingen die Palästra besuchend, eam habitum nem membrorum totiusque corporis optent, quae in ludo athletico probari possit. Dann wird die Schönheit des *ἀνδραγῆ* entwickelt, quod belles de sulco usurpatur, qui prorsum in directo conspectus, *ἀνδραγῆν*, sursum currere quodammodo, et longe per arvom prosilire videtur, praesertim quum segetis ac plantarum rectam seriem fertur. s. w. Die Lesart *κόρυς* statt *ὄρυς* wird auch deshalb verworfen, weil die Cypresse, welche einen sandigen und steinigen Boden liebt, nicht vom Dichter habe kommen auf einem Kornacker wachsend gedacht worden seyn. Diese ganze Erklärungsweise ist Rec., der fest an Röhlers Umstellung der ersten Verse glaubt, nicht überzeugend gewesen; vielleicht ist

Es ist für andere mehr. — Zunächst gibt eine unglückliche Emendation von Dahl (Theatr. S. 469) und eine eben so unglückliche des H. Boffius zu Theatr. XVIII, 39, wo Hr. B. mit Recht *δραμον* beibehält, dem Verf. Gelegenheit, das Studium der Metrik einzuschränken. Zum Schluß beschenkt uns Hr. B. (S. 45 — 53) mit einer Emend. zum Iustan im 10. B. B. 473.

— — — Orator regis, pacisque sequester
Aestimatus in numero scelerum ponenda tuorum,
Tot monstribus Aegypti nocens.

Hier das *animum aestimat*, welches Dubendorf und Burmann nicht zu erklären wußten, liest Hr. B. *animum aestimatus*, welches, *aestimatus* geschrieben, leicht in die Vulgata verkehrt werden konnte.

— y.

Der Kriegsschaden-Ertrag nach Grundsätzen des Civilrechts, eine Kritik zum 890sten Paragraphen des Glück'schen Pandectencommentars, von D. Carl Eichmann. Altenburg in Commission bei Schnuphas'schen Buchhandlung. 1813. 136 S. 8.

Indem der Verf. den auf dem Titel erwähnten Paragraphen des Glück'schen Commentars einer Prüfung unterwirft, und das Abgemessene beschreibt; auch in Ansehung der, zum Theil nicht richtig angeführten Schriften darlegt, stellt er denn auch beiläufig seine eignen Ansichten auf, welche im Wesentlichen dahin gehen: man müsse das privatrechtliche und das staatsrechtliche Verhältniß unterscheiden. In der ersten Hinsicht sey eine Ausdehnung der *Lex Rhodia de jactu alleris* zulässig, und bey dieser Ausdehnung der Grundsatz so zu stellen: wer bey einer Gefahr, die er nicht selbst, oder wenigstens nicht einzig verursacht, mit Aufopferung seiner Habe oder Gesundheit einen Schaden von Andern abgewendet hat, kann, in sofern er dem Andern nützte, und er dazu sonst nicht rechtlich verbunden war, eine der Sachlage ange-

messene Entschädigung verlangen. In der zweyten Hinsicht nimmt der Verf. an, es lasse sich bloß behaupten, daß der Staat den Schaden zu ersetzen habe, den er selbsthandtend zufügt, also nicht denjenigen, welcher aus bloßer Ohnmacht, der Staatsgewalt entspringt. In Rücksicht des ersten Grundsatzes ist nun Rec. mit dem Verf. in der Hauptsache ganz gleichdenkend; in Ansehung des zweyten Grundsatzes aber wagt er, hier kein Urtheil, weil dabey alles von dem richtigen Begriff des Staats abhängt, also von dem, was man den unergündlichen Theil des sogenannten Naturrechts nennen möchte, und worüber kurze Andeutungen nicht hinreichen.

Obgleich nun Rec. dem Scharfsinn und der Gewandtheit des Verf. gern volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt, so kann er doch nicht bergen, daß die Form dieser Schrift ihm mehrfach nicht gefiel. Wie viel einfacher und gründlicher hätte alles vorgetragen werden können, wenn der Verf. nicht den Glücklichen Commentar zur Grundlage gemacht, und eine selbstständige Theorie nach logischen Eintheilungen aufgestellt, auch dabey die ganze bisherige Litteratur, namentlich die Ansichten der älteren Juristen (welche fast ganz ungenutzt und in gehöriger Ordnung vollständig gewürdigt hätte? Eben so wenig kann Rec. es billigen, daß der Verf. über manche bekannte Sache (z. B. daß das Römische Recht wenige Grundsätze aufstelle, und daß man diese erst aus den Einzelheiten bilden müsse) so weit, mit etlicher Art von Emphase, ausschalt, und sich fast absichtlich einer öchterischen, unreinen Sprache beflissen zu haben scheint, z. B. „das Eigenthum, die Mutter des dinglichen Rechts, hat ihre Kinder, die derivativen dinglichen Rechte, aus ihrem Schooße entlassen; das zu fixirende Object; introducirt; intuit; die Facte des Existenz u. s. w. Fast möchte man glauben, die vorliegende Schrift sey aus dem Lateinischen übersetzt. Wäre dies der Fall, so gereichte es freylich dem Verf. zum Verdienst, sich an die Sprache der gewöhnlichen Eleganz gehalten zu haben.

Jahrbücher der Litteratur.

Ueber die zurückwirkende Kraft der Gesetze oder Versuch einer Entwicklung legis 7. C. de legibus in Beziehung auf das Gesetzbuch Napoleon's. von Carl Caspar Joseph von Herrestorff, ehemals churcöllnschen Hofgerichtsrath und Syndicus der erzkatholischen Geistlichkeit, jetzt Sachwalter am Appellationsgerichtshofe zu Düsseldorf für das Großherzogthum Berg. Düsseldorf bey Schreiner. 1812. 240 S. 8.

Controversen im Code Napoléon nach der Artikelfolge erläutert durch Dr. Ignaz Rudhart, der Rechtswissenschaft öffentlichen ordentlichen Professor an der großherzogl. Universität zu Würzburg. Erste Abtheilung. Würzburg bey Nitribitt. 1813. 220 S. 8.

Wir verbinden hier diese beyden Schriften mit einander, weil die zweyte, obgleich ihr Titel auf eine große Mannigfaltigkeit deutet, sich in der vorliegenden ersten Abtheilung fast allein mit einer ausführlichen Erklärung des Art. 2. des C. N. beschäftigt, und weil grade die entgegengesetzte Richtung beyder Schriften die beste Gelegenheit darbietet, auf gewisse Gesichtspuncte, welche bisher nur zu oft übersehen sind, aufmerksam zu machen. Wir lassen daher der Kritik folgende allgemeine Betrachtungen vorangehen.

Das Römische Recht war niemals revolutionär; es änderte sich niemals, oder nur selten in einzelnen Lehren, gleichsam massenweise. Die zwölf Tafeln waren im Wesentlichen Sanction des Herkömmlichen. So auch die Edicte, Hadrians edictum perpetuum mit eingeschlossen. Die Volks- und Senats-Schlüsse, und die Verordnungen der Kaiser enthielten immer nur einzelne Aenderungen für diese oder jene besondere Lehre. Selbst Justinians Gesetzbücher ändern das frühere Recht keineswegs allgemein. Die Pandecten sind nur eine geläuterte Sammlung der Ideen der Classiker, und wurden daher auch für Vergangenheit und Zukunft promulgirt.

Der Codex besteht aus einzelnen Verordnungen, welche allmählig gültig geworden waren, und größtentheils schon vor der Compilation galten. Ein Theil der wichtigsten eignen Verordnungen Justinians (die fünfzig Decisionen) war auch nicht einmal neu, sondern Billigung einer früheren Meinung. Auch die Novellen umfassen, wenige Fälle abgerechnet, keineswegs ganze Massen des Rechts. Bey diesem Gange der Gesetzgebung konnte denn durch Milde und Billigkeit vieles zugelassen werden, was in dem entgegengesetzten Fall, wenn eine Gesetzgebung plötzlich alles umwandelt, und sehr dabey interessiert ist, das Neue schnell alleinherrschend zu machen, ganz und gar zweckwidrig und verderblich seyn würde. Daß nun das Römische Recht in jener Milde und Billigkeit in Ansehung früherer Rechtsverhältnisse sehr weit gegangen ist, zeigt eine Menge einzelner Entscheidungen. Ueberall werden früher erworbene Rechte geachtet, und hergebrachte Verhältnisse geschont, und selbst da, wo der Nothwendigkeit wegen das Ältere den neuen Grundsätzen ausnahmsweise unterworfen wird, geschieht eben damit eine Anerkennung der billigen Regel im Allgemeinen. So konnte man aber nur bey allmählichen, mithin in jedem Augenblick nur unbedeutenden Aenderungen verfahren. Allein wie verschieden ist die Lage des neu- Französischen Rechts? Fast jede Lehre neu bestimmt; fast alles revolutionär, selbst für viele Theile Frankreichs, und noch mehr für das Ausland, dem das Gesetzbuch gleich Anfangs mit bestimmt war! Sollte man hiebey die Römische Milde consequent durchführen, so würde ein Zustand des Schwebens und der Unvollkommenheit entstehen, welcher, alle, selbst die wichtigsten Verhältnisse ergreifend, nothwendig eine alles erdrückende Lähmung und Verwirrung herbeiführen müßte. Die Verfasser des Codex hätten daher vor allen Dingen die Idee auffassen müssen, daß die Vorschrift des L. 7. C. de legibus, in ihrer ursprünglichen Unbedingtheit, zu den jetzigen Verhältnissen durchaus nicht paßt, und daß es dafür eines genauen Gesetzes bedürfte, welches entweder im Ganzen die L. 7. C. cit. aufhob, und nur für einzelne Fälle der dringendsten Billigkeit beypfehlte, oder die alte Regel der Nothwendigkeit wegen vielfach für ganze Lehren eben so beschränkte, wie es auch die Römer schon

in einzelnen Nothfällen zuweilen thaten. Allein leider erforderte diese Sache eine vielseitige Ueberlegung, und tiefes Eindringen in die Einzelheiten des älteren und neueren Rechts. Auch hatte ja der alte Grundsatz das für sich, womit sich die Neu-, Französischen Juristen nur zu gern als ächte Rechtsphilosophen zu bewähren suchten, nämlich Humanität, Milde, Billigkeit, Schonung, und alles, was damit zusammenhängt. So ward denn ohne Discussion die L. 7. C. cit. wieder abgeschrieben, und damit ein Grundsatz erneuert, welcher in der Anwendung unvermeidlich zu einem Kriege aller gegen alle führen mußte. Vergleiche man über die zurückwirkende Kraft des neuen Rechts die bisherigen Entscheidungen Französischer und Deutscher Gerichte, und die verschiedenen theoretischen Entwicklungen jenes Grundsatzes, so drängt sich von selbst die Bemerkung auf, daß es zwei Hauptparteyen gibt, welche von ganz entgegengesetzten Grundbegriffen ausgehen. Die eine Partey — wenn man so sagen darf — der grammatisch-juristischen Juristen, hält sich an den milden Sinn der L. 7. C. cit., ganz so, wie die einzelnen Entscheidungen des Römischen Rechts diesen Sinn näher bestimmen. Daß jetzt, bey wesentlich veränderten Umständen, dieser Sinn zu höchst unpolitischen Resultaten führt, zum Theil eben so, als wenn aus einer Gesetzgebung für glückliche ruhige Zeiten das Muster des Benehmens für die Zeiten der Noth und Unruhe entlehnt würde, und daß daher der Richter den Gesetzgeber aufmerksam darauf machen sollte, in welcher schrecklichen Lage die Wissenschaft hier jetzt ist, wenn sie der bloßen Auslegung des Positiven folgen muß, — das alles überlegen die Anhänger jener Verfahrungsart wenig oder gar nicht. Vielmehr wird gewöhnlich die Billigkeit des Römischen Rechts noch dazu als etwas unbedingt Gutes hoch emporgehoben, und so die Gesetzgebung, welche allein helfen könnte, durch die Wissenschaft selbst blind gemacht. Ganz natürich veranlaßte dies das Entstehen einer zweyten Partey, welche die Unbestimmtheit der, durch L. 7. C. cit. und den C. N. Art. 2. gegebenen Regel benutzte, um die ganze Erörterung schnell von den Fesseln der Anlegung zu befreien, und in das Gebiet des ungebundenen philosophischen Raisonnements hinüber zu bringen. Hier konnte

sch leicht ein Jeder seinen Grundsatz so weit und so eng construire, wie er ihn haben wollte, und dabey ging denn mehrertheils das Bestreben dahin, das Wirken der Gesetze für die Zukunft auf den möglichst weiten Begriff zu bringen, und so die schnelle Alleinherrschaft des neuen Rechts auf alle Weise zu befördern.

Unsre beyden Verfasser können für die eine und für die andre Manier fast als Muster gelten. Hr. v. H. verfähret lediglich als Ausleger des positiven Rechts. Er entwickelt aus den einzelnen Entscheidungen des Römischen Rechts (welche von ihm vollständiger, als von einem seiner Vorgänger angeführt sind) den Sinn der Regel, und wendet dann diese näher bestimmte Regel auf eine Reihe von Fällen an, indem er die Unterscheidungen zwischen mittelbaren und unmittelbaren Verbindlichkeiten, einfachen und fortlaufenden Handlungen u. s. w. ganz verwirft, und denselben Grundgedanken, daß alle wirklich gewordenen Rechtsverhältnisse den neuen Gesetzen nicht zu unterwerfen sind, überall im Einzelnen durchführt. Wir leugnen zwar nicht, daß der Verf. manchmal zu weit gegangen, und auch wohl mit sich selbst in Widerstreit gerathen ist, z. B. wenn er S. 206 fg. die jura status ganz nach dem älteren Recht beurtheilt, und doch S. 126 die bloß gesetzlichen Rechte der Ehegatten andern Grundsätzen unterwirft. Allein in der Hauptsache kann dem Verf. das Lob nicht versagt werden, daß er zu den Wenigen gehört, welche sich in dieser Lehre mit der, dem praktischen Juristen ziemenden Treue an das positive Recht hielten; und wenn man bey seiner Schrift in Ansehung der Sache selbst etwas zu beklagen hat, so ist es im Ganzen nur der Umstand, daß er nicht philosophisch entwickelte, wie wenig seine Resultate der jetzigen Richtung des Neu-Französischen Rechts und den Absichten der Verbreiter desselben entsprechen, und wie sehr man zu wünschen hat, daß die Gesetzgebungen die Untauglichkeit des Römischen Grundsatzes einsehen, und ferner nicht mehr als Folge jenes Grundsatzes dies und jenes verordnen mögen, was wirklich eine gänzliche Abweichung von demselben ist.

Auf einem ganz entgegengesetzten Wege geht der Verf. der zweyten Schrift. Nachdem von ihm zuerst kurz bemerkt

ist, daß die Französischen Gesetzgeber den Art. 2. zu unbeschränkt hingestellt, und nur für wenige Fälle näher erläuterte haben, beginnt er sofort mit einer „Ableitung der Regel aus allgemeinen Rechtsprincipien.“ Bey diesem Geschäft wird denn aus dem Begriff und Wesen eines Gesetzes der Hauptgrundsatz abgeleitet: „ein jedes Gesetz könne nicht weiter wirken, als für die Zeit seiner Dauer, weil jeder Maßstab nur für jene Zeit als Maßstab gebraucht werden könne, für welche er als solcher aufgestellt sey. Das neue Gesetz könne also die Wirkung des alten abändern, oder vernichten, aber nur angefangen von dem Momente, da das neue Gesetz verbindend für die Unterthanen existirte, nicht aber für die Zeit, da es noch nicht existirte.“ Mit diesem Grundsatz kommt der Verf. denn dahin, daß er auf die Erfüllung eines früher vollendeten Geschäfts das neuere Recht anwendet, und von der Rücksicht auf Billigkeit und früher erworbene Rechte nicht wissen will, weil nach dem angenommenen Hauptgrundsatz sich eine solche Rücksicht nicht als rechtlich construiren lasse. Zum Beschluß wird der gefundene Grundsatz auf eine ziemliche Reihe jetzt streitiger Fälle angewandt, wobey natürlich das Mehrste sich nach dem neuen Recht beugen muß.

Unleugbar hat nun freylich der Verf. durch seine Erörterungen bewiesen, daß er das Bedürfniß der jetzigen Zeitenühlt; auch kann ihm das Lob nicht versagt werden, daß er harffkinnig, mit Klarheit und Lebendigkeit, seinen Gegenstand behandelte. Allein dennoch können wir seinen Grundsätzen weder historisch, noch philosophisch beypflichten. Auch er gehet, wie uns scheint, zu der Classe der philosophirenden Juristen, welche das Positive zu sehr umgehen, das Mühsame der historischen Begriffbestimmung scheuen, und sich sofort lieber dem freyen Raisonnement anvertrauen, bey ihrer Philosophie aber sich bloß auf das beschränken, was sich mit voller Gewißheit auf allen Fall behaupten läßt, und gänzlich außer Acht lassen, wie vielseitig das Leben ist, und wie in einer positiven Gesetzgebung manches zur Nothwendigkeit werden kann, was freylich aus diesem oder jenem allgemeinen Begriff nicht folgt. Der Art. 2. des C. N. ward nun einmal ganz wuß in dem Sinn verfaßt, in dem man die gleichlautende

Regel der L. 7. C. de legib. bisher genommen hatte. Warum bemühte sich also der Verf. nicht, der Absicht des Gesetzgebers folgend den Sinn der Regel historisch zu entwickeln? Daß er dies unterließ, ist um so befremdender, da das Römisch-Französische Recht zwei besondere Anwendungen jener Regel hat, welche ganz auf die Römische Milde hindeuten, und mit denen die Theorie unsers Verf. gradezu im Widerstreit ist. Wir meinen den Art. 2281. des C. N., wo die angefangenen, aber noch nicht vollendeten Verjährungen ganz unter das ältere Recht gestellt werden, und den Art. 1041. des C. de Pr., welcher verordnet, die neue Proceßordnung solle auf die nach dem 1. Jan. 1807. anhängig werdenden Prozesse angewandt werden, worin mit denn *implicite* in Ansehung der früher anhängig gewesenen Prozesse die Anwendung des älteren Rechts gebilligt wird. Hr. R. bemerkt nun zwar gegen den letzten Artikel: das *argumentum a contrario* (welches doch wohl bey einer bloß auf Regeln bestehenden Gesetzgebung als entscheidend gelten muß!) führe hier zu widersinnigen Resultaten, man müsse also dabei über den Mangel legislativer Sprache hinwegsehen, und alles nach dem, durch Philosophie gefundenen Grundsatz bestimmen. Allein wenn man so mit dem positiven Recht umgehen will und kann, so ist es ja am besten, sich allein der Philosophie anzuvertrauen. Denn stimmt sie mit dem positiven Recht überein, so weiß man ja schon durch sie allein, was man wissen soll; im umgekehrten Fall aber kommt auf das vernichtete Positive gar nichts an.

Betrachten wir aber auch die eignen Ansichten des Verf. an sich, so läßt sich dagegen unleugbar dies mit vollem Recht erinnern. Daß alles, was nach einem neuen Gesetz geschieht, buchstäblich genommen nach diesem Gesetz beurtheilt werden mußte, weiß Jedermann. Allein dieser buchstäbliche Auslegung (und mehr ist in der That die ganze Philosophie des Verf. nicht!) wollten nun grade die bisherigen Gesetzgebungen durch den Grundsatz, daß im Zweifel das Vergangene nach älterem Recht beurtheilt werden solle, entgegenarbeiten, und damit also ein für allemal den grammatischen Ausleger einer allgemeinen Einschränkung unterwerfen. Diese Einschränkung hat aber, wenn auch nicht unbedingt und unter jeden

Umständen, unendlich viel für sich. Nicht bloß das ist dem Menschen theuer, und oft unentbehrlich, was er bereits in Händen hat. Auch dasjenige ist das Seine, was ihm durch bestehende Verhältnisse für die Zukunft dargeboten wird, und der Verlust gegründeter Hoffnungen und Erwartungen kann ihn oft unglücklicher machen, als das Aufgeben eines Gutes, welches er bereits in seinem Besitze hat. Auch ist die Gesetzgebung ihrer eignen Ehre wegen aufs höchste dabey interessiert, daß ihr nicht vorgeworfen werde, sie habe den Unterthanen erst verrätherisch gelockt, und dann die unter ihrem Ansehen gebildeten Verhältnisse unerwartet wieder vernichtet. Ihre Sicherheit kann sogar davon abhängen, daß der Unterthan nicht durch schneidenden Wechsel mißmuthig gemacht werde. Wenn also der Verf. hier philosophiren wollte, wie es menschliche Verhältnisse erfordern, so hätte er nicht aus der unbestimmten Regel das Nichtseyn unvermeidlicher Ausnahmen ableiten, sondern vielmehr nach Grundsätzen einer weisen Politik der Gesetzgebung bestimmen sollen, wie weit die Schonung erworbener Rechte im Zweifel gehen müsse, und in welchen Fällen das Staatswohl durchgreifende Bestimmungen für Vergangenheit und Zukunft nothwendig mache. Jetzt erhalten wir das gegen eine Theorie von ihm, welche zum Theil in Grausamkeit ansetzt, und noch dazu juristisch in sich widersprechend ist. Er will nämlich, ein früherer Vertrag, den ein neues Gesetz verbiete, sey zwar als gültig vollendet zu behandeln, aber die noch nicht geschehene Erfüllung müsse nun unterbleiben (§. 79. 86. 89. 118. 203. 204.). Allein welche Gesetzgebung könnte es verantworten und wagen, so etwas bey zweyseitigen, von einer Seite bereits erfüllten Verträgen anzunehmen? Und was hilft die Anerkennung der Gültigkeit eines Geschäfts, wenn man die Folgen abschneidet, wegen deren doch allein es Geschäft eingegangen ward? Niemand wird ein Eigenthum schätzen, wenn ihm bey dessen Uebertragung gesagt wird, er solle sich aber der einzelnen Aeußerungen desselben enthalten. Die Folgen vereinigt gedacht sind also im Grunde das Geschäft selbst. Hätte Hr. R. dies erwogen, so würde bloße Rechtsphilosophie ihn zu einer ganz andern Theorie geleitet haben.

Wenn übrigens der Verf. der ersten Schrift aufs eifrigste bemüht gewesen ist, ausländische Wörter zu vermeiden, und reines Deutsch zu schreiben, so billigen wir zwar dieses Bestreben, aber keineswegs die Art der Ausführung. Fast alles, wodurch sich der Styl desselben auszeichnet, besteht in veralteten, gegen den Geist der Sprache gebildeten, zum Theil auch unedeln Redensarten; z. B. Fürschrift; herfürbringt; Befürderung; Wölle, statt Fülle; gesetzgeberische, rechtsprecherische, herrische Gewalt; folgerisch, statt consequent; ankünftig; ablebig werden; die Kinderen, die Elteren; gevollkommnet, statt vollendet; ein verbiethiges Geseß; die leidige Erbsfolge, statt testamentifactio passiva; die Aufnahm, die Annahm, die Ausnahm; unwillig, statt wider Willen; jaßt; Weibsbilder; deren Heyrath; ihres Willes; geuneignete Erwerbarten, statt unzulässige u. s. w. Nimmt man nun noch dazu die durchaus schwerfällige, und nichts weniger als lichtvolle Schreibart des Verf., so kann seine Abhandlung in Rücksicht ihrer Form auf keine Weise empfohlen werden. •

Auswahl einiger Predigten an Fest- und Bußtagen (gehalten). Vortzöglich für seine Freunde in Gotha. Von D. Josias Fried. Christian Köpfer, DOK. und Gen. Superintendenten. Gotha 1813. bey Becker. XXXVI und 396 S. in 8.

Auch unter dem Titel:

Neue Predigten. Dritte Sammlung. Nebst einer Beantwortung der Frage: Ob und in welchem Sinne die protestantischen Geistlichen Priester sind?

Neunzehn wahrhaft auserlesene Religion streben aus dem Jahren 1811 und 1812. Woran eine eben so vortreffliche, jezt gemäß belehrende Abhandlung. Schon oft hat sich Hr. die Vorzüge solcher Arbeiten des Verf. und die Hauptmomente, aus denen ihre Mustermäßigkeit entsteht, vergegenwärtigt und klar gemacht. Das, wovon die Rede werden soll, ist den Umständen angemessen gewählt. Was ist gerade jezt, und wie dargestellt ist es jezt das Passende? Diese Hauptfragen sind offenbar in der Meditation die ersten gewesen. Es wird dann so gewählt, daß es als interessant an sich — nicht

aber durch etwas Auffallendes, das Ungewöhnliche versprechen des — die Aufmerksamkeit mehr anzieht, als reizt. Diese Thematata, auch ihre zur Faßlichkeit dienende Abtheilungen werden in klaren Sätzen (nicht durch verschrobene Constructionen und Wortverwicklungen) der Wißbegierde vorgehalten. Hierauf folgt das Wesentlichste. Ihre Erläuterung geht von richtig überdachten Begriffen aus, und so, daß jedes Wort in seiner bestimmten Bedeutung genommen ist, jede Behauptung nur das, und gerade das bestimmt ansagt, was die Gründe enthalten. Welche Seitenhite, leider, daß man von Predigten versichern darf: ihre Grundbegriffe sind durchgedacht und berichtigt gewesen, ehe der Prediger sie in eine Erbauungsrede zu verwandeln anfing! Und doch macht gerade dies jenen großen Unterschied, auf welchen selbst Jesus nach Matth. 13, 52. deutete: wenn nämlich ein Gelehrter (ein Mann durch Gelehrsamkeit ausgebildet) als dem Himmels reich ergeben, aufträte, und aus seinem Schatz Neues und Altes wie etwas Voreitliegendes schnell hervorzugeben wisse. (Eine Stelle, welche bey jeder Prediger-Einführung ein schicklicher Text — seyn sollte!)

Der lang vorbereitete und durch vielfaches Nachdenken für sich verarbeitete Studien-Schatz ist es dann, welcher die Verlegenheit verhütet, alles, was nun eben bey der Predigers Meditation im Gemüth eintretend wird, mit einem Mal auszuschütten. Der wahrhaft reiche Mann gibt dagegen, wie hier, nur was jetzt gerade das Nöthige, das für Einsicht und Anwendung Genügende ist; dies aber in heller Verständlichkeit, in den zur Faßlichkeit und zur Ueberzeugung gewähltesten, treffendsten Worten und Gedanken! Der Ueberfluß wäre nicht Fülle. Das Abspringen auf Nebenideen wäre Zerstreuung. Nur das Unentbehrliche, aus dem Wahren hervorgehoben, überzeugt, wo wahre Popularität vor gemischten Hörern der Zweck seyn muß.

Klarer wird dieses Wahre, indem der Verf. entgegenstehende Vorurtheile daneben stellt. Durchaus aber nicht in einer gegnerischen, doch auch nicht in einer unrichtig nachgebigen Vergleichung. Die Betrachtung leitet dahin: daß gew. keiner der streitenden Theile ganz Unrecht, aber auch keiner

ganz Recht habe. Er schont dabey die Person, um desto weniger des Irrthums zu schonen. Er ehrt den guten Zweck, um zu zeigen, daß er nur durch Verbesserung der einseitigen Ansicht zu erreichen sey. Wie wahr zeigt Hr. L. No. II. — in der Reformationspredigt über den Satz: Wodurch wird der Mensch gerecht vor Gott? — wie weit beyde Theile das Gute suchten, worin das Abweichen der Reformatoren vom Aelteren nothwendig war, wiefern es einseitig, wiefern es selbst an sich unrichtig blieb, wie nach unruhigem Umtrieb der Parteyen, endlich bey eingetretener stiller, aber strenger Prüfung, durch Zurückgehen auf die ersten Grundbegriffe, das Wahre in der Mitte zwischen den Einseitigkeiten zu entdecken sey!

Alles dies aber zeigt er, ohne den Schematismus seiner Darstellung vorzuerzählen. Es ist auf das leichteste, verständlichste geordnet, ohne daß von der Ordnung, von der Kunst der Erfindung mehr gesprochen wird, als zum leichteren Behalten und Wiederholen dienen kann. Er gibt, ohne vorgurechnen, was und wie er geben wolle.

Und über allem diesem schwebt der edle, practische Sinn, daß nichts, auch das glänzendste oder gefälligste nicht, aufgenommen wird, was nicht zur Lehre (Aufhellung der Einsicht) und zur Besserung (Erregung der Willigkeit zum Guten) diene. Zwey niemals zu trennende Wirkksamkeiten, welche beyde nur in ihrer innigsten Vereinigung das hervorzubringen, was Erbauung (das Wachsen und Zunehmen im anerkannten Guten) zu nennen ist. Wie besorgt für die, welche von verschiedenen theoret. Ansichten geleitet seyn könnten, weiß dieser practische Sinn beyden zu rathen, ohne den Irrthum zu hegen oder zu schonen. In der angeführten Rede über Gerechtigkeit vor Gott wird die Anwendung (S. 45) mit folgendem eben so wahren als milden Uebergang eingeleitet: „Ich stelle mir vor, M. Fr., daß auch unter uns diese doppelte Denkart statt finden kann; die Denkart derer, welche durch ihren Glauben und Aneignung des Verdienstes Jesu begnadigt und selig zu werden hoffen, und die Denkart derer, welche auf die Beschaffenheit ihres Herzens, auf ihre Tugenden und guten Wandel einen Werth legen, und vorzüglich das durch Gott gefällig und selig zu werden gedenken. Für beyde

habe ich — einen Rath, und — eine Warnung.“ Und dieser gedoppelte Rath nebst der Warnung wird nun so ausgeführt, daß durch die Anwendung vollends die Theorie selbst ganz ins Klare kommt. Wie viel mehr acht evangelisch, wahr, belehrend und bessernd ist diese Reformationspredigt, als die vor Jahren auffallend gewordene polemische Kanzelrede Reinschards über den nämlichen Lehrpunct. Hatte letztere durch eine gewisse rednerische Lebhaftigkeit einigen Vortheil für sich, so ist hier nicht nur die Richtigkeit der Gedanken, die gerechte Mäßigung gegen Geistesverwandte und Andersdenkende, die treffende Richtung des Ganzen auf anerkennende practische Anwendung, welche einzig von gründlicher, nicht künstlich aufgedrängener, Ueberzeugung abhängt, weit vorzüglicher.

Auch die Sprache ist klar, dem Inhalt angemessen, kräftig, gleichförmig. Aber sie spielt nicht mit Bildern, überrascht nicht mit halbwayren Fragen, versteckt nicht den Mangel in den Beweisen, durch Wendungen der Redekunst. Nur Eine Bemerkung, welche der Rec. um so eher macht, weil er sie weit öfter gegen sich selbst machen muß, scheint übrig zu bleiben: daß nämlich, während im Fluß der Rede bey weitem das meiste kurz und rund ausgedrückt ist, unter den bedeutendsten Perioden doch einige noch schneller verständlich und also wirksamer werden möchten, wenn sie in zwey, drey getheilt wären. Selbst hierdurch schon möchte das Ganze auch noch an Lebhaftigkeit gewinnen, so weit diese mit dem höheren Zweck des Verf. dem Zweck, durch bündige Ueberzeugung zu wirken, übereinstimmt. Im Abdruck wenigstens scheinen Predigten einer erhöhten Lebhaftigkeit der Darstellung zu bedürfen, während bey'm Vortrag die Sympathie mit dem, welcher aus Ueberzeugung spricht, unmittelbar erregt werden kann. Des Verf. ruhiges Vertrauen auf helle Darstellung der Wahrheit meidet alles schimmernde oder schneidend durchgreifende, und jeden Schein, bloß überreden zu wollen.

Den sanften, wohlthätigen Eindruck, welchen diese Methode macht, kann man, leider, nicht durch Auszüge und Proben zeigen. Alle einzelnen Theile fließen in ein zweckmäßiges Ganze zusammen; und das wohlüberdachte Herbeysführen und Wechseln von Gedanken und Empfindungen, wie sie, jedes in seiner

Ordnung, bald nur durch kurze Berührung und Wink, bald in vollständigerer Ausführlichkeit wirken, erscheint, wenn man jede dieser Reden für sich betrachtet, als eben so nothwendig, wie die übrige Vorbereitung und Bearbeitung des Inhalts. Wenn der Effect im Einzelnen mehr belehrend ist, so wird er in der Vereinigung so vieler Ansichten oft rührend und herzergreifend.

Da es also nach der Natur der Sache nicht thöricht ist, diese Beurtheilung, wie Rec. sonst gerne thut, einzeln zu besetzen, so kann wenigstens die Anzeige einiger Hauptsätze die Aufmerksamkeit befördern. Die Localsitte verbindet zu Gotha das Erndtfezt mit einer Rücksicht auf den Regierungswechsel des Stadtraths. Hiezu wird die Hoffnung, daß Ordnung der Welt und die Fruchtbarkeit der Erde nach 1. B. W. 8, 20—22. nicht aufhöre, angewendet, ein andermal aber die jährliche Erndte als frohe und lehrreiche Erinnerung an Gottes fortwährende Weltregierung nach Apg. 14, 17. betrachtet. Bußtage werden benutzt, um gegen Fehler der Besseren, die „schon die erste Buße gethan haben,“ 1. B. gegen allzu große Empfindlichkeit nach Ephes. 4, 2. zu warnen, auch um Erinnerungen nach Ephes. 4, 17—21. darüber zu geben, daß richtigere Erkenntniß (Aufklärung) nicht immer bessere Gesinnung erzeuge. Eine Weihnachtsgabe wird der frohe Gedanke: daß die christl. Religion noch dieselbe ist, die sie im Anfang war! und die Erinnerung: wie fromme Eltern den von der Vorwelt empfangenen Segen des Christenthums auf ihre Kinder bringen! Für Bapdes wird der vorgeschriebene Text Luk. 2, 1—14. benutzt. Da dieser vornehmlich auf Jesus, als Heiland der Welt, deutet, so hätte vielleicht, außer den S. 86—87 geltend gemachten Glaubenslehren und Lebenspflichten der allgemeinen Religion, auch noch die historisch: ethisch: thümliche Darstellung religiöser Hauptideen, wie sie Jesus und die Apostel hervorhoben, Auszeichnung verdient (1. B. Gott ist ein Geist, und daher geistige Gottesverehrung die einzig wahre! Gott ist Vater, und also nicht ewillkürlicher Gesetzgeber und Richter! Gott ist heilig und

der Mensch soll heilig werden, nicht bloß stückweise einiger Laster sich entwohnen u. dgl.). Besonders rührend ist über Matth. 23, 34—39. die practische Darstellung: wie Jesus warnte! und über Luk. 22, 33. 34. der höchste Grad der Menschen Liebe. „Da ist kein Wort der Klage und des Unmuths. Auch in der Mitte zwischen Verbrechern, auch diesen von den Richtern gleich geachtet und mit ihnen zu einem gleichen Tode verdammt, hängt er an seinem Kreuze, ein unschuldiger, wahrer, freundlicher Gott; Mensch, und zeigt eine Fassung, eine Würde, eine Menschenfreundlichkeit, Ergebung, die selbst das Herz des heidn. Hauptmanns, der die grausame Handlung zu regieren befehligt war, mit tiefer Nahrung erfüllt. Wenn man die einzelnen Züge von Seelensgröße, welche Jesus in den letzten Stunden seines Lebens vorzüglich in seinen ausgesprochenen Worten äußerte, unter einander vergleicht, so weiß ich nicht, ob nicht unter allen ein Wort das größte und bewundernswürdigste ist, das Wort, in welchem er seine Gegner entschuldigt und für sie betet. Zwar ist auch jener Ausspruch: Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist! ein rührender Beweis seines unveränderten Vertrauens auf Gott und seines festen Glaubens an Unsterblichkeit. Aber wenn er diese Gesinnung mit jedem gläubig Sterbenden gemein hat, so ist jenes Wort das schöne Erzeugniß einer seltenen Vereinigung des heiligsten Verstandes, des menschenfreundlichsten Herzens, der ruhigsten Besonnenheit im Augenblick eines gewaltigen Todes. Es ist das seltene, höchste, was ein Mensch gegen Mitmenschen empfinden, denken und aussprechen kann! . . . Sequäls, gemüthhandelt sehen wir ihn noch mit ruhiger Besonnenheit überlegen, wie viel Antheil das Herz dieser Noth — welche, als Befehlzte, ihr grausames Handwerk so mit Kälte, wie ein anderes Geschäft, verrichteten — an seiner Kreuzigung haben möge? Und endlich hören wir ihn seine innige Theilnahme an ihnen betend aussprechen: Vater, vergib ihnen; sie wissen nicht, was sie thun.“ — So, muß Rec. hier ausrufen, in solchen Betrachtungen wird Jesus verherrlicht! Würdte man nur ihn und sein Christenthum, wie sie sind, tief genug studieren. Wie bald würden unsre Prediger, auch populär, darthun können, daß (nicht ein auf Unglaublichkeiten mühsam gestütztes, schwankendes Glauben, aber desto gewisser) ein Menschen beobachtens des Eindringen in Jesu Charakter und Geist den „Gottmenschen“ verehren lehre, und seine Gottesreligion, als das einzig Wahre, beweise, wie er sie selbst nicht in kalten Lehrsätzen und einzeln gleichsam zugezählten Beispielen, sondern als eine in jedem

Augenblick wunderbar hervorbrechende Gesinnung und Fülle der Seele factisch erwies. Hier war die Möglichkeit durch die vergegenwärtigte Wirklichkeit, hier wurde der göttliche Zweck der einzelnen Handlungen durch das „Wunder im Ganzen,“ durch das Daseyn eines wirklich göttlichen Menschen, demonstrirt. Und auf dieses Ziel hin führen auch diese acht christliche Erbauungsreden, reell und ohne darüber Worte zu machen. — Rec. will nur noch darauf hindeuten, wie das „Fest der Nächste zu Gott“ zur Betrachtung des „Einflusses, welchen wir, wenn wir zu Gott zurückgekehrt sind, auf die Erde behalten,“ und wie Joh. 3, 16—21. benützt ist, um die Güte [Gütigkeit] der menschlichen Natur in der Scham und der Furchtsamkeit des Lasters nachzuweisen. Eine zweyte Rede am Reformationstage, welche zugleich zur Einführung eines Predigers in der Kirche eines Ruch- und Waisenhauses bestimmt war, ergreift diesen Anlaß zu practischen Erinnerungen über das Factum: daß die Protestanten den Streit zwischen Staat und Kirche gehoben und beyde Arten von Fürsorge, die Sorge für bürgerl. Ordnung und Wohlfahrt und die Sorge für Erziehung und Erbauung in Eine Hand, in die geheiligte Hand des Regenten gelegt haben, welcher (nach dem Bilde der im Christenthum als Vater dargestellten Gottheit) Vater seines Volks seyn soll.

Auch die vorangestellte Abhandlung ist ein Muster der Überzeugungskraft durch kluge Auswahl der Gründe und durch eine der Sache selbst nichts vergebende Schonung der Personen. Man fühlt allerdings in unsern Zeiten den Schaden Josephs auf gar mancherley Weise. Natürlich greift man nach Gegenmitteln, aber meist nur nach äußerlichen, nach unwesentlichen. Davon spricht man nicht gerne, wo der Schaden der Irreligiosität eigentlich entspringt, indem Religion nur etw. zu andern irdischen Wünschen brauchbares Mittel, nicht mehr der erste und letzte Zweck der Menschheit seyn soll. Und doch ist sie nicht, wenn sie nicht dies ist! Mancher wohl wünscht, daß alle Welt um ihn her religiös und, wie er dieses sich als Synonym denkt, abergläubig oder dumm genug wäre, um nur ihm, der sich einzig das Vorrecht, irreligiös zu seyn, vorbehalten hielte, in aller Einfachheit zum Werkzeug zu dienen. Selbst die Leitung des bürgerlichen Lebens achtet die Pflicht, die Ausübung der moralischen Religiosität möglicher zu machen, allzu oft nicht mehr als Hauptzweck aller ihrer äußeren Verfügungen. Unter andern Nothhülfsen nun, statt des vernachlässigten alten Zwecks der Religiosität, ist man sogar auf den Gedanken gefallen, daß die Wirksamkeit der Geistlichen für Religiosität, bey den Protestanten, neue Kraft erhalten möchte.

wenn sie als Priester angesehen werden müßten. Der Verf. zeigt dagegen ganz einfach, was die Priester in der Mosaischen Theokratie waren — Schlächter der Opfer, welche der Hebräer (nicht für Sünden, sondern) für Vergehungen gegen die äußeren Gesetze der Theokratie zur Buße sich selbst auflegen mußte. (Daß eben diese Priester auch für Gesundheitspolizey gebraucht wurden, der Hohenpriester aber, wenn ein neues Gesetz gegeben werden sollte, darüber sich eine göttliche Erleuchtung zu erbitten hatte, übergeht der Verf.; wahrscheinlich, um nicht zu zerstreuen. Dazu, daß die Geistlichkeit zu Asorien „verwendet und verbraucht“ werden sollen, ist man ohnehin nur allzu leicht geneigt!) — Die nachstfolgende Frage des Verf. entscheidet sich selbst, und den ganzen Vorschlag. Er führt alles auf den Gedanken zurück: „War Jesus? waren die Apostel Priester? wollten sie es seyn?“ Vielmehr sprach das Christenthum, und gerade durch Petrus, 1. Br. 2, 5. 9.; das große, vor Priesterbetrug als kein sicherstellende, Wort: Ihr alle seyd Priester! Opfert selbst eure Gebete. Auch solltet ihr alles, was in euch dem an sich erkennbaren Willen Gottes widerstrebt, der Gottheit zum Opfer machen oder aufopfern. Röm. 12, 1. Aber als Gotteskinder, als Verehrer Gottes im Geiste, bedürftet ihr keiner Mittelspersonen und Dolmetscher zwischen euch und Ihm! Christen sollte das Unheil nicht mehr treffen, daß diese, nach der Erfahrung aller Zeiten und Völker, so leicht ins Zweideutige ausarten. Alle Christen sind nach dem N. T. Priester und Opfer zugleich; beides also bildlich. So war Jesus Opfer und Priester und Hohenpriester. Er war es stellvertretend, nicht so, daß er in irgend einem eigentlichen Sinn Opfer und Priester zugleich seyn konnte, aber so, daß er ihre Stelle ausfüllte, d. h. sie selbst — aber auf eigene Art — ganz überflüssig machte. Die Apostel endlich stellten auch sich nie als Opferer für andere Christen auf. Der Verf. läßt noch zu, daß Röm. 15, 15. 16. Paulus von sich sage: er opfere das Evangelium, damit die Heidenvölker eine Gott angenehme Opfergabe, προσφορά, würden. Streng genommen beschreibt sich P. als einen, welcher anstatt des Tempeldienstes nur im Dienste Jesu des Messias ein Kultusdiener (Λειτουργός) seyn wolle, welcher die frohe Botschaft vom Messias reich als eine Gott geweihte heilige Sache handle, λειτουργῶν τὸ εὐαγγέλιον, um dadurch Geister, nicht Körper, zu Opfergaben für die Gottheit lehrend zuzubereiten. Dies ist es denn auch, was allein das Christenthum wirksam machen kann; überzeugende und zu Entschlüssen belebende Belehrung! Beides zusammen ist Erbauung; diese

aber ohne fortdauernd angemessenen Unterricht unmöglich und am wenigsten durchervielfältigung der Ritualien und des Priesterpomps erreichbar. Phantasmen, welche vielmehr nur unsre Kirchen von Hören, und die Herzen von geistigen Entschlüssen noch leerer machen würden.

„Seitdem unter dem K. Konstantin die christl. Religion eine beschützte, und in der Folge, die einzige, Staatsreligion geworden war; seitdem die heidnischen Tempel, in welchen auch Opferraltäre waren, in christl. Kirchen verwandelt wurden; seitdem man die einfache christl. Gottesverehrung mehr nach dem ehemaligen Gottesdienst im jüdischen Tempel einzurichten, als die Aehnlichkeit [mit den alten Prophetenschulen und mit] der Synagoge, in welcher nicht geopfert wurde und aus welcher unsere [nur zu sehr auf den Prediger allein beschränkte] Andacht hervorgegangen ist, beizubehalten suchte; seitdem man die Lehrer und Vorsteher der Kirche als einen besondern, von dem Volke, den Layen, verschiedenen Stand betrachtete und auf ihn Gesetze anwendete, welche Mose für jüdische Priester aus dem Stamm Levi gegeben hatte; endlich, seitdem man die Gedächtnißfeier des Todes Jesu [von den gesellschaftlich wirksamen, heiligen Abendmahlen der christlichen Liebe getrennt] in die Tempel und an die Opferraltäre verlegt hatte, und diese Handlung [nicht als ein tischgenossenschaftliches Zusammenseyn mit Jesus, sondern] als eine Wiederholung seines Todes und Opfers ansah [welches doch nur einmal und für immer die Aufopferung seines Leibes und Lebens durch seinen ewigen Geist, nach Hebr. 9. 14., seyn sollte], seitdem — wurden die Geistlichen, welche am Altare den Tod Jesu feierten, als wirkliche Opferer und Messpriester betrachtet.“ S. XVII.

Dagegen „sind [und sollen seyn] unsere protestantischen Prediger, wie Jesus und die Apostel, Verkündiger des Evangeliums, prophetische Eiferer für Sittlichkeit und Recht [immer neu auftretende Beförderer der Andacht], Belehrer der Unwissenden, Bestrafer der Verkehrten, Tröster der Traurigen. Sie vereinigen in sich das Amt der deutlichen Belehrung, der kräftigen Ermahnung, des himmlischen Trostes“ (S. XXVIII). Und „dieses Amt, mit Gewissenhaftigkeit und Würde [mit herzrührender, Sympathie erregender, aber nicht mechanischer Feierlichkeit] verwaltet, sollte dies und nicht die wahre bleibende Achtung Aller sichern, welche wissen, wie wichtig es ist, daß der Glaube und die Gesinnung des Christenthums [aber vorzüglich des Urchristenthums] unter uns erhalten und belebt werde.“ S. XXX.

H. E. G. Paulus.

Jahrbücher der Litteratur.

De Homine Dei Sibi Conscio. Scripsit Lud. Fr. Otto Baumgarten - Crusius. Script. Baccal. et Philos. Dr., Theol. ap. Jenenses Prof. P. extraord. Jenae. Akadem. Buchhandl. 1813. 60 S. in 8.

Noch ist es offenbar sehr nöthig, daß auch bey denen, welche denken können und andern vorzubedenken die Pflicht haben, das Denken über die Gottheit, ihr Seyn und ihr Daseyn für uns, reiner und klarer werde. Auch die Denker selbst haben sich immer noch sehr dunkel ausgesprochen. Ueber die, welche darüber am meisten zu sprechen wissen, oder zu wissen scheinen wollen, möchte man ohnehin, nach Simonides, vermuthen, daß sie wohl am wenigsten wissen können. Der Erfolg ist seit einiger Zeit, und muß dieser seyn, daß gar Vieles, mit Anstrengung und in einem exaltirten Tone, von Religion gesprochen, wenig aber im innersten Sinn geglaubt wird, weil von all dem Gesprochenen wenig gefaßt, bedacht, geprüft, und darum auch geglaubt (mit Vertrauen und Zuversicht als gewiß geachtet) werden kann.

Schade, daß dergleichen noch dunkle Untersuchungen zur kurzen Mittheilung in Lateinischer Sprache höchst selten ein glücklich gewählter Gegenstand seyn können. Auch der Verf., welcher hier in einer academischen Probefchrift, theils seine Ansicht, warum der denkende Mensch Gott glaube, darzulegen, theils die Blicke mehrerer Philosophen in diese ächte Mysterien der Vernunft und des Glaubens beschreiben will, würde wahrscheinlich noch mehr für die Sache selbst geleistet haben, und gewiß auf die Ueberzeugung Anderer mehr wirken, wenn er diese Materie für eine Deutsche Schrift sich vorbehalten hätte. Nicht selten spricht man sich in der Sprache, mit welcher selbst Cicero, wenn er den Griechen nachphilosophiren wollte, noch so sehr zu ringen hatte, nicht bloß uns

deutlicher, sondern auch vieldeutiger und unbestimmter aus, als man es sich je im Deutschen Vortrag erlauben würde. Die erste Zeile des Verf. betrifft eine allgemeine Sinnerklärung des Hauptworts seiner ganzen Gedankendreihe, des Worts: Gott! Er schreibt: *Esse Deum, id est, quod majus sit rebus mundi et quo res contineantur, sentiunt omnes.* Im Deutschen würde er sich gewiß nicht damit befriedigt haben, zu schreiben: „Daß Gott sey, das heißt, daß ein Größeres sey, als die weltlichen Dinge, ein Etwas, wodurch die Dinge zusammengehalten werden, glaubt jedermann.“ Kommt das, was im Glauben oder Achten Aller über Gott als das Generische abstrahirt werden kann, gerade auf ein solches majus und das so vieldeutige *eo contineri* zurück? — Uebrigens sucht der Verf. über die schwere Materie überall in ächt Lateinischem Ton sich auszudrücken, und selbst die Kunstwörter meist in Latein. Umschreibungen aufzulösen, wobey jedoch oft eine Griechische oder Deutsche Parenthese zur Deutlichkeit nachhilft. Bedäuflich bemerkt Rec, daß jener eigenthümliche Gebrauch des Subjunctivs nach *qui* bisweilen allzu vervielfältigt erscheint, da er doch nie, wenn das Verbum etwas bestimmt anzeigt (entschieden indicativ ist), statt findet. 3. B. S. 5 *Serius factum est . . ut ederentur, quae de naturali hominis conscientia, Dei notitiae sede et principio, disposuissimus; wa-* weil der Sinn durchaus indicativ bleibt, *disposueramus* bleiben müßte: „was wir . . entworfen hatten.“ Ebend. *Consequamus, de homine, Dei sibi natura conscio, nondum profligatam esse quaestionem, sed, quod eam potissimum nostra aetas instituerit, factum esse Kantiana disciplina.* Der Sinn ist: . . Sed, ut nostra potissimum aetate institueretur, factum esse K. disc.

Der Verf. zeigt so viel forschendes Studium alter, auch neuplatonischer und neuer Religionsphilosopheme, daß schon eine klare, aus den Originalen belegte, historische Ausführung des Sinns der einzelnen Ansichten über die obige Materie in einer Deutschen, minder beschränkten Schrift, ein wahres Verdienst seyn wird. Der ihm selbst mehr eigenen Entwickelung aber: in welchem Sinn der Mensch sich der Gottheit ver-

Natur bewußt sey? wünscht Rec. noch mehr die vollere Klarheit; da der Verf. in Unterscheidung dessen, was in dieser Hinsicht in dem Bewußtseyn des nach Selbstkenntniß strebenden Menschengeistes vorgehe, schon jetzt vielen Scharfsinn beweist.

Die Hauptgedanken sind folgende. Jeder möge mit den Alten in sich unterscheiden dreyerley Stufen des Selbstbewußtseyns: 1. *συναίσθησις* (Selbstgefühl) Bewußtseyn des Daseyns und der gegenwärtigen Beschaffenheit, 2. *συντηρησις*, das Zusammenfassen des Vergangenen und Gegenwärtigen in Einem „Selbstbewußtseyn.“ 3. *συνειδήσις*, das aus jenem Selbstbewußtseyn folgende Bewußtseyn dessen, was man vermag und was man wollen könne und solle [theoretische und praktische Selbstkenntniß?]. Daraus, fährt der Verf. fort, entstehen die Grundsätze über das, was wir in unserm Verhältniß zum Ganzen wollen können und sollen, zusammengefaßt in eine allgemeine Gesinnung oder Gewissen, *το κοινόν*. Nach diesen drey Stufen ist es allerdings Bewußtseyn: 1. daß wir etwas sind, 2. daß wir ein Eines sind, daß alles, was wir sind, in Ein und dasselbe Selbstbewußtseyn zusammenfaßt, und aus Einem Kraftwesen alle unsere Kräfte und Wirkungen hervorgehen], 3. daß wir nicht für uns allein sind, sondern dem Ganzen, was ist, (als mitwirkender Theil) angehören. — Hierzu aber setzt nun ferner 3. 10 ebenfalls als natürliches Selbstbewußtseyn: „daß wir eine gewisse Ordnung, ein Gesetz [eine Einheit in Wollen und Handeln] in unser Leben bringen sollen, und daß wir 5. daher Ordnung und Gesetz auch im Ganzen der Dinge als gewiß annehmen.“

Was die drey ersten Punkte enthalten, ist unstreitig Thatsache und Datum des natürlichen Selbstbewußtseyns. Sie sind unmittelbar durch Bewußtseyn, ohne Schlüsse, gegeben. Daß man aber, genau sprechend, auch den vierten und fünften Punkt unmittelbar durch Bewußtseyn beschreiben könne, kann Rec. nicht richtig finden. Dessen, was in meiner Natur ist, kann ich ohne weiteres mir bewußt seyn. Das, was erst seyn und werden soll, folgere ich; und dann werde ich freylich mir auch der Folgerung, die auf mein natürliches Bewußtseyn ge-

heit seyn muß, bewußt, aber als eines Etwas, das werden soll, das also noch nicht in meiner Natur ist, dessen ich mir also auch nicht als meines Selbst, oder als meiner ursprünglichen Natur, bewußt seyn kann. Es ist erst Folgerung aus unserer Selbsterkenntniß, daß wir unser ganzes Leben einer gewissen Ordnung unterwerfen sollen. Erst daraus, daß ich meiner Kräfte mir bewußt bin, kann ich schließen, daß ihre Mannichfaltigkeit durch eine gewisse Ordnung regulirt werden müsse, wenn sie zusammen wirken sollen. Selbst das, aber schliesse ich dann noch nicht nothwendig, ob diese Ordnung Wohlfinden meines Selbst? Wohl des Ganzen? oder Vollkommenheit an sich? zum Gesetz haben solle. — Es ist alsdann erst weitere Folgerung, daß, wenn diese Ordnung im Leben des Einzelnen eine feste und durchgängig ausführbare seyn soll, sie die nämliche Ordnung seyn müsse, wie auch im Ganzen — ohne je sich selbst zu zerstören — seyn kann. Und weil drittens dann das Böse jederzeit, wenn es fortdauert, sich selbst zerstören muß, so ist es abermals Folgerung, daß in dem Ganzen nicht eine bössartige Weltordnung seyn könne, sondern eine göttliche Weltordnung seyn müsse, das heiße, daß für alles, was ist, nur das an sich Gute das erhaltende Princip sey, weil das an sich Böse ein zerstörendes Princip wäre. Soweit aber Rec. einsieht, kann, sind alle diese Einsichten zwar — Schlüsse, Folgerungen — aus dem, dessen sich der Mensch als seiner Natur natürlich und ante omnia reliqua bewußt ist; selbst das unmittelbare Bewußtseyn aber können sie nicht seyn. Man wird sich freylich auch dieser Schlüsse bewußt, aber als ihm vorgebrachter, aus dem Bewußtseyn deducirter und dadurch in ins Bewußtseyn gebrachter Gedanken. Vergleichen später erzeugte Ingredienzien des Bewußtseyns aber können doch nicht Data, Angaben, des Bewußtseyns selbst — ohne Vermittelung dessen, was in der Natur der Sache außerst. verschwiegen ist — genannt werden.

Die Data des ursprünglichen Bewußtseyns sind allerdings die Basis aller Wahrheit für den Menschen — wenn er bloß so, wie sie da sind, auffaßt. Aber sobald er folgert, kann er mannichfach irren. Schlüsse sind nicht an

mittelbar gewiß. Es kann deswegen auch nichts nützen, wenn man Schlußse (über die göttl. Weltordnung) als Inhalt des unmittelbaren Bewußtseyns angibt, in der guten Absicht, um sie dadurch desto geltender zu machen. Auch der nichtphilosophirende Selbstbewußte bemerkt doch, durch das unkünstliche Beobachten seines Selbst, daß er sich nicht Gottes bewußt sey in derjenigen Art, wie er sich seiner eigenen Kräfte, seines Denkens, Wollens und dgl. bewußt ist. Er ist sich nur eines Schlusses, welcher zu Gott hinleitet, bewußt. Von diesem Bewußtwerden eines Schlusses, den er aus dem ursprünglichen Bewußtseyn zieht, und mit Selbstbewußtseyn sich bildet, kann er aber denn doch sich nicht einreden lassen, daß es nicht erst werde, sondern daß er sich dadurch „unmittelbar“ Gottes bewußt sey. Will man ihm aber Gott geben, wo und wie er ihn nicht in sich finden kann, und fühlt er, daß man ihm denselben durch ein gewisses Wortdunkel nur auf unbedingten versuche, so ist gar zu leicht die Wirkung der bessern Absicht hier ganz die entgegengesetzte. Er glaube nur um so weniger. Die psychologische Beobachtung tritt ein: *Quod mihi sic offertur, incredulus odi.*

Mit Vergnügen und Theilnahme würde es Rec. auch sehr zu überzeugung aneignen, wenn der Verf. in der Folge auch nur dies darthun könnte, daß, wenn der Mensch gleich sich nicht unmittelbar einer Gottesordnung in der Welt bewußt seyn könne, vielmehr sie nur erschleße, doch überhaupt kein Selbstbewußtseyn, ohne Voraussetzung der Gottheit, möglich sey. „*Ut omnis vita eo continetur, quod scimus, toti nos genitos mundo esse, eique ad legem ordinemque composito, religione omnis illa (vita) nititur. Et sumus nobis Dei conscii, quos, esse Deum, natura nostra edoceat et ante reliqua omnia.*“ S. 11. Aber auch eine solche unmittelbar nothwendige (sich der Einsicht aufschließende) Verbindung zwischen dem Selbstbewußtseyn und der Zuversicht, daß eine göttliche Weltordnung und somit eine Gottheit sey, findet Rec. nicht, ohne logikalische Exbreption, nachzuweisen, wenn gleich der wohlwollende Zweck, womit man sich dieser menschenfreundlichen Selbsttäuschung überlassen kann, ihm unverkennbar und sehr respectabel ist.

Der Verf. selbst scheint hier und da in etwas geföhlt zu haben, daß das Denken einer allgemeinen Gottesordnung nicht ein Theil des ursprünglichen Selbstbewußtseyns, sondern nur eine zum Bewußtseyn kommende Folgerung sey. S. 10 sagt er: Sed explicanda est vox illa naturalis conscientiae. Et ut summam rem (oder rei?) praecipiamus, jubemur primum esse aliquid, deinde unum esse aliquod, tum non esse nostri, sed universi mundi, denique ad legem certam nos componere et in vitam ordinem inferre. Irtt sich Rec. nicht sehr, so paßt das jubemur nur auf den letzten Satz. Wenn wir erst unserer selbst uns bewußt worden sind, alsdann jubemur, alsdann entstehe daraus die practische Folgerung, welche uns auffordert: in vitam inferre ordinem. Niemand aber wird im eigentlichen Sinn sagen können: durch Selbstbewußtseyn jubemur aliquid esse etc. vielmehr: intima nostri conscientia naturalis est, nos esse aliquid et unum esse, nec nostri (tantum) esse, sed universi mundi. Diese drei Punkte werden uns nicht erst aufgegeben als eine Forderung, sondern sind gegeben, indem wir dessen, was wir sind, uns bewußt werden. Wir werden uns ihrer bewußt, weil sie sind. Hingegen das Uebrige, das inferre ordinem in vitam et in rerum universitatem, soll erst werden, und dann, wenn es in unsern Gedanken als jussum naturae (das heißt immer: als Folgerung aus der erkannten Natur unsers Selbst) geworden ist, finden wir es — aber als Product unsers Nachdenkens, nicht als Datum des Selbstbewußtseyns — in uns und uns angemessen.

Auch aus dem Gegensatz, in sofern in so vielen Menschen ein anderes jubemur zuerst entsteht, läßt sich diese Unternehmung aufklären. Aus Selbstsucht entsteht, wie auch der Verf. S. 10 darauf deutet [nur so, daß wir sie nicht sui studium, quod singulis omnibus innatum est, nennen, und dadurch mit der Selbstliebe verwechseln wollen] alles Böse, omnis hominum perversitas. Aber wie? Bei dieser Sucht (Stechheit des Gemüths) ist man sich zwar auch sehr wohl bewußt, daß wir nicht unser allein, sondern Theile der Welt sind; aber eben daraus zieht sie die Folgerung

(das jubemur): daß der Kluge zwar eine Ordnung in sein Leben zu bringen Grund habe, aber eine solche, welche die mit dem Individuum näher verbundenen Theile der Welt ihm und seinem Eigennutz unterwerfe; das heißt, die Selbstsucht in ihm schließt, daß er seine Ordnung zur Ordnung wenigstens desjenigen Theils der Welt mache, der auf ihn wirkt, und auf den er zu wirken vermag. Bey dieser Art zu schließen, die der Selbstsucht eigen ist, kann man gewiß nicht sagen, daß dem Selbstsuchtigen das Selbstbewußtseyn (nach den drey ersten Puncten) abgehe. Er hat es; aber er zieht andre Folgerungen daraus. Auch der Gegensatz also zeigt, daß der vierte und fünfte Punct nur Folgen, nicht selbstständige Theile der naturalis conscientiae sui sind.

Anstatt der Einsicht: non esse nos nostri, sed universi mundi, setzt S. 11 als gleichbedeutend: scimus, toti (!) nos mundo genitos esse. Aber auch dies liegt nicht im Selbstbewußtseyn, daß der Einzelne für das Ganze geboren sey. Läge dies darin, so wäre allerdings die Pflicht, dem Ganzen zu leben, Selbstbewußtseyn, und es wäre Selbstsucht nicht einmal möglich. Allein das natürliche Bewußtseyn an sich läßt uns nur sehen, daß wir in der Welt, Theile der Welt sind, nicht für uns allein seyn können. Ob die Welt uns, oder wir ihr, oder beyde einer gemeinschaftlichen Ordnung, und zwar durch das an sich Gute, unterworfen seyn sollen; dies bedarf mehreres Nachdenken, und ist noch bey weitem nicht durch das bloße Selbstbewußtseyn entschieden. Richtig sagt der Verf. scimus (!) toti nos mundo genitos esse, eique ad legem ordinemque composito. Beydes ist ein scire sc. ratiocinanda, aber nicht ein conscire sibi, mere et rectè ex data nostri natura.

Jenes Nachdenkens nun wird man sich zwar auch bewußt; aber es ist eben deswegen nicht schon Bestandtheil des natürlichen Selbstbewußtseyns! Die Lösung dieses Scheins von einem ursprünglichen Bewußtseyn von Gott ergibe sich ohne Zweifel, wenn man sich selbst die Frage vorhält: Sollte nicht die ganze Behauptung, daß der Mensch sich der Gottheit bewußt sey, daher entstehen, daß man in diesem Gang des Philosophirens das, was erst als Product des Nachden-

lens auch ein Theil des Bewußtseyns wird (als Object in das Subject übergeht) für einen Theil des ursprünglichen Selbstbewußtseyns (für etwas, das im Subject immer ist) zu nehmen pflegt? Man ist sich dann doch nicht der Gottheit von Natur bewußt; nur eines Schusses, die Gottheit betreffend, ist man sich bewußt geworden. Das ursprüngliche Selbstbewußtwerden ist Erfahrung aus bloßer Beobachtung dessen, was man ist, weil man ist. Das nachfolgende Bewußtwerden aller unserer Schüsse und Heigungen ist auch Erfahrung, ist auch aus Beobachtung, aber aus Beobachtung dessen, was durch Anstrengung und Thätigkeit seines Selbst erst ein Theil des menschlichen Selbst (der Einsicht) wird, weil man seine (Denk-) Kräfte anwendet.

Aus Herder, dem tieffinnenden, wird S. 12 angeführt: Religion ist unser iäntigstes Bewußtseyn dessen, was wir als Theile der Welt sind. Auch hier aber ist ein durch Nachdenken entstehendes Bewußtseyn, nicht das ursprüngliche Bewußtseyn, welches bloß von aufmerksamer Selbstbeobachtung abhängt, zu verstehen. Wenn man erst durch ethisches Nachdenken über das, was wir im Weltganzen seyn können, und das klar machen, was wir darin seyn sollen, so entsteht (aber es entsteht erst durch Selbsthängigkeit) ein Bewußtseyn dieses Resultats, das uns erwarmt und belebt, und deswegen einem natürlichen Selbstbewußtseyn ähnlich erscheint. Wir sehen mit Freuden ein, daß auf diese Weise wir mit allem, was fortdauert (sich nicht selbst zerstört), mit allem, was in der Sinnen- und Geisteswelt wesentlich seyn und den Phänomenen zum Grunde liegen kann, in Harmonie (in Gleichheit der Ordnung) stehen können; und dann entschließen wir uns, in diese Harmonie und für immer zu versetzen. Dieses Entschließen aber ist Religion oder vielmehr: Religiosität, weil Religion immer bedeutet ein practisches Nachdenken über des Menschen Verhältniß zu dem, was in der Etenen- und Geisteswelt das Wesentliche, Bleibende, die Erscheinungen Begründende ist, Religiosität aber in der Gesinnung, nach jenem Nachdenken, und also in Einigung mit dem Unsichtbaren zu wollen, besteht. Sie mußst du lebding, wie S. 12 mit einer liebenswürdigen Wärme pflegt

wird, der ganze Natur des Menschen, und ist nicht bloß Product seines Verstandes, Inhalt seines Gedächtnisses. Aber eben deswegen ist von ihr auch der Verstand nicht ausgeschieden, nicht zurückgewiesen, wie manche in unsern Tagen gegen diesen und alle von ihm abhängige Klarheit zu eifern, gleichsam für Religionspflicht gehalten haben. Ist es doch, leider! und abermals leider! gerade der sich selbst klare Verstand, den wir gar nicht erst aus unsern wichtigsten Angelegenheiten wegwünschten, zu verschreyen und zu verbannen Ursache haben. Möchte er nur auch in diesen Zeiten in und außer der Wissenschaft sein Daseyn immer recht vorherrschend erwiesen haben! Eben dasselbe ist vielmehr auch in dieser Art von Untersuchungen, wenn nicht immer gar zu leicht, auch bey der lebhaftesten Intuition, das Linke für das Rechte, das Ende für den Anfang (quid, pro quo) genommen werden soll, so ganz unentbehrlich. Zum Beispiel! Es wird aus Herder (über Spinoza S. 157) der Ausspruch angeführt: „Ohne den Begriff Gottes keine Vernunft. . . In dem Begriff dieser ist die Demonstration Gottes gegeben, d. i. eine wesentliche Nothwendigkeit in Verknüpfung der Wahrheit.“ So dieser Seher. Aber so blühend diese Intuition erscheint, so möchte doch der simple Verstand-bescheiden dagegen auftreten und zeigen müssen, daß sie nur, wenn sie gerade umgekehrt wird, wahr ist. Vernunft ist! Dies vielmehr ist das erste. Wenn nämlich der, welcher denken will, nicht — ohne den Begriff Gottes — wirklich Vernunft wäre, das heißt, wenn nicht in ihm das Vermögen, nothwendiges zu denken, als ein wirkliches Vermögen da wäre und er davon ein ursprüngliches Selbstbewußtseyn hätte, wie wäre, oder würde, ein Begriff von Vernunft oder von nothwendiger Verknüpfung der Gedanken als Wahrheit? Gerade dadurch, daß der denkende Mensch, seinem eigenthümlichen Vermögen nach, wirklich Vernunft ist (das Nothwendige im Denken einzusehen vermag), hat er von einer solchen Nothwendigkeit einen Begriff, und erst weil er diesen Begriff (aus Selbst-erfahrung) hat, so denkt er sich auch die erhabene Möglichkeit eines Wesens, welches alles als nothwendig denkt, daher wirklich denkt, also die vollkommene Vernunft sey. Der —

durch sein Streben nach Nichts dem Enthusiasmus oft so unwillkommene — Verstand möchte also wohl auf Herders Wort antworten: Dein begeisterter Ausruf, o metaphysischer Seher! ist gerade, wenn man ihn umwendet, sehr richtig. Ohne Vernunft, als wirkliches Vermögen des Menschengesetzes, wäre für uns kein Begriff Gottes! Unser Begriff von Vernunft, weil wir ihn aus unserer Selbsterfahrung nehmen können, zeigt uns vor — die Möglichkeit der Gottheit, d. i. er gibt uns den wesentlichen Bestandtheil zu einer Idee von Gott. In diesem Begriff ist es uns gegeben, überhaupt ein das wesentlich notwendige Denkendes uns zu denken. Ohne eine Vernunft als wirklich zu kennen, vermöchten wir nie, eine vollkommene Vernunft als möglich zu denken. (— Eine Idee nämlich ist immer eine geistige Anschauung der Möglichkeit einer gewissen Vollkommenheit. Man vermag aber nichts als möglichst vollkommen zu denken, was man nicht in einem Begriff [in der Umfassung einer gewissen Wirklichkeit] ein solches Vollkommenes überhaupt, d. h. etwas zu denken gelernt hat, das man nicht durch Wirklichkeit veranlaßt worden ist, zu denken. —).

Zum Theil glaubt der Verf. in seinem Hauptgedanken mit Eudius (?) übereinzukommen, welcher, wie er angibt, zu lehren pflegte: Wir setzen im ganzen Leben etwas Nothwendiges, und, einem beharrlichen Daseyn anzugehören und dies zu glauben sey das Wesentliche des religiösen Glaubens. Dieser letztere Satz enthielt wohl einen zweifachen, daß nämlich der Menschengesetz sich selbst als beharrlich seyend denke, und dann — auch als seyend in Verbindung mit Andern beharrlichen. Wer dies glaubt, wird sich ohne Zweifel um so mehr eine Ordnung des Wollens und Handelns vorschreiben, bey welcher er beharren zu können voraus weiß. Wie aber dies gerade hin zu Gott führe, das über gesteht Rec. weiterer Erklärung zu bedürfen.

Was dem Verf. die Hauptsache ist, finden wir von ihm noch in diese Sätze zusammenfaßt: *Non data est nobis Dei aliqua notio; sola ejus notitia et rerum divinarum notio.* Bedeutet *notio* Begriff, so ist der erste Ausspruch

von selbst klar. Dagegen aber möchte Rec. sehen: data est nobis Dei idea, nach der oben erklärten Bedeutung, was er unter Idee denke. Rerum vero divinarum datur etiam notio. Wir haben (aus der Wirklichkeit) einen Begriff von Heftigkeit, von Verwundt, von Freywillen, von Macht, so daß wir diese Begriffe zu Ideen erheben = als „mit Vollkommenheit möglich“ denken, dabey aber den Anthropomorphismus vom Schematismus wohl entfernt halten können. Z. B. das vollkommene Denken würden wir nie als Idee denken, wenn wir nicht aus unserer Erfahrung wüßten und den Begriff erhielten, was Denken sey. Das Denken nach unserer Erfahrung aber ist ein allmähliges, rasonnirendes, discursives, d. i. von einem Begriff zum andern gehendes. Eine solche Weise zu denken, auf die Idee von einem möglich vollkommenen Denken übertragen, wäre anthropomorphisch. Was zur menschlichen Erscheinung, als Erscheinung, μορφη, gehört, das heißt, der unvollkommene modus des menschlichen Denkens, bleibe nur bey der Unvollkommenheit. Aber doch haben wir, selbst durch dieses unvollkommene Denken, wenigstens einen Begriff von Denken überhaupt erhalten, den der, wer es nicht als wirklich in sich erfähre, nicht haben könnte. Das Denken überhaupt wird sodann die Form (das Schema), nach der wir ein Denken ohne Allmähligkeit, ein Denken, das sich der Uebereinstimmung und Nichtübereinstimmung alles Denkbaren unmittelbar bewußt seyn möge, als Idee (als mögliche Vollkommenheit) zu denken vermögen. Wir können, weil wir vom Denken überhaupt einen Begriff, aus unserer Wirklichkeit, haben, das Was (quod) der Sache uns denken: der Vollkommene denkt (= weiß, was, als zusammengedacht, harmonirt oder sich aufhebt). Aber das quid oder quale unserer Erfahrung, unser menschliches Wie — die Allmähligkeit, die in unserm Denken ist — müssen wir davon weglassen. Wir sagen dann: der Vollkommene denkt vollkommen. Von diesem Wie (modus) des Vollkommenen Denkens haben wir keinen Begriff, weil wir es nicht in der Wirklichkeit haben. Dennoch ist die Behauptung: der Vollkommene denkt vollkommen, eine Idee, und nicht bloß etwas Negatives, weil das

Denken überhaupt als ein uns bewußtes Schema (Ausschau aus der Wirklichkeit) zum Grunde liegt und man nicht denken kann, daß das Denken überhaupt bloß in jener unvollkommenen Art wirklich werden müsse, sondern denken darf, daß es auch in einer unmittelbar allumfassenden Form wirklich seyn könne.

Der Verf. fährt fort: Novimus, quid in rerum universitate insit, majus phaenomenis hisque substructum. Dieses quid zu kennen, vermag sich Nec. nicht bezujammern. Nur ein scire, quod in rerum universitate aliquid phaenomenis substratum insit, d. i. ein Schließen, daß den Erscheinungen etwas zum Grund liege, und daß, wenn dieses Etwas ein Manches ist, es in Eines oder durch Eines zusammenstimme.

Endlich zeigt der Verf. ignoramus, quo id [quod phaenomenis substratum sit] modo ad Deum aliquem referatur et quid hic, qualisve sit. Ueber das: qualis sit, dünkt dem Nec., müsse die menschliche Unwissenheit nicht so groß seyn. Die Idee von Heiligkeit als wahrer (vollendeter) Vollkommenheit läßt sich sehr klar machen und daraus, was sonst als höchstes Ideal im Seyn zu denken sey, wohl ableiten.

Der größere, historische Theil der Abhandlung enthält viel Interessantes. Er verdient einer mit reifen Beurtheilungen begleiteten vollständigen Ausführung, und erweckt schon jetzt von den philosophischen Kenntnissen und philosophischen Geistesansagen eines seine Laufbahn beginnenden Lehrers schöne Erwartungen.

H. E. G. Paulus.

Die Psalmen. Aus dem Hebräischen neu übersezt und erläutert von Matthias Heinrich Gruhlmann, Prediger an der Lutharinenkirche in Hamburg. Hamburg 1812. bey dem Verf. und in Commission bey Fr. Perthes. XXXII und 429 S. in 8.

Immer mehr finden die Psalmen geschmackvolle Bearbeitungen. Der Verf. hat hierin viel geleistet. Ohne daß Nec. überseht, wie hie und da Manches im Einzelnen nachgesch

fert werden könnte, hat doch das Ganze einen schätzbaren Charakter. Der Verf. gibt diese lyrischen Gedichte des Hebräischen religiösen Patriotismus in angemessenen lyrischen Formen, nicht so, daß er durch jeden Psalm einen Rhythmus festhält, welches gezwungen seyn würde, aber so, daß er wechselt, wo der Ton der Verschrift ungleich ist, doch, wo dieser bleibt, auch bey dem nämlichen Sylbenmaass zu bleiben sucht. Seine Sprache bemüht sich, rein und des Inhalts würdig zu seyn. Die Einleitung enthält die nöthigen Vorkenntnisse über die Psalmsammlung mit Sinn und Klarheit. Eine kurze Aufschrift deutet auf den Inhalt jedes Psalms; alsdann folgt eine auf unverkennbar vorzügliche Sprach- und Sachkenntnisse gegründete, gedängte, meistens fließende Uebersetzung. Wenn diese sich selbst erklärt hat, so gibt ein kurzer Epilog dem Leser die Ansicht des Verf., oft mit sehr interessanten Winken.

Zum Beispiel bey dem 110. Psalm, welchen Rec. diesmal zur Probe vorlegen will, wird diese treffliche Bemerkung gemacht. „Diese kleine kräftige Ode ist nicht allein deswegen merkwürdig, weil sie Vielen und lange als eine berühmte Weissagung auf den Messias gegolten hat oder noch gilt; mit welcher Ansicht Jesus selbst einmal, Matth. 22., die jüdischen Schriftgelehrten in Verlegenheit setzte [ein Wink, welcher vermuthlich auf die in Paulus Commentar über das Neue Testament Bd. 3. zu Matth. 22., 45. ausgeführte Ansicht der Rede Jesu deutet?], sondern auch in anderer Hinsicht. Sie verläßt ganz den für die Hebräische Dichtung so charakteristischen Parallelismus, und ist darin, wie Ps. 87. eine wahre Seltenheit. Die Sprache ist so körnig und gedrungen, daß sie fast dunkel wird. Die Wendungen sind originell und kühn. Kurz, es weht ein ganz anderer Geist darin, als in den Liedern, die sich als Davidisch ansühndigen. Auch kann David nicht Verfasser dieser Ode seyn, wenn er selbst der Gegenstand davon seyn sollte; und dies ist unter allen Vermuthungen über den Inhalt dieses Stücks bey weitem die wahrscheinlichste. David hatte von den Jesuisten die Stadt Jerusalem, vor Alire die Residenz des

Königs und Priesters Reichsfedel, dessen in der Geschichte Abrahams Erwähnung geschieht, erobert, und sie sowohl zu seiner eigenen Residenz, als auch zum Heiligthum Jehovahs (zur Tempelsadt) bestimmt. Dies Ereigniß scheint die Ode zu feiern.“ [Nach Ps. 76, 3. scheint wirklich Jemsalem auch Salem genannt worden zu seyn.]

Von der Ode selbst ist dies die Uebersetzung des Vers:

Verheissener Sieg.

(Von David. Ein Psalm.)

1. „Jehova sprach zu meinem Herrn (König):
„Zu meiner Rechten bleib,
„Bis deine Feind' ich hingestreck
„Zu deiner Füße Tritt.“
2. „Von Sion reicht Jehova her
„Das Szepter deiner Macht.“
Sey mitten unter Feinden Herr!
3. „Dein Volk zieht willig mit.
„Am Tage deines Heeres Zugs
„Im heiligen Kriegerschmuck
„Wie Thau aus Morgenrothes Schoos
„Fällt dir die Jugend zu.“
4. Jehova schwur. Es reut ihn nicht:
„Sey Priester immerdar,
„Ein solcher, wie Reichsfedel.“
5. Der Herr, zur Rechten dir,
Berschmettert Kön'ge, wenn er zürnt,
6. Richt Völker vor Gericht,
Häuft Leichen, schmettert Häupter hin
Auf weitem Schlachtfeld.
7. Vom Bach am Wege trinket Er.
Drum hebt wach das Haupt.

Die Gedrängtheit des Originals war ohne Zweifel Ursache, daß einige Zeilen (z. B. Vs 1. die zwey letzten, Vs 3. „Wie Thau aus Morgenrothes Schoos“ statt: „Wie Thau vom Schoos des Morgenrothes,“ Vs 5. Kön'ge) etwas un-

deutliches oder Schroffes haben. Von vielen andern Psalmen wenigstens kommt seltener eine Ursache zu dieser Bemerkung. — Da der Psalm gewiß nicht von David seyn kann, so hätte unstreitig in der Aufschrift gesetzt werden sollen: an David. — Die Deutung des ganzen Psalms auf die Eroberung Jerusalems durch David 2. Sam. 5, 6 — 10. nimmt Hr. St. wahrscheinlich besonders aus Vs 2. „Von Zion aus werde Jehova ihn, als König, regieren lassen.“ Allein zur Eroberung Jerusalems zogen mit David nur „seine Männer,“ noch nicht das Volk. Er war damals, da seine Regierung über das Ganze der Nation kaum begonnen hatte, noch nicht so mächtig, und so gegen Völker kriegerisch, wie ihn der Ps. 110. schildert. — Vs 4. ist, dem Sinn nach, sehr glücklich ausgedrückt. David war gleichsam ein Nachfolger des Priesterkönigs Melchisedek, als Priesterkönig zu Jerusalem, wenn dies das alte Salem war. מלך bedeutet Folgesreihe, *Diadochy*. — Vs. 6. liest der Verf. wahrscheinlich נִשְׁבַּח implevit, implet, statt נִשְׁבַּח. Aber dann fehlt: was voll Zeichen gemacht werden sollte. Auch fehlt zum Folgenden das Subject. Denn Gott selbst als das Subject für Vs 7. zu denken, ist doch allzu gewagt. Von Gott selbst, wie der Verf. annimmt, zu sagen: Er, als Heerführer, zögert und ruht nicht. Er labt sich nur unterwegs mit einem frischen Trunk Wasser und geht mit erhobenem Haupte weiter — dies wäre Kühner, als je eine hebräisch, orientalische Metapher von Gott sich finden lassen möchte. Das Subject Vs 6. 7. muß der Heerführer oder das Heer Davids selbst seyn. Rec. denkt sich, nach der im Clavis über die Pss. (1791. von welchem bald eine neue Ausgabe erscheinen wird) angegebenen Beziehung auf den Messianischen Krieg 2. Sam. 10. 11. den Sinn der letzten Verse auf folgende Art:

5. Der Herr, dir zur Rechten stehend,
Hat schon zerschmettert Könige, am Tage seines
Zorns.

Die verbündeten Könige, welche Hadadefser, als seine Vasallen, den Ammonitern zur Hülfe geschickt hatte, waren von

stimmte Aufgebot der Hebräischen Nation unter Davids eigener Aufsicht schon geschlagen und zum Austritt aus der Coalition gezwungen worden. 2. Sam. 10. 15—19. Dort heißen sie ausdrücklich כָּל־הַמְּלָכִים und der Ausdruck: Die zur Rechten stehend, deutet darauf, daß David damals mit in der Schlacht war. Der Tag des Zorns ist der Schlachttag. וַיִּבֶן muß als Präteritum, dagegen וַיִּבְנֶה als Futurum oder Coniunctiv übersetzt werden.

6. Strafgericht mag halten über jene Bösler

Das Menschenreiche Heer (die Menschenmasse)! .

Schon zerschmetterte es das Haupt des Landes von Abba.

וַיִּבֶן אֵלֶּיךָ gibt das unentbehrliche Subject, von welchem die folgenden Sätze die Predicatsse seyn können. Man kann übersetzen: plenus quoad corpora. Deutlicher, wenn man אֵלֶּיךָ ausdrückt: die Fälle, die Menge von Leibern. το πλήρες σώματων. Vergl. σώματα Apol. 18, 18. Das Haupt des Landes von Abba ist der König der Ammoniter, welchen Absai schon zuerst geschlagen hatte. 2. Sam. 10, 14. וַיִּבֶן ist wieder Präteritum.

7. Es wird vom Bach am Wege trinken

Und so das Haupt hoch empor halten.

וַיִּבֶן אֵלֶּיךָ ist nun das passende Subject zu וַיִּבֶן. Das ganze Israelitische Aufgebot 2. Sam. 11, 2. wird seyn, wie jene 300 Auserlesene Gideons im V. Richt 7, 6., und וַיִּבֶן ἐπὶ τοῖς, also, indem es so ist, das Haupt hoch halten, nicht trüg und muthlos die Belagerung von Abba unternehmen, — — Erst da die Eroberung entschieden war, ging David selbst noch vor Abba. 2. Sam. 12, 26—28.

J. E. S. Paulus.

Jahrbücher der Litteratur.

Deutsches Museum herausgegeben von Friedrich Schlegel. Bd.
I. II. III. Wien in der Camesanischen Buchhandlung 1812.
1813. 541. 553. 553 S. gr. 8.

Wenn auch in dieser Monatsschrift, indem deren Erscheinung an eine bestimmte Zeit gebunden ist, nicht alle Abhandlungen von gleichem Werthe sind, und also ohne Zweifel manche am wenigsten den Herausgeber befriedigt haben können, so ist doch schon in den vorliegenden drey Bänden eine Sammlung von so schönen Arbeiten enthalten, daß wir gewiß die Wünsche aller derer, welche es mit Deutscher Wissenschaft und Kunst redlich meinen, aussprechen, wenn wir dieser Zeitschrift eine lange ungestörte Dauer und dem Herausgeber alle erwünschte Aufmunterung und jede Unterstützung von Seiten der Leser und Mitarbeiter wünschen. Dem schönen Ziel, welches die Ankündigung und Vorrede dem Unternehmen stecken, nähern sich die meisten Abhandlungen mehr oder weniger. Wir verweisen nur bey einigen Abhandlungen, welche uns am meisten angezogen.

Ungemein erfreulich waren dem Recensenten die Proben aus einer noch ungedruckten historischen Untersuchung über das Lied der Nibelungen von A. W. Schlegel (Th. I. S. 9—16 und S. 505—536. Th. II. S. 1—23), sowohl wegen des Inhaltes als der Einkleidung. Die letztere ist durch Einfachheit und würdevolle Ruhe ein wahres Muster für jeden Berufsch ein vernachlässigtes Nationalmonument wieder zur allgemeinen Achtung und Anerkennung zu bringen. Der Verf. entfernt, durch den Prunk gesuchter Citate die Bewunderung des unkundigen Lesers erzwingen zu wollen, gibt nur, was zur Sache gehört, und wenn eben deswegen der Lage in dieser Litteratur zwar wenig Aufforderung findet, über die Versehenheit des Verf. in allerley Schriften zu ersinnen, so wird

er um desto mehr für die Sache gewonnen. Der kundige Leser weiß, daß mehr dazu gehört, überflüssiges zu unterdrücken als zu sammeln. Wir heben einzelnes aus. Der Vorschlag des Verf., „das Lied der Nibelungen zu einem Hauptbuche der Erziehung zu machen,“ würde weniger Widerspruch finden, wenn er etwas vorsichtiger ausgedrückt wäre. Denn es wird unserer Generation unmöglich bleiben, sich daran zu gewöhnen, daß ein Geisterwerk, welches nicht auf dem klassischen Boden von Griechenland und Italien hervorgebracht worden, auf die Richtung des jugendl. Geistes einen überwiegenden Einfluß gewinnen dürfe, zumal, da noch immer sehr viel fehlt, um alle Stimmsfähiger in unserer Literatur zur Anerkennung des Werthes dieses alten National- Monuments zu bewegen. Wenn auch einmal der hohe poetische Werth des Gedichts allgemein anerkannt seyn wird, so bleiben noch immer manche Einwendungen, einmal, daß manches sich darin findet, was mit unseren Begriffen und Gefühlen von Einnlichkeit und Schicklichkeit in einem zu schreyenden Widerspruch steht (z. B. die zehnte Aventure nach der Ausgabe von v. d. Hagen), dann, daß die handelnden Personen uns historisch viel fremder sind, viel weniger Beziehungen zu uns haben und haben können, als die Helden des Homer und Virgil. Was die erste Einwendung betrifft, so läßt sich diese freylich leicht heben. Denn wir wissen wohl, daß nichts mehr die Lüsternheit erweckt, als was mit Aengstlichkeit als verbotene Frucht verborgen wird, und daß ein verständiger und gebildeter Lehrer jeden Nachtheil, der aus der Bekanntschaft mit solchen Scenen entstehen könnte, leicht verhüten wird. In der Zeit, wo Wolfram von Eschilbach, der Lanzeuser und andre Sänger die verborgensten Freuden des Minnespiels unverhohlen beschreiben, herrschte mehr wahre Ehrbarkeit und Zucht, als in unserer Zeit, wo schon ein zweydeutiger Ausdruck die Wangen der Jugend röthet. Dann ist auch klar, daß Schilderungen, wie in der zehnten Aventure der Nibelungen, wenn sie, wie dort geschehen, das Gepräge der Naivität und Unbefangenheit tragen, unendlich weniger schaden, als moderne Lüsternheit. Die zweyte Einwendung macht dagegen ein Gebrechen in der Bildung unsrer Jugend sichtbar, dessen Entfernung jeder sich aneignen lassen muß, der es mit seinem Vaterlande und

Wolle gut meint, nämlich die Vernachlässigung der Geschichte unsrer Nation. Wir verlangen nicht, daß unsrer Jugend die Geschichte der alten Völker fremd bleibe, aber unsre alten Nationalhelden müssen in ihre Rechte eingesetzt und unsrer Jugend die Heldenzeit ihres Volkes so wichtig werden, als der Griechischen Jugend die Heldenzeit der Hellenen war. Warum sollten unser Siegfried nicht neben Achilles, Günther, Gernot und Hefelher neben Agamemnon und Menelaus, Volker der Hildeler neben Nestor, Markgraf Rüdiger neben Hector, Eckel neben Priamus und Thriemhilde und Brunchilde neben Helena und Andromache u. s. w. sich stellen dürfen? Aber freylich muß die alte Geschichte der Deutschen Völker und überhaupt die ganze Deutsche Geschichte noch ganz anders behandelt werden, als sie bisher behandelt worden, sie muß erst recht eigentlich Nationalgeschichte werden, nicht mehr allein oder zum größern Theil Reichsgeschichte, was sie noch in allen bisherigen größern und kleinern Bearbeitungen mehr oder weniger war, Als Nationalgeschichte behandelt wird sie trefflich dazu dienen, in unsrer Jugend einen edlen Nationalstolz zu erwecken und zu befestigen, auf dessen Erweckung unsre Jugendbildung bisher wenig Bedacht nahm, indem sie sich begnügte, den Sinn der Jugend für das Edle und Große bloß durch Beispiele aus Griechenland und Rom zu erwärmen. Gewiß ist der Eifer, mit welchem jetzt unter uns die Denkmäler der alten Deutschen Poesie aufgesucht und erläutert werden, ein sehr wichtiger Schritt zu einer solchen Deutschen Nationalgeschichte, und wir wünschen daher, auch in dieser Hinsicht nichts sehnlicher, als daß der Verf. dieses trefflichen Aufsatzes recht bald die Nibelungen so sorgfältig historisch und litterarisch erläutert, als diese Proben hoffen lassen, herausgeben möge.

Einen sehr bedeutenden Theil dieser Aufsätze machen die Untersuchungen über das Alter und den Verfasser des Nibelungenliedes aus. Herr G. stellt das Alter des Gedichts also fest: „Es kann nicht früher als in den letzten Jahren des zwölften, nicht später als etwa in den ersten zehn Jahren des dreyzehnten Jahrhunderts abgefaßt seyn.“ Um diese Behauptung zu begründen macht der Verf. zuerst auf die Vollkommenheit des Versbaues und der Sprache aufmerksam. Weil

aber jene Kennzeichen doch nur eine ungefähre Schätzung des Zeitalters begründen können, so wird bemerkt, daß in den Nibelungen die erste Urkunde des Ruhms von Wien, als Hauptstadt von Oesterreich, „dieser seitdem so hoch verherrlichten Kaiserstadt“ niedergelegt ist, und Wien erst gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts Hauptstadt von Oesterreich wurde. Ferner wird angeführt, daß alle bekannten Handschriften des Gedichtes nicht später als das Ende des dreizehnten Jahrhunderts sind. Endlich aber, was die Zeitgränze dann vollends bestimmen soll, wird sowohl in mehreren Stellen des Titmel, als vornehmlich in einer Stelle des Parzifal nachgewiesen, daß Wolfram von Eschilbach die Nibelungen kannte, „woraus hervorgeht, daß dieses Gedicht wenigstens im zweyten Jahrzehend des dreizehnten Jahrhunderts schon vorhanden und bekannt war.“ In allen diesen Hinweisungen des Wolfram von Eschilbach auf die Nibelungen maßte Wolfram sich eine leidenschaftliche Spötterey und selbst unschickliche und gesuchte Verdrehung derselben erlauben haben, weyn er wirklich unsre Nibelungen im Gesichte hatte, was wir aber doch noch sehr zu bezweifeln uns gedrungen sehen. Wir können nicht umhin, unsre Zweifel näher darzulegen. Gerade die Stelle des Parzifal, auf welche Hr. S. das meiste Gewicht legt, macht uns die meiste Bedenklichkeit, so scharfsinnig auch von dem Verf. die Beziehungen aufgedeckt werden. In den Nibelungen (B. 5874—5892) rath nämlich Rymold der Kuchmeister seinem Herrn, dem König Günther, der Einladung der Ehrempilde zur Hochzeit im Hunnenlande nicht zu folgen, und spricht unter andern folgende Worte:

„Wie könnt' euch in der Wüste immer sanfter weßen?
Ihr möget vor Euren Feinden harte wohl genesen.
Ihr sollt mir guten Kleidern zieren wohl den Leib;
Trinket Wein, den besten, und minnet waidliche Weib.
Dazu gibt man euch Speise, die beste, die je
 gewann
In der Wüste König keiner; ob daß nicht möch' ergahn,
Ihr sollt noch beleiben durch euer schönes Weib,
Eh' ihr so kindliche solltet wagen den Leib.“

Ueber diese Stelle soll Wolfram spotten, indem er im Parzival den feigen Herzog Liddanus also zum Landgrafen Ringrimursel reden läßt:

„Mir ist in den Streit der Weg vergrabt,
Gegen Fechten die Gier verhabt.
Würdet ihr mir nimmer hold,
Ich thäte eh' als Rumold,
Der dem König Günther riet,
Da er von Worms gen den Hunnen schied;
Er bat ihn lange Schnitte bäh'n,
Und in seinem Kessel ummedreh'n.“

Wie plump wäre doch dieser Ausfall, wie wenig veranlaßt, wie Wolframs von Eschilbach so ganz unwürdig, wenn er gegen unsre Nibelungen gerichtet seyn sollte! Sollte ein so feiner gefühlvoller Dichter den Werth der Nibelungen so sehr verkannt haben, um sich eine so unfeine Parodie zu erlauben! Wir glauben daher, daß Wolfram eine andre Bearbeitung oder vielleicht eine rohere Volksdichtung, worin Rumold wirklich die unedle Sprache einer solchen gierigen Böllerey redete, im Sinne hatte. Eben deswegen sind wir auch durch die Ausführung des Verf. nicht vollkommen überzeugt worden, in welcher er vornehmlich die Entdeckung dieser Eifersucht zwischen Wolfram von Eschilbach und dem Dichter der Nibelungen benutzt, um den Namen des letztern zu finden, wiewohl wir dem Scharfsinn, mit welchem das Resultat gefunden wird, bewundern. Mit zwey Dichtern war Wolfram bekanntlich in Nebenbuhlerschaft, mit Klingsöhr von Ungerland und Heinrich von Osterdingen. Eben diese beyden Dichter sind in dem Verfall eines Ruhmes bey ihrer Mitwelt und der Nachwelt, welcher uns räthselhaft ist, so daß wir vermuthen dürfen, er beruhe auf Werken, die uns entweder unbekannt geblieben, oder nicht mit ihren Namen auf uns gekommen sind. Einer von ihnen ist also wahrscheinlich der Verfasser der Nibelungen. Hr. S. entscheidet für den letztern, aus Gründen, welchen, wenn einmal zwischen diesen beyden Dichtern gewählt werden muß, niemand seinen Beyfall versagen kann. Um diese Wahl noch mehr zu begründen, wird die Geographie des Gedichts sehr schön erläutert, woraus hervorgeht, daß der

Dichter eine viel genauere Kenntniß von dem südlichen als von dem nördlichen Deutschland, und in jenem wieder von der östlichen als von der westlichen Seite besaß. So setzen Günther und sein Gefolge von Worms über den Rhein zur Jagd, und doch wird im Wasigen Walde, also in dem Vogesengebirge, gejagt, das bekanntlich in einiger Entfernung vom linken Rheinufer sich hinzieht. Nachher, als Hagen gescholten wird, daß er keinen Wein für die Jagdgefährten besorgt, entschuldigt er sich damit, er habe geglaubt, die Jagd solle an der andern Seite des Rheins im Speessart gehalten werden. Dann hatte aber Hagen sich nicht zu entschuldigen, der Wein war dann ja wirklich auf das rechte Rheinufer gebracht worden. Der Dichter hat also die Lage der Gebirge ganz verwechselt, sich die Vogesen disseits, den Speessart jenseits des Rheins gedacht. Desto bekannter ist er mit Oesterreich, und diese Bekanntschaft, so wie die Abneigung gegen die Baiern (welche der Straßenräuberey beschuldigt werden, B. 5223.), endlich das sichtbare Interesse, mit welchem die Thaten des Markgrafen Rüdiger von Pechlarn und seine Verhältnisse zu den übrigen Helden geschildert werden, gewiß nicht ohne Beziehungen auf einen Oesterreichischen Markgrafen, welcher der Gönner des Dichters war, lassen auf einen Oesterreichischen Dichter schließen. Nun läßt aber auch der Dichter des Krieges auf der Wartburg den Heinrich von Osterdingen mit einem Lobspruche auf den Fürsten von Oesterreich auftreten, woraus sich das genaue Verhältniß dieses Dichters zu dem Oesterreichischen Hofe ergibt. So vielen Schein alles dieses hat, so nehmen wir doch lieber den schönen Trost an, den der treffliche Verfasser, selbst den Werth seiner Vermuthung nicht überschätzend, denen zuruft, welche sich nicht davon überzeugt halten: „Wie du auch unter den Sterblichen heißen mochtest, erhabener Dichterschatten, wir kennen deinen Geist und dein Gemüth. Dir genügt an der Vollendung des Werks, getreu nach den Kunden der grauen Vorzeit. Du schwiegst bescheiden von dir selbst, du sangst und schwiegst wie Homer“ u. s. w. Wir werden indeß weiter unten noch eine Spur nachweisen, welche auch zu dem Resultat zu führen scheint, daß ein Oesterreichischer Dichter die Nibelungen gedichtet.

Was überhaupt das Nennen der altdeutschen Dichter in ihren Werken oft mit eignen sehr unbescheidenen Lobpreisungen betrifft, so haben wir immer die Vermuthung gehegt, daß dieses nicht den Dichtern selbst, sondern Meisterfängern zuzuschreiben sey, welche späterhin die meisten der alten Deutschen poetischen Werke umarbeiteten oder ummodelten, und die alte ernsthafte und würdevolle Versart in leichtere kurze Reimpaare auflösten, wovon der Titirel in seinen beyden Bearbeitungen, nach der schönen Erörterung unsers Verfassers (in diesen Jahrbüchern 1811. Zweite Hälfte S. 1086 flg.) ein so merkwürdiges Beispiel darbietet. Da nun die Nibelungen glücklich Weise eine solche Umformung nicht erfahren haben, so ist auch der Name des Dichters ungenannt geblieben, und wer opfert nicht für jene glückliche Erhaltung unsers Liedes in seiner ursprünglichen Form das eitle Vergnügen gern auf, den Namen unsers Dichters in literarische Register einzutragen!

Da die Nibelungen in ihrer jetzigen Gestalt, was der Verf. sehr schön begründet hat, dem Ende des zwölften oder dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts angehören, so ist es sehr merkwürdig, daß sich in dem ganzen Gedichte durchaus keine deutliche und unwidersprechliche Beziehung auf die Kreuzzüge findet, da doch alle andre Gedichte aus dieser Zeit von Hinweisungen auf den Kampf für Gott und den Heiland, welcher die Gemüther aller abendländischen Christen damals beschäftigte, erfüllt sind. Nur im Allgemeinen werden Christen und Heiden einander entgegengesetzt (z. B. V. 9279. 9280.), was sich aber hier doch nur auf den Gegensatz der christlichen Deutschen gegen die heidnischen Hunnen bezieht; des Kreuzes wird mit keinem Worte gedacht, und höchstens findet sich Ein sehr versteckter Zug zu einem Gemälde oder einer Schilderung, welcher sich auf die Kreuzzüge zurückführen läßt (vergl. Geschichte der Kreuzzüge von Fr. Wilken, Th. II. Veylagen S. 18. Anm. 1.). Es kann zwar dieses als ein neuer Beweis für den streng arkandischen Charakter des Gedichts und die treue Anhänglichkeit des Dichters an seinem alten Stoffe gelten; es ließe sich aber auch als eine Folge der Zeit und der Verhältnisse des Dichters erklären und dann wieder anwenden, um die Zeit der Entstehung des Gedichts noch näher zu be-

stimmen. Wenn der Dichter gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts schrieb, so konnte der unglückliche Ausgang des damals unter Kaiser Friedrich Nothbart mit so großen Hoffnungen unternommenen Kreuzzugs für den Dichter Beweggrund seyn, sich der Anspielungen auf die Kreuzfahrten zu enthalten; und wenn er am Hofe des Herzogs Leopold VI. († 1195.) lebte oder diesen Fürsten zum Gönner hatte, so konnten die Verdrießlichkeiten, in welche Leopold im gelobten Lande mit dem König Richard Löwenherz gerieth, und deren für den Herzog nicht sehr rühmliche Folgen, ihn noch mehr dazu bestimmen, jede Erinnerung an den Kampf wider die Heiden im gelobten Lande zu entfernen.

Wir erwähnen sogleich eines andern trefflichen Aufsatzes von demselben Verfasser: Gedichte auf Rudolf von Habsburg von Zeitgenossen, Th. I. S. 289—323. Einige Lob- und Spottgedichte auf den großen Ahnherrn des Oesterreichischen Kaiserhauses aus der Sammlung der Minnesänger werden historisch erläutert; zuerst die Loblieder der Meister Kunnecland, Friedrich von Sonnenburg und Conrad von Würzburg. In der historischen Erläuterung über die Burg Trifels (S. 293), welche in dem Gedichte des ersten angeführt wird, erlauben wir uns eine kleine Berichtigung. Hr. S. behauptet nach den Zeugen, welche in Martin Zeiller's Reisebuch angeführt worden, mit Zuversichtlichkeit, Kaiser Friedrich Nothbart habe diese Burg, welche als einer der Aufbewahrungsorte der Reichs Kleinodien berühmt war, erbauet. Aber zuerst ist schon der Annalista Saxo, nach welchem schon Heinrich V. die Reichs Kleinodien in Trifels zu bewahren gebot, eine viel wichtigere Auctorität als das spätere Chronicon Urspergensense, welches bey derselben Veranlassung das Schloß Hammerstein nennt. Und dann ist auch der Annal. Saxo nicht die einzige Auctorität für das frühere Daseyn des Schlosses Trifels. Denn nicht nur wiederholt eine Magdeburgische Chronik aus dem 14. Jahrhunderte (in Meibom. SS. rer. Germ. T. II.) die Nachricht des Sächsischen Annalisten, sondern auch eine Deutsche Lüneburgische Chronik gibt die Burg Trifels als den Ort des Gefängnisses an, in welches Heinrich V. den Erzbischof Adalbert im J. 1112 bringen ließ (Eccardi Corp. hist. med.

ævi T. I. col. 1361. Vgl. Chron. Ursperg. ad a. 1112.). Daher kann also Kaiser Friedrich diese Burg nur wieder hergestellt oder erweitert und verschönert haben. Dem begeisterten Lobgedichte des Conrad von Würzburg wird ein Spottgedicht des Schulmeisters von Eßlingen (Vodmer Th. II. S. 93) entgegengestellt, aber nur im Auszuge, weil das Gedicht im Einzelnen noch größtentheils unerklärlich ist. Mit allerley unedlem Spott wird dem König Rudolf vorgeworfen, er wage nicht, sich mit Carl von Anjou zu messen, und scheue sich vor dessen überlegener Geschicklichkeit. „Ueberhaupt, bemerkt der Verf. S. 310, liefert dies Gedicht einen unangenehmen Beweis, daß es schon damals Menschen gab, die den gegen ihr Vaterland verübten, aber von glücklichem Erfolge begleiteten Ungerechtigkeiten, als Proben überlegener Geschicklichkeit, Beifall zuzuschicken.“ Wir hoffen, unsere Zeit werde künftig keine Beispiele mehr zu dieser Bemerkung liefern. Nach diesen werden noch zwey Lobgedichte des Voppe und zwey scherzhafte Gedichte von Meister Stolle und dem Unverzagten erläutert. Den interessanten Aufsatz beschließen einige tiefe und lehrreiche Bemerkungen über die Versmaße der Minnesänger, welche mit wenigen Worten alles sehr deutlich lehren, was aus andern gelehrten Schriften nur mit großer Mühe gelernt werden kann. Eine treffliche Zierde dieses Museums ist die Vorlesung desselben Verf. über das Mittelalter, V. II. S. 432—463, voll tiefer Anregungen und bedeutender Winke, wenn gleich gegen manche etwas Kühne Behauptungen sich viel einwenden ließe.

Von dem Herausgeber selbst finden wir weniger Beyträge, als wir gewünscht hätten; aber diese wenigen Beyträge sind — was nicht einmal nöthig ist, zu sagen — gehalten voll. Die Recensionen der Jakobischen Schrift von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung, V. I. S. 79—98, ist in diesem Gottlob! nunmehr ruhenden Streite als eine der gütigsten Stimmen anerkannt worden. Der Aufsatz „über nordische Dichtkunst“, V. I. S. 162—194, enthält sehr anziehende Untersuchungen und Betrachtungen über Ossian, die Edda, Sigurd und Chalkpeare, veranlaßt durch Ahlwardts Uebersetzung des zu London 1807 erschienenen Götischen Orts

ginalen des Gesänge Ossian's, die Ankündigungen neuer Ausgaben der Edda, Fouque's Held des Nordens, A. W. Schlegel's Uebersetzung des Königs Richard und L. Tieck's Altenglisches Theater. Eine sehr geistreiche Classification der verschiedenen poetischen Erscheinungen als Poesie des Frühlings und des Augenblicks, einer zweiten, welche der Mode dient und in der Sphäre des höhern gesellschaftlichen Lebens ihr Wesen treibt, und einer dritten, der Poesie in ihrer ursprünglichen Gestalt selbst oder der Sage und Heldendichtung, eröffnet den Aufsatz. Wir verweilen nur etwas bey dem ersten Abschnitte dieses Aufsatzes über Ossian. Das Zeitalter der Ossianischen Gedichte wird durch die wichtigste Handlung Fingals, welche sie befin-gen, die Errettung von Eriax oder Irland gegen den Angriff des mächtigen Königs Quarin von Lochlin, mit großem Scharfsinn bestimmt. Es wird wahrscheinlich gemacht, daß unter Lochlin das Reich Norwegen verstanden werde. Wenn diese Annahme richtig ist, so gehören also Fingal's und Ossian's Thaten und Gesänge in das neunte oder zehnte Jahrhundert, also überhaupt in das Normännische Zeitalter. Sie fallen also ohngefähr in dieselbe Zeit, in welcher auf Island von den dahin geflohenen Normannen die Sagen von Odin und die Gesänge der Edda von neuem erweckt worden, Karls und Roland's Thaten schon den Stoff zu Liedern gegeben hatten, Fordus in Persien die Sagen von den alten Helden und Königen seines Vaterlandes in seinem Schahnameh sammelte, und in unserm Deutschland das Lied der Nibelungen, wo auch noch nicht in Hochdeutscher, so doch gewiß schon in Sächsischer Sprache vorhanden war; nicht viel später vollbrachte der Spanische Eid seine Thaten, die gleich, nachdem sie geschehen, in Heldengedichten erzählt, später in vielen anmuthigen Liedensetzungen wurden. Wir können uns nicht enthalten, dem Schluß dieses Abschnittes hier zu wiederholen: „Alles dies fällt recht in die Mitte jenes Zeitraums, welchen man gewöhnlich die Finsterniß des Mittelalters zu nennen pflegt. Wohl mag in Rücksicht auf das isolirte Leben der Nationen und der Einzelnen, auf den in den letzten Römerzeiten so allgemeinen und so lebhaften und jetzt unterbrochenen Verkehr der Völker, und in Rücksicht auf die nicht mehr so allgemein verbreitete Ge-

weisheit der Geistesbildung, und weil überhaupt die Gewerbe und Geschäfte des Tages noch bey weitem nicht mit der Geschicklichkeit wie in neuern Zeiten betrieben wurden, jene merkwürdige Periode der Menschheit mit der Nacht verglichen werden; aber eine sternenhelle Nacht war es! Jetzt scheint es, befinden wir uns noch in einem verworrenen und trübem Mittelzustande der Dämmerung. Die Sterne, welche jene Nacht erleuchteten, sind erloschen, und größtentheils schon verschwunden, aber noch ist der Tag nicht angebrochen. Wohl hat man uns mehr als einmal die bevorstehende Erscheinung einer neuen Sonne allgemeiner Erkenntniß und Glückseligkeit verkündigt. Der Erfolg indeß hat die überreichte Verheißung keinesweges bestätigt, und wenn irgend ein Grund vorhanden ist, um zu hoffen, daß sie bald in Erfüllung gehen soll, so ist es wohl nur die empfindliche Kälte, welche in der Morgenluft dem Aufgang des Lichtes voran zu gehen pflegt.“ In Hinsicht der jetzigen Gestalt der Gedichte nimmt der Verf. an, daß sie ursprünglich lauter einzelne Lieder und Romane waren, und daß die oft sehr gezwungene herbegeführte Einschachtelung so vieler Episoden und die oft ziemlich verworrene Verknüpfung derselben einer spätern überarbeitenden Hand angehören. Rücksichtlich ihres historischen Inhaltes und ihrer successiven Entstehung und Anbildung werden sie in drey Classen eingetheilt: 1. Die ältesten und ursprünglichsten Lieder scheinen diejenigen zu seyn, welche die historische Haupthandlung, Irlands Befreyung von dem Angriff der Normannen durch Fingal darstellen und betreffen. „Diese sind als der Kern und Stamm des Ganzen zu betrachten.“ Auf diese folgten 2. die ältern der Haupthandlung vorangehenden Abenteuer und Fahrten nach Norwegen, und die Erzählung, wie Fingal die Ermordung des jungen Königs von Eirinn gerächet habe, wovon der Inhalt des Gedichtes Tempora ausmacht. Sie wurden später hinzugedichtet und dadurch der angelegte poetische Kreis vollendet und erweitert. 3. Am spätesten entstanden die übrigen einzelnen Abenteuer, besonders die als Episoden so häufig eingeflochtenen tragischen Liebes- und Mordgeschichten, welche schon eine ziemliche Aehnlichkeit mit den spätern seit Percy so häufig gesammelten Schottischen Balladen haben, die meistens auch eine

stetige Katastrophe leben. In dieser Abhandlung ist noch Th. I. S. 439 190. am Nachtrag über Shakespears gegeben, welcher noch treffliche Betrachtungen über einige vom Verf. im obigen hiesigen Theater übersehene Stücke enthält. Eine Vorlesung (die zweite) des Herausgebers aus seinen zu Wien gehaltenen Vorlesungen über die Geschichte der Literatur, Th. I. S. 461—504, erweckt neue Eifersucht nach der Erscheinung dieser sammtlichen Vorlesungen. Sie enthält Betrachtungen über den Roman, die dramatische Poesie der Spanier; über Goethe, Shakespeare und Milton; über das Zeitalter Ludwigs XIV. und das französische Trauerspiel. Wir mögen trinen Anhang aus dieser schönen Vorlesung geben, welche angefüllt von originellen Ansichten ist. Der Anhang: Schloß Karlsruhe bey Prag, Th. II. S. 357—366, enthält eine kurze aber ansehnliche Beschreibung der Residenz, mit welchen Karl IV. diese von ihm erbaute Burg schmückte, soviel davon noch vorhanden sind. Die übrigen Aufsätze des Herausgebers sind meistens Einleitungen oder Bemerkungen zu andern Aufsätzen; wir werden davon bey den Aufsätzen reden, welche sie betreffen.

(Der Briefwechsel folgt nächstens.)

Ueber die Gränzen des Ministère public in Strafsachen. Ein Commentar zum Art. 14. des kön. (Westphäl.) Decrets vom 5. May 1813. von J. F. Biegler, d. R. Doctor und Friedensrichter zu Götting. Hannover b. Hahn. 1813. IV u. 84 S. 2.

Das kön. Westphälische Decret vom 5. May 1813 handelt, größtentheils übereinstimmend mit dem Inhalt des ersten Buchs des Französischen Code d'instruction criminelle, von der gerichtlichen Polizei, deren Functionen bekanntlich darin bestehen, den Vergehen nachzuspüren, die darüber vorhandenen Beweise zu sammeln und die Urheber den mit ihrer Verurteilung beauftragten Gerichten zu überliefern. Die wichtigste Rolle hierbey ist den königlichen Procureurs bey den District-Tribunalen übertragen. Der Art. 14. des erwähnten kön. Decrets — gleich dem Art. 22. des Code d'instruct. crim. — beauftragt sie mit der Auffuchung und Verfolgung aller

Verbrechen und Vergehen, worüber die Corrections-Tribunäle und Criminal-Gerichtshöfe zu erkennen haben.

Der Hr. Dr. Z. beschäftigt sich in der vorliegenden kleinen Schrift mit der Erörterung der Frage: „ob es zur Form des Criminalprocesses gehöre, daß das ministère public nur auf den Antrag des beschädigten Theils ein Vergehen oder Verbrechen zur Bestrafung ziehen könne, oder ob vielmehr das Verbrechen und die Strafbarkeit nur dadurch bedingt sey, daß das ministère public erst die Klage der lädirten Parthey abwarten müsse? und ob es mit dem Geiste des Französischen Strafverfahrens und der Strafgesetzgebung streite, daß das ministère public nur auf Verlangen der beschädigten Parthey in einzelnen Fällen Vergehen und Verbrechen zur Strafe ziehen könne?“ oder, etwas deutlicher ausgedrückt: ob der k. Procurator alle und jede Vergehen und Verbrechen von Amtes wegen verfolgen müsse, und ob es nicht vielmehr Vergehen und Verbrechen gebe, wobey seine Thätigkeit durch die Klage des beschädigten Theils bedingt sey, die er also anders nicht verfolgen könne, als wenn der beschädigte Theil darüber Klage führt?

Zuvörderst müssen wir bemerken, daß wir nicht einsehen, warum der Verf. der in dem allgemeinen Artikel und in dem Decret durchgehends gebrauchten Bezeichnung: königlicher Procurator, die Bezeichnung: ministère public, substituirt. Beyde Ausdrücke sind nicht ganz gleichbedeutend. Das ministère public ist die Behörde, welche in ihren Conclusionen dem Gericht den Spiegel des Gesetzes vorhält, und solchergestalt dessen Entscheidungen zu leiten sucht. Der königliche Procurator, als Beamter der gerichtlichen Polizei, indem er Verbrechen verfolgt, concludirt nicht, sondern requirirt. Er concludirt, als ministère public, wenn es auf Beurtheilung einer von ihm selbst, als verfolgenden Theil, als k. Procurator oder von einem andern öffentlichen oder Privat-Ankläger dem Gericht vorgetragenen Handlung und ihrer Strafbarkeit ankommt. Das Verfolgen der Verbrechen, wovon der Art. 14. redet, ist Sache des kbn. Procurators, nicht Sache des ministère public.

Das Resultat der Erörterung des Hrn. Dr. Z. ist, daß es allerdings Vergehen gebe, welche der kdn. Procurator nur unter der Bedingung verfolgen könne, wenn der beschädigte Theil Klage erhebe. Er zählt hieher die einfache Verbal-Injurie, die Amotion (von einigen Familien Diebstahl genannt), den Ehedruck und die Nothzucht, und gründet sich hierbey theils auf die neuere Westphäl. und Franz. Gesetzgebung, theils auf die ältern in Westphalen noch geltenden Straffgesetze.

Es gibt ohne Zweifel Handlungen, welche nur dann zur Strafe gezogen werden können, wenn derjenige, gegen welchen sie gerichtet sind, oder der dabey theilhaftig ist, sich dadurch beschädigt, beleidigt, gekränkt findet, und dieses durch eine Klage an den Tag legt. Diese Handlungen sind aber auch nur unter dieser Voraussetzung Vergehen, weil sie nur unter dieser Voraussetzung mit Strafe bedrohet sind. Sie sind eben deshalb auch nur unter dieser Voraussetzung unter der Disposition des Art. 14. begriffen. Da nun der Gesetzgeber bey den kdn. Procuratoren Kenntniß der Criminalrechts voraussetzt, so versteht es sich wohl von selbst, daß, indem er sie mit der Verfolgung der Vergehen beauftragt, er hierunter nur solche Handlungen begreifen will, die entweder an und für sich mit Strafe bedrohet sind, oder bey denen die Voraussetzungen eintreten, unter welchen allein das Gesetz sie für Vergehen erkennt. Wir finden demnach in dem Art. 14. das Zweifelhafte nicht, was der Verf. der vorliegenden Schrift (S. 10) darth findet.

Was insbesondere die einfache Verbal-Injurie betrifft, so liegt deren Verfolgung schon um deswillen außer dem Inhalt des oft erwähnten Art. 14., weil hier der kdn. Procurator nur mit der Verfolgung solcher Vergehen und Verbrechen beauftragt wird, wovüber die Corrections-Tribunale und die Criminal-Gerichtshöfe zu erkennen haben, die einfache Verbal-Injurie aber zur Competenz der Friedensgerichte, als Municipal-Polizygerichte, gehört.

Uebrigens wollen wir der Erörterung des Verf. das Bedienstliche keinesweges absprechen, und halten sie vielmehr für nützlich. Wenn er aber (S. 83) die von ihm aufgestellten

Grundsätze den Polizeybehörden, namentlich der Gensdarmerie, zur Erwägung empfiehlt, so dürfte er hierin wohl zu weit gehen, und es kann letzterer nicht zugemuthet, auch nicht einmal empfohlen werden, bey ihren Operationen auf Distinctionen der Art, als worauf die vorliegende Erörterung beruhet, Rücksicht zu nehmen.

X.

Neue Morgen- und Abendopfer in Gesängen nach Herrn Witschel.
Herausgegeben von M. Heinrich Gottlieb Krenßler.
Leipzig 1813. bey Friedrich August Leo. 164 S. 8. (12 gr.)

Ueber den Betenden, als solchen, steht eigentlich nicht der Kritik, sondern nur Gott, oder, durch den er sich offenbaret, dem innern Richter das Urtheil zu; aber in wiefern seine Gottseligkeit durch bezeichnenden Ausdruck dargestellt wird, und besonders in wiefern er will, daß andre seine Gedanken und Empfindungen zu den ihrigen machen sollen, in sofern kann und soll auch bey Andern die Frage über die Zulässigkeit und den Werth derselben entstehen. Der Verf. hat in diesen Gebeten ganz das Vorbild des Hrn. Witschel vor Augen gehabt; es sind Morgen- und Abendandachten auf alle Tage der Woche, auf die vorzüglichsten christlichen Feste, bey der Feyer des Abendmahls, für Leidende, für die vier Jahreszeiten, das Vaterunser in verschiedener Einkleidung; alle sind auch nach demselben Muster in eine Art von Versmaaß mit hin und wieder eingeschalteten Reimen gebracht. — Wenn das Gebet als eine erhöhte Stimmung der Andacht, oder nach einer andern Ansicht als der Ausdruck des durch die Verknüpfung des Irdischen mit einem unendlichen Geist erregten frommen Gefühls gedacht werden muß, so ergibt sich, daß in seiner Natur schon eine Verwandtschaft mit Poesie und Musik, die Sprache des Gefühls, liege, und daher die poetische und musikalische Darstellung desselben keinesweges als ein Mißgriff zu betrachten sey. Es folgt aber auch daraus, daß das Gebet, selbst im poetisch und musikalisch zu bleiben, nie das Unendliche über dem Irdischen vergessen, den Verstand und die Reflexion nicht auf Kosten des Gefühls beschäftigen dürfe, in seiner Form aber alles Gemeine, Gedrückte, Aengstlichgezierte und Geuchte um so sorgfältiger vermeiden müsse, je weniger sich mit der Erhabenheit des Inhalts und der Heiligkeit der Stimmung an Vordrängen manierter Künstlichkeit verträgt. — Diesen Vordrängen hat nach unserm Gefühl der Verf. nicht durchaus Abhülfe gethan. Meist sind seine Gebete mehr moralische

Selbstgespräche, nicht immer genug geträugelt durch muthigen Entschluß, oft durch eine ungewisse Sehnsucht nach Genuß zu einer Art weichlicher Sentimentalität verschmelzt; oder es sind Vorstellungen von einer kleinlichen und unbedeutenden Sattung beggemischt. 3. V. „Ruhe herrscht im größern Erdgebiete — dort erscheinen Wiesen, auf welchen das Thier seine Nahrung sucht — mit Farben, die keiner der Mahler zu übertreffen versteht.“ Der Ausdruck ist zwar natürlicher und einfacher, als bey Herrn Witschel, aber es finden sich besonders seine lästigen Inversionen und ähnliche falsche Bilder und Abergleichnisse, wie S. 130.

So leb ich steth in höchster Sphäre
Der Ruhe und Zufriedenheit.

S. 32. O dann sich' gleich einem Genius

Nir die Feur dieses Tag's vor Augen —

S. 64. Für sie (die Pflanzen) sind in des Herbstes schwächern
Glanze

Die Auferstehungsknospen angelegt;

Blick in dich selbst, und reize die Gedanken

Zum Felsen der Unsterblichkeit hinan

Aus der Verwesung grauenvoller Schranken

Wo keine Hoffnung Knospen setzen kann“ u. s. w.

S. 55. Wie ein Strom von hohen Felsgebirgen

Niederröhlend über Trift und Klur,

Floß auch der Gedanke durch die Völker:

„Christus lehret Wahrheit und Natur.“

Aber wie war es möglich, daß sich der Verf. mit diesen dreym bis sechsstägigen lahm und kraftlos hinschleppenden und klappenden Trochäen und diesen fast widerlichen Einmischungen des Reims so befreundet konnte. Keine Kunst des Wortes wird die fade Eintönigkeit dieser rhythmischen Periode heben, oder die harten Ansätze derselben mildern können. Warum wählt er sich nicht lieber Klopstock zum Muster, der über Lieblichkeit und Hoheit des Rhythmus mit gleicher Freiheit waltet? —

Durch diese Erinnerungen soll indeß diesen Gebeten ihr Werth nicht abgesprochen werden. Indem einige, wie die an den Abenden des Dienstags und Freitags, durch Wärme und kräftigen Ausdruck sich hervorheben, so enthalten alle so edle und christliche Gesinnungen, daß sie gewiß mit gutem Nutzen bey häuslicher Andacht und in Schulen werden gebraucht werden. — Der Verf. hat, wie er selbst in dem Vorwort erwähnt, einiges Fremde, z. B. das Vaterunser von Wahlenberg (das eigentlich, wiewohl auch das Abendmahl S. 108, in musikalische Composition gedichtet ward) aufgenommen.

Wir bemerken noch, daß das hier voranstehende Kupfer — eine Stende über der Engel schweben — gedacht, als ausgeführt worden ist.

Jahrbücher der Litteratur.

Fr. Ferdinand Drücks kleinere Schriften, gesammelt und herausgegeben von Carl Philipp Conz. Tübingen gedruckt mit Fuesschen Schriften. Dritter und letzter Band. 1812. gr. 8.

(S. Heidelberg. Jahrb. 1811. S. 518 fgd.)

Der dritte und letzte Band dieser Schriften, wovon die beyden vorhergehenden Bände von einem andern Rec. angezeigt worden, besteht bis auf einige Lateinische Gedichte des Verf., die der Sammlung S. 286—304 angehängt sind, ganz aus Uebersetzungen. Man findet hier I. eine Verdeutschung von der Schrift des Tacitus: Agricola's Leben: S. 1—66. — II. Tacitus über die Ursachen des Verfalls der Römischen Beredsamkeit S. 67—147. (Sollte der Uebersetzer wirklich der Ueberzeugung gewesen seyn, daß diese kleine vortreffliche Schrift den Tacitus zum Verf. habe, da sie bestimmt so mit seinem Namen, und wir können nichts anders annehmen, denn zufolge des Drückischen Manuscripts, das der Herausgeber Prof. Conz vor sich hatte, hier aufgeführt wird? Wir zweifeln, ob mit Recht, da die alte Meynung mit zu bündigen Gründen längst schon widerlegt ist, als daß Druck sie noch hätte in Schutz nehmen können. Wir glauben daher, diesen Umstand bloß als eine Condescendenz zu dem alten Glauben ansehen zu dürfen, wovon sich der Uebersetzer, wenn er den Abdruck seines Manuscripts selbst hätte besorgen können, gewiß losgesagt hätte. Um so eher hätte ein Freund der diplomatischen Genauigkeit im Abdrucke der Handschrift hier etwas vergeben können. Was es aber sey, die ewig gleichzeitig mit Tacitus oder doch nicht lange nach Tacitus Zeiten (XVII. R.) von wem immer nur verfaßte treffliche Schrift, mit Recht aureus libellus von Wolf in der Vorrede zu Cicero's Rede pro Marcello genannt, verdient

einen solchen Uebersetzer; denn wenn schon ein College und Freund von Drück, der wackere nunmehrige Pfarrer in Mönchingen, Herr Mast, ihr geraume Zeit zuvor durch Verdeutschung und Anmerkungen viel rühmlichen Fleiß und genaue Sorgfalt geschenkt, so übertrifft doch die Drück'sche Uebersetzung die Mast'sche an Gedrängtheit und feinerem Eingehen in die Schattirungen des Ausdrucks nicht wenig, und war, wie das verheißene Denkmal des Agricola, vollkommen würdig, der Mitwelt, und wir hoffen auch, der Nachwelt aufbewahrt zu werden. — No. III. enthält Cicero's 1. Buch von den Gesetzen S. 148—208. Früher machte Drück in dem ersten und zweyten Hefte des Conz'schen Museums für Griechische und Römische Litteratur (Zürich bey Ziegler 1794) die erste Hälfte einer Verdeutschung des ersten Buchs der Tusculanischen Reden des Cicero bekannt. Der Herausgeber der Drück'schen kleineren Schriften sagt in der Vorrede zu diesem letzten Bändchen S. V., er würde gerne, dem Wunsche mehrerer Freunde des Verewigten gemäß, auch jene Probe mit in diese Sammlung aufgenommen haben, wenn die zweyte Hälfte des, wie er sich lebhaft erinnere, damals von Drück ganz ausgearbeiteten ersten Buchs (das Museum, worin sie nachfolgen sollte, hörte durch zufällige Umstände schon mit dem dritten Hefte auf) sich noch unter den Papieren des Verstorbenen vorgefunden hätte. So war das Denkmal zu sehr Torso gewesen seyn. Cicero's Klugheit und angenehme Fülle fand auch an Drück einen glücklichen Dolmetsch. Auch dem schön gegliederten mit Kunstbesonnenheit angelegten Periodenbau und rednerisch schönen Nummern ist Drück, wenn nicht überall, doch oft auf der Spur und die Darstellung der Urschrift selbst beobachtet die von Drück's Uebersetzer der Alten immer geliebte Mitte zwischen zu großer Breite und Enge. Anmerkungen finden sich auch hier nicht. — No. IV. enthält Theophrasts Sittengemälde (S. 204—285). Eine Probe davon lieferte schon die *Handels-Zeitschrift* aus Veranlassung der dort eingerückten Abhandlung über Theophrasts fünfte Charakterschilderung. Es möchte interessant seyn, diese Bearbeitung mit der vortrefflichen Uebersetzung im Wielandschen Attischen Museum zu vergleichen.

Drück hat sie auch, so weit er nämlich konnte, denn er erlebte die Vollendung dieser Uebersetzung nicht, so wie die übrigen ihm vorangegangenen kritischen und philologischen Erläuterungen dieses Charakterzeichners, z. B. von Casaubonus, Satarasius, Schneider, Fischer, Naft, Coray, Meibners u. a. wie billig sorgfältig benutzt. Man findet hier wirklich auch unter mehreren Charakteren Anmerkungen, die dieses bezeugen, z. B. wie sogleich im ersten Charakter über εἰρωνείας (von der argen Schalkheit). S. 206. über die Worte περὶ μισεῖν und ἀγανακτεῖν, θαυμάζειν u. s. w., daß sie nicht immer bloß die Empfindung selbst ausdrücken, sondern zuweilen auch von der Art gebraucht werden, in der jene sich offenbart (Vgl. Hotting. im Ant. Mus. I. B. III. S.). Eben dort übersetzt der Verf. die Worte καὶ συγγνώμην δὲ ἔχειν — διαλέγεσθαι, nach der richtigen Distinctionsweise: λέγουσι καὶ ἐπὶ τ. κ. ε. λεγομένοις — διαλέγεσθαι „er vergeht denen, welche schlecht von ihm reden, und spricht im milden Tone gegen Widersprüche und mit solchen, die von ihm beleidigt worden sind und mit Unwillen sich beklagen“ die Worte καὶ μηδὲν ὦν πράττει — μαλακισθῆναι werden von Drück, als offenbar nicht an ihrer Stelle stehend, und nach Hottingers Vorgang, weiter unten nach φέσει μὴ ἐωρακέναι eingesetzt. Im zweyten Charakter (περὶ κολακείας) „von der Augendienerey, wo Hottinger die Ueberschrift hat: der Schmeichler (S. A. M. II. B. 2. S. 1), wird S. 109 für die gewöhnliche Lesart κατενεχθῆναι mit S. ἀνε-
νεχθῆναι gelesen (alle setzen auf seinen Namen zurückgekommen). Eine glückliche und weit leichtere Lesart, als die von Pauw vorgeschlagene τελευτῆσαι, und wodurch der Sinn erst recht bedeutend und schmeichelhaft wird. Wenn indeß Hottinger die Stelle καὶ ἐάν τι — τρίχα als von zwey Handlungen versteht, daß der Schmeichler, nachdem er dem Patron das von dem Winde ihm ins Haar gewehrte Strohhälmchen sorgfältig abgenommen, nun ihm auch einige graue Haare aus dem Barte zupfe, was wirklich Schmeichlersitte jener Zeit war, weil der Herr gern jung scheinen möchte und die nachfolgenden Worte „ἔχεις πρὸς τὰ ἔτη μέλαινα τὴν τρίχα“ als

Trost besetze; so bringt Drück die Worte καὶ ἐπιγέλασας — ὁρᾷς u. s. w. mit dem Vorhergegangenen in Verbindung. Der Schranze oder Parasit (denn in diese Klasse gehört ja wohl eigentlich der κόλαξ hier, wie Aethendus VI. B. S. 408 ed. Schweigh. — οἱ δ' ἀρχαῖοι ποιῶνται τοὺς παρασίτους κόλακας ἐκάλουν — uns belehrt, in welchem Buch überhaupt eine Menge anderer ähnlicher; zum Theil recht derber Schmeichlerzüge aus den alten Komikern aufgestapelt ist) — der Schmeichler nimmt dem Patron eine Schleife aus dem Haar, und damit dieser doch ja es merke, thut er im Scherz, als wär' es ein graues Haar; aber der Herr könnte wirklich glauben, es sey eines gewesen, er macht es also gut durch die Worte: ἔχεις πρὸς τ. ε. μ. τ. τρίχα. So Drück in der Anmerkung. Feiner ist diese Erklärung, auch der Zusammenhang bindend, aber wir müssen es gestehen, doch auch etwas zu gekünstelt. Wir setzen hier zu besserer Uebersicht und zugleich auch als Beleg von der Uebersetzungsmanier Drück's bey Theophrast die ganze Stelle mit einigen nachfolgenden hieher, und um dem Leser selbst das Urtheil über das Verhältniß derselben zur Hottingerschen zu erleichtern, setzen wir die Verdeutschung von Hottinger nebenbey.

D r ü c k.

Dies und anderes plaudert er. Von deinem Kleide ließt er die Schleifen ab, und ist dir vom Winde eine Faser ins Haar geweht, so klaut er sie weg, und setzt lächelnd hinzu: Sieh' doch; ich habe dich zwey Tage nicht getroffen, und dein Bart ist voll grauer Haare geworden; und doch hast du, wenn je einer, für dein Alter, noch ein schönes schwarzes Haar. Wenn du etwas sprichst; heiße er die andere

H o t t i n g e r.

Noch andre schöne Sachen sagt er die Menge. Er ließt seinem Gönner jedes Hälmchen vom Kleide ab; und hat ihm der Wind etwa ein Stroh hälmchen ins Haar geweht, so nimmt er es sorgfältig weg. Sieh doch einmal, sagt er lächelnd, wie während den zwey Tagen; da ich dich nicht zu sehen habe, dein Bart so voll grauer Haare geworden ist! — Gleichwohl hast du, trotzdem von deinem Alter, ein

D r ü c k .

H o t t i n g e r .

schweigen, und lobt dich, daß du es hörst (nach der L. A. ἀκούωτος statt der offenbar unstatthaft von einigen noch vertheidigten gewöhnlichen ἀκούτος, wofür auch nach Dr. richtigen Bemerkung weiter unten der Zug spricht: — δοῦναι ὁρῶντος αὐτοῦ) und gibt, wenn du aufhörst, Beyfall: „ganz vortrefflich!“ Bey einem frostigen Einfall von dir lacht er, und steckt das Kleid in den Mund, als könne er das Lachen nicht halten; die ihm begegnen, heißt er stehen bleiben, bis der Herr (αὐτός) vorüber sey. Für deine Kinder kauft er Äpfel und Birnen, bringt und gibt sie ihnen, daß du es siehst, küßt sie dann mit dem Zusätze: „Püppchen (νεόττια) eines guten Vaters!“ Hilft er die Schuhe kaufen: (συνπροσόμενος) so sagt er, der Fuß sey viel niedlicher als der Schuh; und besucht du einen deiner Freunde, so läuft er voraus, um ihm zu sagen: „Er kommt zu dir,“ und kehrt sogleich um: „Ich habe dich angesagt.“ Er ist selbst im Stande, Dinge vom Weibermarkte dir zu holen und dabey sich außer Athem

recht hübsches schwarzes Haar. Wenn der Gönner spricht, so heißt der Schmeichler jedermann schweigen, und lobt jenen so, daß er es hören mag; und wenn er zu sprechen aufhört, so ruft er: Ganz vortrefflich! Zieht er jemanden mit schaaltem Biß auf, so lacht er ihm Beyfall zu, und stopft sich wohl gar den Mund mit dem Kleide, als ob er sich Gewalt anthun müßte, um nicht zu plazen. Begleitet er ihn über die Straße, so muß, wer ihnen begegnet, stille stehn, bis man vorüber gegangen ist. Er kauft Äpfel und Birnen, um sie den Kindern zu schenken — versteht sich, wenn der Vater gegenwärtig ist: dann küßt er sie, und nennt sie des Vaters Herzenskinderschen. Kauft du in seiner Gegenwart Schuhe ein, so findet er den Fuß viel niedlicher als den Schuh. Willst du einen Freund besuchen, so läuft er voraus, um den Besuch anzuzusagen, und sogleich ist er wieder da, um zu sagen, daß er dich gemeldet habe. Er macht sich nichts daraus, irgend etwas vom Weibermarkte für euch herbeizuholen, und dabey läuft er

D r ü c k.

H o t t i n g e r.

zu laufen. Beym Gastmahle ist er der erste, der den Wein lobt; und hat man sich gesetzt (nach der L. A. παρακειμένον); sagt er: „Was für eine herrliche Tafel führst du!“ und nimmt etwas von den aufgetragenen Gerichten, „dieses da, wie gut ist es doch!“ (τοῦτ' ἄρα ὡς χρηστόν ἐστι!) Ferner er fragt, ob dich nicht friere, und ob du nicht noch etwas umnehmen wollest; und mit diesen Worten legt er es selbst dir um; dies alles raunt er dir ins Ohr, indem er sich hinneigt, spricht er aber mit andern, so sieht er nur dich an. Dem Bedienten nimmt er im Schauspielhause das Polster ab, und legt es dir unter. Dein Haus, sagt er, hat eine treffliche Bauart, dein Gut ist trefflich bestellt, dein Bildniß zum Sprechen ähnlich. Ueberhaupt den Augendiener sieht man nie anders, als wie er alles sagt und thut, wodurch er gefällig zu seyn vermuthet.

sich außer Athem. Wenn er bey euch speiset, so ist er der erste, welcher den Wein lobt. Kommt man zu Tische, so ruft er aus: Das nenne ich mir eine herrliche Tafel! Und so oft er etwas kostet, so sagt er: Laß mir das ein leichtes Gerichte seyn! Bald fragt er den Gönner, ob er etwa friere, und ob er nicht noch ein Kleidungsstück befehle: Auch ist er geschäftig, es ihm selber anzuziehen. Alle diese Fragen flüstert er ihm, indem er sich zu ihm hinneigt, ins Ohr. Wenn er mit andern spricht, so bleibt sein Auge dennoch auf jenen gerichtet. Im Theater nimmt er dem Bedienten das Polster ab, um es selbst unterzulegen. An dem Hause lobt er die schöne Architektur, die Gärten findet er trefflich bestellt, das Portrait ungemein getroffen. Mit einem Worte: der Schmeichler wird immer alles sagen und thun, womit er auch wohl auszukommen hofft.

Das nähere Urtheil über die Verdeutschung zwey so wichtiger Bearbeiter überlassen wir dem Leser selbst, und haben zur Erleichterung des Urtheils da und dort in der Druckischen Uebersetzung die Worte des Textes in Klammern eingebracht. Nur so viel setzen wir noch bey: αἰὶς, das an das

Aristophanische αὐτὸς in den Wolken B. 219 (Αὐτὸς — Τὴς αὐτὸς; Σωκράτης) erinnert, wie es dann noch dreyimal in dieser Schilderung absichtlich so gebraucht scheint — ἀπ' αὐτοῦ ἀρξάμενος — ἐπὶ τὸ ὄνομα αὐτοῦ ἀναρχῆναι — λέγοντος αὐτοῦ τι (wo mit Recht von beyden Uebersetzern die Casaubonsche Erklärung, λέγοντος sey hier von einer ordentlichen Vorlesung zu verstehen, verworfen ist, wenn wir schon nicht der Meinung Hrn. Hottingers sind, τι sollte eher nach dem Genitiv λέγ. ausgestrichen werden) — das ironisch emphatische αὐτὸς ist von Drück besser herausgehoben worden, als von Hottinger. Νεώττια hingegen dürfte von diesem natürlichem und passender durch „Herzengstinderchen“ gegeben worden seyn, da das Wort Püppchen auch den Nebenbegriff einer Verkleinerung in sich schließt. — συνωνοούμενος „hilft er dir Schuhe kaufen“ wie Drück gibt, liegt nicht nur näher in den Worten, sondern charakterisirt den überall dienstfertigen Schmeichler noch mehr: In den Worten ἀμέλει τε καὶ τὰ ἐκ γυναικ. ἀγορ. — ἀπνευστί hätte von beyden Uebersetzern die Bedeutung, die καὶ hier hat, „sogar“ in Beziehung auf γυναικείας, weil Männer sich dessen schämten, und die Handlung so niederträchtiger erscheint, stärker herausgehoben werden sollen. „Er ist selbst im Grunde, Dinge sogar vom Weibermarke dir zu holen“ — die gewöhnliche L. A. ὡς μαλακῶς ἐσθίεις ist von Drück und Hottinger der Conjectur eines Ungenannten bey Casaubonus ὡς μαλακῶς ἐστιᾶς „wie kostbar bewirtheft du“ mit Recht vorgezogen. Der Sinn nach der gewöhnlichen L. A. ἐσθίεις ist offenbar umfassender. — εἰ ἐπιβαλέσθαι βούλεται — gibt Drück durch umnehmen. In Schwaben ist dieser Ausdruck sehr gewöhnlich: wir zweifeln, ob er in der Büchersprache recht statt finde. — Die folgenden Worte καὶ ἐτι περιστέλλαι αὐτὸν muß Drück nach der Reiskeschen Conjectur (wir finden keine Anmerkung dabey) „καὶ ἐτι λέγων περιστέλλαι“ gegeben haben. Hottinger, der sich in den Anmerkungen auch nicht weiter darüber erklärt, befolgte, wie man sieht, die gewöhnliche Lesart. Wir finden die Reiskesche Aenderung nicht nöthig. ἐτι ist wie oft für προσέτι „und noch überdies (ohne

die Antwort abzuwarten) zieht er es ihm selbst an.“ Für die gewöhnliche L. A. προσκίπτων (πρὸς τὸ ὄδ.) zog Drück, wie ebenfalls Hottinger, die von Vallesnaer zu Eurip. Phön. S. 715 vorgeschlagene, L. A. προσκίπτων vor. Sie ist auch, trotz der Fischerschen gegen Balzener etwas unartigen Vertheidigung der gewöhnlichen, offenbar die bessere. Zu dem, was Herr Pr. Hottinger in seinen Anmerkungen gegen Fischer (S. 19) bändig und kräftig sagt, möchte Rec. noch hinzusetzen: Wenn auch προσκίπτειν πρὸς τὸ ὄδ., was Hottinger läugnet und Fischer nicht bewiesen hat, als eine in der That gute Griechische Redensart, von Personen gebraucht, könnte erwiesen werden, so wäre die Sache selbst doch nicht im Charakter des Schmeichlers; die celeritas digna adulatoris temeraria levitate, die als inneren Empfehlungsgrund Herr Fischer im Worte προσκίπτειν wittert, ließe so Gefahr zu einer inepta et inficeta officiositas, wogegen Horaz oft warnt, umzuschlagen. Der Schmeichler versteht seinen Vortheil besser. Er stürzt und fällt nicht täppisch ja, er schleicht heran, er naht mit Achtung, mit Umsicht dem Patron „ne calcitret equus male palpatus.“ Ungerne versagen wir uns mehrere Bemerkungen über andere Stücke dieser von Drück gelieferten Uebersetzung der sämmtlichen Charaktere des Theophrast, da wir besorgen müssen, schon bereits die Gränzen, die der Raum dieser gelehrten Blätter uns gestattet, überschritten zu haben. Nur wenig sagen wir noch von den Lateinischen Gedichten, die den Beschluß dieses letzten Bändchens ausmachen. Die meisten sind Uebersetzungen, z. B. No. 2. von Ramlers Ode: „Willst du den allerhöchsten Zeus erhöhen“ hier im alcaeischen Sylbenmaße nachgebildet; No. 3. Ugens Gedicht: „O Sonne, Königin der Welt“ in Distichen. No. 4. Gleims Lied: Der Jüngling an den Bach: asclepiadisch. Die Gellertschen Strophen: „Sättig hält in Finsternissen“ sind in Sapphischen wiedergegeben. Das letzte Blatt enthält einige Epigrammen aus der Griechischen Anthologie, in Deutschen und Lateinischen Distichen zugleich, wie z. B.:

Ἐλπίς καὶ σὺ τὴν τέχνην, μέγα χαίρετε. Τὸν λυμέν' εὖρον
Οὐδὲν ἔμοι χ' ὅμιν καίσετε τοὺς μετ' ἐμὲ.

Portum jam tetigi. Spes et fortuna valete!

Nil mihi vobiscum est; ludite nunc alios.

Hoffnung und Glück, gehabet euch wohl! Ich bin in dem Hafen.

Nichts mehr hab ich mit euch. Redet nun andre nach mir.

Ganz eigenthümlich ist das erste Lateinische Gedicht ad Francium, von Horazischem Geiste eingegeben, das, wenn wir nicht irren, schon auch früher in der Hauff'schen Philologie abgedruckt war. Diese sämmtlichen Proben verrathen einen durch die Lectüre klassischer Dichter reichlich genährten und in die Geheimnisse der Sprache Latiums tief eingeweihten Geist, und erregen den Wunsch, der Herausgeber hätte alles, was er von dieser Art unter den Papieren seines Freundes fand, da er mehreres, wenigstens von übersehten Griechischen Epigrammen, zurück behalten zu haben, in der Vorrede sagt (S. VI), uns mittheilen mögen. Statt einer Biographie des Verewigten (geb. zu Marbach 1754 den 9. Dec., gest. 1807 den 12. Apr.) ist eine interessante geistreiche Charakterschilderung Drück's diesem Bändchen vorausgeschickt, die sogleich nach der kurzen Vorrede des Herausgebers folgt (VII—XXII): „Zum Andenken Friedrich Ferdinand Drück's“ ein würdiges wahres Wort eines edlen Freundes über einen edlen Freund. Den meisten unsrer Leser ist diese schöne Gedächtnisschrift, die den vortrefflichen Oberjustizrath Georgii in Stuttgart zum Verfasser hat, wohl auch schon aus dem Morgenblatte, wo sie zuerst abgedruckt war, bekannt. Das Lateinische Elogium von dem verdienstvollen Herrn Oberfinanzrath Roth in München, Drück's ehemaligem Schüler, wurde wegen Mangels an Raum, und weil es der Drück'schen Griechischen Anthologie, die Herr Prof. Beckherlin in Stuttgart vor einigen Jahren herausgegeben hat, beygedruckt, auch besonders erschienen ist, hier nicht wieder gegeben.

Originalstellen griechischer und römischer Classiker über die Theorie der Erziehung und des Unterrichts. — Für pädagogische und philologische Seminarien und als Beylage

zum geschichtlichen Theil seiner Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts herausgegeben von Dr. Aug. Herm. Niemeyer. Halle und Berlin, in den Buchhandlungen des Hallischen Waisenhauses. 1813. Vorrede (über Zweck, Plan und Gebrauch dieser Sammlung von Herrn Hofrath und Prof. Schüz) und Uebersicht des Inhalts XXXII und 302 S. 8.

Nach so vielen Schriften über die Erziehung der Alten, zu denen neuerdings der dahin gehörige Abschnitt in der vor trefflichen Geschichte der Erziehung von Schwarz hinzugekommen ist, war es noch immer ein verdienstliches Unternehmen, die Hauptstellen der Alten selbst, die die Erziehungslehre betreffen, mit einiger Vollständigkeit zu sammeln, welches in diesem Werke von dem berühmten Verfasser mit Wohl und schicklicher Anordnung geschehen. Es besaßt in chronologischer Reihenfolge Auszüge von den Griechen: aus Plato (aus dem Theages, den Büchern von den Gesetzen, der Republik, Proben Sokratischer Lehrart aus dem Menon), Xenophon (einige Stücke der Memorabilien), Aristoteles (aus der Ethik und Politik), Ocellus Lucanus (von der Natur der Dinge c. 4.), Plutarchus (von der Erziehung der Kinder und der Lesung der Dichter), Sextus Empiricus (aus der Abhandlung gegen die Grammatiker); — hiezu als Anhang, Proben einer pädagogisch-moralischen Schrift aus der Paränesis des Isokrates, und Gemählde der Erziehungsweise alter und neuer Zeit aus den Worten des Aristophanes. Von den Römern: aus Marcus Terentius Varro (Bruchstück aus dem Cato), Cicero (verschiedene Stellen der rhetorischen Schriften), Seneca (zerstreute Fragmente), Quintilian, aus dem Dialog de causis corruptae eloquentiae, aus dem jüngern Plinius (gelegentliche Äußerungen über Erziehung, Unterricht und Schuls wesen); hierzu wiederum als Anhang, eine pädagogische Anthologie aus Terentius, Horatius, Juvenalis und Martialis. Für den philologischen Gebrauch des Buches ist noch eine Sammlung der Varianten in den ausgezogenen Stellen beygefügt.

Daß aus dem pädagogischen Schatz des Alterthums hier zu viel mitgetheilt sey, wird wohl niemand behaupten, eher wird man, und nicht mit Unrecht, Einiges vermissen, was die Sammlung nicht nur zieren, sondern ergänzen würde. Aus Xenophon *l. V.* ist zu wenig gegeben. Die *Eropädie* und die Schrift *de republ. Lacedaemoniorum* enthalten, obwohl in historischer Form, doch auch für die Theorie höchst wichtige Andeutungen Griechischer Erziehung, Ideen und Weisheit. Ferner würde die Schilderung des jugendlichen Charakters von Aristoteles (*Rhetor. II, 12.*) hier sehr schicklich ihren Platz gefunden haben. Das Fragment des Musonius über Töchter: Erziehung (zuerst edirt von Wyttenbach *Miscell. Doctrin. P. I. p. 157.* übersetzt in dem *Freymüthigen* 1812. n. 152. und von Moser in den *Studien* von Creuzer und Daub. VI. 1.), einige recht bedeutende Stücke aus den historischen Schriften des Plutarch (*l. V.* die classische Stelle über den pädagogischen Nutzen der Gymnastik *Philoposm. c. 3.*) würden sehr zur Erweiterung der Kenntniß von den Ansichten der Alten dienen. Mehreres noch werden die Parallelen des Johannes Damascenus geben, über die Wyttenbach *Miscell. Doctrin. P. II. p. 32* zu vergleichen. — Die Römer anlangend, so konnten vielleicht die schätzbaren Fragmente des Varro um eines und das andere aus den einzelnen Sentenzen desselben (am vollständigsten edirt von Schneider *Scriptt. R. R. T. I. Comment. p. 241 sqq.*) vermehrt werden. *l. V.* *Illum elige eruditorem, quem magis mireris in suis, quam in alienis. Sunt quaedam, quae eradenda essent ab animo scientis, quae inserendi veri locum occupant. Facilitas intelligentiae veri parit negligentiam. Eo tantum studia intermittantur, ne obmittantur; gaudent varietate Musae, non otio. Nil magnificum docet, qui a se nil didicit.* Seneca hat besonders in den Briefen so vortreffliche, zur Bildung des Jünglings so fruchtbare Stellen, daß es uns leid gethan hat, nicht mehrere derselben eingeschaltet zu sehen. Mehreres zumal aus den Lateinern, wie *l. V.* aus Tacitus, Suetonius, Gellius hätte sich durch planmäßig geordnete Eitate abthun lassen. Mit Recht hat sich der Herausgeber auf die eigentlich classische Zeit beschränkt. Daß aber einmal eine

ähnliche Sammlung über das Mittelalter angelegt werden möchte, wo der Anfang etwa mit Catonis Distichis und mit Excerpten aus Cassiodorus, Boethius, Martianus Capella gemacht würde, dürfen wir dermalen mehr wünschen als hoffen; eine solche Sammlung würde freilich mehr einen Werth historischer als exemplarischer Art haben. Dies gilt keineswegs von der gegenwärtigen, die nicht nur die Kenntniß des Alterthums fördert, sondern auch viel Nachahmenswerthes aufstellt. Nur erwarte man nicht zu viel von ihr. Denn ungeschätzt, daß wir immer noch eines großen Theils der Schriften von eigentlich pädagogischem Inhalt aus dem Alterthume entbehren, so ist so Vieles besonders bey den Historikern, Rednern, Dramatikern, Satyrikern, Aerzten zerstreut, was vielleicht über Geist und Wesen der alten Erziehung Licht verbreitet, in eine solche Sammlung aber der Natur der Sache nach schlechterdings nicht gebracht werden kann. — So ist es, um nur Ein Beyspiel zu geben, ein für die Kunst und Erziehungsgeschichte der Römer gleich wichtiges, bisher wenig beachtetes Datum, daß schon Paulus Aemilius nach dem Zeugnisse des Plutarch Griechische Bildhauer und Maler für seine Söhne hielt, womit des alten Varro Aeußerung Fr. 8. verglichen werden mag. Aber wenn auch einer dies alles gelesen, so wähne er doch nicht, zu der Einsicht gelangt zu seyn, warum die Griechen und Römer so hochgebildet waren, und in diesen Buchstaben-Chiffren das ganze Geheimniß gefunden zu haben, jener idealen Größe des Geistes und Charakters, von der viele unsrer Erzieher von gewöhnlichem Schlage nicht einmal eine Ahndung zu verspüren scheinen. Diese Schriften selbst sind ja zum großen Theil erst Erzeugnisse und Resultate jener Kultur, welcher voranzueilen nur einigen Genien vom höchsten Range, wie dem Plato gegeben ward. Zum geringeren Theil wurde der junge Grieche und Römer durch Wort und Schrift des Lehrers erzogen. Die Oeffentlichkeit ihres ganzen Lebens, die Theilnahme aller Individuen an dem Staatsverein, die sinnliche Pracht und Gewalt ihrer Religion, die hohe und humane Ausbildung aller Wissenschaften und Künste mit der Freudigkeit der ersten Entdeckung, Erfindung und Gestaltung, die Verflechtung derselben in alle Theile und

Verhältnisse des Lebens ohne die Pedanterey der sogenannten gelehrten Stände, das sorgenlosere selbst durch die Sklaven freyere Leben, die Schönheit und Fruchtbarkeit des Klima; bey den Griechen namentlich noch die so reiche und bewundernswürdig organisirte Sprache, Tanz, Musik, Poesie gleich im Ursprung durch Homer zur Heldengröße geahelt, die Knabenliebe der edlen und heroischen Art, Gymnastik, Wettspiele, der neue fröhliche Anbau der Staaten und Kolonien; bey den Römern, der Kriegsgeist und die Idee erst der Weltzeroberung, dann des Weltbesizes — das sind die wahren Motive und Beförderungsmittel wie ihrer Cultur, so ihrer Erziehung, Großes hervorbringend im Einzelnen; Größeres und fast Wunder in Vereinigung und Gesamtwirkung. —

Daß man aber auch den Werth jener Sammlung nicht zu gering anschlage. Es sind doch Stimmen des Alterthums, die der mit dem Geiste desselben vertrautere Leser sinnvoll zu deuten wissen wird, Zeugnisse, auf wie vielerley Wegen die edelsten Geister bemüht gewesen sind, den Menschen den Charakter ihres Geschlechts als ein theureres Erbtheil zu bewahren und empor zu bringen. In Form und Materie werden unsre Pädagogen daraus, wenn sie wollen, viel und wenigstens das lernen können, daß Vieles, was sie als neu angestammt, schon von den Alten gekannt und nur einfacher und gemäßigter vortragen sey. Wir wollen nur an den pädagogischen Gebrauch der Zahlenverhältnisse bey Plato S. 3a erinnern, mit Hinweisung auf das, was der vortreffliche Coray in der Vorrede an seine Griechen vor dem ersten Bande des Plutarch S. 40 zur Vergleichung der Pestalozzischen Lehrart darüber bemerkt. Treffend wahr sagt der Herausgeber selbst in seiner an Schütz gerichteten Vorrede S. XVII.

„Es war oft der Gegenstand unsrer Gespräche, wie nahe theilig es für das Zeitalter sey, unaufhörlich durch pädagogische Künsteleyen von dem wahren Wege der Natur abgeführt zu werden. Welches dieser Weg sey, wußten die Gebildeten des Alterthums gewiß sehr wohl. Auch ihre Ansicht der Natur war aus einer sorgfältigen Beobachtung des inneren Menschen hervorgegangen, und im guten Sinne auf die neuerlich so verschrieene Empirie gegründet. Aber gerade diese hatte sie gelehrt, daß die Natur auf die menschlichen Geister auf die mannigfaltigste Weise einwirke, und sie eben so mannigfaltig ausbilde. Bey aller Unendlichkeit der Erscheinungen, in welchen der Mensch geistig wie physisch vor uns steht, und der zahllosen Verschiedenheit der einzelnen Naturen verkanteten sie zwar so wenig als wir das Bestimmte und Ursprüngliche, so wie die unwandelbaren Gesetze des geistigen Orgas-

nismus. Auch wußten sie sehr wohl, daß ohne großen Ernst, Ausdauer und strenge Arbeitsamkeit in keiner Sache etwas Wichtiges und Großes erstrebt werden könne. Nur waren sie weit entfernt, beengende Regeln und gleichsam eiserne Formen festzusetzen und mühsam zu bestimmen; in welcher Nothwendigkeit jeder Eindruck lebendig auf den sich entwickelnden Geist gemacht, jede Idee ihm zugeführt, jede Fähigkeit zur Fertigkeit erhöht werden müsse. Sie begnügten sich von dem Lehrer zu fordern, daß er die aufstrebende Kraft in den verschiedenen Richtungen, die sie nehmen würde, beachten und verfolgen und unbemerkt, um sie vor Verirrung zu bewahren, in Schranken halten solle.“

Diese ganze Aufschrift, an deren Schluß der Freund des Herausgebers sehr glücklich mit dem großen Literator der Römer, dem Terentius Varro, verglichen wird, ist ein schönes Denkmahl collegialer Herzlichkeit, vorurtheilsfreier Einsicht, und jener milden Weisheit, mit der einst Horaz, selbst ihr Jünger, den heitern Freund des Lucilius bezeichnete. —

Jesajae c. 52, 14. 15. c. 53, 1—12. praevia dissertatiuncula de interpretandis prophetis, illustrare studuit Jo. Sam. Schoene, Weinboehliensium Pastor. Sumtibus Auctoriae Misenaee, 1813. bey Götsch, 48 S. in 8.

Zuerst einige Bemerkungen über den Satz: daß die Propheten oft poetisch schreiben und also als Dichter zu erklären seien. Der Philosoph sucht Einheit und Einfachheit in (oder vielmehr: aus) der Mannichfaltigkeit. „Varietatem de mit. Res veras, easque ut necessitatem habentes ita tractat, ut in (ex) varietate quaerat et demonstrat simplicitatem.“ Als Grundsatz der Aesthetik nimmt der Verf. an: Ut sit simplicitas in varietate. — Poema quidem, si non sit simplicitas in varietate, necessario omnibus non placebit, laesa lege mentis communi... Quomodo autem varietas (illa) per se comparata esse debeat, ut necessario omnibus placeat, id, cum fere quique suum habeat sensum, ex principiis a priori vix demonstrari potest. Der Unterschied vom Zweck der Philosophie sollte vielmehr dadurch ausgedrückt seyn, daß die Poesie dahin arbeite: Ut sit varietas in simplicitate. Der Dichter verwandelt das Einfache in Mannichfaltigkeit. Dahin geht auch der Verf. in der Folge, wenn er sagt: Auch die Propheten „rem nudam et simplicem inducunt et ornant varietate.“ Sie lieben daher das Dramatische, wovon der Verf. schon in einer (dem Rec. nicht bekannt gewordenen) Abhandlung über

Jes 19, 23 — 29. in Hinsicht der ganzen Joblade gehandelt habe. Oft bekanntlich ist der Wechsel der Personen nicht bezeichnet. So glaubt der Verf. Jes. 52, 13 — 15. rede Gott, 53, 1 — 6. das Volk, 7 — 12. wieder Gott. Die Einheit des Gegenstands sey: eine Person, welche vieles leide, nicht aus Selbstverschuldung, sondern Andern zum Nutzen; dafür aber auch sehr belohnt werde. Unter dieses Einfache sammelt er dann die mannfache Ausmalungen. Das Ganze ist Lateinisch, auch in Deutschen Hexametern übersetzt. יְשַׁכֵּל

prudenter agens 1. Sam. 18, 14. 15. et pie Ps. 14, 2. Der Knecht wird erklärt als quis voluntatem alterius exsequens, mit dem Nebenbegriff eines unglücklichen Zustands, wie Phil. 2, 7. Für עָלֶיךָ wird עָלַי angenommen, nach guten Manuscripten (?) וְ in Me-isch und Mi-bene soll propter bedeuten. (Es bedeutet a, ex, inde a, oder prae) יָרָא adpersit = expiavit. Lev. 4, 17. Num. 19, 4. 18, 19. (Aber dort ist es mit יָרָא und עָלַי construiert.

Mit dem Accusativ kann es nur sparsit bedeuten. Der Verf. hat nach S. 39 ein Wort de articulis linguarum fertig liegen. Bey diesem Thema ist nichts notwendiger, als zu bemerken, mit welchem Casus die Worte construiert worden! — Das expiare liegt ohnehin nicht im Wort, sondern etwa im Context.) יָדַע חָלִי cognoscere factus morbum. Wgl.

יָדַעִים Deut. 1, 13. Dieser Significat des Participii נָהַל ist unerweislich. Man hat ihn auch nicht nöthig. Verächtig durch Krankheit ist der, von welchem eine auffallende Krankheit bekannt ist. Der Begriff cognoscere factus müßte durch die Participialform des Hophal ausgedrückt seyn! — Zu Vs 5. wird bemerkt, daß auch Ovid sein Exil sua vulnera nenne. Trist. 1, 99. 2, 209. נָכַס pressus est. נֶעֱנָה

als Niphal soll auch respondere factus est bedeuten. Immer eine unerweisliche Bedeutung. נָחַל soll avellere ad mactationem bedeuten, nicht tondere. Num. 11, 31. Jerem. 1, 29. Nahum 1, 12. Vs 8. Verba: aetatem ejus quis eloquetur? nihil aliud significant, quam: felicissimus est. Barum? well langes Leben ein Glück sey. Ist es dies denn immer? Vielmehr: „Niemand kann aussprechen, wie lange er lebt.“ Vs 9. tradentur adversarii רָשָׁעִים ad sepulcrum ejus, soll seyn: vincet, und also wieder: felix erit. עֲשִׂיר spolia opima. Vor קָבְרוֹ fehle

2, wie es vor **וַיִּתֵּן** stehe. Propter sepulcrum seq: quia mortem passus est. Diese Kunst, das Poetische poetisch zu erklären, scheint allzu poetisch. Man macht erst den Text, dann die Wortbedeutung, endlich den Sinn. Sepelini autem et mori (fährt der Verf. auf diese Weise fort) quoniam sunt imagines summae miseriei, sensus, tropo remoto, est: quia summam miseriam tulit. Auf individuelle Umstände des Todes und der Begräbnis Jesu paßt freilich, wie auch der Verf. S. 41. erinnert, der Vs 9. nicht. Aber darf dagegen das Specielle in einer poetischen Rede nur geradezu in das Allgemeine umgedeutet werden? Das Grab, der Tod, in Unglück überhaupt? und doch dabei Sieg? Spolia opima? Der Verf. hält alles für metaphorisch; aber dennoch morte et sepultura depingitur totus status exinanitionis Christi, morte historica non exclusa. Nach dieser allegorischen Erklärungsweise würde sich alles aus allem machen lassen. Vs 10. sind gerade die schwereren Worte **וַיִּתֵּן** **וְשָׂא** **וְיָשָׁן** **וְיָשָׁן** nicht erläutert. Die Uebersetzung sagt: quare cum sacrificium obtulerit se, videbit prolem (i. e. felix erit. p. 42). Aber **וְיָשָׁן** ist Foemininum! **וַיִּתֵּן** muß also der Dominativ dazu seyn! Alsdann fehlt das se, und ist in den Text nur hinein getragen. Zur Probe führt Rec. Vs 9. 10. auch aus der Deutschen Uebersetzung an, wenn man sie gleich weit weniger, als das Lateinische, genügend finden möchte:

Darum, daß er das Grab erduldet, wird er die Feinde,
Daß er den Tod erleidet, die Reichen, zum Eigenthum haben;
Weil er Unrecht und Frevel vermied in Thaten und Worten.

Schmerzen und Krankheit erträgt er. So war es der Rath-
schluß Jehovah's;

Aber, hat er sich nun für Schulden zum Opfer gegeben,
Wird er erblicken von sich ein Geschlecht und leben die Länge.

Vs 12. soll seyn: quia exinanivit se, *ἐκένωσε*, ad mortem usque. Das Bild hängt vielmehr an dem Begriff: nudavit. Propterea, quod quasi nudam (non defensam) exposuit vitam suam neci.

Das Ganze ist dem Hrn. Oberhofpred. Dr. Ammon, communi Musarum Amori, demississime dedicirt. Angenehm ist es gewiß, daß diesem Gelehrten aus der von ihm zu inspectirenden Geistlichkeit Mitglieder mit Proben dieser Art entgegenkommen können, welche — wenn gleich die specielle Anwendung in dem, was an ihr eigenthümlich ist, das Ziel nicht so ganz zu treffen scheint — doch eine schöne Übung in philosophischen und philologischen Studien beweist.

H. E. G. Paulus.

Jahrbücher der Litteratur.

D. Justiniani institutionum libri 4. recens. et Indicem editionum
 adiecit D. Fridericus Augustus Biener, P. P. O.
 in univers. Berolinensi. Berol. 1812. sumt. Hitzig. 270 u.
 XL c. 8.

Billig fängt diese Beurtheilung mit Lob und Dank für Hrn. Prof. Biener an, der, seit Eusacius zuerst, von einem für Alterthumsforscher und Juristen höchwichtigen Buche, welches gar sehr noch die Hülfe der Kritik bedurfte, eine neue Recension lieferte, und zwar eine solche, die, sowohl wegen der Menge der dabey benutzten Hülfsmittel, als wegen des Fleißes und eignen Urtheils, welche dabey angewandt sind, mit vollem Rechte den Namen einer neuen Recension verdient. Seit längerer Zeit fühlte man das Bedürfniß, welchem der Herausgeber abzuhelpen suchte: aber die geringe Zahl der einem solchen Unternehmen gewachsenen Rechtsgelehrten, und die mancherseits andern davon zum Theil sehr entfernenden Geschäfte, mit welchen diese oft überladen sind, erklären sehr natürlich, daß lange Zeit darüber hingehen konnte, ehe es zur Ausführung des schon an sich beschwerlichen Werkes kam. Ähnliche Ursachen müssen auch sehr zur Entschuldigung gereichen, wenn wir bemerken — was allerdings der Fall ist — daß Manches in der gelieferten Arbeit besser seyn könnte. Denn hätte der Herausgeber die höchste Vollkommenheit seiner Arbeit noch mehr im Auge gehabt, so wäre es leicht möglich, daß wir noch manches Jahr auch das entbehren müßten, was er jetzt schon geliefert hat. Doch kann diese Betrachtung nicht abhelfen, was wir auszustellen finden, eben so wohl als was uns oblich scheint, zu bemerken, theils um das Unrige dazu beizutragen, daß diese neueste Ausgabe gehörig gewürdigt und ihr so viel, aber auch nicht mehr, als sie verdient, getrauet werde; theils um für neue Bearbeiter, besonders den Herausgeber

selbst, welcher hoffentlich auch in der Folge seine Hand von dem Institutionentexte nicht abzieht, brauchbare Winke zu liefern. Rec. folgt dabey, so viel es angeht, dem Gange, welcher bey Entstehung einer kritischen Ausgabe statt zu finden pflegt; und urtheilt da, wo es auf Einzelnes ankommt, aus der nähern Vergleichung derjenigen Abschnitte, welche er selbst mit den ihm zugänglichen Hülfsmitteln der Kritik, besonders aus Veranlassung exegetischer Vorlesungen, genauer verglichen hat.

Bey jeder kritischen Ausgabe kommt es natürlich zunächst auf Herbeschaffung der Zeugnisse für die Lesarten an. Unter diesen nehmen bey den Institutionen die Handschriften, da es ihrer viele zu großem Theile noch unbenutzte gibt, einen so bedeutenden Rang ein. Hr. B. hat diese so wenig vernachlässigt, daß er vielmehr mehrere derselben, theils unmittelbar, theils mittelbar stärker benutzt hat, als von irgend einem seiner Vorgänger möchte gerühmt werden können. Drey Berliner, vier Leipziger, eine dem Herrn Prof. v. Savigny gehörige hat er selbst verglichen; außerdem Rücksicht genommen auf die, welche die Glosse, Cujacius, Russardus, Contius, Charondas, Hotomanus, Böhmcr, Iselius, Reiz, Schrader, theils in Ausgaben, theils anderwärts, gebraucht haben. Außerdem bezieht er sich auch hier und da (z. B. im Prooemium gleich zu Anfang zu den Worten In nomine etc.) auf mehrere Pariser Handschriften, ohne Näheres anzugeben, welche es seyen, und woher er sie kenne. (Hat etwa Savigny bey einigen wichtigen Stellen diese verglichen?) Es würde unbillig seyn, noch mehr eigne Arbeit in dieser Rücksicht zu fordern: aber, ob sie nicht auf Wichtigeres hätte verwandt? ob nicht mehr fremde Thätigkeit hätte in Anspruch genommen werden können? ist eine andre Frage. Hr. B. gibt eine allgemeine Charakteristik der von ihm selbst verglichenen 8 Handschriften, nach welcher, wie auch nach den daraus bemerkten Lesarten, nur eine, die erste Leipziger, aus dem Anfange des 13ten Jahrhunderts, welche mit der Gottorpschen und der Pariser aus dem 11ten Jahrhunderte, die Iselius verglichen, in vielen Punkten übereinstimmt, zu den vorzüglichern gehören möchte; die andern aus dem 14ten, ja zum Theil aus dem

15ten Jahrhunderte minder bedeutend sind. Die Vergleichung dieser letzten kann nur in sofern für verdienstlich gehalten werden, als es dem Herausgeber nicht wohl möglich war, an ihrer statt bessern zu benutzen. Wo dergleichen seyen, wußte er, wenn auch das Echardsche und ähnliche Verzeichnisse selten hinreichen, um die Güte der Handschriften zu beurtheilen, aus den genauen Notizen Savignys über die Wiener, Augsburger, Pariser, Erlanger, Münchner Bibliotheken, welche ihm, wie er selbst rühmt, mitgetheilt sind. Sollte bey allen diesen Bibliotheken, und andern, wo man sich durch Correspondenz nähere Notizen über die vorhandenen Handschriften wohl verschaffen konnte, der argwöhnische und von liberaler Beförderung der Wissenschaften sehr entfernte Grundsatz herrschen, Handschriften an Auswärtige nicht mitzutheilen, dann freylich blieb dem Herausgeber für eigne Arbeit nichts anderes übrig, als was er that, da lang dauernde gelehrte Reisen Wenigen gestattet sind. Aber daß die vor Kurzem noch häufige rühmliche Liberalität vieler Bibliotheken sich so ganz verkehrt habe, kann Rec. kaum glauben; und dieses vorausgesetzt, hätte der Herausgeber mit gleicher Mühe in dieser Beziehung gewiß etwas weit Vorzüglicheres liefern können. Auf jeden Fall aber hätte hier, wie in andern Rücksichten, die Hälfte Anderer in Anspruch genommen werden mögen. Freylich ist leicht zu erachten, daß Collationen durch Andre besorgt längst nicht so brauchbar sind, als solche, die ein mit seinem Schriftsteller vertrauter Herausgeber selbst veranstaltet: aber immer besser doch, man benutzt auf diese Weise, als gar nicht, vorzügliche Handschriften. Sie machen zu lassen, konnte an manchen Orten nicht schwer fallen. Ja, einige Correspondenz mußte sogar Notizen von schon gemachten und wahrscheinlich nicht zu erhaltenden Collationen verschaffen. So weiß Rec. von guter Hand, daß König, dessen Plan eine Institutionens Ausgabe zu besorgen dem Verf. nicht unbekannt war, drey Handschriften, eine Münchner, eine Bamberger, eine Altorfer schon verglichen hat, und diese Collation jetzt in des Herrn Prof. Bachers Händen ist; er selbst, dessen der Herausgeber auch erwähnt, besitzt eine Collation der vorzüglichen Wolfensbüttler, jetzt Göttinger, Handschrift durch mehrere Titel, die

dem Herausgeber sehr gern zu Gebote gestanden hätte; und was mag nicht in den Händen des verdienten Altraters von diesem Theile unsrer Literatur, Erasers, hierher Gehöriges sich befinden!

Eine andre wichtige Hälfte sind die Ausgaben. Dieser ist eine so große Zahl, daß ein Herausgeber, dem unmöglich zu zumuthen ist, alle zu gebrauchen, unter welchen auch eine Menge unbedeutende, schlechte, oder bloß Abdrücke früherer Ausgaben sind, nothwendig zunächst darauf denken muß, sich eine möglichst genaue Kenntniß des Werths der vorhandenen Ausgaben und ihres Verhältnisses zu einander zu verschaffen. Da es auch hierzu bisher noch sehr an Vorarbeiten fehlte, so mußte der Herausgeber selbst zusammentragen. Es ist sehr nützlich, daß er, was er in dieser Beziehung gesammelt, in einem der Ausgabe angehängten Index editionum mitgetheilt hat. Dieser, 31 S. stark, ist weit vollständiger, als was anderwärts über den Gegenstand vorkommt. Er enthält in chronologischer Ordnung, die nur durch die zwischen 1536 und 1537 gesetzten Drucke ohne Jahreszahl unterbrochen ist, die abgekürzten, jedoch mit hinreichender Bestimmtheit angegebenen Titel, mit Verweisungen auf litterarische Werke, in welchen man nähere Notizen darüber findet, Angabe der Bibliotheken, in welchen seltene Ausgaben sich finden, und Zeichen dafür, ob der Herausgeber selbst, Haubold oder Savigny, die ihn mit reichlichen sehr geordneten Beiträgen unterstützten, die Ausgaben gesehen haben; hier und da sind auch einzelne Anmerkungen beigefügt. Das Verzeichniß bezweckt, wie billig, Vollständigkeit, auch der Ausgaben, welche im Corpus juris enthalten sind — dergestalt, daß es auch beim Corp. jur. im Ganzen das neueste und vollständigste ist, welches wir haben; — bloß von den vielen Ausgaben des 16. und 17. Jahrhunderts, die nur zum practischen Gebrauche bestimmt waren, und denen des 17ten und 18ten, welche den Haseoandrinschen Text wiederholten, sollten nur die editiones principes angeführt werden. Es versteht sich, daß eine diesem Plane gemäße Vollständigkeit schwerlich sobald wird erreicht werden können, und der Herausgeber nebst den Gelehrten, welche ihn unterstützten, verdienen für das, was sie geleistet haben, den

aufichtigsten Dank; und, wenn man im Stande ist, Einzelnes beizufügen, nicht den mindesten Vorwurf. Weit davon entfernt, und nur um das Seinige zu mehrerer Vervollständigung beizutragen, bemerkt Rec. aus Autopsie folgende hier übersehene Ausgaben:

1. Venetiis ap. Bapt. d. Tortis 15. Mai. 1508. fol.
2. Glossata Messaggii Venetiis ap. Nicolaum Tridentinum 1565. 8vo.
3. Lugduni 1568. 8vo. mit Collation der Collabonischen Handschrift.

4. Coloniae ap. Gervinum Calenium et heredes Quentelios 1573. 8vo. Der Titel bemerkt noch quibus nunc primum adjecti in margine sunt fontes. Der Buchhändler gibt in der Vorrede näher an, daß er durch einen studiosus diese Quellen habe sammeln und außerdem Anmerkungen aus Sopsers Vorlesungen beifügen lassen. 1. 2. besitzt die Tübinger, 3. die Helmstädter öffentliche Bibliothek, 4. Rec. selbst. — Mit einem bloßen chronologischen Verzeichnisse der Ausgaben ist das Bedürfniß eines Herausgebers eben so wenig befriedigt, als überhaupt das jemandes, dem irgend eine Geschichte wichtig ist, mit der bloßen, wenn gleich auch nothwendigen chronologischen Aufzählung der einzelnen Thatfachen. Die Würdigung der Ausgaben, ihre Einrangirung in gewisse Familien u. dgl. ist noch besonders nöthig. Davon nun kommen — wie fast überall — so auch hier, nur einzelne Bemerkungen bey den verschiedenen Ausgaben vor, die selten auf ein bestimmtes Resultat führen, und, in einem rein chronologischen Verzeichnisse mit gewöhnlicher Schrift bemerkt, nur mit Mühe herausgesucht werden können. Leichter zu übersehen wäre es schon, wenn Hauptausgaben durch besondern Druck ausgezeichnet und die dazu gehörigen Nebenausgaben in Noten etwa nur mit Zahlen daneben angeführt waren. Was uns bey Durchsicht der vom Herausgeber angegebenen Titel, sey es aus seinen Bemerkungen, sey es aus andern Quellen, über die Familien der Ausgaben Bemerkenswerthes aufgefallen ist, mag hier, der Wichtigkeit der Sache wegen, kurz angedeutet werden. Die eigentlichen alten Drucke, über welche Rec. an einem andern Orte Aehnliches versucht hat, bleiben hier außer

geschlossen; aber auch in Beziehung auf die übrigen können diese gelegentlichen Bemerkungen nicht zur Absicht haben, diesen schwierigen Gegenstand mit Vollständigkeit zu ergründen. Sogar werden mehrere wichtige Familien, weil Rec. jetzt nichts Erhebliches darüber zu sagen wußte, gar nicht berührt. Von 1503 an zeigen sich in Herrn W's Verzeichnisse zuerst Spuren von Familien der Ausgaben — von da an kommen zunächst mehrere Chappuis'sche Ausgaben vor. Aber was haben diese Auszeichnendes? Ist es etwa die fleißige Benutzung einer von Rembolt zugefandten Handschrift? Diese führt Schwarz von der Chappuis'schen Ausgabe von 1509 an, welche er gebrauchte. Es folgen Perrin'sche Ausgaben von 1531 an, die aber schwerlich eine Familie bilden, indem zu Verschiedenes von ihnen angeführt wird, theils nur eine praefatio Perrini, theils eine vita Justiniani auct. Perrino, wohin auch die Lugd. ap. Hugon. a Porta 1572. gehört, bey der es der Verf. nicht bemerkt; theils daß für Kritik gesorgt sey, zufolge des auf dem Titel vorkommenden Zusatzes ad veterum elitissimorumque exemplarium fidem (so 1539), oder noch weiter gehenden Versprechen in der Vorrede, als bey der 1555 (s. Ludwig vit. Justiniani cap. 1. §. 5.). Das Gemein-schaftliche aller Perrin'schen Ausgaben möchte in den ziemlich unbedeutenden dem Perrinus zugeschriebenen erklärenden Anmerkungen bestehen, welche selbst in solchen Ausgaben vorkommen, bey denen der Titel nur der vita Justiniani auct. Perrino erwähnt. Bey dem Herausgeber sucht man Bemerkungen über das Auszeichnende der Perrin'schen Ausgaben, wiewohl das für Kritik wichtigste der hier gelieferten schon in einer ihm wohl bekannten Schrift des Rec. angegeben ist, und er bey der Ausgabe von 1553, die er selbst gesehen, Gelegenheit gehabt hätte, zu prüfen, ob wirklich darin so viel, wie die Vorrede verspricht, geleistet worden, dennoch vergebens. — Es folgen von 1543 an mehrere Ausgaben cum notis Ferretti (so, nicht Ferreti, wie der Herausgeber pflegt, schreibt F. selbst seinen Namen). Daß diese bloß erläuternd sind, aber — als von einem der vorzüglichsten Kämpfer für geschmackvolles Studium der Rechtswissenschaft herrührend, und zum Anfangs Studium für den nachher so ausgezeichneten schon

damals philologisch sehr gelehrten Goveanus bestimmt — wie auch Januarius resp. Jctor. pg. m. 324 urtheilte, äußerst geschmackvoll und vortrefflich, hätte wohl eine kurze Bemerkung verdient. Gleich die Vorrede dieses geistvollen Schriftstellers liest man mit großem Vergnügen. Die bey verschiedenen Buchdruckern, zuerst Genev. 1555 herausgekommenen, an der Vorrede Cogitanti kenntlichen Ausgaben, charakterisirt Hr. B. Sie zeichnen sich aus durch Collation einer Handschrift des Colladonius. Die von demselben Jahre anfangenden edd. Massaggii sollen für Kritik und Auslegung sorgen. In jener Rücksicht bezieht sich Titel und Vorrede auf vetustissimaa codices, aber so allgemein, daß schwerlich etwas Ausgezeichnetes zu erwarten ist. Am Rande wenigstens der Venediger Ausgabe von 1565 ap. Tridentinum, welche wir vor uns haben, finden sich Varianten. Für Auslegung ist gesorgt durch Zusammentragung der Bemerkungen Anderer, Aldobrandinus, Ferretus &c., die aus eignen vermehrt sind. Hr. B. gibt uns auch hierüber nichts. Die Ausgaben von Crispinus, von 1572 an, deren Eigenthümliches Hr. B. wieder nicht bemerkt, wollen sich, zufolge der Vorrede, dadurch auszeichnen, daß in den Citaten oft Zahlen gebraucht werden, was indessen, wie der Augenschein lehrt, weit häufiger nicht der Fall ist; und, daß durch Klammern angezeigt sey, daß in Handschriften oder alten Ausgaben etwas fehle.

In den sich hier anschließenden, wiederum von Hrn. B. nicht charakterisirten Ausgaben des Pacius, von 1578 an, soll nach der Vorrede besonders Unterscheidung der Paragraphen und Vorsehung einer kurzen Inhaltsangabe vor dieselben eigenthümlich seyn. Mit der Unterscheidung der Paragraphen ist wahrscheinlich die Bezeichnung derselben mit Zahlen gemeint, welche wenigstens in der vor uns liegenden von 1579 vorkommt: denn Unterscheidung durch Zeichen, die sich häufig schon in den Handschriften findet, ist bekanntlich weit älter. Doch haben nicht alle Pacischen Ausgaben dieses Auszeichnendes. Die von 1580 excud. Vignon 8vo hat es nicht, dagegen findet es Rec. in drey andern vor ihm liegenden Pacischen Ausgaben, der von 1579, von 1612 und einer dritten, an welcher das Titelblatt fehlt. Was übrigens Otto in seiner Vorrede

annimmt, Fabrotus habe zuerst die Paragraphen gewählt, widerlegt sich hierdurch von selbst. — Nach diesen Vorberreitungen konnte an die Auswahl der hier zu gebrauchenden Ausgaben gedacht werden. Welche der Herausgeber wählte, davon unterrichtet er uns nicht ganz genau. In der Vorrede nennt er nur die Köhlersche, die bekanntlich der Eujacischen folgte, die Mainzer editio princeps, die Haloandrinische von 1529 und die des Contius von 1567. Daß er indessen noch andre Ausgaben brauchte, davon fehlt es nicht an Beweisen. Zunächst mußte er natürlich darauf sehen, um Mühe zu sparen, das ihm solche Ausgaben zur Hand seyen, in welchen schon die Lesarten älterer zusammengestellt sind. Dahin gehört vorzüglich die von Otto, in welcher Contius, Charondas und Hotomannus benutzt worden; mit ihren Bearbeitern, dem Iselius, welcher noch eine Pariser Handschrift, und Gebauer, Köhler und Spangenberg im Corp. jur., welche noch eine Haloandrinische Ausgabe verglichen haben. Des Iselius erwähnt der Herausgeber in der Erklärung seiner Abkürzungen, des Otto und Spangenberg nicht, es möchte denn seyn, daß mit der Köhlerschen Ausgabe, welche er nennt, die im Corp. jur. enthaltene gemeint seyn sollte. Auf jeden Fall hat er sie offenbar benutzt, indem manche seiner kritischen Noten Auszüge aus Otto sind. Daß dies geschehen, kann so wenig zu einem Vorwurfe gereichen, daß vielmehr das Gegentheil Vorwürfe verdienen würde. Nur möchte man wünschen, Hr. B. hätte sich bestimmter hierüber geäußert. Den Contius und Haloander, welchen seine Vorgänger schon benutzten — ohne daß man indessen weiß, welche Ausgabe beyder sie eigentlich vor Augen hatten — hat er von neuem verglichen, und uns genau bemerkt, nach welchen Ausgaben: aber ein Urtheil, in wiefern er die Arbeiten seiner Vorgänger zuverlässig oder unzuverlässig gefunden, wozu er gewiß leicht im Stande gewesen, und was nicht anders als sehr interessant hätte seyn können, suchen wir vergebens. So viel hat Rec. bemerkt, daß vom Contius hier viele Lesarten bemerkt sind, die man bey Otto vergeblich sucht. Hingegen die Haloandrinischen abweichenden Lesarten, welche Hr. B. bemerkt, fand Rec., so weit er in dieser Beziehung verglichen hat, alle auch bey Spangenberg.

und doch sind deutliche Spuren vorhanden (z. B. durch ausdrückliche Angabe von Uebereinstimmungen, die Spangenberg zu erwähnen nicht veranlaßt war), daß Hr. V. den Haloand. der wirklich von neuem verglichen hat. Spangenberg muß also hier viel genauer verfahren seyn, als Otto, der sich freylich auch mit dem leidigen *festinante prelo* entschuldigte. — Hiernächst mußte des Herausgebers Aufmerksamkeit auf einzelne an sich wichtige Ausgaben gerichtet seyn; zu welchen hauptsächlich die alten Drucke gehören. Es fällt auf, daß er von der großen Zahl derselben, deren er eine Menge selbst gesehen hatte, oder sonst wußte, wo sie anzutreffen waren, nur einen einzigen, den Mainzer von 1468 benutzte. Es ist dies freylich die *editio princeps*, aber, bey der großen Häufigkeit der Institutionen; Manuscripte war auf keine Weise anzunehmen, daß er die Grundlage der übrigen alten Drucke sey. Schon aus Schwarz scholiiis philolog. in prooemium Inst., wo mehrere alte Drucke verglichen sind, war ihre bedeutende Verschiedenheit leicht abzunehmen; wie auch, daß die *editio princeps*, als aus einer ziemlich schlechten Handschrift abgedruckt, keinen vorzüglichen Rang unter den alten Drucken einnimmt. Warum bemühte sich also der Herausgeber nicht um andere und mehrere, die, wenn sich auch dergleichen in Berlin nicht finden sollten, doch aus andern Orten wohl hätten, entweder selbst oder Collationen derselben, herbeschafft werden können. — Von spätern Ausgaben ist, wie das Verzeichniß der Abkürzungen ergibt, eine Chappuis'sche Ausgabe benutzt, aber ohne nähere Bestimmung, welche der mehreren, was der Herausgeber, da schwerlich alle gleich sind, noch bemerken möge. Darf indessen aus den Citaten geschlossen werden, so ist diese Ausgabe nur hier und da, besonders in den letzten Titeln, gebraucht. Außer der schon erwähnten Haloandrischen und Conrtischen ist weiter in dem Verzeichnisse der Abkürzungen genannt die Eusacische von 1585, die also noch außer dem Köhlerschen Abdrucke derselben gebraucht seyn mag; die des Hotomannus und Charondas, deren Vergleichung indessen, da schon Otto sie gebrauchte, und eine neue eigenthümliche nicht behauptet ist, vermuthlich aus Otto genommen worden: die des Ruffars das, Charondas, Böhmer, welche der Herausgeber, da keiner

seiner Vorgänger sie gebraucht hat, selbst, und zwar, wie die Kritik zeigt, fleißig verglichen haben muß. — Man sieht aus dieser Aufzählung, daß von neuern Ausgaben viele der vorzüglichern gebraucht sind; und, wenn man gleich wünschen möchte, daß auch von diesen mehrere, z. B. noch eine Perer, bey welchen die Handschrift des Colladonius verglichen ist, deren der Herausgeber selbst mehrere sah, und also wohl eine hätte herbeyschaffen können; wie auch eine der Porrinischen hätte benutzt werden mögen, so kann dieses doch nur ein Wunsch, daß es nicht geschehen, durchaus kein Vorwurf seyn. — Von andern Hülfsmitteln für Kritik hat der Verf. die wichtigsten Quellen (Pandecten und Codex), Bearbeitungen (Theophilus) und sonstige Nachrichten über den Text, in der Classe u. dgl. wohl gekannt und beachtet. Nur in Beziehung auf Theophilus möchten wir mit ihm rechten. Daß man sich sehr bey Herstellung des Textes nicht ohne nähere Prüfung bedenen dürfe, versteht sich, indem ja auch die Lesart des Theophilus selbst manchmal ungewiß ist, und in andern Fällen aus dem Griechischen kein sicherer Schluß darauf gemacht werden kann, was Theophilus in seinem Lateinischen Text las. Aber, wo beyde Einwendungen keine Anwendung leiden, weil eine Stelle des Theophilus bestimmt für oder gegen eine Lesart des Originals ist, (und dieses Griechische zugleich wegen Abweichung der Sprachen oder Wendungen u. dgl. so verschieden von demjenigen ist, wodurch eine andre Lesart des Originals ausgedrückt gewesen wäre, daß mit Wahrscheinlichkeit nicht angenommen werden kann, die eine Griechische Lesart sey in die andre übergegangen, indessen dieses im Lateinischen vielleicht sehr leicht möglich gewesen wäre, da steht Rec. weiter keinen Grund, von Theophilus Zeugnisse abzuweichen. Der Herausgeber fügt noch hinzu, *saepo falsum legisse*. Aber wie dieses anzunehmen ist bey einem Exemplare, welches einer der Mit-Verfasser der Institutionen unmittelbar nach deren Publication bey seinen Vorträgen zum Grunde legte, das steht Rec. durchaus nicht begreifen zu können, und daß Th. der Mit-Verfasser der Institutionen war, wird doch der Herausgeber nicht weiter in Zweifel ziehen wollen. Die von ihm zum Beweise seiner Behauptung angeführten Stellen sind auch

durchaus nicht erheblich, indem daselbst theils Th., so wie wir ihn jetzt lesen, recht haben, theils in seinem Text selbst eine Unrichtigkeit sich eingeschlichen haben kann. Des Herausgebers, man darf es mit Bestimmtheit sagen, irrige Ansicht in dieser Beziehung ist leider Veranlassung gewesen, daß er den Theopylus, wiewohl er ihn an manchen Stellen, wo seine Vorgänger ihn übersehen, gebraucht, doch noch oft unbeachtet läßt, oder von ihm abgeht, wo das Gegentheil hätte gesehen sollen.

So viel von den Hülfsmitteln, die Hr. B. angewandt hat. Es fragt sich jetzt, wie er das daraus Geschöpfte verarbeitet hat. Er meldet uns, daß er bey Constituirung des Textes hauptsächlich auf die Handschriften geachtet, aber nicht gerade nach der Zahl derselben, sondern nach ihrer Güte und andern in den Noten angegebenen Gründen entschieden; daß er in den Noten Varianten angeführt habe, wenn er in einem wichtigen Punkte von Cujacius abgewichen sey, oder sonst die von ihm aufgezeichneten Varianten von einiger Wichtigkeit gewesen seyen. In der Schreibung der Worte habe er den neuern Gebrauch angenommen.

Hr. B. hat offenbar recht, wenn er vermuthet, daß gegen diesen Plan keine wesentlichen Einwendungen statt finden werden. Wir vermissen nichts weiter dabey, als nähere Entwicklung der allgemeinen Grundsätze, 1) warum gewissen Lesarten der Vorzug gegeben werden solle (ohnstreitig, weil es solche sind, aus welchen sich die übrigen am leichtesten erklären lassen, und die zugleich in den Institutionen wahrscheinlich geschrieben werden konnten, wobey dann besonders untersucht werden konnte, in welchen Fällen das Sprachrichtigere die wahrscheinlich vorzügliche Lesart sey — da, wo die juristischen Classiker nur abgeschrieben oder extrahirt sind — in welchen Fällen das schlechtere Latein — da, wo spätere Constitutionen benutzt wurden, oder die Institutionen Verfasser aus ihrem Kopfe schrieben —); wie auch 2) welche Varianten denn eigentlich wichtig seyen, wofür wir alle nicht offenbar unrichtige Lesarten, die den Sinn oder Vertrag irgend ändern, halten würden. Hätte der Herausgeber sich dieses und Aehnliches im Voraus so genau und deutlich entwickelt, wie es allein bey

Niederschreiben zu geschehen pflegt, so würden in der Ausführung wahrscheinlich einige Ungleichheiten vermieden seyn, die jetzt, wenn man den Grund der Aenderungen prüft, hier und dort sich zeigen.

Wenden wir uns jetzt zu der Ausführung, so zeigt sich, so weit Rec. verglichen, daß der Verf. aus seinen Quellen eine nicht geringe Anzahl bedeutender Lesarten, die in den bisher gewöhnlichen kritischen Ausgaben übersehen waren, als Licht gezogen; und, ohne einem Früheren blindlings zu folgen, durchaus selbst geprüft, und in vielen Fällen, nach Rec. Urtheil, der bessern Lesart den Vorzug gegeben hat, außer daß hier und da eine etwas zu große Vorliebe für Haloander mitleidet haben möchte. Daneben hat er freylich auch manche, nach Rec. Dastürhalten, gute Aenderung, auf welche ihn seine Hülfsmittel hätten führen können, nicht gemacht, sey es nun, daß er die Lesart ganz übersehen, oder für schlecht und unwehlich gehalten hat; in andern Fällen, da er gewisse Lesarten ohnstreitig kannte, nicht gut gewählt; und besonders häufig abweichende Lesarten oder Gründe seiner Aenderung, wo es wichtig gewesen wäre, sie zu kennen, verschwiegen. Nach unsrer Ueberzeugung hätte namentlich keine Aenderung des Eujacischen Textes, welcher bisher als der richtigste im Umlaufe war, gemacht werden sollen, ohne dessen Lesart als Variante, und daneben den Grund der Abweichung, sey es nun eine Autorität oder innerer Grund, zu bemerken. Schon den mit Recht geachteten Eujacischen Text zu ehren, aber auch, damit nicht, wer eine Vergleichung vornimmt, was vielleicht aus guten Gründen geändert ist, für bloße nichtige Conjecturen oder wohl gar für Druckfehler halte, hätte dieses geschehen sollen. Auch fehlt es nicht an andern kleinen Nachlässigkeiten. Wir geben jetzt einige einzelne Belege zu diesem Urtheile. Zu erst von guten in den Text aufgenommenen Lesarten, denn manche den Rec. um desto mehr ansprachen, da er sie ohngefähr zu gleicher Zeit mit Hrn. B. eben so gemacht hatte. Im Prooem. §. 1. hat er, mit Verwerfung des Eujacischen *numerosae*, auf mehrere Handschriften gestützt (denen Rec. noch die Wolfenbüteler hinzufügen kann), die vergessene Lesart *innumerosae* hergestellt, welches Wort, als seltneres, alle vors

kommenen Varianten wohl erklärt. Für die Negation (in) konnte noch eine besonders wichtige Autorität angeführt werden, die der Glosse, welche bestimmt dafür spricht. In denselben Paragraphen am Ende tamquam für das Eufacische jam — vel, nach überwiegenden, auch aus den gewöhnlichen Ausgaben nicht ersichtlichen Autoritäten. §. 3. componant und animi vestri anstatt des Eufacischen componerent und animae vestrae, wobey zwar Handschriften angeführt sind, aber, da es deren auch für die verworfene Lesart gibt, wie Hr. V. ebenfalls bemerkt hat, damit doch nicht das eigentlich Beweisende gesagt ist. Rec. findet es darin, daß jenes, wiewohl nicht eigentlich unlateinisch, doch die minder gute Latinität ist, welche man in dieser aus keinem Ältern geschöpften Stelle besonders zu suchen hat; und zugleich diejenige Lesart, aus welcher die Abschreiber, nach gemeinen Regeln der Consecutio temporum und der Gleichheit des Substantivs und zugehörigen Adjectivs im Geschlechte bessernd, leicht die Eufacische bilden konnten. §. 4. Collectum für collatum mag besser seyn: aber Theophilus, der als Autorität dafür angeführt ist, beweist nicht, indem sein ἡδποισα das Eine oder Andre seyn kann. Tit. 1. pr. tribuens anstatt tribuendi, mit Anführung von Autoritäten, die auf beyden Seiten, nur etwas mehr auf der von tribuens stehen. Die Hauptgründe, daß auch tribuens bey dieser Definition in den Schriften der Alten (Cicero) vorkommt; im Sinne der Juristen, welche mehr auf die thätige Aeußerung als auf die innere Gesinnung zu sehen haben, besser ist; und aus dem in der entsprechenden Pandectenstelle wahrscheinlich richtigen tribuendi leicht verändert werden konnte — Gründe, die größtentheils schon Otto hat — sind hier übergangen. §. 2. ist das maxime vieler Handschriften vor videtur ganz dem Geiste der damaligen Sprache gemäß eingeschoben. Die Auslassung desselben in Ausgaben — denn Handschriften kennen sie schwerlich — ist aus der Angewöhnung der Herausgeber an besseres Latein zu erklären. Die Autoritäten, nicht aber der innere Grund, sind angegeben. §. 4. ist hinter singulorum utilitatem ohne alle Bemerkung perinat eingeschoben. Die bisherige Auslassung desselben scheint bloß ein aus der Eufacischen Ausgabe fortgeplanzter

Druckfehler. Aber gerade 'bloßes' verdiente Anzeige, damit nicht Ungedultere glauben, es sey eine auf wichtige Autoritäten gegründete eigentliche Variante. Am Ende dieses Paragraphs ist aus mehreren Handschriften die schwierigere Lesart, aus welcher die andern leicht entstehen konnten, triperito est col-
lectum; est enim ex mit Recht hergestellt. Tit. 10. pt. ist vor consensum et eingerückt, aber ohne alle Bemerkung, so daß man glauben kann, es sey hier oder anderwärts nur ein Druckfehler. Doch gibt es alte Autoritäten für beyde Lesarten und überwiegende Gründe für die des Herausgebers. Eben da ist auf ähnliche Weise aut furiosi filius für an f. f. gesetzt: Vey filium quoque ist furiosi — wahrscheinlich ein Stößsem — weggelassen, wiederum ohne die Abweichung vom Gewöhnlichen, die für und wider sprechenden Autoritäten und den entscheidenden Grund anzugeben, welches Alles in einer frühern Schrift des Rec. enthalten ist. Hingegen die schwierigere Lesart nostrae constitutionis für ex nostra constitutione ist wenigstens mit Anführung der Autoritäten für und wider aufgenommen. §. 6. Affinitatis veneratione ist mit Recht beygehalten und die bisher gewöhnlich übersetzte Variante ratione bemerkt: aber des Hauptgrundes für die richtige Lesart, des Theophilinischen *δεσμος*, nicht erwähnt. Gleich daneben heißt es ohne alle Bemerkung mit Haloander abstinere necesse est. Aber Erwähnung verdiente doch das nicht durchaus verwerfliche Eujacische abstinendum est, und die vom Rec. früher angezeigte Wolfenbüttler Lesart abstinere necesse est, welche sogar eine Nuance im Sinne angibt. Nach Rec. Gefühl hätte sie sogar vor der Haloandrischen, wie diese vor der Eujacischen, den Vorzug verdient. In demselben Paragraphen quia ea duobus für q. eadem d. ohne Bemerkung der Aenderung und ohne Autoritäten (deren Rec. auch keine kennt) oder andre Gründe für die neue Lesart, die indessen wohl vorhanden seyn mögen, aber Angabe verdienten. §. 9. Für si uxor, wo gewöhnlich gar keine Varianten bemerkt werden, etsi uxor schon besser, aber noch richtiger wäre et si quam, da aus dieser an sich sehr annehmlichen Lesart die übrigen wohl zu erklären sind, dahingegen, wenn etsi das Richtige wäre, nicht abzusehen ist, wie so Manche et si qua

lesen können. Wenigstens hätte mögen diese vom Rec. schon früher geäußerte Ansicht einer nähern Prüfung unterworfen werden. Die schwierige Stelle §. 13. in f. liest Hr. V. zur Folge einer Leipziger und Berliner Handschrift *quod et aliis liberis ex eodem matrimonio procreatis*. Diese uns ganz neue Lesart verdient gewiß alle Aufmerksamkeit, indem sie — wie Hr. V. sehr richtig bemerkt — alle bisherigen Abweichungen erklärt, je nachdem man *aliis liberis* als Dativ, oder, mit *procreatis* zusammengenommen, als ablativ. consequentiae nahm. L. 2. t. 1. lautet die Ueberschrift bloß *de rerum divisione*, mit Weglassung der Zusätze *et qualitate* oder *et acquirendo rerum dominio*, wohl mit Recht, aber die andern Lesarten, unter welchen die eine Eujacisch ist, und die Gründe der Wahl verdienten Bemerkung. T. 20. §. 1. ist mit Recht das *ab herede praestanda* der ältern Ausgaben weggelassen, aber der Hauptgrund dafür, Theophilus, nicht genannt. Auch steht die jenen Zusatz anzeigende Note an der unrichtigen Stelle, so, daß man glauben sollte, die ältern Ausgaben hätten ihn hinter *legatum*, da er doch hinter *relicta* vorkommt. L. 3. t. 4. §. 4. Bey Weglassung des Glossens *qui adierint* hinter *decesserint* hat der Herausgeber darin seine Vorgänger in dieser Ansicht verbessert, daß er sich dabey nicht auf Accursius Autorität beruft, indem dessen Stillschwergen über diese Worte nichts beweist. Denn sie kamen schon kurz vorher vor, und brauchten daher, wenn er sie auch hier nochmals las, nicht von neuem erläutert zu werden. L. 4. t. 5. §. 1. sind die Worte *vel conducto* hinter *proprio ipsius*, mit Bemerkung, daß sie bey Eujacius fehlen, eingeschoben. Es hätte nur das noch hingefügt werden mögen, daß hiervon kaum etwas Anderes, als ein gemeiner Druckfehler, der sich seit Eujacius fortgepflanzt hat, Ursache ist. §. 3. ist die ältere allgemeine Lesart *dolo* anstatt des Eujacischen *damno* mit Recht restituirt, und hier doch auch des sonst so oft vom Herausgeber übersehenen Theophilus Autorität, den man bisher bey dieser Stelle nicht anzuführen pflegte, benutzt. — Wir kommen jetzt zu Beispielen, wo unsrer Einsicht nach anders gelesen werden muß. Auf Autorität der Glosse und aus innern Gründen sollte der Titel des ganzen Werks nicht *Institutionum* — *Prooemium*, sondern *Institutiones* — heißen, und erst hinter *cupidae legum inventuti* als neuer Titel des zunächst folgenden stehen *Prooemium*. Diese Stelle weist nämlich die Glosse durch die Folge der Anmerkungen, welche Hr. V. wie seine Vorgänger unbeachtet lassen, dem Worte *Prooemium* an, und daraus folgt das Uebrige von selbst. Die innern Gründe für diese Umstellung sind, daß für ein

ganzes Buch nicht ein Titel paßt, der nur die Einleitung betrifft, auch der Anruf Jesu und die Adresse an die studierende Jugend sich auf das ganze Werk und nicht bloß auf die Einleitung beziehen. Aus Handschriften, in welchen nur einzelne Theile der Institutionen vorkamen, und also jeder seine besondre Ueberschrift haben mußte, kann die in neuern Zeiten gewöhnliche Lesart entstanden seyn. Prooem. princ. Anstatt des von Hrn. V. aufgenommenen *expellat* würden wir das *Eusacische expellens* beybehalten haben. Da beydes in den Zusammenhang paßt, jede Lesart die Entstehung der andern erklärt, so ist in unsern Augen einzig das älteste Zeugniß, das des Theophilus beweisend, welcher, da er hier sehr genau übersetzt, auch für einen solchen kleinen Umstand zeugen kann. §. 2. 3. *prudentia veterum; specialiter mandavimus*, in umgekehrter Ordnung als sonst gewöhnlich, ohne alle Anmerkung. Rec. weiß für das Erste eine Autorität, die der Wolfenbüttler Handschrift, für das Andre keine. Aber in solchen gütlichen Dingen würde er nie ohne ganz überwiegende Gründe das Gewöhnliche verlassen. Ist vielleicht die Aenderung auch hier nur Sache des Lesers gewesen? §. 4. Anstatt *easdem Institutiones* wünschten wir das schwierigere durch Theophilus unterstützte *earundem Institutiones*, eine Lesart, deren Hr. V., gleich seinen Vorgängern, gar nicht erwähnt. §. 6. Am Ende las Theophilus *nostra constitutione*, was in den Text gehören möchte, hier aber nicht einmal in den Noten erwähnt ist. Eine Stelle im Texte wünschten wir auch §. 7. in f. dem Worte *gubernare*, einer bisher wenig gekannten Lesart, die Hr. V. zuerst mehr bekannt gemacht hat, aber auch durch Theophilus Autorität und wichtige innere Gründe, welche Rec. an einem andern Orte angegeben hat, hätte unterstützen können. Lib. 1. tit. 10. pr. Die Worte *si filiifamilias sunt* hätten auf Autorität einer Helmstädtter Handschrift wegbleiben, oder wenigstens das Daseyn dieser Lesart, welches Rec. vorläufig anzeigte, bemerkt werden sollen. Die Worte könnten freylich dort aus Nachlässigkeit weggelassen seyn, aber wahrscheinlicher ist, daß sie ein bloßes Glossem sind, da sie, wegen des Folgenden, *quorum, in potestate sunt* gänzlich entbehrt werden können. §. 1. *nuptiae contrahi* anstatt der sonst vorkommenden umgekehrten Ordnung. §. 2. *sororemque* für *et sororem*, worüber ein gleiches Urtheil statt findet, als über ähnliche frühere angeführte Aenderungen. §. 3. Für das gewöhnliche *fratris vero vel sororis* heißt es ohne Angabe der Aenderung *fratris et sororis*.

(Der Beschluß folgt.)

Jahrbücher der Litteratur.

D. Justiniani institutionum libri 4. recens. et indicem editionum
adiicit D. Fridericus Augustus Biener.

(Beschluss der in No. 67. abgebrochenen Recension.)

Da dem Rec. keine äußere Gründe, und am wenigsten über-
wiegende, für diese Aenderung bekannt sind, ist er gegen dies
selbe. Denn es konnte eher aus der vollern die minder volle
Lesart entstehen, als umgekehrt. Dasselbst ist auf Autorität
einer Leipziger Handschrift cum enim filiam für cujus e. f.
in den Text aufgenommen, ganz gegen den von Hrn. B. hier
gar nicht erwähnten Theophilus, der mit seinem *καὶ τὸν κα-*
δόξον bestimmt die gewöhnliche Lesart in Schutz nimmt.
Ist Hr. B. vielleicht deswegen der Leipziger Lesart geneigt
geworden, weil die Regel (daß man deren Tochter nicht heyr-
rathen darf, welche selbst zu ehelichen man gehindert ist) in
der That nicht allgemein gültig ist, so greift doch dieser Grund
keinesweges durch, indem häufig Regeln als allgemein ausge-
sprochen werden; die doch nur sehr mit Beschränkung wahr
ind. Lib. 1. tit. 23. §. 2. wird hier, wie gewöhnlich, mit
einer offenbaren Sach-Unrichtigkeit gelesen, indem es nicht
wahr ist, daß ein Minderjähriger wider seinen Willen ein-
zig zum Proceß einen Curator erhalte. Der ganz übersehene
Theophilus führt auf die Lesart *praeterquam ad certam cau-*
am, *curator enim et in litem dari potest* — so daß
das Letzte Beispiel zum Ersten ist. Durch frühe Verwirrung
konnte hieraus wohl die jetzt gebräuchliche Lesart entstehen.
tit. 26. §. 2. Die Worte *non sint*, sed waren als Glossen
hinzulassen, auf Theophilus Autorität, die auch noch durch
die Wolfenbüttelsche Handschrift, und gewissermaßen durch
den Drucke unterstützt wird. Lib. 2. tit. 1. pr. ist *hiater*
rimonio ohne allen angegebenen oder zu vermuthenden
Grund *sunt* eingeschoben. Eben dasselbst war *Hotomanns* Les-

est, quae eadem publica, anstatt quaedam publica, die
 Manches für sich hat, wenn auch nicht in den Text aufzu-
 nehmen, doch wenigstens anzuführen. Lib. 2. tit. 20. §. 4.
 läßt der Herausgeber auf die Worte sed si talis res sit, cu-
 jus non est commercium folgen nec adipisci potest nach
 der editio princeps und einer Handschrift Savignys. Rec.
 Eujacius war gewöhnlich, anstatt dessen vel adipisci non
 potest zu lesen. Er ließ den Zusatz auf Autorität mehrerer
 Handschriften, denen Rec. noch die vormal's Wolfenbüttelsche
 beifügen kann, ganz weg. Hr. V. gibt der Lesart der editio
 princeps den Vorzug, weil das doppelte nec erkläre, wie der
 ganze Zusatz weggelassen werden könne. Theophilus, den Ott
 für die Eujacische Lesart anführte, spreche weder für das Ein-
 noch Andre. So sinreich dieses ist, möchte doch die Eujaci-
 sche Lesart den Vorzug verdienen. Sowohl der von Hrn. V.
 aufgenommene, als der in den ältern Ausgaben enthaltene Zu-
 satz sieht gar zu sehr aus als entstanden aus einem Glossen
 zur Erklärung der Worte cujus non est commercium. Die
 Worte nec adipisci potest lassen einen doppelten Sinn zu,
 wo aber jeder seine eignen Schwierigkeiten hat. Entweder
 man läßt mit Herrn V. nec etc. ohne Interpunction auf
 commercium folgen, so gehört der Zusatz noch zum Vorigen,
 und es entsteht der Sinn: „Wenn aber die Sache eine solche
 ist, die sich nicht im Verkehr befindet und nicht erhalten wer-
 den kann.“ Welch eine Tautologie ist nun das! wie sehr ei-
 nem Glossen gleichend! Theophilus fügt freilich auch seinem
 ἐφ' ᾧ κομμερκιον οὐκ ἔχει hinzu, τὸ αὐτὸ εἶναι, δικαίον τὸ
 πρᾶσθαι αὐτό. Aber das beweist, wie auch der Heraus-
 geber dadurch zugibt, daß er sagt, Theophilus spreche weder
 für, noch wider, keineswegs für ihn. Da nämlich κομμερ-
 κιον Lateinisch ist, konnte für Griechen wohl der erläuternde
 Zusatz gemacht werden, ohne daß irgend im Lateinischen etwas
 der Art stand. Rec. geht aber noch weiter. Hätte man im
 Lateinischen gelesen, wie der Herausgeber will, so würde nicht
 δικαίον, sondern ein Wort stehen, welches dem posse be-
 entspricht. Der zweyte mögliche Sinn entsteht, wenn man
 zwischen commercium und nec ein Comma setzt. Dann ge-
 hören die Worte nec adipisci potest zum Folgenden, und

Wen mit diesem einen, abgesehen von der minder guten Latinität, ordentlichen Sinn: „weder die Sache kann erspart werden, noch der Preis.“ Aber denkt man an diesen Sinn, so ist Theophilus bestimmt entgegen, indem dann ein bedeutender Gedanke im Texte stünde, den er übergangen hätte: ein Fall, welcher nie vorkommen möchte. — In demselben Paragraphen liest der Herausgeber mit Haloander non si ignorabat, wo Eujacius hat, non etsi ign. ohne Bemerkung einer Abweichung. Dazu war auf allen Fall die Nuance des Sinnes zu bedeutend: aber die Eujacische Lesart möchte auch den Vorzug verdienen. Sie gibt auf eine etwas harte und kurze Weise noch eine Beziehung mehr an, „nicht auch (so wie es im entgegengesetzten Falle Rechtsens ist), wenn er es nicht wußte.“ Leicht konnte aus bloßem Versehen, oder auch von Solchen, die die Nebenbestimmung nicht beachteten, um den Fortgang fließender zu machen, das et ausgelassen werden: dahingegen sich umgekehrt, wenn ursprünglich si gelesen wäre, nicht wohl denken läßt, wie das et noch hätte hinzugefügt werden sollen. Eine Lesart der vormals Wolfens Mittelschen Handschrift etiamsi möchte, als wiederum härter, doch vor der Eujacischen den Vorzug verdienen. §. 9. ist deducto für deducto gesetzt, ohne Gründe der Aenderung anzugeben. Autoritäten für deducto werden angeführt, denen auch Theophilus bezugehrt werden kann. Bey ihm ist das Wort selbst beybehalten, und Griechischen des Lateinischen ander kundigen Abschreibern, die bey Theophilus anzunehmen ist, kann man solche Aenderungen, wo ein gleichbedeutendes lateinisches Wort statt des andern gesetzt wird, nicht wohl trauen. Deswegen ist, nach unserm Urtheil, die Eujacische Lesart weit vorzuziehen. Eben daselbst wird auf Autorität einiger Handschriften, und weil es die Lateinische Sprache so bereichert, für contineri, continetur gesetzt. Der letzte Grund um hier nichts entscheiden. Die Sprache fordert contineri, man auch dies Letzte als Julians Meynung angegeben werden soll; continetur im entgegengesetzten Falle. Welches die richtige war, läßt sich aus Zeugnissen abnehmen; und uns diesen ist das älteste und zuverlässigste, das des Theophilus continetur. Lib. 3. tit. 4. pr. ist die Haloandrische

Lesart, ohne nur einmal das Daseyn der Eujacischen zu bemerken, vorgezogen. Diese, als die verschränktere, aus welcher leichter die einfachere Haloandrische entstehen konnte, als umgekehrt aus dieser jene, verdient sogar den Vorzug.

Auf die äußerst wichtige Interpunction, welche freylich bey Herausgabe von Schriften der Alten, welche wenig interpungiren, mehr zu den die Auslegung erleichternden Zeichen, als zu eigentlicher Kritik, welche der Herausgeber nur versprochen hat, gehört, ist wenig Rücksicht genommen. Selbstentheils liest man die Eujacische Interpunction, wiewohl sie der neuern Sitte nicht mehr angemessen ist, und auch sonst manche Verbesserungen im Einzelnen nöthig hat. Fast einzig, wo die Veränderung der Lesart auch eine andre Interpunction foderte, ist diese gemacht. Außerdem hat Rec. nur an einer Stelle eine Aenderung bemerkt, die aber sogar Verschlechterung seyn möchte. Lib. 4. tit. 5. §. 1. hat Eujacius vor Ob hominem vero liberum etc. wie vor Si vero etc. ein Punctum. Hr. V. setzt anstatt dessen vor ob hominem ein Colon, und läßt vor si vero das Punctum, da doch umgekehrt mehr in dem ersten, als in dem andern Falle etwas ganz Neues anfängt. Zur Erklärung ist aus den frühern Ausgaben einzig die Anführung der Quellen in Pandecten oder Eodex beygefügt worden.

Handbuch über die Eröffnung und Theilung der Erbschaften, worin zugleich die Grundsätze der Schenkungen unter Lebenden, der Testamenten und der vertragmäßigen Erbfolge entwickelt werden. Aus dem Französischen des Herrn M. Favard de Langlade, Reichsbarons, Rathes des Cass. Hofes und Mitgl. der Erziehung. Uebersetzt von Molitor und v. Wardenburg, Advocaten beyrn Oberappellationshofe des Großherzogthums Bay. Mit Anmerkungen der Uebersetzer. Erster Band. Düsseldorf bey H. Gondon 1813. V und 366 S. gr. 8.

Nach der Vorrede der Herren Uebersetzer ist das Original dieses Werks zu Paris im Jahr 1811 erschienen und in Frankreich sehr günstig aufgenommen worden. Der Verfaßter

war früher Mitglied des Tribunales (sic! soll wohl heißen: des Tribunats) und hat, wie der Kenner sich ohnehin bald überzeugen wird — so versichern die Uebersetzer — in diesem Werke über manchen Zweig (?) der neuen Legislation Belehrungen mitgetheilt, die in der practischen Rechtsübung (!) von großem Nutzen sind.

Ehe wir zur Anzeige und Beurtheilung des Buchs selbst schreiten, müssen wir noch, zu Nutz und Frommen unserer Leser, folgende belehrende Stelle, womit die schon belobte Vorrede anhebt, mittheilen: „Mit der Verpflanzung des Gesetzbuchs Napoleon auf Deutschen Boden, wurde unter andern auch eine neue Ordnung der Erbfolge eingeführt. Diese ohnehin schon verwickelte und abstracte Lehre muß dem Deutschen Geschäftsmanne vorzüglich schwer werden, weil sie nicht nur von dem Römischen, so wie von dem Particularrechte (von welchem?) abweicht, sondern auch ein großer Theil derselben aus Quellen gestossen ist, welche jenem fremd sind, so ist z. B. die ganze Lehre über die eheliche Gütergemeinschaft (macht diese etwa einen Theil der Lehre von der Erbfolge aus?) größtentheils aus der Coutume de Paris genommen. Man sehe Duplessis sur la coutume de Paris — in fol. Paris 1699. p. 389.“ Aus einem 1699 erschienenen Werke sollen wir also sehen, in wie fern die Behandlung der Lehre von der Gütergemeinschaft im C. N. aus der Cout. de Paris genommen ist!

Dem Werke des Hrn. Langlade — dessen Original wir nicht zur Hand haben und das in Deutschland noch wenig bekannt geworden seyn mag, da wir es in keiner Deutschen Schrift über die Erbfolge angeführt gefunden haben — geht eine Vorrede des Verf. voraus, und wir würden über Plan und Absicht desselben ganz ungewiß geblieben seyn, wenn sich nicht S. 64 die Aeußerung fände, daß der Plan seines Werks ihm nicht nur jede weitläufigere Abhandlung untersagt, sondern es ihm auch zur Pflicht gemacht habe, nur gewisse Resultate mit kurzen Bemerkungen aufzustellen. Als Quellen dieser Resultate gibt er die Didot'sche Sammlung der Motive und Conferenzen an. An einer andern Stelle (S. 353) äußert der Verf.: „Da die im 7. Tit. 2. B. 2. Th.

der Prozeßordnung vorkommenden Förmlichkeiten für die gerichtlichen Theilungen bloß das gerichtliche Verfahren betreffen, sind sie den Amtsverrichtungen der Notarien durchaus fremd und gehören mithin nicht in den Plan dieses Werks.“ Hier nach scheint also dasselbe zu einem Noth- und Hülfsbuche für Notarien bestimmt zu seyn.

Der vorliegende erste Theil handelt von der Erbfolge, in 14 Capiteln, nämlich E. 1. von der Erbfolge selbst, Abschn. 1. von der Eröffnung der Erbschaften, Abschn. 2. von der Erbfolgeordnung im Allgemeinen und von der Repräsentation, Abschn. 3. von der gewöhnlichen Erbfolge, Abschn. 4. von der außerordentlichen Erbfolge, Abschn. 5. von den erblosen Verlassenschaften; E. 2. von dem bürgerlichen Tode, E. 3. von dem Erben, E. 4. von der Erbenwürdigkeit, E. 5. von der Annahme einer Erbschaft, E. 6. vom Inventarium, E. 7. von der Rechtswohlthat des Inventariums, E. 8. von der Entsagung einer Erbschaft, E. 9. von den Erbrechten (namentlich vom Verlaufe des Erbrechts), E. 10. von der Angabe einer Erbschaft (wegen der Enregistrem. Geb.), E. 11. von der Theilung der Erbschaften, Abschn. 1. von der Theilungsfrage, Abschn. 2. von der Theilung, Abschn. 3. von den Wirkungen derselben und von der Gewährleistung der Loose, Abschn. 4. von der Wiederaufhebung der Theilung, Abschn. 5. von den Enregist. Gebühren; Cap. 12. von der Versteigerung, E. 13. von den Theilungen, die von den Eltern u. s. w. vorgenommen werden, E. 14. von dem Wohnsitz. — Der folgende zweyte Theil oder Band wird wahrscheinlich von Schenkungen, Testamenten und Erbverträgen handeln. Er ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen.

Wir enthalten uns aller Bemerkungen über die gewählte Ordnung der Materien; es wird jedem Sachkundigen auffallen, daß sie nichts weniger als zweckmäßig ist.

Das erste Capitel, welches gerade die Hälfte des ganzen Bandes einnimmt, ist das wichtigste. Nachdem der Verf. die Grundsätze von der ordentlichen und außerordentlichen Erbfolge aufgestellt hat, läßt er 82 Beispiele, mit Verwandtschaftstafeln verbunden, folgen, die nach der Folge der Artikel im Eoder, welche von der Erbfolge handeln, geordnet sind.

Aus der großen Anzahl derselben läßt sich schon vermuthen, daß sie unnöthig gehäuft sind, und in Wahrheit findet man auch darunter sehr viele, die süglich hätten wegleiben können. Viele andere Beispiele und Verwandtschaftstafeln sind mehr, als nöthig war, mit Personen überladen, welches mehr zur Verwirrung, als zur Erläuterung der Sache beiträgt. Die Erläuterung der Verwandtschaftstafeln ist oft bis zum Ekel weitläufig. Statt kurz zu sagen: A ist Erblasser, B ist vor ihm gestorben, C erbt u. s. w. führt der Verf. die Ludewige, Alexis'se, Helenen und wie die Personagen alle heißen, so breitet vor den Augen des Lesers vorbey, daß man nicht anders glauben kann, als der Verf. habe sich unter seinen Lesern lauter recht — dumme Menschen gedacht. Und bey aller dieser Weitläufigkeit sind doch manche Erbschaftsfälle übergegangen, die wohl hätten erwähnt werden müssen. So z. B. wird des sehr bestrittenen Falles nicht gedacht, wo ein uneheliches Kind in einer Linie mit Ascendenten und in der andern mit nicht privilegierten Collateralen concurrirt, und eben so wenig des Falles, wo das uneheliche Kind des Erblassers uneheliche Kinder hinterlassen hat u. s. w.

Im Ganzen scheint uns die Ausführung, bey aller Hin und wieder herrschenden Weitläufigkeit, ziemlich dürftig und oberflächlich zu seyn, und wir können nicht sagen, daß wir in dem Buche über irgend einen Punkt bedeutende Aufklärung gefunden hätten. Meistens gibt der Verf. nur Umschreibungen der Artikel des Gesetzes. Auf Controversen läßt er sich selten ein. Die Frage: ob wenn uneheliche Kinder mit Descendenten von Geschwistern des Erblassers zusammentreffen, zum Vortheil der letztern das Repräsentationsrecht eintrete? ist die einzige, welche mit einiger Ausführlichkeit (S. 46. 150) erörtert und (verneinend) entschieden wird. Manche erhebliche Schwierigkeiten scheint der Verf. gar nicht geahndet zu haben. So z. B. gibt er S. 150 einem jeden von mehreren unehelichen Kindern ein Drittheil eines Antheils eines ehelichen Kindes, ohne es sich nur einfallen zu lassen, daß dieses seine Bedenklichkeiten haben könne.

Mitunter finden sich auch wirkliche Unrichtigkeiten. So z. B. will der Verf. S. 136 den Grund davon, daß

halbbürtige Geschwister alle andern Collateralen, die nicht Geschwister oder deren Descendenten sind, anschließen, in einer Ausnahme finden, welche der Art. 752. von der im Art. 733. aufgestellten Regel der Linienfolge mache, da doch dies viel mehr eine Folge der im Art. 750 aufgestellten Regel ist, daß Geschwister und deren Descendenten unbedingt alle andern Collateralen ausschließen, und der Art. 752. nicht von der Linienfolge, sondern von der Linienheilung redet. S. 137 gibt er zum Art. 752. unter der Ueberschrift: Fall, wo halb- bürtiae Geschwister von väterlicher oder mütterlicher Seite nicht zusammen erben, ein Beispiel, wo der Erblasser gar keine Geschwister, noch Descendenten von solchen, sondern andern Collateralen hinterläßt, das also auch gar nicht zum Art. 752. paßt und anzeigt, daß der Verf. diesen Artikel über seinen Inhalt hinaus ausdehnt. — S. 201 will der Verf. aus dem Art. 843. beweisen, daß Donatarien und Legatarien der Erbfolge unfähig seyen, das doch der Art. keinesweges, sondern nur vorschreibt, daß sie die Geschenke und Legate conferiren sollen. — S. 312 wird auf den Grund des Art. 849. allgemein gesagt, der zur Erbfolge berechnigte Ehegatte sey nicht verbunden, die seinem Ehegatten gemachten Geschenke oder hinterlassenen Legate zu conferiren, die Bestimmungen des zweyten Satzes desselben Artikels aber werden mit Stillschweigen übergangen.

Wenn der Verf. auch bloß für Notarien schrieb, so hätte er doch manches nicht übergehen dürfen, was er übergangen hat, z. B. bey der Lehre vom Absanderungsrecht die von den Erbschaftsgläubigern zu nehmende Inscription, bey der Lehre von der Theilung, das den Erben gegenseitig nach dem Art. 2103. zustehenden Vorzugsrechte und dessen Sicherung.

Nach allem diesem glauben wir, daß die Uebersetzung des vorliegenden Werks unserer Litteratur keinen erheblichen Vortheil geschaffet hat. — Noch müssen wir bemerken, daß der Verf. außer den ältern Werken von Le Brün und Potbier, die Schriften seiner Landsleute fast gar nicht benützt zu haben scheint. Nur Merlin ist zuweilen allegirt. Auch die Jurisprudence ist sehr wenig benützt worden.

Was nun die Uebersetzung selbst betrifft, so können wir dieser kein sonderliches Lob angedeihen lassen. Sie ist steif und holperich. An vielen Stellen enthält sie Sprach-Unrichtigkeiten. Dahin rechnen wir die Ausdrücke: Entsagung der Erbschaft (S. 253), es liegt daran gelegen (S. 287), Notarialact. (S. 255) u. a. m. An andern Stellen ist sie unbestimmt und undeutlich. So z. B. heißt es S. 37: „Jede den Seitenverwandten anfallende Erbschaft wird in der väterlichen und mütterlichen Linie zur Hälfte getheilt.“ S. 219: „Die Frau oder ihre Erben haben die Befugniß, das gemeinschaftliche Vermögen (die Gütergemeinschaft) anzunehmen oder darauf Verzicht zu leisten“ u. s. w. Wieder an andern Stellen ist sie offenbar unrichtig, oder man müßte annehmen, daß der Verf. Unsinn geschrieben habe. So z. B. wird S. 343 gesagt, die Gewährleistung finde nur statt, wenn folgende Umstände zusammenstießen, 1) daß die Eviction nicht aus einer der Theilung, vorhergegangenen Ursache herrühre u. s. w. S. 354 wird Opposition (Einspruch gegen die Theilung) durch Zahlungs-Einspruch überseht! — Schon der Titel des Buchs und der Titel der Uebersetzer: „Advocaten beym Oberappellationshofe“ erweckt eine nicht günstige Idee von der Uebersetzung, die sich denn auch bey der Durchlesung derselben nur zu sehr rechtfertigt.

Die Anmerkungen der Uebersetzer, von denen sie in der Vorred: ziemlich vornehm sagen, sie hätten sie „in der guten Meynung beygefügt, um vielleicht hier und da nützliche Aufklärungen zu geben, weil eine umfassende Kenntniß der juristischen Litteratur nicht jedem Geschäftsmanne eigen seyn kann“ sind sehr unbedeutend, und enthalten eben nichts, was diese umfassende Kenntniß der juristischen Litteratur bey den Uebersetzern vermuthen ließe.

X.

1068 Versuch über die Erziehung von W. Barrow

Versuch über die Erziehung von Wilh. Barrow. Aus dem Englischen übersezt. Mit einer Vorrede, nebst einem Nachtrag zu dem Abschnitt von dem Verhältniß der öffentlichen zu der häuslichen Erziehung von D. A. H. Niemeyer. Leipzig bey C. E. W. Vogel. 1813. XXXII und 271 S. 8.

Als Rec. das erste Capitel von der Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer richtigen Erziehung, und das zweyte von den Vorurtheilen bey der Erziehung durchlesen hatte, glaubte er das Buch aus der Hand legen zu können, weil es sich nicht der Mühe verlohne, wenigstens für einen Deutschen, so etwas bis zu Ende zu lesen. Da hat man mehr, wenn man z. B. in der Levana auch nur ein Blatt umschlägt. Nein, laßt uns doch einmal aufhören, ungerecht gegen unsre Nation zu seyn, so daß wir das Ausländische immer günstiger ansehen. Wenn einer unsrer Schriftsteller noch so von der Gewöhnung der Kinder unter andern zur Religion, oder für die Ueberlassung der Kinder an „kluge, achtbare Gouvernanten,“ oder gegen die neueren Philosophen, wie Rousseau, oder über öffentliche und Privat-Erziehung, und daß die Kinder nicht leicht durch andre verdorben werden u. oder endlich über die Gegenstände und Methoden des Unterrichts reden wollte, so würden sich alle wegwenden, und man würde von einem solchen Buche höchstens glauben, es sey ein Ladenhauer von 50 Jahren her, der aber auch damals nicht eingreifend gesprochen. Dieses Urtheil ändert sich nicht im mindesten, wenn man wirklich bis ans Ende liest. Meist begleitet uns das unbehagliche Gefühl, wie wenn man etwas gern recht und klar wissen möchte, aber ein Hin- und Hersprechen hört; das so viel Wahres und Richtiges hat, daß man nur nicht im Stande ist, das Beste auszuscheiden, und nicht begreift, warum nicht noch viel mehr für und wider gesagt worden. Als Rec. das Buch durch hatte, mußte er seine Meynung nur etwas mildern. Auch konnte ihn das Urtheil des verehrten Meisters, das er nun erst in der Vorrede las, nicht anders bestimmen. Hr. Niemeyer sagt, „guthaltvolle Ideen, practische Einsicht und edle Simplicität des Vortrags würden diese Schrift von selbst empfehlen“ (— die Uebersetzung, da aber nicht von Hrn. N. ist, könnte wohl

fließender seyn); und setzt weiter hinzu: „Was man als den fast allgemeinen Charakter der Englischen Schriftsteller dieser Gattung betrachten kann, — philosophische Ruhe des Raisonnements, Maßhalten in den Behauptungen, kalte Präzision des Widerspruchs, Abgeneigtheit vom Paradoxen, vielleicht oft schon aus Anhänglichkeit an das Uebliche und (was dem Dritten überall so viel werth ist) an das Konfigurationsmäßige, mit einem Wort das, was wir den gesunden Verstand im edelsten Sinne, und die Engländer plain good sense nennen, — dies alles macht auch das eigenthümliche Gepräge der Barrowschen Versuche über Erziehung aus.“ Diesem Urtheile können wir nur secundum quid bestimmen, und vielleicht seinem Sinne nach ganz, da Hr. B. diesem Buche gegenüber „die Excentricität von manchem unsrer neuesten Erziehungsschriftsteller“ im Auge hat. Denn genauer betrachtet ist es doch nur ein relatives Behaupten und Widerlegen, was wir in dieser Schrift finden; und mit jenen Tugenden dürfte es manchmal auch nicht so ganz ausgemacht seyn. Was uns aber für den Verf. gewinnen muß, ist seine Freymüthigkeit gegen modische Meinungen, — denn daran fehlt es auch in England nicht, — selbst gegen Locke, sein schönes Nationalgefühl, sein Reichthum von Erfahrungen, die er als bewährter Vorsteher von einer Erziehungsanstalt gemacht hat, und seine Kenntniß gelegener Aussprüche von Römischen Classikern. Auch ist in Anschlag zu bringen, daß vieles dem Zeitgeiste angehört, da er während der Französischen Revolution gegen die auch in England sich verbreitenden Aufklärungsgrundsätze schrieb. Und allerdings gibt er auch solche Belehrungen, die aus der Vernunft und Erfahrung geschöpft sind, und überall gelten. Was im 11ten Capitel für das Studium der Classiker gesagt ist, gehört zu dem Besten, was darüber gesagt worden, und übertrifft vielleicht die tiefstgehenden Urtheile der Deutschen über diesen Gegenstand an Klarheit. Mit Zustimmung liest man auch im 16ten Capitel so manchen Gedanken über die Erlernung der Französischen Sprache — „die Folter jeder Erziehungsanstalt“ — unter andern das gesunde Urtheil, wie verderblich der Zwang sey, womit man die Jüglinge zum Sprechen des Französischen an-

hält; da möchte wohl mancher unter uns, dem solcher Zwang noch anhängt, ausrufen: *c'est tous comme chez nous!* Was aber diesem Werk einen vorzüglichen Werth für uns ertheilt, weshalb es auch verdiente auf Deutschen Boden verpflanzt zu werden, das sind die scharfen Charakterzüge der Erziehung in England, und somit der Nation selbst. Durch aus wird der strengen Zucht, dem frühen Lernen und dem schärfsten Aushalten das Wort geredet. Nichts von Spiel und Erleichterung bey dem Unterricht, alles der unerbittlichste Ernst, wenig Erholung, nur sparsam eine freie Zeit. Der Verf. ist der erklärteste Gegner des Philanthropinismus, und verwirft also auch bey jeder Gelegenheit manche Grundsätze von seinem Landsmann Locke. „Ohne Ruthe, oder ohne Furcht vor ihr ward vielleicht noch nie ein Schüler gebildet;“ ja noch mehr, er sagt S. 235: „Ich habe immer Grund zu haben zu glauben, daß von aller guten Schuldisciplin diese, was sie bisher war, bleiben muß, der Anfang, das Ende, die Basis und Vollendung.“ Wenn wir in Deutschland jetzt wieder einmal eine solche seit einem Jahrhundert veralteten Schul-Orthodoxie hören, so wissen wir nicht, wo wir sind; und doch ist solche strenge Zucht immer noch die Sitte einer Nation, welche viele große Männer von der freyesten Kraft aufstellt, und wo der Rector zu Westminster noch manches ansehnliche Glied des Oberhauses wohlwollend darauf ansieht, daß der große Mann seine Ruthe empfunden. Unser Verf. führt den Ausspruch eines Admirals an: „Wären nicht der Schlaftaal zu Westminster und das Halbverdeck eines Kriegsschiffs, wir würden bald ein Macaronenvolk sehn.“ Es verdient ein tieferes Nachdenken, wie diese in Fesseln und Noth geschlagene Jugend mit der Nationalität des Volkes zusammenhängt? in wie fern sich beydes einander schafft und erhält? und wie sich hierin namentlich die Charakterbildung des Deutschen, wie auch der alten und der neuen Zeit unterscheidet? Aber man lese auch die höchst traurige Lage eines Mannes, der eine sogenannte Academy (Pensionsanstalt für Knaben bis zum Jünglingsalter) unternommen hat; der Verf. beschreibt sie so anschaulich, daß man leider an der Richtigkeit nicht zweifeln kann. So arg ist es doch wohl nirgends in

Deutschland; wenigstens würde die Hälfte unserer Erzieher dann eher noch mit der Holzart ihr Brod suchen. Dort hat es wenigstens der Gärtner besser, und die Baumschule vers dient auch dann mehr Segen als die Knabenschule. Unser Verf. überſieht dabey nicht die Mängel der Privaterziehung, welche in England (nach Ed des Reisen) mehr und mehr Sitte wird. Auch klagt er über die Abnahme der häuslichen Eingezogenheit, und über die jezige Dreistigkeit der unbärtli gen Jugend, die man schon im 15ten Jahr in die Welt eins führen wolte. Allein der damalige revolutionäre Geist stört zu viel sein Zutrauen zu seiner Nation, so wenig sich das Selbstgefühl derselben in ihm verläugnet. Die Urtheile über die Vorzüge der Englischen Sprache S. 136 und Note S. 142 möchten doch ein wenig zu stolz seyn, so viel Interessantes sie auch für uns haben. Am Ende behält man doch den Eins druck, wie man ihn aus der Unterhaltung eines reichgebildeten, verständigen und edelgesinnnten Ausländers mitbringt. — Die Vorrede unsers Niemeyers sagt einige treffende und klare Worte über häusliche und öffentliche Erziehung.

E.

Faſtenreden über die besondern Ursachen des Mangels an christlicher Vollkommenheit in unsern Tagen, und geistliche Uebungen über die Wege, das aus dem Gesichte verlorene Ziel christlicher Voll kommenheit wieder zu erreichen. Gehalten an der hiesigen Uni versitätskirche im Jahre 1805, von Max. Jos. Gottfr. Freyherrn v. Sommerau - Beed, Cooperator an der Pfarre zu den heil. Schuzengeln auf der Wieden. Wien und Triest, in Weisking's Buchhandlung. 1807. 488 S. in gr. 8.

Nach der Meynung des Verf. dieser Predigten „kann es keinem aufmerksamen Beobachter unseres Zeitalters entgehen, daß in unseren Tagen gründliche Religionskenntniß und Uebers zeugung, Anwendung derselben auf das gemeine Leben, daher auch ächte Beredlung des Menschen, Bildung zu seiner wahren Bestimmung, zur Gottähnlichkeit, für den ganzen Umfang seiner Dauer nach den Grundsätzen Jesu, mit einem Worte, christliche Vollkommenheit, eine sehr seltene Sache sey, daß Religion oftmals zu einem bloß äußerlichen politisch nothwendigen Ceremonialwerk herabgewürdigt werde, über welches der vernünftige, helfende Denkersich erheben müsse“ u. s. w. Dieser verkehrten Denkart wollte der Verf., so weit sein Wirkungskreis reichte, durch seine Faſtenreden und geist liche Uebungen entgegenarbeiten. Er sprach zu gebildeten Mens

sehen aus allen Ständen in der Universitätskirche zu Wien; er entschuldigt sich deswegen in der Vorrede S. VIII, daß er zu erhaben geredet, manche dem ungelehrten Theile des Volks unbekannte Ausdrücke gebraucht, und zu viel Philosophie in seine Predigten gelegt habe. Rec. hält diese Entschuldigung für überflüssig; denn er fand die Sprache des Verf. gar nicht erhaben, seine Ausdrücke sind gemeinverständlich, und die Kunstwörter der philosophischen Schulen sind ganz vermieden. Rec. bedauert vielmehr, daß die Schreibart des Verf. nicht mehr gebildet ist, und daß so viele Sprachschneider in seine Abhandlungen sich eingeschlichen haben. Beispiele findet man in der Vorrede S. IV, V, VII, IX, X, XII, in den Predigten S. 1, 7, 10, 11, 12, 14 u. s. w. Nach einer Einleitungsrede über den Zweck der Fasten, werden in fünf Predigten fünf Grundursachen des gegenwärtigen Mangels an christlicher Vollkommenheit angegeben, nämlich a) die Vernachlässigung der christlichen Selbstverleugnung, b) die zu große Anhänglichkeit an das Zeitliche, c) die mangelhafte Ueberzeugung von der seligen Unsterblichkeit, d) das zu große Vertrauen auf Verstandeskraft, e) die Menschenfurcht. S. 92 findet man schöne Stellen über den Werth und Erwerb zeitlicher Güter, S. 114 über die Beweggründe zur Tugend, S. 138 — 170 über die Nothwendigkeit, eine höhere Offenbarung anzunehmen, und die Vernunft in ihre Gränzen zurück zu weisen, und S. 177 — 212 über die Geistesfreiheit der Kinder Gottes, die man keiner Furcht vor Menschen aufopfern soll.

Der Vorträge für geistliche Uebungen sind ebenfalls sechs an der Zahl. Der Verf. zeigt darin, wie der Sünder das wichtige Geschäft seiner Belehrung und Verbesserung anfangen und vollenden soll. Am Ende folgt eine Predigt „über das große Geheimniß des Altars, als den (m) vorzüglichsten von Jesu selbst zur Beförderung der Vollkommenheit eingesetzten und verordneten Mittel.“ Rec. würde diese Predigten zu den besseren Schriften des katholischen Deutschlands rechnen, wenn der Verf. seine Sprache mehr ausgebbet hätte.

Dijudicationis antiquarum, quae in Bibliis Polygl. Anglicanis continentur, Hoseae versionum Pars I. 1812. 30 S. 4. Pars II. 1812. 34 S. Zwei Dissertationen, welche Hr. Prof. Saab zu Tübingen zur Magisterpromotion von 12 Candidaten schrieb und öffentlich vertheidigen ließ.

Der gelehrte Verf., welcher in seinen öffentlichen Arbeiten anderlesene, sinnreiche Bemerkungen und Vermuthungen kurz und ohne Verzierung mitzutheilen liebt, gibt hier über manche Stelle des Hoseas seine Sinnerklärung; vornehmlich aber spürt er der Entstehung abweichender Uebersetzungen in den alten Versionen dieses Propheten nach, und warnt dadurch, factisch, vor der sonst wohl häufiger vorgekommenen Uebersetzung, überall auf Abweichungen der Lesart zu rathen, welche, genauer betrachtet, nur selten aus den Versionen mit Wahrscheinlichkeit zu entdecken sind. Zugleich werden manche Stellen der Versionen bald emendirt, bald erläutert. Künftige Bearbeiter des Propheten werden diese gelehrte Bemerkungen durchaus vergleichen. Rec. gibt einige Beispiele. I, 4. haben die LXX οἰκος Ἰωὺδα, der Text hat Jechu. Der Verf. bemerkt sehr richtig: Wahrscheinlich sey Jechu durch Ἰωδ ausgedrückt gewesen. Statt des Unbekannteren sey sodann, wie schon Hieron. ahnete, das bekanntere Ἰωὺδα geschrieben worden. דְּשַׁבְתִּי

LXX καταπαύειν. Dies bedeutet unstreitig: aufhören machen, machen, daß das nicht mehr sey, was Israel bis dahin war. I, 7. steht ἐν ἄρμασι durch Kriegswagen, im Cd. Alex. auch beim Araber, nach ἐν πολέμῳ und vor ἐν ἵπποις καὶ ἐν ἵππευσιν. Wahrt vermuthete, daß בְּמִרְכָּבָה nach dem ähnlichen וּבַמִּלְחָמָה ausgefallen sey. Hr. G. hält ἐν ἄρμασι für eine bloße Glosse. I, 10. hat Compl. καὶ ἔσται für וְהָיָה. Eben so Hieron. et erit. Andere Cod. der LXX καὶ ἦν. Hr. G. vermuthet καὶ ἦν, wenn aber . . da ἦν statt ἐὰν stehen kann. II, 5. denken die LXX bey דְּרֹבִישָׁה

an κατασχεύειν. Allerdings mag dies bedeuten: schändlich handeln gegen sich selbst, sich schändlich machen. Vgl. Strac. 22, 4. Weil aber דָּבִיךְ trocken seyn bedeutet, so vermuthet

Rec., daß hier und an einigen ähnlichen Orten das י mit Unrecht gesetzt, das Wort von דָּבִיךְ abzuleiten, und eher דְּרֹבִישָׁה auszusprechen sey: male egit. In eben diesem Verse setzt der Sprer für Wolle, das äußere lange Kleid, und für Linnen sein Cetono, χιτῶν. Der Verf. bemerkt sehr gut, daß der מַעֲלִי aus Wolle, das Unterkleid aus Leinwand bestand. Warum die LXX שקיך durch ὅσα καθήκει μοι übersetzen, zweifelt der Verf. Rec. vermuthet: sie sprachen aus שקיך und dachten an ὅ quod und קוּ lineam, am quod rectum est mihi zu übersetzen. Daß II, 6. דְּרֹבִיךְ ein Schreibfehler statt

דברך sey, zweifelt Rec. nicht. Ein schneller Uebergang von der dritten Person zur zweyten, als Anrede, ist freylich möglich; aber nicht da, wo sogleich wieder, wie hier, in der dritten Person fortgefahren wird. Das ἀνὰ in dem ἀνομοδοῦσιν, welches LXX für דברך setzen, erklärt Hr. G. gewiß richtig durch: circa. Unser Raum verbietet, durch mehrere Proben, die Aufmerksamkeit auf diese ingeniose Abhandlungen zu vermehren. Beyden sind, zur weiteren Disputirung, Theses angehängt, welche größtentheils einzelne Angaben in Gesenius Hebr. Handwörterbuch präsen. Zum Beispiel: דבר hält Hr. Ges. für zusammengezogen aus דבר ב' Bitte, wie דבר aus דברך. Allein ein ך wird nicht so leicht in der orient. Aussprache unhörbar, und kann also nicht so leicht im Schriftlichen herausfallen, als ך. Der Verf. vermuthet, דבר sey christlich aus דבר שׁמך oder דבר רצון entstanden. Möchte es nicht (ähnlich dem Deutschen Ausruf: Mein!) bloß als Explanation: propter me! per me! ad me! aus ב' und dem Suffix entstanden seyn? דבר hält Hr. Ges. für gleichbedeutend mit דבר nach Genes. 4, 25. כי דברך קין. Hr. G. bemerkt richtig, daß hier sowohl als Deut. 14, 29. die gewöhnliche Bedeutung passe. Rec. setzt voraus, daß דבר am schicklichsten durch in wie fern zu übersetzen sey. דבר und ב' secundum, sicut, scheinen ganz verwandt zu seyn. Der zweyten Disputation sind noch andere Bemerkungen über einzelne Bibelstellen angefügt. 3. B. Genes. 6, 3. wird übersetzt: Was soll ich mich ewig zanken mit den Menschen? Sind sie doch Fleisch! דברך judicabit, nach Jer. 5, 28. Gen. 30, 6. דברך wird erklärt als דברך דא da doch. ך Präfixum, wie דברך bey דברך es oben annahm. Vgl. Richt. 5, 7. 6, 17. Rec. möchte übersetzen: Nicht immer soll mein Geist den Richter gegen die Menschen. Da sie auch Fleisch (sterblich, vergänglich) sind, sollen sie nur noch 120 Jahre Frist haben. Vgl. Jer. 36, 5. ist, um nicht in falsche Zeitumstände sich zu verwickeln, allerdings mit Hrn. G. zu bemerken, daß דברך domi detentus, quacunque causa seyn kann, und nicht: carceri inclusus bedeuten muß, welches dem Jerem. erst nach Bedekiah begegnete.

H. E. G. Paulus.

No. 69. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

Jahrbücher der deutschen Medicin und Chirurgie: Mit Zugabe des
Neuesten und Besten aus der ausländischen medicinischen Litteratur.
Herausgegeben von Dr. Christian Friedrich Harles zu
Erlangen. Nürnberg bey Cörag. 1813. Bd. I. Heft I. und II.
Mit einer Kupfertafel. VI u. 338 S. in gr. 8.

Diese Jahrbücher sind, wie auch schon der Titel zeigt, als
eine Fortsetzung des Journals und der Annalen der ausländi-
schen Medicin und Chirurgie von demselben Herausgeber
welche mit dem Schlusse 1811 zu erscheinen aufgehört haben)
nach einem erweiterten Plane anzusehen, welchem gemäß dies
elben nicht nur das Wichtigste aus den neuesten Producten
der ausländischen Medicin und Chirurgie, sondern auch
und zwar vorzüglich Originalabhandlungen Deutscher Medi-
ker in der Arzney; und Wundarzneykunst liefern sollen. —
Der Hauptzweck dieser Zeitschrift soll Beförderung und Ver-
breitung wahrer und gründlicher Kenntnisse in den verschiede-
nen Zweigen der Heilkunde, auf dem Grunde treuer und zu-
verlässiger Beobachtung, unbefangener Prüfung und wahrhafter,
ungeschminkter Erfahrung seyn, ohne jedoch theoretische und
gentlicher wissenschaftliche, in practischer Beziehung u. s. w.
arbeitete Gegenstände und Untersuchungen auszuschließen. —
Diese Bestimmung hat das Institut in Betreff des Inhaltes
der vorliegenden beyden Hefte, nach des Rec. Ueberzeugung,
nicht verfehlt, und die Eigenschaften des verdienstvollen Herrn
Herausgebers berechtigen zu nicht weniger günstigen Erwartun-
gen hinsichtlich der Fortsetzung. — Die erste Abhandlung des
ersten Heftes ist aus der Feder des Herausgebers:

I. Die Constitutio stationaria, ihre Wic-
tigkeit und ihr Einfluß auf Krankheitsbildung
und Heilartsbestimmung (S. 1—74. des Heft. S.
1—335). Einen Gegenstand von der Wichtigkeit, von

dem Umfange, wie die stehende Krankheitsconstitution, dessen gründliche Bearbeitung tiefe Einsichten, umfassenden Blick und inniges Vertrauensfeyn mit den Erfahrungen alter und neuer Zeit erfordert, für dessen Aufklärung aber noch so wenig geschehen ist, dem sich zu nähern auch die kühnsten und übrigens glücklichsten Forscher nicht einmal einen Versuch gewagt haben, — zum Vorwurf der Unterfuchung machen, ist allerdings ein großes achtungswürdiges Unternehmen. — Da dieser Haß durchaus keinen kühnen Auszug, wie er sich für diese Blätter eignet, gestattet, so beschränken wir uns mit einer bloßen Uebersicht. Die Abhandlung (welche die Hälfte des ersten Heftes und einen bedeutenden Theil des zweyten einnimmt) besteht in zwey Abtheilungen, denen der Hr. Verf. eine Vorrede, aber keine historische Revision dessen, was bis jetzt für die Kenntniß und Lehre von der Constitution stationaria geleistet und — nicht geleistet worden ist, vorausschickt (S. 1–44). In der ersten Abtheilung faßt er das, was die Beobachtung und Erfahrung uns bisher über das Wesen der Constitution und die empirischen Verhältnisse stehender Constitutionen gelehrt hat, in einigen Hauptsätzen zusammen, und fügt jedem derselben einige Erläuterungen bey; in der andern theilt er zum Behuf einer künftigen Theorie der steh. Constitution hierüber gefaßte Ansichten und Ideen mit (mit der Bemerkung, daß dies aber kein ausgeführtes systematisches Lehrgebäude derselben seyn soll, denn zu einem solchen sey es noch lange nicht Zeit).

Sehr wichtig ist des Verf. Warnung gegen jede „zu weit ins Diane Hineinreißens, und durch leere Anspinnung an siderische Einflüsse und planerische Constellationen zum leidigen Apriorismus führende Meteorologie.“ Sehr wahr ist gewiß auch die Bemerkung des Verf., daß unter die äußern Bedingungen stehender Constitutionen dennoch vorzüglich dieses meteorologische Moment (das wie die stehende Constitution den gemäßigten Zonen gehört), nämlich die Beschaffenheit der Erdatmosphäre im Großen zu rechnen sey. Allein wenn er dann selbst von dem magnetisch elektrischen Factor des allgemeinen Magnetismus der Erdatmosphäre spricht, welcher in der Verührung der Erdatmosphäre mit den äußersten Atmosphären der umsch.

mit ihr in magnetischem Contact kommenden Planeten wirke — durch den polatischen Gegensatz und Conflict an den Grenzen der tellurischen und der nächsten planetarischen Atmosphären: so hat auch er sich in viel zu unbestimmte Ausdrücke verloren. Die Atmosphäre der Erde kann höchstens bis dahin reichen, wo ein Mond in 24 Stunden um die Erde liefe, das heiße noch lange nicht bis zum Monde, und die planetarischen Einflüsse auf die Erdatmosphäre sind unerweislich.

H. Dr. Wth. Jos. Schajet's, k. k. Oesterr. Rathes und ord. öff. Professors an der med.-chir. Josephs Akademie in Wien, Erfahrungsergebnisse über die Exploration bey dem Ektirhus und Krebs und andern krankhaften Zuständen des Uterus. S. 74 — 139. Der gelehrte Hr. Verf. dieser gehaltenen, für den Arzt, Geburtshelfer und Chirurg in gleichem Maße interessanten Abhandlung liefert hier einen wichtigen Beitrag zur Diagnostik und Prognostik der organischen Krankheiten des Uterus mit besonderer Rücksicht auf Ektirhus und Krebs, in so fern die Erkenntniß und Unterscheidung dieser krankhaften Zustände auf der Exploration beruhen. Diese Arbeit charakterisirt ihren Verf. so sehr als denkenden, scharf beobachtenden und erfahrenen Arzt, dann als geschickten Explorator. — Bekannt mit den großen, zuweilen unbewältiglichen Schwierigkeiten, mit denen ein Explorator zu kämpfen hat, dessen Aufgabe ist, die dem Tastsinne zugänglichen Verhältnisse der im Becken gelegenen weibl. Geschlechtstheile und ihrer nächsten Umgebungen bey krankhaften Erscheinungen, welche auf einen örtlichen Fehler dieser Gebilde hindeuten, behufs der ärztlichen Diagnose zu bestimmen, — theilt Hr. D. hier zur möglichen Erleichterung der Lösung jener Aufgabe der Geburtshelfer u. s. w. seine eigenen auf dem Wege der Exploration gemachten Wahrnehmungen über die organischen Krankheiten des Uterus mit. — Wem es um den eigentlichen und höchsten Zweck unserer Kunst: durch sie zu nützen, zu thun ist, dem werden die nicht selten vorkommenden nosologischen Ansichten und therapeutischen Bemerkungen und Aufschlüsse und die häufig eingestreuten Krankheitsfälle, wenn sie von nur, wie der bescheidene Hr. Verf. ausdrücklich sagt,

dazu dienen sollen, den Hauptgegenstand in ein helleres Licht zu setzen, und dem Ganzen mehr praktischen Werth zu geben, sehr willkommen seyn.

Aus der Zusammenfassung und Vergleichung dessen, was aus den Resultaten der zahlreichen, mit der größten Genauigkeit und Umsicht von dem Verf. angestellten Untersuchungen hervorgegangen, fand er, daß sich alle ihm aufgetroffenen Verschiedenheiten auf folgende krankhafte Varianten zurückführen lassen: a. der Uterus ist in seinem Umfange gleichmäßig vergrößert mit Beybehaltung seiner ursprünglichen Form; b. manches Mal ist diese Metamorphose auf bestimmte Gegenden desselben beschränkt (vorzüglich erschien das Vaginalstück öfters frey); c. sie haket, wenn auch vielleicht nicht wirklich, doch der Wahrnehmung nach ausschließlich und deutlich in dem Halbe und Vaginalstück des Uterus. d. Eine Hauptform macht diejenige Metamorphose aus, wo das Uebel in Krebs übergeht oder schon übergegangen ist. Immer ist hier das Vaginalstück die am hervorstechendsten, und für die Wahrnehmung am auffallendsten ergriffene Partie. e. Oft ist die krankhafte Affection des Uterus auf eine Partie oder eines seiner zugehörigen Gebilde beschränkt, die durch die Exploration nicht zu entdecken ist, oder wenn sie auch für den gekrümmten Finger zugänglich ist, so ist die ihm bemerkbare Metamorphose so unbedeutend und ungewiß markirt, daß die Exploration keinen Aufschluß, keine Belehrung gewährt. — Die Exploration bey einem krankhaften Zustande des Uterus in Hinsicht auf das Erkenntniß des Uebels unterliegt des Hrn. Verf. Erfahrung noch besonders großen Schwierigkeiten; 1. bey syphilitischen Affectionen, 2. bey der Zurückbeugung des Uterus im nicht schwangern Zustande (die ihm häufiger, als die retroversio uteri gravidarum, vorgekommen ist), 3. bey gewissen Verhältnissen eines Abortus in den ersten Schwangerschaftsmonaten, und 4. bey gewissen krankhaften Erscheinungen einige Zeit nach der Geburt, im Wochenbette und bald nach demselben.

Bei jeder jener Hauptformen von krankhaften Veränderungen und den erwähnten Complicationen werden, nebst der semiotischen und pathologischen Exposition die besondern Regeln für die Exploration und die größern und geringern Vor-

verbundenen Schwierigkeiten angegeben; es wird gezeigt, welche besondere Vorsicht zu gebrauchen seye, ob und welcher Aufschluß von der Untersuchung zu erwarten stehe; welchen Gewinn sie für die Diagnose und Diatrike gewähre, und gewähren könne u. s. w. — Die häufig, mit der gehörigen Klarheit und ohne Weitſchweifigkeit erzählten Krankheitsfälle dienen sehr zur Aufhellung der aufgestellten Sätze und Lehren, und sind um so willkommener, als sie Gegenstände betreffen, die uns streitig zu dem Delikateſten im Gebiete der Kunst gehören, und an denen oft die Erfahrung der geübteſten Practiker zu ſtrauben Gefahr läuft. Einen vorzüglich laut ſprechenden Beleg hierzu gibt der am Schluſſe angeführte, intereſſante Fall ſammt dem überraschenden Ergebniß der Leichenöffnung. — Ungern trennen wir uns von dieſer trefflichen Abhandlung, die wir den Leſern vom Fache beſtens empfehlen, und welche gewiß keiner ohne Dankgefühl gegen den würdigen Hrn. Verſ. aus den Händen legen wird, deſſen bekannte Schreibart ſelbſt u. s. w. ſo auffallend gegen den in den Schriften über das Fach, in dem er ſich ſo rühmlich auszeichnet, nur noch zu häufig hier und da herrſchenden Ton abſticht.

III. Kürzere Notizen und Correspondenz:
Nachrichten. 1. Nachricht von einer Vibrationsmaſchine zum medizinischen Gebrauch. Mit einer Abbildung. Von Dr. Hbr. Schönberg aus Kopenhagen. S. 140—143. —
 2. Wirkungen des Arſeniks bey einer Wechſelſieber-Epidemie. Aus einem Schreiben des Hrn. Dr. und Districtsphyſikus Maſſe zu Viefelfeld an den Herausgeber, vom 20. July 1810. S. 143—146. „In einer benachbarten Gemeine herrſcht ſeit 3½ Jahren eine Quartanepidemie. Der röſte Theil der Einwohner iſt nach und nach davon befallen, und als ich vor 3 Monaten die ärztliche Veſorgung der ganz erarmten Commune übernahm, fand ich etwa 150 Kranke, von denen Mehrere das Fieber ſchon 2½ Jahre hatten.“ Verschiedene hatten vorher von anderen Arzneyen empfangen, allein ohne Nutzen, ja vielmehr zu ihrem directen Nachtheil. Die China leiſtete nichts, verursachte nur oft heftige, anhaltende Miederſchmerzen. Die vegetabilischen Surrogate deſſelben waren ohne Wirkung. Die anfänglich ſcheinbar gute Wirkung

eines Decoct's von Rasse war ohne Bestand. Narcotica und besonders der Mohrrassa bekamen schlecht, das Eken wurde ohne Erfolg versucht; alle geprüften Mittel des Ausland'schen Journales und so mancher andere selbst erdachte wollten nicht helfen. „Ich lerne sehr Ihre Empfehlung des Arseniks kennen. Die Unglückspropheten jener u. s. w. für nicht achtend, als für Worte falscher Propheten, vertraute ich Ihrem verehrten Worte — — — und ich habe wohlgethan, ihm zu vertrauen. In weniger, als 3 Wochen verdankten 40 Kranke Ihrem Liquor ihre Heilung, und fast eben so viele andere sind auf dem besten Wege dazu. — Die Geheilten sind gesund, munter und fröhlich, und sehen gar nicht darnach aus, als wenn außer dem Fieber etwas anderes in ihnen erlödhet seye, u. s. w.“ Nach dem in diesem Briefe herrschenden Tone scheint der Hr. Verf. durch seine allerdings sehr interessante Beobachtungen mit vieler Wärme für seinen Gegenstand eingenommen worden zu seyn. Rec., der nicht zu den zaghaften Unglückspropheten gehört, wünscht bey Verhandlungen über Gegenstände, wie der vorliegende, die Verhütung einer gewissen Ruhe und die Enthaltung eines so lauten, öffentlichen Lobpreisens. Uebrigens wünscht er sehr, daß die vom Hrn. Verf. dem Hrn. Herausg. gemachte Hoffnung, ihm eine ausführliche Beschreibung jener Wechselstieberepidemie bald mittheilen zu können, in Erfüllung gehen möge. 3. Etwas über die jüngste Scharlach-Epidemie zu Augsburg, und über das Wiesener Mineralwasser. Aus einem Schreiben des Hrn. Med. Rath Dr. Wehler zu Augsburg an den Herausg. S. 146 — 148. Die von dem Verf. bey einer nicht bössartigen Scharlach-Epidemie mit dem Hahnemann'schen Präservativs angestellten Versuche sprechen nicht für dasselbe. — Die gegen die äußerst gesunde Lage Augsburg's unverhältnißmäßige Mortalität rührt von der enormen Sterblichkeit der Kinder her, woran die über alle Maßen schlechte physische Erziehung theilben Schuld seyn mag. — Das Wiesener Wasser fand der Verf. vorzüglich wirksam bey Diarrhöen von reiner Schädlichkeit des Darmkanals, bey veralteten venerischen Halsgeschwülsten und bey chlorotischen, und durch Excesse in der physischen Natur

amerikanischen Pflanzungen. 4. Bemerkungen über die durch ihren Stich den Menschen schädlichen Insekten in der Südamerikanischen Provinz Surinam, vom Dr. Ferg in Nürnberg. S. 149—152. 5. Beobachtung der Wirksamkeit des Huflattigs in Krankheiten (in einer Krankheit) des lymphatischen und Drüsen-systems vom Dr. Hoffmann, Hofrath und Landgerichts-Physikus zu Rennewaldsdorf in Franken. S. 153. 154. Auf den bey einem 18jährigen, für scrophulös gehaltenen Jüngling, mehrere Monate hindurch in einer günstigen Jahreszeit fortgesetzten Gebrauch des ausgepressten Saftes von jungen Blättern der Tussilago farfara (täglich zweymal eine Tasse voll mit Fleischbrühe, Eydotter oder Honig zu nehmen) erfolgte Genesung, nach vorheriger vergeblichen Anwendung des ganzen Apparates der bekannten antiscrophulösen Mittel.

Zweytes Heft. I. Einige Reflexionen über die Natur und Heilung der Lymphgeschwülste, vom Hrn. Prof. Dr. Rust, Primär- und Wundarzte des Königl. allgem. Krankenhauses. S. 155—185. Der verdienstvolle Hr. Verf. liefert hier einen schätzbaren Beytrag zur Geschichte und Therapie einer gefährlichen und bisher wenig gekannten Krankheit, über deren Natur und Behandlung die Meister in der Kunst noch nicht einig sind. Hr. v. Weini hat bekanntlich zuerst gehörig diese Krankheitsform geschildert, von welcher die ältern und größtentheils auch die neuern Handbücher und Systeme der Chirurgie gänzlich schweigen. Der Meinung: daß die Lymphgeschwulst ihr Daseyn immer einer vorhergegangenen Gewalthelmigkeit zu verdanken habe (wie . B. behauptet), und daß eine bloße Zerreißung der Gefäße und hierdurch veranlaßter Extravasat der Lymphe dieser Krankheitsform zum Grunde liege, — stimmt Hr. Rust nicht bey. Den ersten für die Behandlung sehr günstigen Fall hätte er le den allerersten; weit öfter seye, leider! die ausgebildete Lymphgeschwulst nur der Ausdruck des allgemeinen Leidens des ganzen Lymphsystems, und am öftersten seye sie die unmittelbare Folge der krankhaften Affection der nächstliegenden Gänge verdrängen. So seye man häufig bey krankhaft afficirten und erharteten Achseldrüsen Lymphgeschwülste im Nacken, am

obern Theile des Rückens und an den äußern Seiten des Thorax so wie bey verhärteten Leistenrösen an den Leuten, am obern Theile der Schenkel u. s. w. entstehen. Je schärf-
fer übrigens Individuen seyn, je mehr sie den gewöhnlichen Krankheiten des Lymph- und Drüsen-Systemes unterworfen seyn, desto häufiger sehe man auch bey ihnen wahre Lymph-
Geschwülste entstehen. Gewöhnlich beobachtet man daher dieses Uebel bey giftigen, scrophulösen und rheumatischen Constitutionen, nach überstandener Syphilis, nach langwierigen Haut-
krankheiten, bey kräftigen, herpetischen und andern impetig-
nösen Ausschlägen u. s. w.

Analogie und Erfahrung lehre, daß der die Ergießung der Lympher bedingenden Zerreißung der Lymphgefäße eine krankhafte Veränderung derselben vorhergehen müsse, wodurch sie die Eigenschaft verlieren, das Ergoffene wieder gehörig zu resorbiren, sich zusammenzuziehen und zu verschließen u. s. w. Er halte sich zu der Annahme berechtigt, daß das Wesen dieser Krankheitsform von einer Erweiterung der Lymphgefäße ausgehe, und daß sie allerdings zu den Angiectasien zu zählen seye. — Den Verlauf der Krankheit, so wie er sie immer beobachtet hat, schildert er nach den von ihm unterschiedenen sechs Stadien, unter denen sie, sich allein überlassen, zu verlaufen pflege: dem 1. der Opportunität, 2. des Ausbruches, 3. des Wachsthums, 4. der Vollendung, 5. der Corruption (in welchem die extravasirte und stehende Lymphe verändert, in einen eiterähnlichen Stoff verwandelt, scharf wird, und endlich in Verderbniß übergeht), und 6. des Ausbruchs.

Die Indicationen zur Behandlung sind: 1. Man verbessere und hebe die allgemeine krankhafte Constitution, die zur Erzeugung der Lymphgeschwülste die disponirende Ursache gibt; 2. man suche, die der freyen Entleerung und Bewegung der Lymphe in ihren Gefäßen etwa entgegenstehenden Hindernisse zu entfernen; 3. die Einsaugung der extravasirten Lymphe zu befördern, und hierdurch die Zerkleinerung zu bewerkstelligen u. s. w. Zu diesem Zwecke dienen außer der Erfüllung der beyden ersten Indicationen, das Ansetzen von Blutigel und die Peripherie der Geschwulst, die Erregung künstlicher Geschwüre in der Nähe der Geschwulst, Abführungsmittel, vorzüglich die

entleeren; Umschläge auf die Geschwulst von Eis, kaltem Wasser mit Essig, Salpeter und Salmiak, Sontardischem Wasser mit Kamphergeist, — ein gleichmäßiger Druck, die Anlegung der Expulsionsbinde u. s. w. — Hat die Geschwulst ihr drittes Stadium schon erreicht oder überschritten, wo also die Zertheilung nicht mehr statt hat, da sucht man 4. die ergossene Lymphe zu entleeren, die geborstenen Gefäße zu verschließen, und die abnorme Höhle zu vernichten. — Nach einer kurzen jedoch lichtvollen Darstellung und Prüfung der zur Erfüllung dieser Indication bisher vorgeschlagenen Mittel und Methoden (die alle dahin abzielen: durch Erregung einer adhärenten Entzündung in der Tiefe der Geschwulst, die Vereinigung der getrennten Continuität zu bewerkstelligen) führt er S. 180 die Methode an, der er den Vözug vor den bisher bekannten einzuräumen sich durch Theorie und Erfahrung berechtigt gefunden. Schon die glücklichen Versuche, die er mit Einspritzungen von heißem Wasser bey Heilung von Histen und Hohlgeschwären gemacht hat (welche er umständlich in seiner Hekologie angegeben hat), brachten ihn auf die Idee, ob nicht dasselbe Verfahren auch gegen dieses Uebel Hilfe gewähren könne, und sein ferneres Nachdenken bekräftigte ihn darin. — Seine Methode, das siedende Wasser hier anzuwenden, ist folgende: „man macht am untern Theile der Geschwulst einen Einstich, am zweckmäßigsten mit einem Troikart, läßt das ganze Extravasat durch die zurückgebliebene Röhre ausfließen, und insizirt nach vollkommen entleerter und zusammengefallener Geschwulst durch dieselbe eine, nach dem Umfange der Geschwulst zu bestimmende Quantität reinen, bis zum Siedepuncte erhitzten Wassers, läßt dasselbe entweder alsogleich, oder wenn die Geschwulst sehr groß, und die ausgeleerte Lymphe schon beträchtlich corrumpt war, nach einigen Sekunden, durch die Troikart Röhre wieder ausfließen, und sucht dann die losgetrennte Hautdecke mit dem Grunde der Geschwulst, durch einen gleichförmigen und anhaltenden Druck mittelst graduirter aufgelegten Compressen und einer schließlichen Binde so genau als möglich zu vereinigen.“ — (Spätere Erfahrungen [u. s. dessen in No. 61. d. med. chir. Ztg. Jahrg. 1813. mitgetheilte nosol. therap. Uebersicht] lehrten

ihn: daß die Anwendung des Troikants zur Entleerung der ergossenen Lymphe nur bey Lymphgeschwülsten von kleinem Umfange und in den ersten Stadien des Krebses statt finde, außerdem aber die Eröffnung mittelst eines feinen Einschnittes oder eines Aëznittels den Vorzug verdiene; daß Injectionen hier dann noch bequemer, als durch die Treißart'sche Röhre, geschehen, daß nach geendigter Operation die Anwendung eines aromatischen adstringirenden Soment's sehr vorthellhaft seye u. s. w.) — „Wur die Geschwulst nicht gar zu groß, so findet man gewöhnlich schon nach einigen Tagen die Wunde verwachsen, im widrigen Fall aber ist es nöthig, zum zweyten oder dritten Male die angesammelte Lymphe neuerdings zu entleeren und das ganze Verfahren zu wiederholen.“ — Hier folgen noch einige wichtige, in Beziehung auf die angegebene Prozedur stehende Cautionen und Bemerkungen, rücksichtlich welcher wir die Leser auf den Aufsatz selbst zu verweisen und begnügen müssen.

II. Bemerkungen über die Ischuria, nebst einer Beobachtung über die Ischuria paradoxa des Sautages, von Dr. J. W. Hrinlein, Lehrer der Medicin auf der Universität zu Erlangen. S. 185—243. Die Anspielung dieses abgebrochenen Aufsatzes ersparen wir auf die Erscheinung des nächsten Heftes dieser Jahrb., in dem der Beschluß desselben folgt.

III. Kurze Nachricht von den Schwefelquellen bey Bergiewitz in Rußland, vom Hrn. Dr. Joh. Friedr. Erdmann, Hofrath und Professor zu Kasan. S. 243—266.

IV. Beschluß der bereits oben angezeigten Abhandlung über die Constitutio stationaria. S. 266—333.

V. Verbesserte Verrettungsart des Liqueur antipyreticus oder der Solutio sodae arseniosae, vom Hrn. ausgeber. Es ist folgende:

Rec. Arsenici albi crystallis. et subtilissimi
in mortar. vitreo pulverizat. Grana tri-
ginta duo.

Sodae carbon. depur. siccata et ab
omni aqua crystallisation. liberae Grana
triginta duo.

M. infund. scissim., diligenter trituro,
Aquae comm. stillat. fervid. Unciae
septem et dimid.

Immittatur haec mixtio in vitro capacitatis Unciar. du-
cem, cujus pondus antea exploratum erat, epistom. vi-
treo probe clauso, et digeratur in balneo mariae ope
justi et aequalis caloris, in primis tribus horis tantum
ad lenis ebullitionis gradum usque augendi, per ho-
ras XXXVI. Tum repositi ab igne et refrigerati liquo-
ris pondus iterum exploretur in trutina, eique addetur:

Aquae Cinnamomi vinosae Ph. Bor. quan-
tum opus est, ut omnis liquoris pondus
fiat Unciarum octo.

Postea liquor hic denuo digeratur in loco modice
calido per nycthemeron, saepius agitando. Quo facto,
pondus iterum trutina explorandum est, et ubi ejus ali-
quid defecerit, rursus affundatur Aqu. Cinnam. vinosae,
tantum, quantum opus est, ut pondus Unciar. octo per-
fecte impleatur. —

Drachma una hujus liquoris continebit Granum
unum Sodae arseniosae.

Die mittlere Dosis des Liquors ist demnach für solche,
welchen die richtige und den Individuen und Umständen an-
gemessene Anwendung des Arseniks bekannt ist, leicht zu be-
stimmen. Für Erwachsene, namentlich in solchen Wechselfiebern,
welche den Gebrauch des Arseniks gestatten, ist die mittlere
Dosis dieses Liqu. antip. acht bis zehn Tropfen (die Drachme
zu 72 Tropfen gerechnet). Für Kinder von 7 bis 10 Jahren
vier bis fünf Tropfen (jüngeren Kindern sollte man gar kei-
nen Arsenik geben). Das Mehr oder Weniger müssen die
Umstände bestimmen.

Der Anhang enthält Bemerkungen vom Hrn. Herz-
ausgeber zu der Recension seiner Abhandlung über die
Krankheiten des Pankreas in d. Götting. gelehr. Anz. —

Hec. ist überzeugt, daß jeder Heilkundige mit ihm den Wunsch hegen wird: daß nichts den verdienstvollen Hrn. Verf. abhalten möge, dieses sehr nützliche Unternehmen baldigst fortzusetzen, zumal, wenn die Zahl der aufzunehmenden Aufsätze der in den vorliegenden Hefen getroffenen nicht nachsteht. Das gefällige Aeußere dieser Zeitschrift gibt dem Verleger Ansporn auf den Dank der Leser.

The report of the select committee of the house of commons, appointed to consider of the act of the Sixth of George the First, and of the state and means of effecting marine insurances, laid before the house the 18th of April 1810. To which are added the minutes of evidence with an appendix of accounts. London printed by Hughes. 1810.

Im Jahre 1719 ward der königlichen und der Londoner Versicherungsgesellschaft auf 31 Jahr mit Ausschluß aller andern Gesellschaften und Körperschaften, das Privilegium zu Seereassurancen hauptsächlich aus dem Grunde ertheilt, weil Versicherungen bey einzelnen Privatpersonen weniger Sicherheit gewährten. Beyde Gesellschaften zahlten dafür dem Staate etwa 220,000 th Sterling, ihr Privilegium hat nach Ablauf der erwähnten Frist zum Nachtheil des Publicums fortgedauert, und der vorliegende Bericht schließt mit dem Antrage, es aufzuheben. Folgende Gründe werden dafür aufgezählt:

1. Beyde Gesellschaften versichern noch nicht $\frac{1}{100}$ der brittischen Schiffe, denn nach einem Durchschnitt der letzten 5 Jahre versicherte die königliche Societät nur für 3,720,000 th und die Londoner für 1,452,000 th .

2. Nach einem Ueberschlage, der sich auf die Stempelsteinkünfte von den Polizen gründet, sind in Brittanien versichert worden 162,538,900 th , es hätten nach dem Ueberschlag des Werths der Importen, Exporten, Schiffe u. s. w. versichert seyn müssen 320,927,121 th , mithin sind nicht, oder im Auslande versichert gewesen 158,388,221 th .

3. Da das Privilegium jener Societäten nun die Errichtung anderer Gesellschaften ausschließt, so ist der größte Theil jener 16a Millionen fast nur bey Privatpersonen, also ganz gegen den ursprünglichen Sinn und Grund der Begünstigung versichert. Wenn man also auch nicht Societäten den Vorzug geben will, so muß man doch ihre Errichtung nicht länger behindern.

Aus den Belegen theilen wir nur folgende Notizen mit. Es betrug der officiële, das heißt der nach sehr geringen ehemals festgesetzten Geldpreisen berechnete Werth

	der Einfuhr —	Ausfuhr
für England im Jahre — 1719,	5,367,499 t	6 834,716 t
1729,	7,540,620 :	8 239,924 :
1739,	7,829,373 :	8 843,621 :
1749,	7,917,804 :	12,678,758 :
für England u. Schottland 1759,	9 528,864 :	14 888,592 :
1769,	13,134,089 :	15 001,289 :
1779,	11,537,012 :	13 189,325 :
1789,	17,821,102 :	19,159,471 :
1799,	26 837 432 :	33 640 357 :
1809,	30,406,560 :	50,301,763 :

Im Jahre 1809 ist der Betrag des Chinesischen und Ostindischen Handels nicht mit begriffen.

Im Jahre 1778 hielten 13,827 Schiffe 1,363,488 Tonnen.
 — — 1809 — 23,070 — 2,368,468 Tonnen.

Diatriba Historico - Critica de Sapphus Poetriae Vita et Scriptis. Adornavit H. F. Magnus Volger, Paedagogii Hesseldensis Collaborator. Gothae sumtibus Ettingeri MDCCCIX. IV und 64 S.

Als Hr. Volger, laut seiner Vorrede, in Göttingen studirte, zog ihn eine gewaltige Begierde zum Studium der lyrischen Dichter von Hellas. Vor allem aber lockte ihn die Anmuth und Süßheit der Sappho. Bald bemerkte er den Mangel einer Ausgabe der herrlichen Uebersetzungen dieser Dichterin

(auch Hr. W. constanti Portantur huius poetriae additio-
nem), den Forderungen unserer Zeit angemessen, und selbst den Plan, eine solche zu bearbeiten; ja er behauptet,
dieses einige Jahre (?) durch andere Geschäfte unterbrochen
Werk beynahe vollendet zu haben. Ihm soll als eine Mühe
noch wohl als eine zum se. an den d. h. e. Ausbauer) eine Ab-
handlung über das Leben und die Schriften der Dichterin vor-
ausgehen, welche er jetzt für gut fand, als ein Specimen seiner
Mühe, besonders im Drucke erscheinen zu lassen, weil der
Gelehrten Urtheile, wenn sie über diese Probeschrift sich günstig
vernehmen ließen, ihn anreizen würden, die letzte Hand an
die Bearbeitung dieser Uebersetzung zu legen (ad ultimam
ipsis fragmentis imponendam manum). Hier macht Hr.
W. an die Gelehrten eine sonderbare Anforderung, indem er
verlangt, daß sie von dieser litterarischen Arbeit auf den Werth
der Bearbeitung der Griechischen Bruchstücke der Sappho schles-
sen sollen; gleichsam als ob man von des Hrn. Charles Viti-
raturgeschichte der Griechen auf seine Verdienste um die Erklä-
rung und Verbesserung der Griechischen Schriftsteller einen
Schluß machen könnte, was wohl niemanden im Traume ein-
fallen möchte. Alles, was Hr. W. mit dieser Probeschrift zu
beweisen sich unterfangen konnte, beschränkte sich auf Delesen
Hilf und Sammelwerk, einige bisher noch unerschene Bruch-
stücke nachzutragen, auf Vervielfältigungskraft und Vortrag.
Sammelwerk allein läßt sich dem Hrn. W. nicht absprechen,
wozu ihm die reiche Göttingische Bibliothek einen weiten Spiel-
raum darbot, während es ihm an den beyden letzten Eigen-
schaften ganz gebricht. Seine Vorrede C. 4 Narrationem de
duabus Sapphonibus expendi refellique, Sapphus et Ana-
crontis Synchronismum monstravi etc. ließ zwar merkwürdig,
der Verf. würde eigene Ansichten entwickelt, wenigstens die al-
ten neu und mit kritischer Schärfe dargestellt haben. Allein
hiervon ist in der ganzen Schrift nicht eine einzige Spur zu
finden. Die Behauptung, daß nur eine Dichterin Sappho
auf Lesbos gelebt habe, und die Vitellianische und Crescense
eine Person sey, welcher Blum und Wolfius mit Grün-
den beystanden, wird hier mit elenden Schlüssen und manchen
Evidenzen wiederholt. Es zieht der Verf. aus der Abweichung

des Euridas (qui ab utroque, imo ab omnibus aber-
rat) von Athenäus und Aelianus den unbegrifflichen
Sinn, schon sie beweise, daß nur eine Dichterin Sappho
gelebt habe. Mit gleichem Scharfſinn wird dem Euridas
und Aelianus S. 4. Glaubwürdigkeit abgesprochen, und der
Wunsch, daß Sappho eine meretrix gewesen, behandelt.
Bei der Aufzählung der verschiedenen Namen des Vaters muß
Euphrosimus S. 7 statt Euphrosimus geschrieben werden. Bei
der Frage weitesthin; welche die berühmten Zeitgenossen der
Sappho gewesen sind, wird auch Wolf und andern Vorgän-
gern Alcaeus s. quere als ihr Zeitgenosse genannt, und nach
der Auctorität von Hephaest. p. 47 und Ovid. Her. XV, 29.
ihre gegenseitige Bekanntschaft klassisch so S. 9 dargestellt:
quibus in locis Alcaeus Sapphū, Sapphoque Alcaeam
cognoscit, id quod prae ceteris urgere soleo, cum
utrimque simul vixisse de huius luce clarius probet.
Das nähere von der Sappho Zeitgenossen und der Zeit, wo
sie blühte, übergehen wir mit der Bemerkung, daß es von
gleichem Gepräge ist. Wenn der Verf. S. 18 von dem Cha-
rakter, und der Aufzählung der Sappho schreibt: Si veterum
de ea recensemus testimonia quam plurima, eam foemi-
nam salacissimam et ad libidinem promissimam fuisse
deprehendimus, so müssen wir uns eben so sehr über den
unklassischen und unrichtigen Ausdruck salacissimam als über
die Uebertreibung wundern, welche hierin liegt. Unmüßig
indess und spöthisch ist gleich darauf die Ehrenrettung der
Sappho durch die Vermuthung, daß die lebende Dichterin
erst nach des Mannes Cercolas Tode der Sinnlichkeit vor-
züglich geschuldtig habe. Ja alle Begehungen der Sappho,
alle Ausbrüche grober Begierden erscheinen S. 21. dem Hrn.
B. gering und kaum erwähnenswerth in Vergleich mit den
unendlichen Lobschreibungen, mit denen das Alterthum die
Werke der Dichterin pries, von denen er urtheilt: Et quan-
tum hanc ex carminum ipsius reliquiis, quas aetatem tu-
larunt, hodie iudicare licet, istae laudes minime super-
vacuae; dieses Wort soll wohl übertrieben nach
seiner Latinität heißen. Nach solchen Proben von Scharfſinn
und Darstellungsgebe von Hrn. B. werden schwerlich die Lie-
be

habet des Alterthums einen Drang in sich fühlen, seine kritischen Untersuchungen über der Sappho Liebschaft mit dem geliebten Phaon, ihre Bildnisse, die von ihr erfundenen oder gebrauchten Metra und die verschiedenen Gattungen ihrer Gedichte kennen zu lernen. Die Aufzählung der Ausgaben der Bruchstücke und ihrer Uebersetzungen verdient indeß das Lob der Vollständigkeit. Wenn würden wir hier mit der Behauptung, daß die in dieser Probeheft dargelegten Eigenschaften sonnenklar beweisen, daß Hr. B. jetzt ganz unfähig ist, eine Bearbeitung der Fragmente der Sappho aufser Italien angemessen uns zu geben, schließen, wenn uns nicht der Dank zu der Anstalt, der er mit Vortheil, auffodern, dem Werk eine dringende Bitte und Ermahnung in Hinsicht seiner Latinität aus Herz zu legen, die tief unter aller Kritik steht. Wir rügen nicht seine Unbeholfenheit, wie Praech p. 4. *Planam collectionem omnium notitiarum, quas unquam de Sappho alicubi me legere memini, in eo (libello) deponere studii*; Ausdrücke, wie S. 7 in fragmento Sapphoni a describendo, als ob daran seine Vorgänger gezwweifelt hätten; (vid. Wulf. p. 51.) p. 1 *dialectus causa*, welches (repetit) wir gern unter die zahlreichen Druckfehler rechnen wollen. Allein Germanismen, wie S. 4. *plures vixisse posse concedam*, S. 3 *Sunt* (diese sind) *Athenaeus, Aelium, Suidas*; ebendasselbst *hanc dicit* (Suidas) *a Leucata* *deicientem*, daß sie sich ins Meer stürzte; S. 13 *causam interim video, cur hic scriptor* (Athenaeus) *credidisse possit*, geglaubt haben könnten; S. 7. *Nupit autem Cercolae cuidam, quocumque genuit filiam* mit dem sie gemeinschaftlich eine Tochter gebor oder erzeugte — ein neues grammatisches Wunder! — und Stellen, wie S. 19 *Lesbii omnino in quam gens voluptatibus et luxurie dedita erant* *ita ut adeo verbum Aesopis effingeretur*, zeigen uns einer groben Unwissenheit und einer beispiellosen Unbeholfenheit mit der Lateinischen Sprache, die Hr. B. erst für seine Schüler abzulernen suchen suchen mußte, ehe er vor dem Publikum aufzutreten wagen durfte.

Albinus

Jahrbücher der Litteratur.

• Die neuesten Lehrbücher der Homiletik. •

1. Kurzer Entwurf einer Theorie der Beredsamkeit mit besondrer Anwendung auf die Kanzelberedsamkeit zum Gebrauch für Vorlesungen von H. A. Schott (Prof. der Theol. zu Jena). Leipzig bey J. A. Barth, 1807. XVI und 240 S.
2. Lehrbuch der Homiletik, oder Anweisung zur Amtberedsamkeit christlicher Religionslehrer von D. J. Ehr. W. Dahl (Prof. der Theol. und Direct. des pädag. theol. Seminar. zu Rostock, nach seinem Tode herausgegeben vom Hrn. M. Krey). Leipzig, Rostock und Schwerin in der Stillerschen Buchhandlung. 1811. XIV und 372 S.
3. Grundlegung der Homiletik in einigen Vorlesungen über den wahren Charakter eines protestantischen Geistlichen. Von Ph. Marheineke (Prof. der Theol. zu Berlin). Hamburg bey Fr. Perthes. 1811. 92 S.
4. Handbuch der Anleitung zur Kanzelberedsamkeit für christliche Religionslehrer. Von D. Ehr. Fr. Ammon (Oberhofprediger in Dresden). Neue, vermehrte Ausg. Nürnberg bey Fr. Campe. 1812. XXII und 378 S.

Wir haben noch keine befriedigende Homiletik. Obige vier Werke, die neuesten in dieser Deutschen Litteratur, leisten in einzelnen Theilen mehr als alle vorhergehenden, auch als wissenschaftliche Versuche; und daher geben sie zusammengesetzt den Punct an, bis zu welchem das Studium des Homileten bis jetzt litterarisch gelangt. Es scheint also in mehr als einer Hinsicht zweckmäßig, diese Werke neben einander zu ordnen. Indem Rec. dieses versucht, legt er gelegentlich eine Ideen über die Bedürfnisse einer Homiletik nieder. Die Bearbeitung dieser practischen Wissenschaft ist in den obigen Schriften von sehr verschiedenen Seiten unternommen, und auch haben wir auch noch die eine von 1807 hinzugezogen.

N. 1. Herrn Schotts Homiletik hat das Eigne, daß sie zeigt, wie die Rhetorik der Alten auf die christliche Kanzel

beredsamkeit anzuwenden sey. Dieses System bringt demnach zu einem deutlichen Bewußtseyn, was bisher in jeder Homiletik geschah, ohne daß man sich es recht eingestand. Denn seit man Anweisungen über die Kunst zu predigen hat, wiederholt man die Regeln von Cicero und Quintilianus, und läßt hier noch die Lehren des Christenthums vortragen. Wie sich ja schon bey Augustinus und Rabanus Maurus findet, wollen wir nicht unterlassen, aber wir erinnern nur an die beiden Gewährsmänner der neueren Zeit, deren Fußstapfen doch immer auch von den neuesten Lehrern betreten wurden, an Erasmus und Melancthon. Durch die Cultur der practischen Theologie erhielt diese geistliche Rednerkunst eine gewisse Vortreflichkeit von Rosheim bis Niemeyer u. a. Daß es aber an dem wahren Princip noch fehlte, empfand man schon durch die Abnahme der Strömigkeit, welche letztere man doch von der Menge der nach den bisherigen Regeln musterhaft erscheinenden Predigten hätte erwarten sollen. Zwar gibt es noch andre Gründe, warum die Kanzel nicht mehr so viel vermag, wie ehedem: aber es ist doch auch gewiß, daß da, wo die vorgetragene Religion eher von sich entfernt, als zu sich hingiehe, sie nicht in ihrer wahren Kraft vorgetragen wird, und daß also mehr der Schauspielers in unsern Tagen seine Kunst versteht, als der Kanzelredner. Oder schadet sich der letztere vielleicht dadurch, daß er überhaupt eine Kunst besitzen will? Und haben die recht, welche alle Rednerkunst von heiliger Stätte verbannen wollen? Wer am tiefften gegen die Rednerkunst gesprochen, war Kant, der sie ganz gleichbedeutend findet mit der Kunst zu überreden, also Schein statt Wahrheit zu geben. Doch nahmen es die Theologen aus der Kantischen Schule nicht so auf. Unter diesen zeichnet sich durch eine treffliche Anweisung der Homiletik der ehrwürdige Gräffe aus (in seiner Pastoralthologie in ihrem ganzen Umfange 1803). Er gibt in einer geordneten Kürze viele rhetorische Lehren. Auch hat Hr. Gr. durch die Bearbeitung der Rhythmik für die homiletische Kunst ihr einen ganz neuen Zweig von dem classischen Boden zugewandt, den man vorher wenigstens vernachlässigte. Hr. Schott geht nun zwar von dem practischen Princip aus, aber weniger nach Kantischer Schule, als mit vielseitiger Bildung und mit so

Die Einführung auf die Griechischen und Römischen Redner. Der Leser erhält in dieser Homiletik einen Reichthum von kühnen Bemerkungen über Stellen des Demosthenes, Cicero u. A. und mit einem Worte eine für den geistlichen Zweck angewandte classische Rhetorik. Wir überlassen es dem Homileten, sich selbst von dem nützlichen Inhalt dieses Buches zu überzeugen, indem es von einem jeden studirt zu werden verdient, der sich zu einem geschmackvollen Redner bilden will: wir halten uns hier nur an das Princip und den Geist dieser Theorie. Hr. Sch. geht von tieferen Gründen aus, als seine Vorgänger, von dem Trieb zum Unbedingten, von der Sprache, von den verschiedenen Zwecken der Darstellung. Die Beredsamkeit hat nach ihm den Zweck, „den menschlichen Willen zu bestimmen und zu lenken;“ sie hat „die Sprache des Begehrungsvermögens,“ während die Poesie „die Sprache des Gefühls“ hat. Die Rede im engeren Sinne nennt er eine Darstellung unserer Vorstellungen in Worten, welche dazu geeignet ist, durch gleichmäßige Beschäftigung des Erkenntnisvermögens auf der einen, und der Einbildungskraft, Befähigung und Neigungen auf der andern Seite den menschlichen Willen zu bestimmen.“ So ist sie denn auch mit einzelnen Partien der Poesie verwandt (§. 9.); nur sucht der Redner hauptsächlich für den Stoff seiner Rede, aber auch zugleich für die Form der Darstellung, und für seine eigene Poesie zu gewinnen“ (§. 10.); und da er das ästhetische Interesse bloß als Mittel gebraucht, so kann seine Kunst unter den schönen Künsten keinen Platz behaupten (§. 19.). Es gibt hiernach allerdings keine Kanzelberedsamkeit, und sie hat den Zweck „in öffentlichen religiösen Versammlungen durch eine richtige und den künftigen Bedürfnissen des gegenwärtigen Zeitalters entsprechende Darstellung und Anwendung der Glaubens- und Sittenlehre des Christenthums eine auf Religion gegründete sittliche Bildung und Beredung der Menschheit zu befördern; es ist nach dem Geiste des Christenthums völlig gemäß, den Menschen nicht bloß als denkendes, sondern auch als sinnlich begehrendes Wesen für das Gute zu gewinnen“ (§. 16.). Demnach wird weiterhin über den Einfluß auf das Begehrungsvermögen, über den Inhalt und die Einrichtung der christli-

chen Rede u. viel verhandelt. Allerdings gelehrt, geistvoll und fruchtbar.

Rec. muß nun gestehen, daß er dieses Princip nicht als das richtige anerkennen kann. Die Redner bey den Griechen und Römern mochten allerdings zum Hauptzweck haben, daß sie die Richter oder das Volk zu ihrer Absicht bewegten (ut Alectant): nicht so der Lehrer der evangelischen Religion. Diese nämlich fordert eben sowohl das Erkenntniß, und Gefühlvermögen auf, als den Willen, denn sie liegt im Ganzen des Gemüths, in seiner Einheit, Tiefe und Gesamtheit. Hier ist Alles ein Denken, denn es ist Andacht; Alles zugleich ein Handeln, denn es ist die freye Richtung der Gedanken auf das Heilige; und Alles ist zugleich ein Gefühl, ein religiöses, denn es ist der Zustand der Andacht und der frommen Selbstbestimmung. Ein solches Gemüth ist das des geistlichen Redners, und für solche Gemüther spricht er. Das ist der unterscheidende Charakter religiöser Reden. Das ist es auch, was die Zuhörer in der Kirche suchen, und wenn sie es nicht finden, so lassen sie die Kirchen leer; und hierauf eben bezieht sich die große Klage der Zeit. Denn es hat sich genugsam gezeigt, wie eine Sittlichkeit ohne den tiefen Gehalt der Religion, die man vor einigen Decennien zu predigen anfangte, sowohl für die Lehre als für das Leben als eine hohle Form in ein Nichts zerfiel. Auch Hr. Sch. stimmt hier nachdrücklich bey, und ist sehr entfernt davon, jene veraltete Zeitansicht festhalten zu wollen, wenn er die Bewegung des Willens zur Hauptsache macht. Schon die Anm. 7. zu §. 16. (S. 21) redet für die innigste Verbindung der Religion und Moral; und das ganze Buch spricht aus diesem Geiste. Nur glaubt Rec., daß der würdige Verf. zu sehr die eine Richtung festhalte, ob die Erbauung nicht eben sowohl in Betrachtung göttlicher Dinge wie in frommen Entschlüssen bestehe. An die Vereinfachtheit der Alten sich anschließend, hat er nicht genug die christliche in ihrem eignen Mittelpunct aufgefaßt, als die Kunst, die Religion für die Gemüther auszusprechen. Dagegen müssen wir diesem Lehrbuche, in wie ferne es eine Anleitung der Rhetorik zur Bildung des Kanzelredners enthält, vor allen den Vorzug geben. Wir wenden uns nun zu den

folgenden Werken, da wir uns eine Stelle über die Homiletik vorbehalten.

No. 2. Das Lehrbuch von dem sel. Dahl ist von einem Freunde, Hrn. M. Krey, herausgegeben, welcher aber nur die Vorrede hinzuzufügen brauchte, da das Buch selbst ins Reine ausgearbeitet war. Dieses fängt mit einer Nominaldefinition der Homiletik an, wornach sie die Regeln für die Amtswörter des Predigers angibt, als ein Theil der Pastoraltheologie. Sie werden abgetheilt in Vorträge von der Kanzel, d. s. die eigentlichen Predigten, die an Sonn- und Festtagen gehalten werden, und in andre Amtsvorträge. Hierauf wird der Nutzen der Homiletik darin gezeigt, daß die religiöse und moralische Belehrung wichtig und die Kraft der ächten Beredsamkeit groß sey, wobey man denn nothwendig gewisse Rücksichten für den Religionslehrer nehmen müsse. Das Princip wird gesetzt in die Erbauung, d. h. in Beförderung der Religion und Sittlichkeit, wo sich denn Belehrung, Ueberzeugung und Nahrung vereinigen muß. — Es fällt leicht in die Augen, daß der Verf. zwar den tiefen Grund in sich getragen, und daher ebenfalls jene Einseitigkeit glücklich vermeidet, welche die Religion zur bloßen Dienerin der Moral macht, daß er aber seine Theorie nicht aus dem tiefsten Grunde entwickelt, und alles mehr nach der Sitte, wie es eben grade so einmal angenommen, als zeigt, wie es seyn soll, und daß er auch nicht logisch genug verfährt.

Erster Theil. Von den Materialien der Amtsvorträge. Erster Abschn. Von der Predigt. Die Definition (§. 6.) ist zu kläglich, und dennoch zu weit, da sie wenigstens auf jede andre Amtswortrede des Predigers paßt. Wie billig; denn die ganze obige Abtheilung ist eben so unförmlich als unbequem. Es wäre gar kein Grund, die Vorträge in die von der Kanzel und andre abzuscheiden; und dieser Fehler wird durch das ganze Buch empfunden. Der Begriff einer christlichen Predigt (§. 7.) ist ebenfalls nicht tief genug geschöpft; indessen finden sich in diesem Abschnitte treffliche specielle Regeln, z. B. über die Behandlung der Wundererzählungen, und der fremdartigen Materien, wie Diätetik, Oekonomie u. dabey ein ums

fassender und kritischer Blick auf die Literatur. Zum Beispiel für den richtigen Gesichtspunct des Verf. führen wir aus §. 12. an: „Von einer Trennung der Moral und Religion im öffentlichen populären Unterricht hätte nie die Rede seyn sollen.“ Daß in diesem Abschn. eine kurze, sogenannte populäre Theologie geliefert wird (von S. 30—76) ist zwar nützlich, doch gehört, nach Rec. Meynung, nur soviel davon in eine Synthese mit, als nöthig ist, um die Form anzugeben, nach welcher die Lehren homiletisirt werden; denn die Lehren selbst gehören in eine theoretische Religionslehre. Die Literatur, welche nicht bloß die Predigten angibt, ist sehr schätzbar. — Zweiter Abschn. Von den Texten. Ueber die Entstehung der Perikopen eine ausführliche Belehrung. Die Idee, daß die Kirche durch Einführung solcher geschlichen Texte ihre Einheit aussprechen wolle, ist nur berührt, mit Beziehung auf das, was Grelling und Stephani darüber gesagt haben. Ueber die Benutzung der Texte gute ausführliche Vorschriften. Wie der Grundbegriff einer christlichen Predigt genug dargestellt worden, so würde der Verf. Anstand genommen haben, auch wohl einmal ein Kirchenlied zum Texte zu erlauben. Man sieht wohl, daß er einer (schon ziemlich abgetragenen) Mode dieses nicht so recht von Herzen nachgibt, und daß er auch hierin ganz und gar nicht den modernen Moralspredigern zustimmt, die, wenn sie consequent wären, den Gebrauch der letzten Jahrhunderte, wo man Stellen aus Aristoteles oder Thomas Aquinas zum Texte nahm, loben müßten; allein es fehlt ihm an dem Princip, welches die Sache entscheidet, daß nämlich die geistliche Rede die göttliche Lehre vorträgt, nicht von Gottes Wort, so wie es in der Kirche gilt, ausgeht soll. Eine Rede mag noch so viel Gutes enthalten, geht sie nicht bestimmt von einem Bibeltexte aus, so ist sie wenigstens nicht protestantisch; evangelisch. Denn die kirchliche Basis der Protestanten ist das heilige Wort der Bibel. — Dritter Abschn. Von den Materialien. Abgesehen von jenem Hauptmangel, finden sich auch hier die trefflichsten Regeln, die abermal in das Einzelne gehen, sowohl bey den Fest- als bey den Casual-Predigten.

Zweiter Theil. Von der Ausarbeitung der Predigten und übrigen Amtsworten des Predigers. Erster Abschn. Meditations. Das Unlogische fällt in die Augen, auch darin, daß erst hier (§. 66 fg.) von dem dreysfachen Zwecke der Predigt die Rede ist, 1. Unterricht, 2. Uebergung, 3. Bewegung und Nährung. Aber auch diese Einteilung ist falsch, denn das erste und zweite ist eins, und es kann doch hier kein anderes Fundament der Theilung gemeint seyn, als die verschiedenen Gemüthsvermögen, dann aber ist Erkenntniß, Willensbestimmung und Nährung (Erhebung des Geffühls) der dreysfache Zweck. Ausdann zeigt sich auch bald, daß es nur halbbrichtig von unserm Verf. geurtheilt ist, wenn er meint, daß dieser dreysfache Zweck nicht in jeder Predigt vereinigt zu seyn brauche, denn im Gemüth vereinigt sich jenes dreysfache Vermögen, und das ist die Kraft der Religion, daß sie aus der Tiefe des Gemüths durch das Ganze in alle seine Richtungen zugleich einwirkt. Wie sagten von unserm Verf. „halbe richtig,“ denn auch hier hat er das Richtige in seinem Gefühle, indem er die Classification in Aufklärungs-, Beweisüberzeugungs- und Erbauungs-Predigten verwerft. Das war auch wegen einer falschen Richtung in der neueren Homiletik allerdings notwendig. Ein guter Sinn stößt auch dem Verf. eine unzufriedene Aeußerung gegen den idealistisch-philosophischen (?) Grundsatz ein, wonach die Predigt als ein Kunstwerk und der Prediger als religiöser Künstler zu betrachten sey. Die vortheilhafte Seite des Unches ist auch hier der Reichthum für die homiletische Pragmatik und Litteratur. Wie sehen eine dort (§. 72.) angeführte Stelle aus des Cardinal Maury principes d'Eloquence u. auch hierher: „Malheur à lui, à qui rougit de l'Evangile au moment même qu'il annonce, et s'il a l'indécence et criminelle condescendance de n'oser nommer Jesus-Christ dans cette chaire, ou il vient occuper sa place.“ Indessen sind in Deutschland viele Prediger schon davon zurückgekommen. Der Ausdruck §. 79. „Von besondrer Wichtigkeit sind die religiösen Bewegungserände“ ist ebenfalls nur halbbrichtig, wie der unmittelbar folgende Grund beweiset, „weil der christliche Prediger in allen seinen Vorträgen mit Recht als Religions-

Lehrer erscheinen muß.“ Denn hieraus ergibt sich, daß die religiösen Beweggründe nicht bloß von besondrer, sondern von einzigster Wichtigkeit sind. Der Verf. fährt fort: „indem in der menschlichen Natur so gut ein religiöses, als ein sinnliches Gefühl liegt, und das Christenthum das Moralsche und Religiöse einander nicht subordinirt, sondern coordinirt (!), und weil die religiösen Beweggründe für die meisten Menschen weit mehr Auctorität haben, als die rein moralischen (!), jene auch zum Theil mit diesen wesentlich einerley sind, aber doch auf jed'n Fall gebraucht werden können (?), diese zu verstärken, und um den sinnlichen Beweggründen die rechte Richtung zu geben.“ Wir sehen diese Stelle, in welcher jeder Satz an den hohlen Klang erinnert, den das Formelwort Kantischer Schüler als Morat und Religion ertönen ließ, darum hierher, weil sie die Fessel berühren, woran jene ehemalige Schule unsern Verf. noch festgehalten, und wodurch jene Halbheiten verschuldet sind. Denn sein Sinn ist besser, und macht ihn zum Nutzen derer, die dieses Lehrbuch gebrauchen, inconsequent, da er doch nun einmal nicht frey geworden. Wenn er z. B. den (eingeschränkten) Gebrauch feyerlicher Beweggründe gestattet, so ist das für den strengen Kantianer doch nichts anders, als eine Verrätherey an der Sittlichkeit. Denn dieser muß jedes Wort, das auch nur von weitem ein sinnliches Gefühl anregt, als eine Verfälschung der Wahrheit und Reinheit, er muß jede Redefigur, die über die nackte Prosa hergezogen wird, für eine Entstellung, er muß die ganze Beredsamkeit für eine Ueberredungskunst, er muß alles, was über die kahle Erklärung hinausgeht, für ein geheimes Einverständnis mit dem Feinde der Sittlichkeit, wo nicht gar für die wahre Sünde wider den heiligen Geist ansehen. Die Schule würde also doch den Verf. zur Empfehlung seiner Lehre, sey es gesagt, nicht mehr als den Ihrigen anerkennen. — Zweyter Abschnitt. Von der Disposition. Viel Gutes nach Cicero und Quintilian, auch mit Beyspielen hauptsächlich aus Reinhard. — Dritter Abschn. Von den einzelnen Bestandtheilen. So wie sie einmal üblich sind, werden sie hier angenommen; ebenfalls mit guter Anweisung. — Viertes Abschn. Casualreden. Wir haben schon oben gerügt, daß eine

anlogische Eintheilung des Ganzen diese Reden erst an diesen Ort verweist. Auch ist dem Verf. ihr unterscheidender Charakter, den sie theils in der Materie, theils in der Form haben, entgangen, und dafür gibt er ihnen den Charakter, den sie grade mit jeder Predigt gemein haben (§. 100.), daß sie auf die Gemüthsbeschaffenheit gewisser Personen angepaßt seyn müssen; denn ob das viele sind oder wenige, oder welche Klasse von Zuhörer es ist, das macht keinen Unterschied, genug die gewisse Personen liegen im Wirkungskreise jeder geistlichen Rede. Uebrigens auch hier ungemein viel zur Belehrung. Die historische Note zu §. 102. über die Confirmation bedarf einiger Berichtigung, da dieser Gebrauch in mehreren protestantischen Kirchen schon vor dem 30jährigen Kriege eingeführt worden, z. B. in Brandenburg 1540., im Hannov. 1542. u. a. m., und im Mecklenburg. auch nicht erst, wie der Verf. anführt, 1694., sondern schon 1552 und 1582. Aber während jener stürmischen Zeiten war die Confirmation wieder in vielen Ländern außer Gebrauch gekommen und minder gewöhnlich als vorher, so daß z. B. Spener, der sie 1666 nur in einer Landkirche bey Frankfurt noch vorfand, sie in dassiger Gegend aufs neue wieder einführte. — Fünfter Abschn. Die Lehre von dem Kanzelstyle würde einfacher und klarer ausfallen seyn, wenn alles mehr auf ein Princip wäre gegründet worden. So aber wird sogar gesagt, daß die allgemeine Rhetorik von keiner Gattung des Styls handle, welche für die Vorträge des Predigers gehöre; dieser müßte sich einer gemischten Art bedienen! Man sollte hieraus fast schließen, daß dem Verf. nicht bekannt gewesen, was die Rhetorik von dem mittleren Style lehrt; auch ist das, was er über Wohlklang und Numerus sagt, sehr dürftig: allein von den Figuren und Tropen, deren Unterscheidung dahin gestellt seyn mag, spricht er ausführlich, und gibt durch homiletische Anwendung in einzelnen Puncten die schätzbarste Belehrung; auch sind die Mittel zur Bildung gut angegeben. Die Pitteratur ist hier ebenfalls reich. — Sechster Abschn. Von der Homilie. Nicht befriedigend, da sie mit der analytischen Predigt als Eins angesehen wird; so ist auch ihr Nutzen nicht genug hervorgehoben. Aber schon das Fehlerhafte in der Anwendung, wornach

Diese Art von Reden bis ans Ende verschlagen worden, sich keine gründliche Behandlung derselben erwarten. Doch finden sich einige gute Regeln. — Anhänge. Ueber das wörtliche Ausarbeiten. Eine kurze und gute Anweisung. Nur müssen wir die erste Regel S. 124. verwerfen, daß man nicht eher an die Arbeit gehn solle, als bis man in einer dazu ausgelegten ruhigen und heitern Gemüthsstimmung sey. Da müßte es wohl bey manchem nie zum Anfang einer Predigt kommen! So lange nicht ein Mittel gegeben ist, wodurch man sich diese Stimmung verschaffen kann in dem Augenblicke, wo man arbeiten soll und muß, wollen wir wenigstens dabey bleiben, daß es nicht einem Manne ziemt, den die Pflicht auffodert zu reden, sich gleich einer Sängerin von der Laune abhängig zu machen, sondern daß man nur muthig beginnen solle, denn dadurch erwächst die wahre Stimmung. Eben so wenig gilt des Verf. 7te Regel, daß man ja nicht länger arbeiten solle, als die Stimmung dauert. Was müßte das für ein armseliger Redner seyn, der, wenn ihn auch sonst kein Genius begeistert, nicht durch den Gedanken an die Sache bis zum Ende gestärkt werde! Freylich geniale Arbeiten haben ihre Belohnungen. — Von der Benutzung fremder Arbeiten redet der Verf. gut, aber über das Extemporiren viel zu kurz.

Dritter Theil. Von dem äußern Vortrage der Predigten und übrigen Amtsreden. In dem ersten Abschn. wird von dem Memoriren, dem Nutzen desselben und den Hilfsmitteln ziemlich gut gesprochen. Es gehört zur eignen Anordnung dieses Buchs, daß dieses im Cap. vom äußern Vortrage steht. Die Declamation, Elocution u. s. w. ist weder richtig erklärt, noch genug ausgeführt, doch wird die Dürftigkeit dieses Abschn. einigermaßen durch die litterarischen Hinweisungen ersetzt. Ein Anhang redet von Verbindung der Liturgie mit dem Predigen.

Die Dahlische Homiletik befriedigt zwar bey weitem nicht in wissenschaftlicher Hinsicht, allein sie enthält einen Reichthum von rhetorischen Belehrungen, welche sich theilweise an die Schottischen anreihen, und durch diese dafür besser ordnen lassen. Man wird beyde mit Nutzen gebrauchen, wenn man sie

die Homiletik von Hrn. Schott durch jene in manchen Theilen
 erweitert.

No. 3. Die Grundlegung, welche Hr. Warheinecke der
 Homiletik gibt, ist von ganz anderm Geist. Wir übersehen das
 Fehlerhafte in seinem Vortrage, und zeigen im Vorbeygehen an,
 daß zuweilen ein absprechendes Urtheil vorkommt, das man nicht
 als gerecht kann gelten lassen. So S. 3: „Denn nehmen
 Sie zur Hand von neueren Anweisungen zur Föhrung des
 geistlichen Amtes, was Sie wollen, oder was Sie sonst noch
 haben von Bestimmung und Nützbarkeit des Predigamtes; und
 fragen Sie sich, ob Sie nächst etwas Wahrheitscher Rhetorik
 etwas weiter finden, von jener Idee, als höchstens einen
 bloßen Schatten und matten Abglanz.“ Wollen wir der Un-
 richtigkeiten, welche dieses Urtheil in diesem Theil der Literatur
 geschichte anhängt, auch nicht gedenken, so ist es doch sehr zu
 misbilligen, daß schon der Ausdruck einen unsrer ehrwürdig-
 sten verewigten Lehrer, der doch etwas ganz anders hatte, als
 Wahrheitscher Rhetorik, so höchst unverdienter Weise in den
 Schatten stellt. Wir wollen nur von der Sache selbst, und
 von der eigenthümlichen Ansicht des Hrn. Verf. reden. Er
 geht aus von der Idee der Religion; und hierdurch begründet
 er tiefer als seine Vorgänger die Homiletik. Auch setzt er
 nach der neuern philosophischen oder auch den alterthümlichen
 Ansichten das Wesen aller Religion in die Versöhnung des
 Menschen mit Gott. Hieraus entwickeln sich die Begriffe vom
 Opfer und Priesterthum, von Vermittlung zwischen Gott und
 dem Menschen, und vom Mittel.

Die zweite Vorlesung legt die Entstehung so wie die Ent-
 artung des Priesterthums dar, und die Idee des Priesters
 nach ihrer Höheit. Schade, daß dieses alles nicht einfacher
 gesagt ist; das Gute und Wahre würde viel heller dastehen.

Die dritte Vorlesung wendet diese Idee auf die christliche
 Religion an. Christus habe einzig zum Zwecke gehabt, das
 Priesterthum wieder herzustellen. Was vorher durch das Opfer
 wesen im Sinnlichen geschehen war, sollte nunmehr einzig im
 Geistigen und Ewigen geschehen. Denn das Geistige ist das
 eigentliche Element des Christenthums, folglich auch seiner
 Priester, welche deshalb richtiger Geistliche heißen. In dieser

ursprünglichen Reinheit, das christliche Priesterthum gleichzuführen, war die Absicht des Protestantismus: allein es trieb in den entgegengesetzten Fehler, wo die bloße, matte Lehre regte; und die bloße historische Relation religiöser Dinge wurde zu einem gedankenlosen Mechanismus, wie es einst das sinnliche Opfern gewesen war. Der geistliche Stand hätte in seiner Zurückgezogenheit vom weltlichen Wesen ohne Schein verbleiben sollen, um die Nichtigkeit des Irthums dadurch recht zu zeigen. — Welche Folgerung! werden hier manche Leser mit uns ausrufen. Wahr ist es, die Erkenntniß über die Eitelkeit liegt in der Idee eines wahren Geistlichen: aber hier ist sie so falsch auf die Wirklichkeit angewendet, daß man nur nicht begreifen kann, wie ein gelehrter Kenner der Kirchengeschichte nicht sah, zu welcher Schwärmerei das führt. Denn das war ja eben von jeher das Verderben der Priester, daß sie die Wahrheit des Lebens und der menschlichen Verhältnisse verachteten als Nichtigkeit, und dafür ihr Herantreten aus der menschlichen Natur als ein göttliches Leben geltend machten. Stolge Eitelkeit! Das Christenthum ist für die Menschheit, und in ihm soll keine Geistlichkeit der Engel statt finden (Kol. 2. 18.). Die Geistlichen sollen mitten unter den Menschen leben, im Staate, in der Familie, kurz in den von der Natur und edler Sitte geweihten Verbindungen, und hier sollen sie die Kraft der Religion zeigen. Wer solches nicht, ohne einen außerordentlichen Grund zu haben, verräth die Kirche, daß er sich selbst nicht traut; aber mitten in des Lebens Umdränge leuchtet das Licht der Gottseligkeit. Sollen wir denn auch ascetische Vorbereitungen für diesen Stand wünschen? Und daß die Consequenz zur mönchischen Zucht führte, bedarf keiner Erörterung. An jene Ansicht schließt sich das an, was der Verf. über das Verhältniß der protestantischen Kirche zum Staate sagt, das eben so wenig aus einer vollständigeren Idee hervorgeht, und auf das Leben anwendbar ist, also ganz und gar nicht befriedigt. Allein wir wollen jene Aeußerung des Verf. von ihrer bessern Seite nehmen, als erregt von gutem Unwillen über den weltlichen Sinn, dem nicht nur die Menge der Geistlichen, sondern dem auch selbst die Theologen der neuern Zeit sogar öffentlich huldigt. Und wenn er sagt

daß die Religion zur Dienerin des Staats habe heruntergesinken müssen; wenn er es als Mißbrauch des Predigtamts verabscheut, daß Ackerbau, Gesundheits- u. dgl. Predigten gehalten werden, so wird ihm hierin manches fromme Herz zusallen. Vielleicht auch, daß die jetzige große Zeit manches von dem wirklich mache, was bisher zu den Spenerschen frommen Wünschen gehörte. Wir hätten nur hier etwas zu finden gewünscht, das wenigstens im Homiletischen als Scheidendes Prinzip dienen könnte.

Vierte Vorlesung. Das Verhältniß des Geistlichen zu Christus und der Religion. Jeder verkündigt und vollzieht als ein Christus das göttliche Erlösungswort Christi an der Welt in seinem Geist und Namen ohne Unterlaß. Der Protestantismus aber nur hat die wahre Succession der Geistlichen von Christus, nämlich die innere. Das Band zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde ist die Religion, aber er muß zu seinem Amte wie Paulus (Gal. 1, 15.) von Mutterleibe an berufen seyn. Das Händeauflegen als die feyerliche Mittheilung des heil. Geistes sollte andeuten, daß die specifische Kraft salbungsvoller Predigt und heilsamer Verwaltung der Sacramente auf den Geistlichen übertragen werde, als etwas höherer Abkunft. Er selbst muß also erst wiedergeboren seyn, und Christus in ihm eine bestimmte Gestalt gewonnen haben, ehe er an der Welt das Erlösungswort vollziehen kann. Sein Amt besteht nicht in dem Lehrgeschäfte, als einer historischen Relation, sondern in lebendiger That; als Beispiel und Lehre zugleich, wozu die letzte die Vermittlerin ist. Weil jeder, der ein Christ seyn will, den heil. Geist selbst muß in sich aufgenommen haben, selbst ein Priester werden soll, so ist der Priesterstand des Geistlichen eine heilige Psychagogie, der sich die Jünger willig hingeben. Der Geistliche sucht demnach zu bewirken, daß alle werden, was er ist, Priester im vollkommensten Sinne. Er strebt sich zwar entbehrlich zu machen, aber er wird es nie, so lange nur noch Einer draußen steht. Darum macht auch noch keine Wahl den Geistlichen; und darum will das Volk an ihm Schuldlosigkeit. — Bekanntlich ist es eine altchristliche, und von den Protestanten schon von Anfang neu hervorgehobene Idee, welche unsern Verf. in dieser

Vorlesung bewegt, und als welcher er mit Liebe viel Trostes redet. Wer bekanntlich hat sie auch mancherley Mißverständnisse und Schwärmereien vor und nach der Reformation hervorgebracht. Bei jedem Worte drängte sich uns daher der Wunsch auf: möchte nur alles einfacher und bestimmter, wenigstens in den Hauptsätzen, gesagt seyn! Es läßt sich ja ganz einfach und verständlich zeigen, daß die Religion den Geistlichen macht, daß auch sie ihn als Prediger begeistern muß, daß aber noch Naturgaben und andre Umstände hinzukommen müssen, um ihm den äußern und innern Beruf zu erteilen. Wir erinnern uns hierbei an A. G. Franke's *Idea Theologi*, wo die *doni spiritualia* und *naturalia* angegeben worden. Es ist ein Wort zu seiner Zeit, daß unser Verf. dieses wieder zu Anregung bringt.

Fünfte Vorlesung. Christliche Predigt. Sie hat zur Grundlage die Lehre von der Versöhnung durch Christum, und sie vollzieht diese Versöhnung immer selbst. Unkunde war es, daß man die Versöhnungslehre als eine Zeitidee, und zwar jüdischer Abkunft, ansehen mochte. Selbst das Urtheil, z. B. eines Spalding, welches die Lehren von der Gottheit Christi, von der Versöhnung, u. a. zu denen rechnet, die nicht auf der Kanzel gehören, weil sie nicht populär gemacht werden können, ist von dem Geiste des Christenthums entfernt, und kann nur von manchen Lehrenmeinungen über diese Gegenstände gelten, wodurch es die Orthodoxen des 17ten Jahrhunderts veranlaßte, daß das 18te die Heterodoxie liebte und alles jenes zu werfen mochte. Daher ist auch der Formelton des Systems ein Beweis, daß der Prediger noch gar nicht eingedrungen; und eben daher ist im Gegensatz die meist gerühmte Popularität nichts anders als Flachheit. Die Empfehlung der bloß moralisirenden Predigtweise in neuerer Zeit kommt aus demselben schlechten Grund; wo recht gepredigt wird, da durch bringen sich Religion und Tugend. Der Geistliche spricht öffentlich in doppelter Qualität: einmal als Opferpriester im höchsten Sinne, weil er im Namen der Gemeinde, d. h. der Idee, unter welcher die Gemeinde vereinigt ist, redet und zu Gott betet; derselbe aber zugleich als Prophet, weil er auch im Namen Gottes und des Sittengesetzes spricht, um zu dem

Leben anzuweisen. Dort spricht er aus der Gemeinde herab; hier aus Gott zu der Gemeinde herab; beides durch Erkenntnis wie durch Beispiel. Die Wirksamkeit zwar der Gemeinde kann er nur von Gott erwarten, da sie Gott dem Menschen durch den Glauben erteilt: aber soll er sie erwarten, so muß er selbst vorerst Eins geworden seyn mit Christus, so wie Christus Eins war mit seinem Vater, und erhielt er denn auch seine wahre Begeisterung als ein *Sein*, *an Christus*. — Dieselbe Erhabenheit der Idee, wie in der vorigen Vorlesung, dasselbe mystische Hellsunkel des Gedankens, und dieselbe Gefahr alter Mißverständnisse.

Sechste Vorlesung. Von der Kanzelberedsamkeit. Der Prediger muß sich der Erkenntnis und Anbetung Gottes ganz hingeben; er muß selbst davon durchdrungen seyn, wenn er kräftig davon reden soll; es ist nicht pectus, quod disertum facit, sondern deus, qui pectus facit disertum. Der Zweck ist Erbauung, 1. Kor. 14, 4., d. h. er sucht die Tugend und Heiligkeit des Christenthums an Alle zu bringen, die ihn hören. — Ueberhaupt trägt diese Vorlesung viel treffliche Gedanken mit Nachdruck vor, so wie folgende: Die Beredsamkeit des Geistlichen gehört nicht unter die freien schönen Künste; der Redner darf hier nicht nach dem Beifall der Menge streben, sondern muß sich ganz vergessen, wie es dort heißt: „wollte ich den Menschen gefallen, so wäre ich nicht Gottes Knecht;“ die Eintheilung in Beweiskunst, Ueberzeugungskunst und Erbauungspredigten ist logisch unrichtig, da die letztern dasselbe sind; schon die Frage, ob Belehrung oder Nährung Zweck eines religiösen Vortrags sey, ist ein Irthum heillos für (1) Art; ferne sey von heiliger Stätte eine Ueberredungskunst; jeder Prediger bedenke, in wie ferne er selbst der heiligen Stätte im Wege stehe: der geistlose, weil er den Gegenstand nicht behandelt, der geistreiche, weil er sich leicht das Wissen erwehrt, als verdanke man die neue Ansicht nicht so wohl der Sache, als dem Scharffinne des Redners; und das gerade war es wohl, was einen Kant zu seiner Erklärung gegen die Redekunst bestimmte; die Popularität gewinnt man dadurch, daß man sich in die Denkart seines Publicums versteht; sie ist relativ; es gibt auch eine edle Sprache des Volks; der Zuhörer muß zur lebendigen innern Anschauung veranlaßt werden, welcher das Werk der vereinigten Seelenkräfte ist; bedingt ist aber die Beredsamkeit durch die subjective Natur des Redners, also bald mehr dialectisch, bald mehr phantastisch (!), bald mehr moralisirend, bald mehr religiös, auch bald mehr katholisch, bald mehr protestantisch. — Dieses sind die Lehren in dieser Vorlesung, welcher Rec. unbedingt beitreten könnte, da sie ihm

in dem Wesen der Sache gegründet scheinen, und auch schon längst in seinen Beobachtungen geschrieben stehen, wenn sie nur nicht von einem falschen Urtheil oder abstrirtem Anstand entkräftet wären. Gegen andre einzelne Lehren haben wir eins bestimmt zu erinnern. So ist es S. 33 zu hart gegen gewisse homiletische Grundsätze geurtheilt, daß sie der Würde des Kanzelredners in ihren Vorschriften zu Bewirkung der Ausrückung widersprechen; denn grade jene, worauf dort hingedeutet wird, wollen dasselbe, was der Verf. will, und sprechen nicht dröhnlich gegen die Thronentitel. Ueber die Popularität geht der Verf. zu leicht weg. Wenn er die Seelenkräfte in Verstand, Vernunft und Phantasie trennt, so ist das nicht psychologisch. Zuletzt bricht er grade da ab, wo man wenigstens eine Begründung der homiletischen Vorschriften erwarten kann. Denn gar wenig ist mit der allgemeinen Regel gesagt, daß derjenige, der nicht das vollkommenste Gleichgewicht aller geistigen Kräfte besitzt, sich zu dem andern Endpunkte hinwenden müsse, der dem entgegen steht, zu welchem die Natur ihn gewendet hat. Am Ende heißt es: „Solch eine glückliche und wohlorganisirte, reine und wahrhaft menschliche Natur — (die das vollkommenste Gleichgewicht aller geistigen Kräfte hat — und warum denn nicht auch körperlicher?) — ist zum Redner geboren, und an ihr kann die Kunst und Wissenschaft, außer in demjenigen etwa, was positiv ist, nichts weiter thun und vollenden.“ So gebe es doch der gute Genius, daß unter der Christenheit einmal eine solche Natur geboren werde, damit man nur an ihr absehe, was alle andern, die geistliche Redner werden wollen, leider lernen müssen. Wenigstens gab es von Chrysostomus bis Reimhard noch keine solche Natur; überdas fanden alle großen Redner, selbst einen Cicero und Demosthenes nicht ausgenommen, grade für den Talentvollsten die Schule am nöthigsten. Hier war der Ort, wo der Hr. Verf. die practische Realität seiner idealen Ansicht hätte rechtfertigen müssen, und da würde er gefunden haben, wie einseitig er die Idee aufgefaßt hat, wie unrichtig manche seiner Folgerungen sind, und wie unbillig er oft über andre Homiletiker urtheilt, da er ihre Lehren nicht zu kennen scheint. Doch auch hier rufen wir die Aufmerksamkeit auf das große Verdienst dieser Grundlegung zurück. Sie ist die erste in neuerer Zeit, welche auf den tieferen Grund hinweist, und behauptet hierin ihre Eigenthümlichkeit.

(Der Bechluß folgt.)

Die neuesten Lehrbücher der Homiletik.

(Schluß der in No. 70. abgebrochenen Recension.)

No. 4. Das Handbuch von Ammon, 2te Auflage, ist das neueste in diesem Fache und das reichhaltigste. Bey einigen polemischen Aeußerungen wird man an das vorhergehende von Hrn. Marh. erinnert; und auf alles Uebrige, was die Litteratur hierin aufzuzeigen hat, bezieht sich der Hr. Verf. mit Verweisung des Lesers, das sich nur irgend findet. — Wir gehen ins Einzelne. Einleitung. §. 1. beginnt mit der Nominaldefinition, worin die Predigt als „ein zusammenhängender Religionsvortrag zur Belehrung und Erbauung der Gemeinde“ erklärt wird. Die Note spricht ausdrücklich gegen Marheineckes Grundlegung mit den Worten, daß es „ein Mißbrauch sey, wenn man Disciplinen, die ihrer Natur nach auf abgeleiteten Grundsätzen ruhen müssen, mit unzeitiger Weisheit auf metaphysische Principien zurückführen, oder sie in mystischer Veräufung auf Opferideen und zufällige Priesters handlungen gründen will.“ So stehen also beyde Theorien im Extrem gegen einander über, und jede verschuldet das unfreundliche absprechende Urtheil der andern. Wirklich geht Hr. A. von einem ganz andern Princip aus, davon, daß die christliche Religion eine Lehranstalt sey, wobey denn zu wenig auf das Wesen dieser Religion, das Jesus nicht als Buchstaben, sondern als Geist und Leben bezeichnet, eingegangen ist. Die Wirksamkeit der ersten Kirche war doch von ganz andrer Art, als die von unsern Kanzeln ist; statt also nochmals jene Idee von Priestertum wegzuweissen, und zwar an „die Befenner sinnlicher und mystischer Religionsysteme“ hätte hier der Punct, wovon Hr. Marh. ausgeht, untersucht werden sollen. Denn auch M. beruft sich auf die symbol. Bücher, welche das Pro-

bigtamt zum Hauptgeschäfte machen; nur bezieht er es unmittelbar auf die Besehungslehre, was Hr. A. nicht that. Der Nutzen der Religionslehrer ist daher von Hrn. A. nicht gründlich genug für die Zeiten allgemeiner Aufklärung erwiesen; da werden denn freylich auch die Kirchen verlassen. Nach §. 10. wird das classische Studium mit den neueren Sprachen und der Naturkunde in Einer Kategorie als minder wesentlich zur Bildung des Predigers erklärt. Wir begreifen nicht, wie so etwas ein Lehrer sagen kann, der die Quellen des Geschmacks sowohl als der Bibellekenntniß, und in beyden die Bildungsmittel des guten Kanzelredners sehr wohl kennt. Und wenn er nun von der Nützlichkeit des homiletischen Studiums §. 12. redet, so wird der Mangel einer tieferen Begründung sogleich empfunden. Nicht bloß das Kunstmäßige ist es, was eine solche Schule nöthig macht, denn dafür ist schon die Rhetorik, sondern das ist es, daß der Religionslehrer, in die Zeiten des Evangeliums sich zurückversetzend, mit der Begeisterung, die er von da erhält, in würdiger Form die heiligen Lehren seinen Zuhörern vortragen lernt. Die Geschichte der Homiletik entspricht übrigens der Gelehrsamkeit des Verfassers. Dieser Theil der Einleitung ist aber nicht der einzige vorzüglich: der Anhang über den Unterschied der Kanzelberedsamkeit unter Katholiken und Protestanten ist ein ganz neuer Gewinn für diese Wissenschaft. Mit historischer Umsicht entfernt Hr. A. die Meynung, daß Katholiken und Protestanten eine verschiedene Religion haben. Indessen ist doch nicht zu läugnen, daß da die Richtung, welche den Protestantismus auszeichnet, in dem Lehrwesen besteht, die Einseitigkeit der Neuern, welche über die Aufklärung die Erweckung des evangelischen Geistes vergessen, einen ganz falschen Geschmack im Predigen hervorbringt.

Die Homiletik selbst. Erster Theil. Inhalt christl. Predigten. Eine christliche Predigt ist „derjenige zusammenhängende Religionsvortrag zur Erbauung und Belehrung der Gemeinde, der aus dem Evangelium geschöpft, oder demselben gemäß, durch das Ansehen Jesu, als eines göttlichen Gesandten beglaubigt, und durch die Geschichte seines Lebens ansehnlich gemacht wird.“ Uns scheint, daß die Definition kürzer und

bestimmter könnte gefaßt werden, etwa: eine christliche Predigt sey die, deren Inhalt die Lehren des Evangeliums sind, und zwar so vorgetragen, daß diese mit der ihnen eignen Kraft wirken. Hieraus würde sich auch bestimmter ergeben, was nach §. 25. eine Predigt in materialer und formaler Hinsicht nicht seyn soll. Die Anmerkungen zu diesem §. sprechen indessen mit Gelehrsamkeit und Schärfe gegen das Unwesen, welches durch politische, ökonomische u. dgl. Predigten getrieben worden. Es ist erfreulich, daß die vier vorliegenden Lehrer daher hierin gegen einen schlechten Zeitgeist zusammen kämpfen; mit der meisten historischen Umsicht aber thut dieses Hr. A. Daß in den §§. 26. und 27. die Materialien zur Predigt, in die der ganzen heil. Schrift, der ganzen Religionslehre, der reinen Theologie und der Philosophie getheilt sind, finden wir weder logisch noch fruchtbar; und wir hätten dafür die Bekräftigung eines veralteten Ausspruchs nützlicher erachtet, daß in jeder Predigt die ganze Dogmatik und die ganze Moral vorkommen müsse. Von §. 28. an sind treffliche Vorschläge über einen bestimmten Plan für den Religionslehrer erteilt. Doch müßten wir bey der Regel §. 30. keinen jährigen Cours der Dogmatik und Moral vorzutragen, eine Ausnahme gestatten, wo man nämlich, wie es z. B. bey der Anordnung der jährigen Predigten über den Heidelberger Katechismus die Absicht war, die Gemeinde erst catechetisch in die Kenntniß des Lehrbegriffs einführen muß; nur gegen den „systematischen Zwang“ stimmen wir allerdings Hrn. A. bey. §. 32. spricht gut über die religiösen Bedürfnisse der Gemeinde nach Verschiedenheit ihrer Lebensweise, Bildung u. s. w. und gegen die vorgeschlagenen *ecclesiolas in ecclesia*; indessen hätte doch die Sache tiefer gefaßt seyn müssen.

Zweiter Theil. Von den Texten. Erster Abschnitt, überhaupt. Für die biblischen Texte und gegen den Zwang der Perikopen überaus belehrend, wenn gleich nicht immer genug in die Gründe eindringend. Zweiter Abschn. Behandlung der Texte. Die synthetischen und analytischen Predigten werden scharf charakterisirt, aber auch in diesem Lehrbuche sind, so wie in dem Dahl'schen, noch die Homilien mit den analytischen Predigten verwechselt, da doch das Schottische bei

reißt einigen Unterschied machte. Ueber diese Art der Vorträge (die analytischen) findet man übrigens hier treffliche Bemerkungen, zu welchen man die bey Dahl noch hinzu nehmen mag. Auf die synthetischen läßt sich Hr. A. ausführlicher ein. Die Eintheilung der Predigten in unterrichtende, beweisende (oder wie er sie auch nennt, Beweis: Ueberzeugungsproben!) und erbauliche ist aber gänzlich unstatthaft, und mit Recht, wie wir oben anzeigten, von Dahl schon als unlogisch verworfen. Selbst die Sprache sträubt sich gegen eine Trennung dessen, was das Gemüth vereinigt hat. Wie kann wohl ein Beweis ohne Aufklärung über das Wesen der Sache geführt werden? Und was soll beydes auf der Kanzel, wenn es nicht erbaut? Am Ende läuft die Eintheilung noch am besten in die von dogmatischen und moralischen Predigten hinaus; und wie wenig jene frommt, erfährt man bey den Regeln des Verf., so reichhaltig sie auch sind. Sonderbar genug steht unter der Rubrik von den Aufklärungspredigten der §. von der Popularität des Vortrags, als wenn die beyden andern Arten nicht eben so gut populär seyn müßten. Nicht minder fehlerhaft sowohl gegen die Logik als gegen die Sache selbst ist die Eintheilung der Beweise in rationale, anschauliche und historische, und die letzteren wieder in Auctoritäts- und Erfahrungsbeweise. Wäre von dem Wesen der Religion ausgegangen (worin Marheineckes Grundlegung doch eine andre Berücksichtigung verdient hätte, als die, deren dieses Handbuch sie gewährt), so würde sich unter andern ergeben haben, daß in dem Religiösen Demonstration und Exposition nothwendig zusammenfällt. Auch hätten wir gewünscht, daß der Verf. hier eine noch immer fortwirkende Meinung Fichtes (in seiner Sittenlehre), daß der Lehrer auf der Kanzel gar nicht beweise, wäre beleuchtet worden. §. 64. kommt der Verf. auf die Erbauungspredigten, und da findet sich denn wirklich, daß er jede Art in diese Classe ziehen muß. Denn zur Erbauung rechnet er mit Spalding, verständliche Wahrheit und wirksame Fruchtbarkeit; und §. 65. sagt er, daß erbaulich predigen bey nahe (!) dasselbe sey, wie evangelisch predigen; endlich verlangt er auch §. 67. ausdrücklich Beweisführung und zugleich Wirkung auf das Gefühl für diese Art. Dieser ganze Ab-

fehlt ist übrigens durch Regeln und Beispiele sehr unterrichtet. — Dritter Abschn. Behandlung besondrer Texte. Vorerst das Grundgesetz, daß die Predigten an den kirchlichen Festen auch — Festpredigten seyn müssen. Dieses wird für jedes einzelne Fest ausgeführt, und hier müssen wir mit besonderem Dank die freygebigten Belehrungen des Hrn. Verf. erkennen. Er gibt uns jedesmal die historische Entstehung des Festes an, so ausführlich wie Dahl, doch so, daß beyde sich gegenseitig noch ergänzen; dabey die homiletischen Hauptsätze wie Dahl; der aber zum Theil noch mehrere hat, zugleich auch immer einige Dispositionen und eine specielle Litteratur. Dann folgen eben so die Predigten bey besondern kirchlichen Veranlassungen. Dieser Abschnitt ist der reichhaltigste im ganzen Buche, von S. 149 bis 241. Es ist belehrend, was hier A. gibt mit dem was D. hat zu vergleichen. Aus manchem der Thematik bey D. scheint uns ein tieferes Gemüth zu sprechen.

Dritter Theil. Von der Disposition und Ausarbeitung. Erster Abschn. Von der Disposition überhaupt. Regeln über Erfindung, so weit sich solche geben lassen; auch über Benutzung fremder Arbeiten. Ueber das Thema, wo uns nur die Erfordernisse etwas zu einengend angegeben scheinen. Partition. Die logische Eintheilung ist jederzeit Dichotomie (nach dem Satze des Widerspruchs) die metaphysische ist Trichotomie (Bedingung, Bedingtes, Synthesis); mehr als drey Theile sind also nicht wohl zulässig. Hierbey fruchtbare Belehrungen. Vey allen dem können wir hier einen Hauptmangel nicht übersehen, der noch jede Homiletik drückt. Wie, so fragt man billig, ist denn hier die Logik, namentlich das Capitel von der Theilung anzuwenden? und wie jenes metaphysische Schema? Soll man scharf logisch und metaphysisch verfahren? Dann aber würde man in jenem Falle bloß auf das leere Fachwerk eines Begriffes verwiesen seyn, und man brauchte sich nur so viele gedruckte Exemplarien von Tabellen zulegen, als man Predigten halten wollte, denn es blieb immer in der Partition und jeder Subpartition dieselbe Gliederung: positiv, negativ; und wenn nicht ein andrer Theilungsgrund hineinwirkte, so wäre die ganze Predigt eine trockene Zergliederung eines Begriffes und nichts weiter. Auch wird man wenig Dispositionen finden;

welche diesem Schematismus entsprechen; 3. B. die dort gegebene: Von der Unsterblichkeit der Seele; 1. Beweis, 2. Anwendung dieser Wahrheit. Und ist einmal eine solche Entfremdung von dem Logischen erlaubt, so ist nicht abzusehen, warum nicht noch zu andre Theile daselben, oder, wenn man der Sache halber nur zwey will, warum sie nicht eben so gut auch anders lauten, 3. B. 1. Begriff; 2. einige wichtige Folgen; oder wie man sonst will. Wo ist nun das Gesetz, das der Willkühr gebietet? Bey der Trichotomie kommt man schon dem Inhalt näher, weil sie unter einem transcendentalen Gesichtspunct die Sache selbst faßt. Indessen bleibt doch auch hier vieles der Willkühr überlassen, wie man beynahe an jeder Disposition sehen kann, auch bey Reinhard und Schlegelmacher, die beyde die Dreitheilung lieben, und das, wie es scheint, weil sie aus dem tieferen Grunde der Sache ausgehen. Sollten wir mit A. es darin sehen, daß bisweilen der Hauptsatz so reichhaltig wäre, daß er Stoff zu drey Theilen enthielte, so könnten wir unter andern einwenden: warum dann nicht auch zu mehr Theilen (wie oft bey Fichteser)? oder, ist sonst gewöhnlich der Stoff darsitzig? oder, warum nehmen wir das Thema so umfassend? — Genug, es fehlt den Humilisten noch durchaus an einem Gesetz für die Divisionen, aus darum besteht auch fast keine Predigt vor dem Richterstuhl der Logik. Sind doch die Meister nicht frey selbst von Hauptsatz her im Logischen, 3. B. von den sich durchkreuzenden Subdivisionen; von Uberspringung eines Gliedes bey Subdivisionen (wie 3. B. S. 452 die Eintheilung: 1. was ist Herrschaft; 2. ihr nachtheiliger Einfluß auf das sinnliche Wohl; 3. ihr nachtheiliger Einfluß auf das sittliche Wohl — statt daß die logische Ordnung so wäre: 1. was ist die H. 2. ihr nachtheiliger E., und zwar a. auf das sinnliche — b. auf das sittliche Wohl); ferner, daß man das Divisum wieder zu einem membrum dividens macht, da nichts gewöhnlicher ist, als eine Partition, wie 3. B. von der sanftmüthigen Gesinnung des Christen, 1. diese Gesinnung selbst (oder worin sie besteht); 2. einige wichtige Folgerungen. — So lange es hier an einem Gesetze mangelt, mögen wir uns denn so gut wie möglich mit der Topik leitender Ideen durchhelfen. Auch die

Alten wußten nichts Bessers. Vielleicht daß sich für eine geistliche Rhetorik das Gesetz findet, wenn sich ihr Prinzip einmal wird gefunden haben. Bis dahin dürfen wir es aber auch mit den Anfängern im Predigen nicht genauer nehmen, als mit den Meistern von Mosheim bis Ammon. — Bey der guten Anleitung zum Extemporiren vermiffen wir die Regeln für das, welches im eigentlichen Sinne so heißt, und worauf der Homilet allerdings auch gefaßt seyn muß; hier ist bloß von jenem die Rede, wo man nach einer Disposition predigt. — Zweyter Abschn. Ausarbeitung. Vorzüglich gute Regeln des gelehrten und erfahrenen Kanzelredners, und manche bessere als bey Dahl, wenn man gleich auch hier das tiefere Prinzip vermiffte. Ein Anhang spricht vortreflich über einige Mißbräuche, die theils mit Lieberverfen, theils mit Complimenten getrieben werden. — Dritter Abschn. Sprache. Sehr instructiv und ästhetisch bildend. Das Verhältniß zwischen Religion und Geschmack, und die Vereinigung der Popularität mit der Würde; das bedarf indessen noch einer weiteren Erörterung. Die Zugabe über Periodenbau, über das Metastatische der Sprache u. dgl. ist ebenfalls sehr reichhaltig: aber auch hierin fehlt aller bisherigen Homiletik noch viel, da ihre Lehrer noch immer die bedeutenden Winkte eines Klopstock, Voß u. a. vernachlässigt haben.

Vierter Theil. Von dem öffentlichen Vortrage. Sehr viel Gutes, und in manchem mehr als bey Dahl. Die höheren Ansichten aus dem Wesen der Religion fehlen aber auch hier.

Zu den schätzbaren Gaben dieses Lehrbuchs gehören auch die vielen an Ort und Stelle gehörigen Anekdoten, und so manches sonst, was nur aus einer reichen Quelle vielfeltiger Belehrsamkeit fließen kann. Kurz es ist das reichhaltigste unter allen bisherigen Lehrbüchern der Homiletik. Zunächst kommt ihm hiernächst das von Dahl, und in einzelnen practischen Lehren ergänzen beyde einander. Das von A. ist mehr logisch, und also mehr in sofern (formal) gründlich, als das von D.; aber das von D. geht mehr von inneren Gründen, von dem Wesen der Religion aus. Hierin dringt unstreitig das von Martinecke am tiefsten ein, aber dieses verliert wieder seine Vorzüge gegen die andern durch Unklarheit, Einseitigkeit und

Unvollständigkeit. Das Lehrbuch von Schott entspricht durch logische Präcision, durch Vielseitigkeit und durch Gründlichkeit am meisten dem Wunsche, allein es ist eine Uebertragung classischer Rhetorik in die Kirche, und so kann es nicht alle Bedürfnisse einer christlichen Homiletik befriedigen *). Her. fand sich daher in seinen homiletischen Vorlesungen durch den Gebrauch dieser vier Werke unterstützt, zunächst durch das von Ammon, als das inhaltsvollste; in einzelnen Theilen zugleich durch das von Dahl; in rhetorischer Begründung durch das von Schott; und in Belebung der christlichen Idee durch das von Marheinecke. Wer nun von einer solchen Idee der geistlichen Rede ausgeht, wird in einer Wissenschaft, welche so vieler practischer Hinweisungen bedarf, das Gute jener andern Däher nicht undankbar verkennen.

Um keine der neueren homiletischen Anweisungen zu übergehen, erinnern wir noch an ein bereits vorlängst von uns angezeigtes Werk: D. G. Schlegels Handbuch der Pastoralwissenschaft u. herausgegeben von D. Parow. Greifswald, 1811. Die Homiletik ist hier ausführlich behandelt, mit reichen Erfahrungen und viel practischer Umsicht. Ueber Zweck und Gegenstand der Predigt stimmt der Verf. mit dem überein, was wir als das Beste in den übrigen Lehrbüchern ausgezeichneten; über die Disposition wird man hier und besonders in der, von dem Hrn. Herausgeber hinzugefügten Anmerkung die Logik etwas genauer berücksichtigen finden, als bey den andern; auch in den übrigen Lehren der Homiletik reiht sich diese Anweisung würdig an die oben angezeigten an, und gibt noch manche speciellere Regeln für den Prediger.

Ist nun wohl eine Homiletik zu erwarten, welche jene Vorzüge vereinigt? So verschieden auch die Richtungen jener Theorien sind, so ließe sich doch wohl ein gemeinschaftlicher

*) Man wird hierbey an ein würdiges Seitenstück erinnert: Anleitung zur gerichtlichen Beredsamkeit von D. L. G. Zacharia, o. Prof. d. Rechtsl. zu Heidelberg. Heidelberg. 1810. Ein Werk, das ebenfalls mit classischer Bildung die Rhetorik der Alten auf die ger. Bereds. unsrer Zeit anwendet, und für die geistliche Bereds. interessante Bemerkungen darbietet.

Mittelpunct finden, wovon sie ausgehen; denn jede will Versöhnung des Christenthums durch die Kraft der Rede. Aber zwey Stüke lassen hierbey besorgen, daß solche Vereintigung nur scheinbar sey: das eine ist die Verschiedenheit im Begriff, den sich jede vom Christenthum macht; das andere, in welches Verhältniß man diese Religion zur Redekunst setzt. So lange man nun nicht einsig, aber das erstere ist, wie will man ein Princip für das letztere finden? Und muß sich nicht die Art des öffentlichen Vortrags mit jeder Ansicht des Christenthums ändern? Eine andere in dem apostolischen Zeitalter, eine andere, als Chrysostomus redete, eine andere bey den Reformatoren, eine andere bey Bossuet u. s. w. So war vielleicht für die Zeit Reinharbts grade das die beste Homiletik, durch welche dieser Redner nach seinen Geständnissen gebildet worden. Sie bestand darin, daß er mit frommem Sinne seinen Vater predigen hörte, sich das kirchliche System durch sein ganzes Studium aneignete, und so mit ganzer Seele seiner Kirche angehörte; daß er aber dabey zugleich die Rhetorik auf das gründlichste erlernte, und also Stoff und Form für die geistliche Rede ganz individuell durch sich und für sich bildete. Vielleicht erklärt es sich hieraus, daß seine Predigten weit besser den kirchlichen Lehrbegriff behandeln, als seine Dogmatik; denn was er hier mehr objectiv als tothen Buchstaben bearbeitet, im Dienste der Orthodoxie, das ist dort in ihm Geist und Leben geworden, durch den heiligen Trieb der Religion. Indessen bedarf unsere Zeit wieder einer neuen Kraft und Richtung im Predigen; kaum will noch irgendwo die bisherige Form gefallen, und die Frage, wie man besser als bisher predigen solle, und was also eine jetzige Homiletik zu leisten habe, fordert allgemeine Aufmerksamkeit.

Auf einstweilen scheint es daher gerathen, daß man die homiletische Belehrung in zweyen neben einander laufenden Richtungen ertheile; die eine ist die materielle, wo man lediglich von dem religiösen Prinzip ausgeht, und zeigt, auf welche Art sich das Christenthum für die bereits in die Kirche Eingeweihten ausdrückt (denn für die Anfänger ist der Katechet); die andere die formale, welche das Allgemeine der Rhetorik practisch so lehrt, daß der Homilet das, was für ihn sich etg.

net, abzumäßen und mit Geschmack zu gebrauchen lehrte. Man mag denn auch beides auf edelsteren unter den nur etwas ja allgemeinen Grundsatz zusammen fassen: das edelste Innere soll im würdigsten Aeußern erscheinen. Dabei lasse man nur in den Formen des Vortrags eine gewisse Freiheit, doch so, daß man die Gesetze ihrer Grängen auffucht. Und hier denn wies sich auch erst der eigentliche Charakter der Homilie ergeben, als einer Form, welche in der altchristlichen Zeit zur Einzigen wurde, da sie unter dem größten Redner in der Kirche ihr Höchstes erreichte. Es wird sich schärfer der Unterschied der Predigt (im strengen Sinne des Wortes) zeigen, die erst ein Werk der neueren Kunst und Bildung ist, und von der protestantischen Kirche ausgeht. So wie diese Form in einem Gegensatz mit jener gesehen wird, so erscheint uns noch eine dritte; nämlich die Rede im engsten Sinne, oder der religiöse Vortrag aus reiner Begeisterung, wie sie wohl nur für das Christenthum in den apostolischen Reden und Prophetieen der ersten Zeit am kräftigsten vorkam, jedoch nie in der Kirche fehlte, und immer bei besondern Veranlassungen ihre Stelle hat. Auch lassen sich diese drey Hauptformen auf ein Princip zurückführen. Denn da die religiöse Rede das ganze Gemüth ergreifen soll, nach seinem dreyfachen Vermögen, so kommt es nur darauf an, von welcher Seite sie zunächst in dasselbe tritt. Geschieht es von Seiten des Gefühls, so ist es Rede im engsten Sinne, geschieht es von Seiten des Verstandes, so ist die Predigt im engsten Sinne, und zwar sowohl synthetische (auf rationale) als analytische (mehr auf biblische Zergliederung sich beziehende) Darstellung der Wahrheit; geht man von der praktischen Seite ein, d. i. von dem ganzen, vollen Leben des Christenthums, so ist es die ächte Homilie. Es wird hieraus begreiflich, warum grade diese die zuerst ausgebildete Form in der christlichen Kirche werden mußte, weil nämlich das *πνευμα αγιον* das ganze Leben zu durchdringen suchte, ehe es noch durch die Zellen des kirchlichen Lehrbegriffs und der Reflexion unterdrückt wurde; und so auch, warum sich die Homilie jedesmal auf einen ganzen Abschnitt der Bibel bezieht, weil nämlich der Geist Gottes durch das Ganze des abtheilichen Wortes am besten verstanden wird. Es wird ferner

erklärt, warum die moderne Zeit das Reformament und das kalte Begriffswesen die strengere Predigerform für sich bequemer fand, warum aber diese durch einen Mäurer voll Emsigung auch wieder für diese Zeit eine eigne gute Wirksamkeit hat. Endlich ist es für sich klar, daß die Rede im engsten Sinne etwas ist, das durch die Gelegenheit veranlaßt wird, und zu jeder Zeit aus dem reichlichsten gefühlvollen Herzen gesprochen, durch Kürze und Kraft sich auszeichnet. Zwischen diesen drey Grundformen liegen so viele Uebergänge, daß jeder Geistliche sich seine eigne nach seiner Individualität bilden kann. Und sollte das nicht am ersten zum Ziele führen?

Hieran schließen sich die Gedanken, welche eine der vorzüglichsten theologischen Zeitschriften darbietet: Schudoroffs neues Journal für Beredlung des Predigers und Schullehrerstandes, des öffentlichen Religionskultus und des Schulwesens, 6ter Jahrg. 1tes Band, 1tes St. Altenburg 1813. Eine Abhandlung des Hrn. Herausg. vom Geist im Predigten, klagt mit Recht über das Regelwerk der Homiletik, wodurch es verfehlet worden, daß die geistliche Rede oft so geistlos sey, und dann selbst das, was ein Mann von Geist Eignes hat, immer Modefache werde. Man müsse daher von den regelrechten, wie auch von den in irgend einer Manier (Sturmischer, Stürmischer u.) gemachten Predigten, die vom Geiste eingegebene und durchdrungene Rede unterscheiden; denn nur solche ist „die Predigt, wie sie seyn soll, die Predigt als Kunstwerk.“ Der Inhalt sucht entweder den Himmel auf die Erde zu bringen, oder das Irdische zum Himmel emporzuheben. Die Form kommt ebenfalls vom Geiste, als dem schaffenden und Leben ertheilenden Prinzip. Seine Sphäre ist nicht zunächst das Nützliche, auch nicht das Lehren, Trösten, Ermahnen, Strafen, Warnen — sondern das Erbauen, und das besteht in dem Geiste, der diesem allen einwohnt, und den Menschen ergreift, so daß er Alles um und neben sich vergißt, daß er verloren und vertieft in dem herrlichen Ganzen sich einzig seiner höhern Natur bewußt, und bey dem Nachdenken über seine Andacht inne werde, das Geistliche müsse geistlich gerichtet seyn, der Geist könne bloß im Geiste widerstrahlen. —

Die Idee des Hrn. Schubert, daß die Predigt ein Kunstwerk sey, ist schon längst bekannt: aber gewonnen scheint es mit nichts zu seyn. Denn es bleiben da noch alle Grundsätze nicht bloß der Aesthetik, sondern auch der Rhetorik und Poesie zu entwickeln übrig, die zur geistlichen Beredsamkeit notwendig gehören, und doch keineswegs in jenem Prinzip liegen. — Auch diese Abhandlung geht nicht tiefer, ob sie gleich viel erläutert. Der Verf. führt hier im Ganzen zustimmend an: Delbrück's Bemerkungen über geistliche Beredsamkeit (Königsberger Archiv, Jahrg. 1. St. 2.), worin zur Popularität und Eindringlichkeit gefodert werden: 1. Ganzbarkeit der Worte, 2. Einfachheit des Redebaus, 3. Adel des Ausdrucks, 4. manchmal etwas Ungewöhnliches in den Fügungen; auch das, daß es eine schlechte Sache sey, um eine solche Gliederpuppe von Predigt, die kein organisches Ganzes anmache, und daß vielmehr der Zuhörer erfahren müsse, wie es einer Seele zu Muth sey, die über menschlichen Raum emporsteigt. Ferner zeigt der Verf., wie der geistliche Stand auch ein geistiger seyn müsse, und was hierzu gehöre. Endlich die Erinnerung an die große Gefahr, worin der Protestantismus schwebt, weil es den Geistlichen an Geist fehlt, und der Wunsch, daß diejenigen, welche nur das tägliche Brod suchen, das ihrem Stande täglich genug in Deutschland zu gemessen ist, lieber zurücktreten mögen (es geschieht genug!), und daß die, welche hinzutreten, sich auch ganz Gott weihen. — So gut und klar diese Lehren sind, so bleibt der Hauptpunct zurück, wie es zu machen sey; da doch der Verf. gerade, indem er die Regeln einer Homiletik verwirft, eine andre annimmt. Aber es bleibt fest, welchen neuen Schwung auch die geistliche Beredsamkeit nehmen mag, Schule und Studium wird sie keinem Prediger erlassen.

Nun drängt sich uns noch die Frage auf, ob es jetzt mehr als sonst in Deutschland an guten Kanzelrednern fehle. Sie läßt sich mit Ja und Nein beantworten, je nach dem man das Wort gut nimmt. Soll es so viel heißen als werksam, so müssen wir allerdings gestehen, daß von Zwingli und Luther bis Arndt, von diesem bis Mosheim, bis Jerusalem, und noch bis Zollikofer die Predigten häufiger besaß.

andächtiger gehört oder gelesen, mehr zu Herzen genommen worden als jetzt, und daß wirklich, so viel auch den Zetvorers hülft, und der ganzen Lebensweise zuzuschreiben seyn mag, die Prediger eindringlicher gesprochen haben, als es seit 20 bis 30 Jahren im Ganzen genommen geschieht. Das ist Thatsache. Verstehen wir unter einer guten Predigt eine solche, die nach den Regeln des guten Geschmacks und mit hellern Begriffen, auch mehr mit Vorschriften einer geklärten Moral ausgearbeitet ist, so beantworten wir obige Frage gern mit Nein, denn es ist eben so gewiß, daß seit Zeller, Solis, Kaser, Köstler, Reinhard, Ammon u. m. A. redeten, der gebildete Zuhörer diesen bey weitem den Vorzug vor dem ganzen ehemaligen Predigerton gibt, ohne kaum einige Rednergenieen des In- und Auslands anzunehmen. Und was den Vortrag betrifft, so hat die Declamation der neuesten Zeit viel gewonnen, sowohl an Geschmack als an Verbreitung. Allein wie kommt es, daß dennoch die Stühle in den Kirchen leer stehen, und daß gerade die Gebildeten, die solche Predigten am meisten loben, sie am wenigsten hören oder lesen? Die Ursache muß also in dem Begriffe von der Predigt liegen, von ihrem Zwecke und ihrer Beschaffenheit nach dem jetzigen Zustande der religiösen Cultur. Wir sehen auch offenbar, daß die Idee, welche bis jetzt bey dem größern Theile zum Grunde liegt, die Predigt müsse eine Abhandlung über einen religiösen (oder moralischen) Gegenstand seyn, nicht die richtige ist; denn solche Abhandlungen haben in der jetzigen Zeit jede Art von Wirklichkeit verloren. Oft findet man so was auch besser in dem Zeitungsblatt, das uns grade in die Hände fällt. Der kleinere Theil, welcher von ganz andern Ideen ausgeht, macht eben nicht mehr Glück. Denn die rhetorischen Kunststücke, wie man sie etwa von einem Flechter lernen kann, suchen wir nicht mehr in der Kirche, sondern besser an ihrem Ort im Schauspielhaus; und überhaupt mag man nicht mehr den Wortklang Französischer Antithesen hören. Die gewichtige Rednerkunst der Engländer zieht auch nicht mehr an, und trägt ein zweyter Blair auf. Die populären Predigten finden ein kleines Publicum und viel Tadel; die mystisch, ästhetischen werden noch weniger beliebt und noch strenger verworfen; und auch

originelle wie die von Harms, die doch gewiß tiefer in die Gemüther sprechen, als viele der gepriesenen, welche nur einem geringeren Theile von den homiletischen Lesern zu gefallen. Wohl darf nur derjenige Redner auf jede Ehre hoffen, der eingedenk jener allgemeinen Horazischen Ermahnung in seiner geistlichen Rede die rühmliche Form mit dem edelsten Stoffe aufs vollkommenste zu verbinden weiß. Nichts scheint auch das die Ursache zu sein, warum alle Urtheile immer so gern wieder auf Zerkow und dortman mehr auf auf Reinhard zurückkommen. Allein so weit sind wir von dem Ziele dieser Vollkommenheit entfernt, daß wir nicht einmal den Weg bestimmt wissen, und daß nur jede neue Manier als ein neuer Versuch dient, der schon allen Erfolg verliert, sobald er zum Muster genommen wird. Und so finden wir eine Rede, welche für die Kanzel die bestmögliche Ausstattung hätte, wie die bürgerlichen Reden eines Demosthenes oder Cicero?

Noch, noch muß es erst gefunden werden, das Ziel in der geistlichen Rede, das man vorzugsweise und schließlich zu nennen könnte, und bis dahin müssen wir die relativen Vollkommenheiten loben und ausbilden. Die Sache liegt nicht Eine Zeit der Aufklärung, welche zugleich eine Zeit der Religion sein soll, scheint noch manches andere für das kirchliche Leben zu bedürfen als Predigen. Die neue Zeit, welche groß begonnen hat, und nothwendig im Kirchenthume große Veränderungen hervorbringen muß, möge — und wir hoffen das zu Gott — auch darin eine Zeit des Sieges über die bösen Wesen sein, daß sie die evangelische Glaubenskraft zu einem neuen Leben in der Kraft des Lehrs wie des Thatens hervorstellt.

Jenes neue Leben erscheint schon seit einiger Zeit in manchen einzelnen Predigten, wovon uns sogleich die frische Predigt des würdigen Past. Geibel: des Glaubens wirksamer überwindende Kraft (Lübeck 1810.), ins Gedächtniß kommt. Noch gewaltiger dringt es hervor in den neueren politischen Reden, [da in den jetzigen großen Weltbewegungen] die Religion mächtig und sichtbar, nicht als Parteigänger und

Abschmuck nicht schlecht, sondern in ihrer höhern Würde hervorsticht.

Eine andre sehr merkwürdige Erscheinung sind die Predigten, welche der ehrwürdige J. J. Heß zu Zürich im Jahr 1823 während der Tagsatzung gehalten hat, und welche die Ideen vortragen, die der Titel angibt, Einheit in der Mannigfaltigkeit. Daß sie voll evangelischer Salbung sind, brauchen wir nicht erst zu sagen, wie aber diese sich in die politischen Verhältnisse einläßt, und wie von einer Vereinigung der christlichen Religionsparteyen durch das freye Verfehlen verfaßt neben einander gesprochen wird, das muß man lesen, um einen der vorzüglichsten christlichen Prediger, der durch einen vielfachen Wechsel der Zeiten und Ansichten das Evangelium immer treu und selbstständig verkündigt hat, auch in seinem jetzigen Reden zu bewundern, und sich des Einflusses zu erfreuen, den ein solcher Geist der neuen Zeit hinterläßt.

Zum homiletischen Studium dient folgendes Werk:

D. Franz Volm. Reinhard's Ansichten und Benutzungen der Sonn- und Festtags-evangelien, aus dessen sämtlichen über diese Lehrtexte vorhandenen Predigten zusammengestellt und mit dessen Genehmigung herausgegeben von Ernst Zimmermann, Pfarrer zu Büttelborn u. im Großherzogthum Hessen. Zwey Theile. Frankfurt a. M. bey H. L. Brönnner, 1812.

Auch unter dem Titel:

Homiletisches Handbuch für denkende Prediger u.

Durch diese Auszüge werden viele Vollkommenheiten der Reinhard'schen Predigten in Studien verwandelt, so wie Handzeichnungen nach guten Gemälden. Nur bleibe dem, der sie gebraucht, immer die Warnung gegen das Manietiren im Sinne. Daran möge man sich besonders alsdann erinnern, wenn man den exegetisch-homiletischen Witz bewundert, der z. B. aus der magersten und beschwerlichsten Perikope, dem Evangelium auf den Neujahrstag, eine ganze Menge der fruchtbarsten Ideen zu gewinnen wußte. Diese Heuristik, wobey der Meister selbst (Reinhard's Geständnisse

S. 126 fg.) mit sichtbarer Liebe weilt, wird doch gar zu leicht eine falsch berühmte Kunst, und bey der jetzigen kirchlichen Freyheit würde nunmehr auch selbst dieser streng kirchliche Lehrer ihrer weniger bedürfen. Indessen bleibt es immer sehr belehrend, daß Hr. Z. bey Einem Texte mehrere Themat mit ausführlichen Dispositionen zusammengestellt, und daß er, was wir ihm zum besondern Verdienst anrechnen, die Uebergänge vom Text zum Hauptsatz lichtvoll angibt.

Derselbe Verf. beweiset in seinen Predigten über Episteltexte (Frankfurt a. M. bey H. L. Bräuner, 1813), daß er sich mit Geist in dieser Schule gebildet hat, denn man findet da zwar vieles von Reinhardt'scher Manier, aber nicht Manierirtes, sondern ziemlich freye Kraft in seinem Predigergel. nt. Daß er dieses Talent besitzt, gibt sich zu erkennen in der Wahl und Ausarbeitung des Gegenstandes, in der würdevollen und faßlichen Sprache, im Periphrasenbau und auch ziemlich in der Wärme, die aber doch stärker seyn könnte. Noch fehlt es auch an Lebhaftigkeit und derjenigen Anschaulichkeit, wozu der junge Redner erst alsdann gelangt, wenn die abstracteren Begriffe aus seinen akademischen Studien nun in das Leben eingegangen sind. Der Hr. Verf. wünscht nach der Vorrede „für die Wiederherstellung ächter Religiosität in diesen Zeiten des Abfalls“ auch durch diese Predigten zu wirken. Wir hoffen, daß ihm der Wunsch seines Berufes erfüllt werde, aber gewiß geschieht das noch mehr, wenn er sich ganz freymacht von dem modernen Geschmack, der z. B. jetzt von dem „unschätzbaren Glücke eines religiösen Sinnes“ redet, da man ehedem besser von dem Frieden der Gottseligkeit sprach; bey einem weitem Studium auch der älteren vorzüglichen Kanzelredner wird er bald einsehen, daß nicht alles, was bisher in Sprache und Sache gefiel, ein Fortschritt zum Bessern war. Manche Themat möchte man wohl tadeln, weil sie zu allgemein sind, z. B. die trostvolle Lehre von der Allwissenheit Gottes, manche, weil sie kürzer oder schöner ausgedrückt werden könnten, wie das der ersten und der letzten Predigt. Allein von dem letzteren Tadel sind auch unsere besten Kanzelredner nicht frey, und was das erstere betrifft, so läßt sich dafür viel sagen, für die gesuchten Hauptsätze moderner Kunst aber gar nichts. Zu billigen ist der fleißige aber schlechte Gebrauch biblischer Stellen.

Schwarz.

An die Souveraine der Rheinischen Konföderation (Confederation). Ueber das denselben zugesprochene Recht, ihren Staaten eigene Landesbischöfe und eine bischöfliche Diöcesan-Einrichtung nach Gutfinden zu geben, nebst einem gutachtl. Entwurfe zu einem künftigen Konkordate (Concordate). Ein abgedruckenes Wort zu seiner Zeit von Dr. Fr. (Frey) einem katholischen Kanoniken. Hamb. u. Würzb. bey Goebhardt. 1813. 108 S. 8.

In Karlsruhe erschien 1811 in der Mollath'schen Hofbuchhandlung unter dem ähnlichen Titel: „An die Souveraine der Rhein. Conf. Ueber das Recht, ihren Staaten eigene Landesbischöfe und eine eigene Diöcesan-Einrichtung nach Gutfinden zu geben. Ein patriotisches Wort zu seiner Zeit. Von Dr. F. einem katholisch-geistlichen Kanoniken.“ Der Verf. suchte zu zeigen, Deutschland bedürfe weder eines Konkordats, noch eines Conciliums, um die katholischen Unterthanen, nach dem Umfang jedes Territoriums und nach dem allgemeinen Grundsatz der Souverainität: daß keine fremde Macht innershalb eines andern Territoriums irgend eine Art von Jurisdiction haben dürfe! in schickliche Diöcesen zu theilen und dieselben Landesbischöfe vorzusetzen. Seine Hauptgründe waren folgende: Alle Bemühungen der Deutschen Regenten, ein Konkordat darüber mit dem Pabste abzuschließen, seyen ohne Erfolg gewesen. Was der Kaiser von Frankreich und König von Italien that, sey berechnet auf diese beyden Länder. In Deutschland sey der Katholicismus zu Einsichten der Unabhängigkeit von der Röm. Curie vorgeschritten, auch im Dogmatischen selbstständiger, und selbst das Volk über die Verhältnisse gegen den päpstlichen Stuhl, in sofern derselbe ebenfalls eine rechte Macht ist, weit mehr im Klaren. Es hange also, ohne daß die Grundsätze des Katholicismus verletzt würden, an den Regenten ab, die kathol. Kirche in ihren Territorien in Aeußerlichen zu organisiren, besonders neue Bisthümer zu

errichten, Bischöfe zu ernennen, ihre Bestätigungsart anzuordnen und ihre neue Diocesen zu begränzen; kurz: alles anzuordnen, was nicht im strengsten (?) Sinne des Wortes geistlich ist. Das Territorium gehört dem Landesherren, nicht den Seelenhirten. Die Bestimmung der Diocesangränzen sey ein Act weltlicher Gewalt. Mit ihr haben weder Bischöfe, noch der höchste derselben darüber zu pactsciren. [Gegen die neuen Souveraine nämlich haben sie selbst noch nicht das Verhältniß eines Besitzes oder Besitztums. Davon wäre jetzt erst die Frage, wie und in welchem rechtlichen Besitz sie kommen sollen. Nur doch jede Kirchenverfassung, welche als Erste Bildung einer äußeren, öffentlichen Gesellschaft von der bloßen, auch privatgesellschaftlichen, Religionsübung wohl zu unterscheiden ist, erst von der Staatsregierung entweder stillschweigend, oder wie in Bayern, in Baden geschah, durch organische und constitutionelle Geseze ihre Zulassung erhalten, und dies dadurch, daß sie nicht Forderungen macht, welche die Regierung zu einem Veto nöthigen.] Der Kirchenrath von Chalcedon Can. 17. habe noch a. 451 anerkannt, daß „wenn der Kaiser mit einer Stadt eine Veränderung vornehme (die weltliche Hauptstadt, oder Provinzialbehörden anders wohin verlege), die Verfassung des Kirchensprengels (namentl. auch die bischöfliche Jurisdiction, nach dem Eingang des Canons) sich nach den Anstalten und Anordnungen der Obrigkeit richten müsse“ (Zucht Biblioth. der Kirchenversamml. IV. S. 505) S. Justinian habe (tit. VI.) Nov. 11., ohne alle Concurrenz der Kirchenvorsteher, den Bischof seiner Vaterstadt Justiniana prima zum Metropolitane und sogar zum Erzbischof erhoben, ihm seine Diocese neu angewiesen und von dem Epibisthum Thessalonich ohne weiteres so getrennt, daß der neue Erzbischof von seinen Metropolitane, unabhängig von dem zu Thessalonich, ordinirt wurde. Auch habe der Hauptstuhl der Reichsdeputation von 1803. §. 25. schon das nämliche Recht ausgeübt, indem er aussprach: *La siége de Mayence est transféré à l'église cathédrale de Ratisbonne. Les dignités de Prince-Electeur Archichancelier de l'Empire, ainsi que celles d'Archevêque Metropolitain et de*

Primat de Germanie y demeureront unies à perpétuité. Sogar die Diöcese bestimmte der Reichstagschluß neu: Sa jurisdiction Metropolitaine s'étend sur les anciennes provinces ecclésiastiques de Mayence, Cologne et Trèves, en tant qu'elles se trouvent à la rive droite du Rhin, et en exceptant les Etats du Roi de Prusse. Endlich sur celles de Salzbourg, en tant qu'elle s'étend sur les pays unis à l'Electorat Palatin de Bavière. Da endlich damals noch die übrige Diöcesaneinrichtung nach §. 62. auf reichsgesetzliche Weise habe geändert werden sollen, so sey nunmehr durch die Auflösung des Reichverbandes im Preussurger Frieden, die gesetzliche Weise einer solchen Einrichtung auf die neuen Souveraine übergegangen, welche als solche jetzt die Majestätsrechte der alten Kaiser selbst hätten. Was aber besonders die Ernennung der Bischöfe betreffe, so sey diese erst von Volk und Klerus zugleich, dann von den Rotablen [„Clerici et Primates civitatis, cujus futurus est episcopus, ordinari, in tribus oder duabus personis decreta facere etc.“ nach Justinians Novell. 123. c. 1.] unter der exclusiva des Regenten, endlich nach langem Kampf zwischen dem Imperium und Sacerdotium den Domkapiteln überlassen worden. Da der Reichstagschluß diese superimirt habe, so treten um so mehr die Erben ihrer Güter, die Regenten, auch als Erben ihrer Rechte an ihre Stelle. überhaupt aber — vereinige der Landesregent . . in sich (?) den Willen des Volks, und sey sogar berechtigt, mit seiner Souveränität alles zu vereinigen, was er, nach seinem von jeder Gewalt auf den unabhängigen Urtheil, aus Ursachen des gemeinen Wohls, damit vereinigen will.

So weit Hr. H., welcher zwar dem Rec. in manchen, besonders den historischen Punkten das Richtige geltend zu machen scheint, die Hauptsache aber auf ein Extrem treibt, nach welches eine rechtliche und kluge Staatsgewalt sich nie als selbst compromittiren wird. Nichts ist für die Regierungen selbst gefährlicher, als wenn ein — im Identificiren sich ereilsendes — Philosophieren, indem es Staat und Staatsregierung für Einerley nimmt, ihnen eine Macht und also auch

eine Pflicht zuschreibt, die nicht in der Idee des Staats gegründet ist. Die Frage: Warum, oder zu welchen durch Regierungsverfassung erreichbaren Zwecken, können Unterthanen und Regenten, als Menschen, das heißt vernünftiger Weise, zusammen einen Staat ausmachen wollen? muß bestimmen lehren, was der Staat, das heißt, Unterthanen und Regenten zugleich; einander seyn, was sie wechselseitig einander leisten sollen. Und ist es gleich gewiß, daß ein Regent — in Ansehung seiner Amtshandlungen — von jeder Gewalt auf Erden unabhängig und unverletzlich seyn soll, so darf doch sein Urtheil über das, was zum gemeinen Wohl gehöre, nicht von seiner Willkühr, es soll und muß vielmehr von dem, was über alle Gewalt geht, vom Recht abhängen. Dies sein Regenten-Recht aber hängt ab von der Regenten-Pflicht, und diese weiterhin von der Frage: was eine Regierung dem ganzen Staat (welcher nicht aus der Regierung allein, sondern aus Regierten und Regierenden, als Menschen, besteht!) nach einem Zweck, über welchen beide Theile als Mensch übereinstimmen können, zu leisten habe. Ohne einen der Menschheit angemessenen Staatszweck könnte es keine Regenten-Pflicht, also auch kein Recht, für die Ausübung der Pflicht Macht anzuwenden, und keine Pflicht geben, dieser Macht als einer pflicht- und rechtmäßigen zu gehorchen. Auch von dem Ausspruch: das Territorium gehört dem Souverain, nicht dem Seelenhirten, ist nur der Gegensatz: daß es nicht dem Seelenhirten gehöre, unstreitig wahr. Aber auch nicht der Staatsregierung gehöre das Territorium, sondern den Staaten, d. h. immer: dem Verein der Regierten und der Regierung. Die Unterthanen sind weder Leibeigene, noch Erbpächter, noch Vasallen und Lehnleute des Regenten. Und darauf kommt gerade in dieser ganzen Untersuchung viel an, daß, da Religionsübung nach Ueberzeugung, ein unveräußerliches Menschenrecht ist, nicht an die Regierungen allein, sondern auch an das Recht jedes Unterthanen nach seinem Gewissen religiös seyn; und die dazu förderliche Mittel suchen zu dürfen, wohl gedacht werde. — Auch die Anmaßungen einer Macht, welche, wie die hierarchische, oft gegen die sogenannten Papen und dessen Secularregierung ungerecht war, dürfen doch

nicht durch Extreme zurückgetrieben werden, welche auf der andern Seite die Secularregierungen in die Gefahr setzen, selbst gar zu leicht Unrecht zu thun, wofür dann auch sie unfehlbar (Apost. 22, 11. 12.) mit der Zeit Unrecht zu leiden hätten. Was die Pflicht und das daraus entstehende Recht, zu zwingen, überschreitet, kann nicht dauern! Selbst das Beispiel, das die, an sich weniger schuldhafte, Hierarchie deswegen, weil sie einst zur Hierocypotie ausgeartet war, und weil sie davon noch allzu vieles beybehalten wollte, mit der Zeit dafür leiden mußte, kann hier wohl, und sollte, ein warnendes Beispiel seyn.

Dagegen tritt nun der Gegner des Hrn. H. — in jedem Fall ein selbstdenkender, gewandter, scharfsinniger Gelehrter — hermalß auf ein Extrem, und zwar soviel es die Zeit erlaubt, und fast noch mehr, als sie erlauben will, gerade auf das entgegengesetzte. Sein Hauptsatz ist S. 17. „Der Katholik nimmt es als einen wesentlichen Theil der Eigenheit einer Kirche, daß sie als ein universales ethisches Reich mit einer eigenen, von der Staatsgewalt verschiedenen und unabhängigen Gewalt versehen sey, verfolge welcher die Vorsteher der Kirche Anordnungen in welchem, die mittelbar (!) oder unmittelbar zum Zwecke der Kirche hinleiten, treffen können. Diese Idee, sagt er, ist dem Katholicismus so wesentlich, daß, wer sie erkennt, auch den Katholicismus erkennt.“ S. 76. „Gerade in dem Gegensatze, den Jesus immer vor Augen hatte, sein ethisches Reich von den weltlichen Reichen zu trennen [vielmehr nur: wohl zu unterscheiden!]. Keine solche Gewalt, wie sie die Herrscher über die öfter ausüben, [durch Apostel und Lehrer] in seinem Reiche aufstellen zu wollen, liege es, daß auch die Gewalt der Kirche jener des Staats nicht unterworfen seyn könne, daß sie als eine eigene und freye bestehen müsse, weil sie von der weltlichen nichts participirt . . . Nimmt man daher an, daß die Bischöfe (S. 77) berechtigt seyen, das Regimentsamt zu verwalten, die Sacramente zu administrieren, die Gläubigen zu leiten; so müsse man auch zugeben, daß sie hierauf Bezug habende (?) und hiezu nothwendige Veränderungen vorschreiben dürfen, und daß diejenigen, denen sie

ihr Amt auf die Schultern legen (?), ihren Befehlen eben-so, wie die Gläubigen, gehorsamen müssen." Diese Grundsätze sollen dann dahin führen, daß — nach dem von dem Verf. angehängten gutachtl. Entwurf eines Concordats zwischen dem päpstl. Stuhl und den Deutschen Converainen — S. 85 ff. der Bischoff die volle Befugniß haben solle, sein Domkapitel als Vepstand in den Diöcesange-schäften zu befehen, Vicaren in spiritibus et pontificalibus daraus für sich zu ernennen, wegen des Religionsunterrichts auch die Schullehrer in Pflichten zu nehmen, den Gottesdienst in der Kirche ausschließend allein, und die gottesdienstl. Handlungen außer ihr unter Genehmigung der Staatsgewalt anzuordnen, über Ehehindernisse, Ungültigkeit der Ehen, Scheidung von Tisch und Bett nach der dogmatischen (?) Entscheidung des Kirchensraths zu Trident sess. 24. can. IV. und besonders can. XII. („si quis dixerit, causas matrimoniales non pertinere ad iudices ecclesiasticos, anathema sit“) zu richten und zu entscheiden, alle Kultanstalten, vorzüglich aber die Pfarren zu errichten, abzusheilen, zu trennen, zu vereinigen und in der Regel alle Curatstellen nach dem ihm zustehenden Recht der Mission, d. h. der geistl. Amtsverleihung, wo möglich auch mit Aufhebung der Patronatsrechte [ob auch mit Zurückgebung der Foundation an die Datatoren? wird nicht gesagt!] zu befehen, alle Seelsorger zu approbiren, im Geistlichen zu instituiren, die Pfarren als Commenden zu behandeln, Seminarien herzustellen, und nach dem Concil. Trident. Sess. 23. c. 10 de reform. innerlich und äußerlich zu dirigiren, auch andere Lehranstalten für geistliche Wissenschaften zu inspiciren, das sittliche Betragen der Geistlichen durch Strafbefehle ohne Exemption in Ordnung zu halten, auch gegen öffentliche Aergernisse der Layen und freventliche Verletzung der Kirchengesetze kirchliche Strafen — in besondern und seltenen Fällen — anzuwenden, endlich in geistl. und kirchl. Gegenständen jurisdictionem voluntariam et contentiosam, nur nach der im Staat eingeführten Processform, auszuüben, in causis criminalibus clericorum mit

zuwirken, auch Erwerbung, Verwaltung, Innovation und Veräußerung des Kirchenguts theils direct, theils cumulativ zu inspiciren.

Es ist der Mühe wohl werth, mit Einem Blick zu übersehen, was alles nur für die bischöfliche Gewalt allein [die Rechte des obersten Bischofs zur Jurisdiction in fremden Gebieten erhalten bey dem Verf. noch eine besondere Ausführung!] aus jenen Grundsätzen des ethischen Christenstaats gefolgert werden solle. Wahr und freymüthig sagt daher der Verf. S. 75, daß — nach diesen Grundsätzen — die Idee eines status in statu keine Chimäre sey! Er hält sie sogar für ein Product der Vernunft, wenn diese über die Natur des Gegenstands, nämlich das Charakteristische der Kirchengewalt, reflectire. Die unbefangene Vernunft nämlich (S. 74) stelle als einen Kanon auf, daß der Mensch, der eine doppelte Bestimmung, eine physische und eine moralische, habe, zu Erreichung derselben sich in eine doppelte Gesellschaft, in den Staat, zu Erreichung der physischen, und in eine Kirche zu Erreichung der moralischen Bestimmung begeben könne. So wie hier die Zwecke verschieden sind, so seyen die zur Erreichung derselben aufgestellten Gewalten (!) verschieden, und wenn auch die Völker eine Zeitlang sich nur Einer unterwarfen, wie die Röm. und die Israelit. Staats- und Kirchenverfassung dies in Beyspielen nach entgegengesetzter Tendenz gezeigt habe, so sey die Menschheit in ihnen doch immer wieder zu den Grundideen zurückgeformten, und habe ihre ursprüngliche Freyheit bald gegen den Staat, bald gegen die Kirche reclamirt.

Der Verf. besteht sehr richtig darauf, daß (besonders, wenn jetzt von neuen Constitutionen die Frage wird) eine solche Untersuchung nicht (allein) aus Thatfachen und Vorgängen, sondern aus Principien und Ideen [nicht aus dem, was irgend war, weil es auch mit Unrecht so gewesen seyn kann, sondern aus dem, was seyn soll] zu entscheiden sey. Aber gerade nach dieser Richtung möchte seine Idee vom Ethischen universellen Christenreich auf sehr verschiedene Resultate führen. Ethisch leben wollen heißt leben wollen nach der jedesmaligen möglich besten Ueberzeugung von dem, was

das rechte (an sich gut) und also Pflichthaft. Der ethisch-religiöse Mensch ist überzeugt, daß auch Gottes Wille für ihn gerade das, und nichts anderes sey, als was er nach möglichster Ueberzeugung für recht und Pflicht halten kann. Um auf diese Weise nach Gottes Willen, d. i. religiös, aber (nicht nach Aberglauben, Eigendünkel, Menschenakungen, sondern) ethisch-religiös, — d. i. der Idee von Rechtschaffenheit und vernünftiger Pflichteinsicht gemäß — leben zu können, ist ihm nichts nöthiger, als daß er jedesmal sich bewußt sey, sich, soviel es ihm selbst möglich war, von dem rechten oder unrechten (*rectum vel perversum*) der Handlung überzeugt zu haben, und daß er zu williger Befolgung der jedesmal ihm möglichen Ueberzeugung durch Andacht (= ahnende Achtung des Göttlichen) und durch Ehrfurcht vor Gott (= eine die Gottheit als heilig ehrende Empfindung der menschlichen Schwäche) zweckmäßig angetrieben werde. Aber weder die Eine noch die andere pflichtmäßige Absicht des Ethischreligiösen, weder die möglichste also innige, vermittelt eines klaren Verstehens das Herz durchdringende Ueberzeugung, noch die willige Befolgung, kann er vernünftigerweise sich dadurch zu erleichtern oder zu sichern denken, daß er sich in eine Gesellschaft begeben, welche ohne Gewalt über ihn haben und sogar eine von jeder andern rechtlichen Gewalt unabhängige Gewalt über ihn auszuüben haben solle. Gewalt erzeugt nicht Liebe, nicht Willigkeit. Auch ersetzt eine allmählig übermächtig gewordene Auctorität nicht die ins Einzelne gehende, eigene Ueberzeugung, daß jede Lehre, jede Vorschrift nur weil sie an sich wahr und nöthig sey, und nicht aus Willkühr gegeben werde. Gerade die Bestimmung des Menschen, in einem ethischen Gottesreich zu leben, verbietet ihm also, sich eine Kirche (einen Verein zum pflichtmäßigen, also zu einem aus Selbst, Ueberzeugung willigen Befolgen des Willens Gottes) mit einer Kirchen-gewalt zu denken, in deren Vorschriften über Lehre und Leben er sich bloß zu resigniren hätte; eine Gewalt, deren nicht unentbehrlichen Gesetzen (wie z. B. die bloß kirchlichen Ehehindernisse sind), deren sogar für die Moralität oft gefährlichen Verboten (wie die Verbote gegen Wieder-

verheyrathung der Geschiedenen dies nur allzu oft sind!) und deren zwar nur kirchlich, genannten, aber doch auch außer der Kirche wirkenden Strafen er sich dann, weil er es einmal zugesagt hätte, ohne Selbstüberzeugung unterwerfen mußte. Ethisch willig zum Glauben an gewisse Lehren und zum Befolgen gewisser Vorschriften kann der Mensch nur dann werden, wenn ihm die Wahrheit der einzelnen Lehrhauptungen und die in der Sache selbst gegründete Nothwendigkeit der Vorschriften durch einen ihm faßlichen und sein ganzes Gemüth bewegenden Unterricht überzeugend dargestellt wird. Eine ethische Kirchenanstalt muß also ganz darauf berechnet seyn, ihm diesen Unterricht als überzeugend und rührend zu gewähren. Ein solcher ethischer Unterricht aber muß eben deswegen von allem Zwang, von aller Gewalt frey seyn. Nur die Macht, auf Verstand und Empfindung durch herzerührende Einsichten, und also durch eine der Fassungskraft sich anschmiegende Belehrung zu wirken, ist eine ethische Macht. Und diese ethische Macht allein ist und bleibt ihrer Natur nach, wie es S. 75 will, eine universelle, wenn gleich die Diocesen nach dem Grundsatz: daß keine fremde Gewalt einzuwirken habe, eingetheilt werden. Denn die ethische Macht zu hindern wird sich keine Staatsregierung erlauben, weil das Ethische der Idee, wodurch der Staat Staat ist, (nämlich der Aufgabe: durch Regieren und Regiertwerden den für die Ausübung aller Menschenpflichten nöthigen Zustand der Sicherheit und Ordnung hervorzubringen,) unmöglich je zuwider wirken kann.

So bildete das Urchristenthum eine ethische Kirche, weil nur Ueberzeugte und willig. Folgende damals Christen seyn wollten und als solche aufgenommen wurden, weil ferner gegen die, welche nach notorischen Handlungen dies nicht mehr waren und seyn wollten, keine Strafe, sondern bloß die sepersliche Erklärung eintrat, daß sie nicht zu diesem Gottesreich gehörten, weil endlich für die Erhaltung der Gesellschaft nicht Gewalten (nicht *κράτος*, 2. Kor. 1, 24. Luk. 22, 25. Matth. 20, 21. 23, 8.), sondern reisende oder fixirte, begeisterte, historische und gewöhnliche Lehrer (Apostel, Propheten, Evangelisten, Seelenhirten Ephes. 4, 11.) zu wirken hatten.

so daß sogar Apafel, nur gemeinschaftlich mit der Localgemeinde, neue Apostel wählten, Apg. 1, 23—26. (13, 1—3.), und selbst das erste Concordat (für Juden und Heidenchristen) zwischen Jerusalem und Antiochien von den Aposteln und Presbytern nebst der ganzen Gemeinde (Apg. 15, 22.) verfaßt wurde. Seit das Christenthum ausgebreiteter wurde und die meisten als geborne Christen aufgenommen waren, mußte sich unstreitig manches ändern. Aber, wenn auch diese alsdann, durch Erziehung, ethisch; überzeugt und willig; folgsame Christen werden sollten, so war natürlich nur um so mehr eine ethisch wirksame Belehrung und Andachtsübung, es waren also Lehrer, die zum Ueberzeugen und Lenken der Gemüther vorgeübt und geschickt sich finden ließen, es waren exegetische und catechetische Übungsschulen für dieselbe (wie sie auch zu Alexandrien, Antiochien und in andern Hauptstädten entstanden), es waren gelehrtere Lehrer für die künftigen Volkalehrer nöthig, und die höchste Stufe von Einrichtung war, wie schon der einzige achte Brief des Clemens Rom. (p. 57 ed. Jun.) sagt: daß, nachdem die Apostel nicht mehr waren, von andern geschätzten Männern mit Zustimmung der ganzen Gemeinde, ὅς ἐτερων ἐλλογιμῶν ἀνδρῶν, συνενδοκησασας τῆς ἐκκλησίας πάσης, Presbyters und Episkopen gewählt wurden, welche aber, so lange die Kirchenanstalt wahrhaft eine ethische blieb, keine Gewalt bilden durften, wenn sie das, was Petrus selbst 1. Br. 5, 3. wahrhaft ethisch ausspricht, das οὐ κατακυριεύειν τῶν κληρῶν ἀλλὰ τύποι γίνεσθαι τοῦ ποιμνίου beobachten wollen.

Eine Anstalt, die auf Ueberzeugung von der innern Nothwendigkeit ihrer Lehren und Gebote beruhen soll, also Unterricht und Andachtsübungen zur Erweckung williger Ueberzeugung, deswegen dann Lehrer, die nicht durch Auctorität und Gewalt, sondern durch Lehrfähigkeit für jene Absicht wirken, bedarf, hat, so lange sie ethisch bleiben will, nur von der Gerechtigkeit der Regierung den Schutz ihres Kirchenguts gegen Privat, und Finanzeingriffe nöthig, damit es zur Verwendung für die ethischen Kirchenzwecke des Unterrichts und der Andachtsübung

aller Alter und Stände für Religiosität jederzeit genüge; von äußerlichen Leitungsanstalten aber kann sie nur Lehrschulen für künftige Gemeindeführer und dann über diese Lehrer eine Aufsicht nöthig haben, welche diese prüft, für lehrfähig erklärt oder abweist, und wenn Lehrfähige den Gemeinden vorgefetzt sind, über die Erfüllung ihrer Pflichten wacht. Dieses alles kann wohl, so lange jeder einzelne Mensch leichter Fehlgreifen und Leidenschaften ausgesetzt ist, am besten in collegialischer Form besorgt werden, übrigens aber keine erst durch das Christenthum neu entstehende Gewalt über die Gemeinden selbst mit sich bringen. Zugleich erleichtert und sichert diese collegialische Form die nöthige, nie zu unterbrechende Harmonie zwischen Staat und Kirche, da die aus mehreren Personen zusammengesetzte Consistorien oder geistliche Rathscolliegen zu gleicher Zeit die Stellvertreter der Gemeinden und die Commissarien des Staats seyn können, der höchst unangenehme Fall also, daß über Mangel des „Friedens“ der Kirche geklagt werde, zum Voraus dadurch zu verhüten ist. Gerade also, wenn man auf dem Ethischen der Kirchengesellschaft festhält, fällt die große Klust in die Augen, durch welche in dem Hauptsatz des Verf. S. 77 und 21 die Prämissen nur allzu weit von der Folgerung geschieden ist. Er behauptet: Sobald der Lehr- und Andachtszweck als rechtmäßig gegeben sey, so müsse man auch den Bischöfen (?) das Vorschreiben aller hierauf Bezug habenden Handlungen, das Befehlen an die, welchen die Bischöfe ihr Amt auf die Schultern legen und das Gehorsamen auch der Glaubigen zugeben. Das Vorschreiben und Aufsicht halten, daß der angestellte Lehrfähige sein ethisch-religiöses Lehramt gut besorge, ist allerdings notwendig. Aber das Vorschreiben aller darauf Bezug habender Handlungen würde um vieles mehr umfassen, als das Vorschreiben alles dessen, was dazu notwendig ist. Der Lehr- und Andachtszweck wird allerdings vom Staate zugegeben, aber — allein, die als lehrfähig anerkannt sind. Des Verf. Schluß hingegen wendet die Sache so, wie wenn jener Zweck nur Bischöfen, als solchen, zugegeben seyn, und daher alles

von diesen ausfließen müsse. Ob aber überhaupt, ethisch die Sache betrachtet, eine solche Classe von Aufsehern (Episcopis) die angemessenste sey, welche ihr Amt, zu lehren u. auf die Schultern Anderer legt, oder ob nicht, besonders in ethischen Dingen, derjenige am besten vorschreibe, welcher sie selbst vorzüglich gut leiße, überläßt Rec. gerne der eigenen Entscheidung des Verf., von dessen Billigkeit er auch darin Uebereinstimmung erwartet, daß aus dem Leiten der Blaubigen der ethische Gang der Gedanken nicht ein Verfehlen folgern und nur auf ein ethisches, durch Uebung willig gemachtes, Gehorsamen führen könne. Und sollte denn der gelehrte Verf. nicht an so viele andere lateinliche Verfügungen über das Kirchliche gedacht haben, welche Novell. 3. de numero Clericorum 5. und 76. 79. de monachis. 40. 46. d alienationibus ecclesiast. 58. de sacris mysteriis privatim non faciendis. 67. de fabrica oratoriorum. 123. de electione sanctissimor. episcoporum etc. ohne alle Concurrenz der Kirche gegeben erscheinen, so wie im Cd. Theodos. und Justinian. so viele ältere dieser Art uns erhalten sind? —

Soweit von dem, was aus der Hauptidee des Verf. anders zu folgern seyn möchte. Die Thatfachen, auf welche Fr. H. wie Rec. oben angab, sich beruft, rückt der Verf. zum Theil auf eine ganz eigene Art auf die Seite. Justinian erhebt seine Vaterstadt Nov. 11. als Kaiser zu einem Erzbisthum und gibt ihr eine Diocese, welche er einer andern entzieht. Nach S. 26 aber war dies eine par complaisance wohl zu übersehende Anordnung, wo die Kirchenverfasser einem Kaiser nachgaben, welcher freylich oft „durch ein präoccupatorisches und gewaltsam theologisirendes Betragen zu imponiren“ suchte. Was der Reichsdeputationschlaß von 1803 über die Diocese von Mainz und das gesammte Erzbisthum der noch nicht souverainen Reichsstaa ten verfügte, sey (S. 29) nur ein Provisorium gewesen, worüber deswegen in Rücksicht auf Verlegung des Stuhls zu Mainz nach Regensburg, unter den Augen des Reichs ohne Widerspruch desselben 1804 die päbstl. Bestätigung erfolgt sey. Ob die oben angeführten Worte der, meist katholischen, Cano

trahenten auf ein Provisorium deuten, das einer Bestätigung zu bedürfen glaube, läßt sich leicht nachsehen. Vielleicht tritt hier auch das Problem ein, wie von so vielen katholischen Regenten, das nämliche Concilium zu Trient im dogmatischen als infallibel, im disciplinarischen als nicht infallibel anerkannt werden konnte, ungeachtet sich die Synode selbst für alle ihre Beschlüsse als *sacrosancta. oecumenica, generalis*, in *Spiritu sancta legitime congregata* gehalten und erklärt hat, auch jenes *omnia et singula ab omnibus Christi fidelibus recipi* in der päbstl. Confirmation keine Distinction macht.

Gegen die wichtige Distinction (S. 52) zwischen wesentlichen und zufälligen Rechten des päbstlichen Primats überhaupt stellt S. 61. einen absoluten und einen hypothetischen Zustand der Kirche auf. Die göttliche und übernatürliche Gewalt, die zur Regierung der Kirche Christi nothwendig war, habe *radicitus* nur ein Gottmensch geben können. Jeder Bischof habe sie und dürfe sie ausüben. Nur dann nicht, wenn ihm die oberste Kirchengewalt (?), in dem hypothetischen Zustand der Gesellschaft, Gränzen gesetzt habe. Habe ein anderer Bischof, Erzbischof, oder der Pabst selbst von der Kirche (!) den Auftrag erhalten, diese oder jene Handlung ausschließungsweise zu verrichten, so schätze ihn Auftrag, Uebertragung, allenfalls auch Verjäh rung (!) in der Ausübung eines solchen Rechts. Er könne *factisch* (ohne Zustimmung der Kirche) davon nicht entseht werden. So habe (S. 30) der Vorstand der ganzen katholischen Kirche seine Befugnisse durch ganz rechtliche Titel erworben, und jeder Souverain habe die Autonomie der Kirche in kirchlichen Dingen anzuerkennen. — Man sieht von selbst, wie nothwendig hier das Begründen (nicht bloß auf den — geschichtlich oft nicht erweislichen — Auftrag, sondern auch) auf die Verjäh rung gewesen wäre.

Auf die Frage: wann und wie denn die Kirche geschichtlich dergleichen Uebertragungen, besonders auf den Pabst, gemacht habe? möchte um so schwerer geschichtlich zu antworten seyn, da der Verf. selbst S. 57 drey Perioden in der Geschichte des Pontificats anerkennt, 1. die der noch nicht

ganz bestimmten Rechte des Pontificats vom 1ten bis zum 15ten Jahrhundert (!), 2. die des culminirenden Pontificats bis in das 15te Jahrhundert, wo die Idee einer plenitudo potestatis vorherrschend und alles in der Kirche bis auf das kleinste Detail von den Päbsten (aus welchem Auftrag?) angesprochen und behandelt wurde; 3. die des angesprochenen Pontificats, welche mit den Synoden (!) zu Pisa, Constanz, Basel, beginne und nach einem gerammten Stillstande bey Gelegenheit der Bulle Unigenitus und des Streits, über die Regalien in Frankreich, in Deutschland aber durch Febron erneuert, bis auf den Emser Congreß fortgedauert habe. Bey dieser offenerzigen und historisch unläugbaren Abtheilung ist wohl das auffallendste, daß gerade in denen der Einrichtung des Gottmenschen nächsten Jahrhunderten jene Rechte am wenigsten bestimmt gewesen seyen. Hat denn doch das culminierende Pontificat damals Verjährung, oder Auftrag der Kirche für sich? Und wie konnte der Lage wissen, was die oberste Kirchengewalt selbst infallibel festsetze, wenn eben sie in dem Pabst sich plenitudo potestatis bis ins kleinste Detail zuschrieb, in den großen Synoden aber sie ihm absprach? Führen diese Betrachtungen auf den Ausweg, nach Verjährung diese Rechte zu beurtheilen, so scheint dabey das bedenklichste dies, daß alles Verjährungsrecht nur etwas vom Staate für weltliche Dinge als Nothhülfe gegebenes ist. Für ihre Kirchengüter erhielt selbst die Kirche zu Rom das Verjährungsrecht nur vom Kaiser. Nov. 111. Kann denn nun die weltliche Idee vom Verjähren eines äußern Rechts auch auf geistliche Dinge angewendet werden? Und kann es consequent seyn, eine bloß vom Staate eingeführte und abhängige Rechtshülfe im Namen einer vom Staate unabhängig erklärten Gewalt gegen den Staat geltend machen zu wollen?

Vergleichen Bemerkungen ließen sich noch in Menge antragen, weil erst die ganze Materie nach den Grundbegriffen, über das Verhältniß ethisch religiöser Gesellschaften zum bürgerlichen oder Staatsverein auf dem neutralen, wissenschaftlichen Boden, ohne alle Partheylichkeit, nach allen Seiten durchgearbeitet seyn sollte. Wir Privatpersonen können nichts mehr wünschen, nichts durch die Mittheilung unserer Ansichten mehr beabsichtigen, als daß, bey dem großen Conflict der Gewalten von beyden Theilen, die in der Mitte stehende religiöse Menschheit, deren Wohl und Heil der höchste, heilige Zweck für alle jene Mittel seyn soll, niemals in die Lage zu kommen und Hammer und Ambos kommen möchte. Denn selbst die (und auch hier S. 3. 16.) mißverständliche Regel: *cujus est*

regio, illius est religio, setzt voraus, daß die regio dem Staate — d. h. wie schon oben bemerkt wurde, den Regierten und Regierungen zugleich — angehöre. Wer kann also etwas anderes aussprechen wollen, als daß auch bey Einrichtungen über Religionsübung das Wohl des Ganzen das höchste Gesetz sey, hingegen auch, so oft einer der wesentlichen Bestandtheile des Staats sich allein als den Staat betrachten will, das Ganze in Gefahr komme.

J. E. G. Paulus.

A Digest of the Duties of Customs, and Excise, payable upon all foreign articles imported into or exported from Great-Britain: also, the duties outwards; the countervailing duties, between Great-Britain and Ireland; the bounties and allowances on british goods, and those on the fisheries; the Duties Coastwise; the Quarantine and Tonnage duties; together with tables of scavage, ballage, lewant and russia dues. — The whole brought up to the 5th July 1810. — Published by, and to be had of Edward James Mascall, long room, custom house. — London: sold by Samuel Tipper, Leadenhall street. 1810.

Dieses Werk enthält auf 188 Seiten, nicht sowohl eine wissenschaftliche, oder auch nur historische Uebersicht der Britischen Zollverfassung, als vielmehr eine Uebersicht der Zolltarifsätze. Nur die kurze Einleitung theilt außerdem einige allgemeineren Vorschriften mit, von denen wir folgendes ausheben: Für jede Waare ist die Art der Niederlegung in Magazinen oder Packhöfen bestimmt. Wird sie zum inländischen Verbrauch herausgenommen, so muß die Steuer nach der anfangs bestimmten Quantität, Gewicht u. s. w. entrichtet werden; findet sich eine Wehrung des Gewichts, so erhöhen sich darnach die Gefälle, und für Abgang, Schaden, Verderbniß, werden nur bey gewissen Waaren, nicht bedeutende Abzüge gestattet. Wenn die Güter zur Ausfuhr herausgenommen, so stellt der Schiffsherr Caution, welche binnen festgesetzten Zeiträumen nach Verhältniß der Entfernung des Bestimmungsortes verfallen ist, sobald die richtige Ausfuhr und Ankunft nicht von Britischen Obrigkeiten, oder Consuln, oder zwey Britischen Kaufleuten bezeugt wird. — Die Waaren sollen in der Regel ohne Verpackung in denselben Ballen ausgeführt werden; Ausnahmen sind nur gestattet, wo es etwa die Natur oder die Verderblichkeit des Objects verlangt. Die Navigationsacte ist für

mehrere Gegenstände vor der Hand, und unter verschiedenen nähern Modificationen suspendirt: zu jenen Gegenständen gehören seine Selde, Flachse, Wolle, Brasilische Waaren u. s. w.

Oweni Epigrammata selecta. Mit den vorzüglichsten vorhandenen deutschen Uebersetzungen und Nachahmungen verschiedener Verfasser. Herausgegeben von Karl Heinn Jördens. Leipzig bey Gleditsch. 1813. VIII u. 158 S. 8.

„Fragt man mich (sagt Hr. J.), wie ich zu dieser Art von Beschäftigung gekommen, so ist meine Antwort: Schon in früheren Jahren hatte ich mir vorgenommen, die Geschichte des Epigramms in Deutscher und Lateinischer Sprache aus den Werken der Dichter selbst zu studiren. (Was heißt das?) Als ich an den Owen kam, fand ich sehr bald, daß mehrere unserer vaterländischen Dichter den Stoff zu manchen ihrer eingedichtete aus demselben entlehnt, ohne dies eben jedesmal dem Leser anzuzeigen. Dies reizte mich, immer weiter nachzusehen, was und wie viel wir Deutschen etwa dem Britten verdanken möchten, und so entstand die gegenwärtige Sammlung.“

Und so erhielt der Leser ein unnützes Buch, oder, was noch das geringere Uebel wäre, der Verleger einen kostspieligen Makulaturballen. Ueber die Güte der Auswahl können wir nichts sagen, da wir den Schwindel scheuen, den Lessing dem prophezeit, welcher den Owen von Anfang zu Ende durchschauen wollte. Die Uebersetzungen, oft nur entfernte Nachahmungen, sind die bekannten von Logau, Andr. Eschering, A. Olearius, Ge. Rud. Weckherlin, Paul Flemming, Mart. Zeiler, Bernike, Gieseke, Lessing, Dentsch v. Nicolay, Weiskner, Kretschmann, Engelsbach, Fenster d. j., v. Alvinger, Cong, Olum, P. Hein, Ruh, Jünger, Haug u. s. w. Einigen Epigrammen hat Hr. Jördens seine eigene und einiger Jüngere Uebersetzung hinzugefügt. Mehrere sind ohne Uebersetzung gedruckt, weil Hr. J. keine vorfand, oder die vorhandene (wahrscheinl. die aus der eignen Fabrike), ihm zu schlecht schien, um davon Gebrauch zu machen.“

Hätte Hr. J. sich doch beschränkt, bloß die neuesten Epigramme auf einigen Octavseiten abdrucken zu lassen. Dann wären wir dieser Anzeige überhoben gewesen.

Jahrbücher der Litteratur.

Annalen der Physik. Herausgegeben von L. W. Gilbert etc.
Neue Folge. 7. 8. 9. Band. Jahrgang 1811. Leipzig bey
J. A. Barth.

Ein erfreulichen Eindruck muß es erwecken bey allen, die für das Fortschreiten der Naturwissenschaft sich lebhaft interessieren, wenn wir bey einem Ueberblick desjenigen, was in diesem Jahrgange uns mitgetheilt wird von dem vielseitigen Bestreben, die Wissenschaft selbst und ihre mannigfachen Anwendungen weiter zu fördern, abermals durch Entdeckungen von der höchsten Wichtigkeit unsre Kenntnisse bereichert, und uns zu neuen ähnen Hoffnungen berechtigt sehen. Eine Nebenbemerkung mag sich hierbey wohl dem Deutschen Physiker aufdringen, die nämlich, daß die wichtigsten Arbeiten und Entdeckungen, welche ein Deutsches Journal der Physik uns darbietet, von Ausländern (Engländern, Franzosen, Schweden) herrühren. Sollte die Aeußerung, welche sich in einem Briefe des Hrn. Holdner (B. 9. S. 231) findet, daß die Art der bey uns erscheinenden wissenschaftlichen Bildung Schuld daran sey, daß Deutschland so wenig wahre Experimental-Physiker aufzuweisen habe, den wahren Grund obiger Erscheinung angeben? Dagegen wenigstens, daß die klassisch-humanistische Bildung in unsern Schulen an der im Ganzen wohl nicht zu leugnenden ungehörlichen Vernachlässigung der Mathematik bey uns Schuld sey, möchte Rec. höchlich protestiren, vollkommen überzeugt, man könne und man solle das Eine thun und das Andere nicht lassen. Dürfen wir nicht auch jenes für uns ungünstige Verhältniß wenigstens zum Theil dem Umstande bemessen, daß Deutschlands Physikern selten so kräftige Unterstützungen von Seiten der Regierung und so günstige Glücks-Umstände zu Hülfe kommen, als solches in England und Frankreich häufig der Fall ist?

Zu den wichtigsten Untersuchungen, welche im vorliegenden Jahrgange uns mitgetheilt werden, gehören unstreitig die merkwürdigen Abhandlungen Davy's über die Natur des oxygenirt: salzsauren Gas und die Bestandtheile der Salzsäure (9. S. 1—100). Daß die oxygenirte Salzsäure, ein Körper, den man lange für einen der zersetzbarsten hielt, keine treue Vorstellung, wie schon die Hrn. Gay: Lussac und Thénard durch ihre merkwürdigen Versuche über die Salzsäure dargethan hatten) noch nie erweislich zersetzt worden sey, daß die bisherige Annahme, als seyen Salzsäure und Oxygen die Bestandtheile jener Gasart, eine durchaus unhaltbare Hypothese, und vielmehr das salzsaure Gas eine Verbindung des oxygenirt: salzsauren mit dem Hydrogen sey, daß mithin die ältere Scheelische Ansicht, nach welcher man obiges Gas die phlogistisirte Salzsäure nannte, sich auf Thatsachen stütze, für alles dies wird hier eine Reihe von Versuchen angeführt, welche der Davy'schen Hypothese von der Einfachheit des von ihm mit dem neuen Namen Chlorine belegten oxygenirt: salzsauren Gas mindestens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit verschaffen, zumal da sich durch diese Hypothese so manches Räthselhafte in dem Verhalten der Salzsäure und in ihren Verbindungen mit Metallen, Alkalien u. s. w. befriedigend erklären läßt. Nach dieser neuen Ansicht hätten wir nun an dem Chlorine ein neues, dem Oxygen an die Seite zu stellendes, eigenthümliches säurendes Princip; und Davy eröffnet uns Ansehen von der äußersten Wichtigkeit für die Wissenschaft, wie für ihre Anwendung auf Technologie. Seine Untersuchungen über die Verbindungen des oxygenirt: salzsauren Gas mit den Metallen der Alkalien und Erden sowohl, als mit den übrigen Metallen bekräftigen ihn in der angenommenen Einfachheit derselben. In Bezeichnung dieser und anderer Verbindungen des Chlorine mit verbrennlichen Körpern (wohin nach ihm die meisten der bis jetzt für salzsauer gehaltenen Salze gehören), schlägt er die Bezeichnungsart durch ein der Base angehängtes — ane vor (Argentane-Hornsilber), wofür im Deutschen Hr. Gilbert die Zusammensetzung Chloran-Silber substituirt.

Bei fortgesetzter Untersuchung gelang es Hrn Davy, ein neues, aus Chlorine und Oxygen zusammengesetztes, Salz

zersehbare und lebhaft detonirendes Gas (der sogenannten, bisher für sich noch nie dargestellten überoxygenirten Salzsäure ähnlich), von ihm Euchlorine genannt, zu entdecken. Frühere Untersuchungen dieses eben so fleissigen als glücklichen Experimentators über die Metalle aus dem Alkalien und Erden, und einige Verbindungen, in welche das Hydrogen tritt, finden sich im 7. Bande S. 34 fg. S. 155 fg. Darin wird gezeigt, daß die Kali-Metalle keine hydrures sind, wie Ritter — und keinen Kohlenstoff enthalten, wie Ceraudau behauptet hatte; daß das beim Einwirken von Kalium auf Ammoniak sich entwickelnde Hydrogen-Gas aus dem Ammoniak, nicht aus dem Kalium, herrührt. Ritters Behauptung, daß sich in der Voltaischen Säule das Kali-Metall mit allen Metallen, ausgenommen mit dem zum Hydrogen näher verwandten Tellurium, darstellen lasse, veranlaßte Hrn Davy zu Untersuchungen über das Tellurium, durch welche die Einfachheit des Kali-Metalls bestätigt, und zugleich eine Legirung beyder Metalle, und eine merkwürdige gasförmige Verbindung des Tellurium mit Hydrogen, — sehr ähnlich dem Schwefel, Wasserstoff-Gas — entdeckt ward. Ueberhaupt sey noch nie, weder durch Analyse noch durch Synthese, die Hydrogenation des Kali dargestellt worden; — ganz wasserfreye Kalien seyen bloß durch Trennung des Kalium und Natronium zu erhalten; die durch Alkohol bereiteten Kalien seyen Kali-Hydrate. — Darauf S. 155 fg. Untersuchungen über das Stickgas. Daß bey Zersetzung und Wiedererzeugung des Wassers durch einen elektrischen Funken kein Stickgas erzeugt werde, thut Davy at, durch sehr anhaltend fortgesetzte Versuche. Seine Versuche, das Stickgas zu zersetzen, führten zu keinen sichern Resultaten. Wiederholte Versuche mit Zersetzung des Ammoniak durch Electricität zeigten als Bestandtheile immer nur Hydrogen und Stickstoff, und die Natur des Ammoniak-Amalgams ist noch nicht aufgeklärt. Kiesel, Thon, und Beryll, Erde heinen durch Kalium zersetzt und metallisirt zu werden. Ihre Amalgamirung mit Quecksilber gelang nur sehr unvollkommen: esto bestimmter bey den alkalischen Erden. Den Beschluß machen allgemeine Bemerkungen, zuerst über die Beziehung

zwischen Verwandtschaft und Oxygen; Gehalt der Säuren und salzbaren Basen; sodann über die doppelte Ansicht der Chemie, nach deren einer alle reinen, brennbaren Basen Metalle seyen, und vielleicht das Hydrogen selbst ein Oxyd (Protoxyd des Ammoniums), nach der andern die Metalle und verbrennbaren Körper zusammengesetzt aus unbekannten Basen und Hydrogen, und die Erden, Alkalien, Metall, Oxyde und Säuren, aus denselben Basen und Wasser.

Ueber das nur eben erwähnte Verhältniß zwischen Oxydation und Säure; Capacität der Basen findet sich eine lehrreiche Abhandlung von Gay-Lussac und Thenard (8. S. 289 fg.), in welcher das wichtige Richtersche Gesetz durch eine Reihe von Versuchen bestätigt wird, daß die Säure-Menge, welche die Metall-Oxyde zu ihrer Sättigung bedürfen, der Oxygen-Menge, welche sie enthalten, genau proportionirt ist, woraus eine sehr einfache Methode folgt, die Mischungsverhältnisse aller Metallsalze zu finden, sobald aus jeder Classe nur Eines bekannt ist.

Durch wichtige Arbeiten und Entdeckungen in dem nur erwähnten Fache zeichnet sich überhaupt dieser Jahrgang der Annalen sehr vorthellhaft aus. Für die im 9. B. S. 361 vom Herausgeber mitgetheilte historisch-kritische Untersuchung über die festen Mischungs-Verhältnisse werden ihm die Leser der Annalen gewiß durchgängig Dank wissen. Man trifft hier kurz und lichtvoll zusammengestellt, was seit Bergman und Lavoisier geschehen ist in dieser Fundamentals-Lehre der Chemie, vermittelt deren allein sie zum Rang einer Wissenschaft sich zu erheben hoffen kann: zuerst Berthollets Gesetz der chemischen Masse mit der daraus gezogenen Folgerung, das Daseyn fester Verhältnisse sey nur als eine Beschränkung anzusehen des ursprünglichen Gesetzes, welches die Vereinigung heterogener Körper nach allen möglichen Verhältnissen erfolgen läßt: Proust's entgegengesetzte Ansicht, gestützt auf die von ihm nachgewiesene Thatsache, daß bey den Metall-Oxyden und Schwefel-Metallen sich überall nur wenig unabänderliche Verhältnisse zeigen; nur daß sein Gesetz der festen Proportionen (daß Verbindungen nach festen Verhältnissen überall zwischen den einfachen Grundstoffen und

nur zwischen ihnen, Verbindungen nach veränderlichen Verhältnissen durchgehends zwischen den zusammengesetzten Stoffen vorkämen) sich so in der Natur nicht findet. Die zwey von ihm unterschiedenen Classen chemischer Verbindung müssen unstreitig statuire werden: noch aber ist das Prinzip nicht aufgefunden, aus welchem diese Verschiedenheit herzuleiten ist. Der Verf. kommt sodann auf unsern Landsmanns Richter Schöppemetric, dem das Verdienst zukommt, das Gesetz der Neutralitätsreihe und der doppelten Bahlverwandtschaft zuerst aufgestellt zu haben, das seine volle Bestätigung erst in späteren Zeiten erhalten hat, vornehmlich auch durch des Schweden Berzelius mühevollen und verdienstliche Arbeiten in diesem Felde, dessen „Versuch, die bestimmten und einfachen Verhältnisse aufzufinden, nach denen die Bestandtheile der unorganischen Natur verbunden sind (V. 7. S. 249 fg. S. 415 fg. und V. 8. S. 16.) zu den wichtigsten und lehrreichsten Aufsätzen dieses Jahrgangs gehört. (In einem Schreiben des Hrn. Berzelius V. 7. S. 208 wird von dem Inhalte dieser Abhandlung manches vorläufig angedeutet; ein späteres Schreiben (V. 8. S. 227) enthält unter andern mißbilligende Aeußerungen über Davy's neue Ideen über die oxygentirte Salzsäure) Eine Reihe von Versuchen, alle mit der größten Sorgfalt angestellt, beweisen außer den schon erwähnten merkwürdigen Gesetzen für chemische Verbindung, auch jenes von Berzelius zuerst aufgefundene, daß in allen chemischen Verbindungen zweyer oxydirten Körper das Oxygen des in größerer Menge gegenwärtigen Körpers allemal ein Vielfaches sey nach einer ganzen Zahl von dem Oxygen des in geringerer Menge vorhandenen. — „Es sey wahrscheinlich, daß wir mit Hülfe der aufgefundenen Gesetze viele Verbindungen durch bloße Berechnung werden bestimmen können.“ Umständlicher erzählt Hr. Berzelius seine mühsamen Versuche, das Verhältniß der Bestandtheile von Kali und Natron zu bestimmen. — Gründe, warum es mehr als wahrscheinlich sey, daß das Ammoniak Oxygen enthalte: — Bestimmung einer hypothetischen Reihe der verschiedenen Oxyde des Ammonium, das Hydrogen als Protoxyd desselben angenommen: Beantwortung einiger Einwürfe gegen den ange-

nommenen Sauerstoff: Gehalt des Wasserstoff: — Vorläufige Aufstellung eines Prinzips für die Bildung organischer Producte — dies und vieles andere findet der Leser in diesen gehaltreichen Aufsätzen.

Ueber die Bestandtheile organischer Körper lesen wir sehr merkwürdige Untersuchungen der Hrn. Gay, Lussac und Thénard in V. 7. S. 401. Höchst sinnreich ausgedachter Apparat, um vollständige Verbrennung der untersuchten Körper zu bewirken, und alle beim Verbrennen entbundene Gase aufzufangen. Die merkwürdigen Resultate der Zerlegung von 16 Pflanzkörpern waren: Alle Pflanzkörper, welche mehr Sauerstoff im Verhältniß zum Wasserstoff enthalten, als im Wasser vorhanden ist, sind Säuren; alle die des Sauerstoffs in erwähntem Verhältnisse weniger enthalten, sind harziger, ölig, alkoholartiger Natur; und endlich alle, welche Sauerstoff und Wasserstoff genau im Verhältniß des Wassers enthalten, sind Körper neutraler Art, wie Zucker, Stärke, Gummi, Holzfaser &c. — Wird also nicht das Wasser (oder doch dessen Bestandtheile) beim Akt der Vegetation ganz fixirt? Sind Sauerstoff und Wasserstoff im Zustande des Wassers in Pflanzkörpern vorhanden? Zucker und Stärke unterscheiden sich nach diesen Versuchen in ihren Bestandtheilen nur durch ein kleines Uebergewicht der letzteren an Kohlenstoff; wie mag sich hiernach die neuerdings erfundene und so allgemein bekannt gewordene Zuckerbereitung aus Stärke chemisch erklären lassen? Die thierischen Körper, die von ihnen untersucht worden, enthalten alle mehr Wasserstoff, als zum Wasser erforderlich, und mit der Menge des überschüssigen Wasserstoff nahm auch die des Stickstoffs zu; beyde fanden sich fast in gleichem Verhältniß, wie im Ammoniak. —

Prof. Stromeyer in Göttingen gibt Bericht von der ihm gelungenen Reduction der Kieselerde durch Kohle und Eisen; Gründe, warum sich behaupten lasse, daß in dem erhaltenen Silicium-Eisen die Kieselerde in metallischer Gestalt vorhanden sey; ihre Bestandtheile findet er 46 pr. Ct. Silicium und 54 pr. Ct. Sauerstoff (V. 7. S. 335 und V. 8. S. 233 und 321). — Daß der gelbe Eisen-Oxer ein Eisen-Hydrat sey, haben Hausmann (V. 8. S. 1) und

D'Aubuisson (V. 8. S. 41) fast zu gleicher Zeit entdeckt; Hausmann zeigt, daß der gelbe Eisen-Oxer eine chemische Verbindung sey von vollkommenem Eisen-Oxyd und Wasser, und zwar nach einem constanten Verhältnisse; und durch seine, so wie D'Aubuisson's und Berthier's (V. 8. S. 70) Untersuchungen und Analysen lernen wir die wahre Natur der so zahlreichen Classe von braunen und gelben Eisenerzen zuerst näher kennen, und müssen nun alle Eisenerze, die einen mehr oder weniger ins Gelbe fallenden Strich geben, für Eisens-Oxhydrate halten.

Banquellin's Versuch über die von einigen Metallen auf trockenem Wege verschluckte Schwefel's Menge (V. 9. S. 429) erklärt zuerst die große Abweichung in den bisherigen Angaben aus der befolgten Art zu verfahren: er erhielt Resultate, die denen von Pronst sehr nahe kamen, und nur beym Eisen (warum erklärt Banquellin) bedeutend abweichen.

Ueber den auffallenden Unterschied in der Wirkungsart des Knallsilbers und des Schießpulvers werden bey Gelegenheit des (V. 7. S. 64) erzählten traurigen Vorfalls mit dem Optikus Goldschmid Bemerkungen gemacht, welche sich auch durch die Howard'schen Versuche mit Knallsilber (V. 7. S. 75) bestätigen. Das Knallsilber wirkt ungleich schneller und gewaltiger, als Schießpulver; hingegen ist seine Wirkung in weit engeren Grenzen beschränkt. Die Ursache dieser Wirkungsart glaubt Howard in der Bildung und darauf erfolgenden augenblicklichen Coalescenz von Quecksilberdämpfen zu finden, wobey er jedoch irrt, wenn er vermuthet, die Quecksilberdämpfe möchten die Wasserdämpfe (beym Sieden beyder Flüssigkeiten unter nerley Luftdruck) um vieles an Expansivkraft übertreffen; da bekanntlich die Expansivkraft aller Dämpfe dann gleich ist. Ueber zu Unterstützung seiner Behauptung von ihm angeführte das von Newton: „daß diejenigen Theilchen von einander mit der größten Kraft zurückweichen, und am schwersten zu einander zu bringen sind, welche, wenn sie sich berühren, am leichtesten mit einander adhäriren“ dürfte sich passender anwenden lassen zur Erläuterung jener Beobachtung, daß die specifi-

sen Gewichte der Dämpfe um so geringer sind, je höher die zum Verdampfen erforderliche Temperatur ist.

Ueber den Zug bey Klein, Caros in Siebenbürgen liest man (V. 7. S. 1 fg.) die Berichte einer zu Untersuchung des dort hervorstechenden ewigen Feuers ernannten Commission: es ist eine aus dem Innern der Erde hervorstömende unzählliche Gasart, wahrscheinlich erzeugtes Kohlenwasserstoffgas.

Ueber die höchst merkwürdigen Entdeckungen des Hrn. Malus im Gebiete der optischen Wissenschaften finden wir V. 7. S. 109 einen lehrreichen Aufsatz, in welchem M. die Versuche genauer beschreibt, bey welchen das Licht durch Zurückwerfung polarisirt wird; und V. 8. S. 228 eine neue optische Erscheinung, die Polarisirung der Lichtstrahlen betreffend, welche die bisher entdeckten merkwürdigen Verschiedenheiten zwischen dem ursprünglichen und dem, vorzugsweise unter gewissen Winkeln, reflectirten Lichte noch vermehrt, und die Benennung „polarisirter“ Lichtstrahlen noch vollständiger rechtfertigt, indem der unter den gehörigen Bedingungen reflectirte Strahl, wie er von einem zweyten Spiegelglas aufgefangen wird, sich auf entgegengesetzte Weise verhält, wenn dieses zweyte Glas mit seiner Fläche nach Süden oder Norden, und wie es nach Osten oder Westen gelehrt ist; da er, in dem einen Fall vollständig, in dem andern gar nicht reflectirt wird: ferner, daß jedesmal, wenn ein Lichtstrahl polarisirt wird, man zugleich einen auf entgegengesetzte Weise polarisirten erhält, und daß überhaupt bey jeder Zurückwerfung oder Brechung des Lichtes, Strahlen polarisirt werden, deren Pole in Beziehung auf die Zurückwerfungs- und Brechungsebene bestimmt sind.

Den Reflexionswinkel, unter welchem Licht am vollständigsten polarisirt wird, fand Hr. Malus, da er ihn für viele Körper untersuchte, weder durch die brechenden, noch durch die gestreuenden Kräfte bestimmt. — Viot's Bericht über das Flintglas des Hrn. d'Artigues und die achromatischen Fernrohre des Hrn. Cauchoix (V. 7. S. 365) erzählt, wie es gelungen sey, die bisher in Frankreich der Verfertigung größerer Achromate immer im Weg

stehende Schwierigkeit, gutes Flintglas in größeren Quantitäten darzustellen, glücklich zu überwinden, und des Künstlers sinnreiches Verfahren bey Zusammensetzung der Linsen, die ihm so gut gelangen, daß seine Fernröhre in jeder Absicht eine Vergleichung mit den Dollond'schen ehrenvoll bestehen konnten. Was Benzenberg bey dieser Veranlassung über Verfertigung achromatischer Fernröhre und den Nutzen von Formeln und Berechnungen bey diesem Geschäft bemerkt (V. 8. S. 442), ist wohl sehr gegründet. — Ein sinnreich ausgedachtes und sehr nützlich Instrument, um an kleinen KrySTALLen die Winkel mit großer Genauigkeit zu messen, ist das von Wollaston erfundene und (V. 7. S. 357) beschriebene Reflections- Goniometer. — Ebenderselbe hat, veranlaßt durch die Beschreibung Ritters, als ob die unsichtbaren Sonnenstrahlen desorpydirend wirkten, die chemischen Wirkungen des Lichts auf Färbung und Entfärbung gewisser Stoffe näher geprüft, und vielmehr das Gegentheil gefunden. Der Herausgeber zeigt in einer Anmerkung, warum Sonnenstrahlen, welche das Hornsilber schwärzen, nach Davy's neuesten Ansichten, vielmehr für oxygenirend, als für desorpydirend zu halten seyen.

Was über Theorie des Lichts von den eigenthümlichen Ansichten Soldners in einem Briefe desselben (V. 9. S. 251) kurz angeführt wird, findet Rec. höchst beachtenswerth, und im Allgemeinen hat es ihn sehr befriedigt: nur ist, seines Erachtens, in dieser Theorie noch eine Lücke auszufüllen, und es scheint ihm, daß man nicht in gleichem Sinne sagen könne, ein Körper sey Licht geworden, in welchem wir sagen, er sey flüßig, dampf- oder luftförmig geworden, weil wir ja, bey aller Ausstrahlung des Lichtes von einem leuchtenden Körper, des letzteren vonderable Theile immer zurück behalten. — Die Mittheilung einer andern, umständlich entwickelten Theorie des Lichts und der Farben von Thomas Young (V. 9. S. 156) nach dem Vibrations-Systeme würden, bey der schwerfälligen und nicht selten der Klarheit durchaus ermangelnden Darstellung des Verfassers wohl mehrere Leser der Annalen, wie Rec., dem Herausgeber gern erlassen haben. Eben dieser Mangel an Klarheit trifft auch die zwey andern Young'schen Abhandlungen; Ueber

eine bisher noch nicht beobachtete Entstehung der Farben (V. 9. S. 206) und: Beschreibung einer Vorrichtung, um mittelst des Sonnen-Mikroskops die Farben dünner Platten darzustellen (V. 9. S. 205). Moßweide's Bemerkung über das von Young aufgestellte Gesetz ist sehr treffend. —

Da in Hrn. v. Öbste's Werk: „Zur Farbentheorie“ — auf das Phänomen, daß ein helles Rand auf dunkeln Grunde durch ein convexes Glas betrachtet, einen blauen, durch ein concaves, einen gelben Rand zeigt, als auf ein Grund-Phänomen aller Farben-Erscheinung bey der Refraction ein Haupt-Accent gelegt wird; so verlohnte es wohl der Mühe, zu zeigen, daß dieses Phänomen sich aus der Newton'schen Theorie nicht etwa nur auch erklären läßt, sondern daß alle verschiedenen Erscheinungen dabey, wie sie unter abgeänderten Umständen sich zeigen, und welche mit der Öbste'schen Erklärung durchaus nicht zusammen bestehen können, aus jener Theorie mit vollkommener Evidenz und Schärfe hervorgehen: welches alles in einem Aufsatz von F. L. Poselger (V. 7. S. 135) vollkommen genügend geleistet ist.

Euthbertson und Singer haben über die elektrische Kraft der Cylinder und Scheiben-Maschinen vergleichende Versuche angestellt (V. 9. S. 245), die im Ganzen den Cylinder-Maschinen überwiegende Vorzüge zusprechen. Vorzüglich interessant sind ihre Versuche über die in gleichem Verhältniß mit vermehrter Geschwindigkeit der Umdrehung zunehmende Kraft der Maschine, so daß dadurch ein Mittel angegeben ist, wie die Menge von Electricität, die ein Apparat in bestimmter Zeit herzugeben vermag, so weit vermehrt werden kann, als sich die Geschwindigkeit der Umdrehung verstärken läßt.

In V. 8. S. 121 findet man eine Beschreibung des großen elektrisch-galvanischen Zellen-Apparats der politechnischen Schule in Paris von 600 zusammengelötheten Platten, Paaren, jedes 122 Quadrat Zoll haltend, von den Hrn. Gay-Lussac und Thenard, und ihre Versuche mit demselben. Die elektrische Kraft der Säule sey wohl zu unterscheiden von ihrer chemischen Wirkung: als Maas der letzteren sey die erhaltene Gasmenge anzunehmen: denn diese war

immer um so größer, je besserer Leiter die Flüssigkeit in der Säule war; stärker bey Säuren, als bey Alkalien und Neutralsalzen, und bey den Säuren am stärksten, wenn sie mit einem Neutralsalz vermischt waren: völlig reines Wasser ließ fast gar kein Gas sich entwickeln. Ferner scheint die Gasmenge proportionirt den Kubikwurzeln aus der Plattenzahl, und den Oberflächen der Platten, bey zwey Säulen von gleicher Plattenzahl und ungleicher Plattengröße. Nächst dem Leitungsvermögen der gebrauchten Flüssigkeit hängt die chemische Kraft noch ab von der leichten Zersetzbarkeit derselben. Die Versuche über die Wirkungen der großen Batterie auf verschiedene Körper haben bis jetzt noch wenig interessante Resultate geliefert.

Ueber den Einfluß der Electricität auf das Blut und den Athmungsprozeß theilt D. Schädler (V. 9. S. 300) merkwürdige Versuche mit. Wirkungen der Electricität (verschieden bey positiver und negativer) auf das Coaguliren des Blutes; dabey auffallende Wärme; Abnahme; auch andere erwärmte Körper erkalten schneller, wenn sie elektrisirt werden. In anhaltend elektrisirter Luft sterben Thiere (zumal Säugethiere) unter einer Glasglocke früher, als in unelektrischer. — Die Bewegungen der sogenannten Pendel hat D. Renard in Mainz auf Veranlassung der neuesten Werke von Gerboin und Spindler einer Untersuchung unterworfen (V. 9. S. 101) und gefunden, daß nur der Einfluß, welchen die Augen unbemerkt auf die Fingerspitzen der freygehaltenen Hand äußern, das Pendel in Schwingung versetzt; indeß glaubt er, wenn das Pendel gegen entblößte Theile nervenschwacher Personen gehalten wurde, auffallende Sensationen, welche er der thierischen Electricität zuschreibt, wahrgenommen zu haben: Kataleptische seyen natürliche Clavierspieler, besäßen die Fähigkeit, bey Untersuchung aller Sinne, auf der Herzgrube und an den Finger- und Zehen-Spitzen Sinnes-Eindrücke zu empfangen u. s. w.

Ueber die durch Compression bewirkte Phosphorescenz der Körper finden sich Untersuchungen von Dessaignes (V. 7. S. 238). Nach ihm sind alle Körper fähig, durch Compression Licht zu entwickeln; es gelang ihm

mit Wasser; vielen andern Flüssigkeiten, auch mehreren festen Körpern. Daß dieses Licht nicht elektrischer Natur sey, folgert er, weil Elektrometer, die mit dem Innern seines Apparats in Verbindung standen, unempfindlich blieben. — Versuche zu Bestimmung der latenten Wärme mehrerer schmelzbaren Körper von Irvine (V. 8. S. 305). Die Resultate der — ihrer Natur nach schwierigen und mißlichen — Versuche lassen kein Verhältniß entdecken, nach welchem die latente Wärme sich richtete, nur daß sie im Allgemeinen mit der Strenghäufigkeit zuzunehmen scheint. Aus den Gipsischen Versuchen über die Ausdehnung des Wassers hat Eytelwein (V. 9. S. 221) ein allgemeines Gesetz auszumitteln versucht; die von ihm aufgefundenne Formel (wie man es anzustellen habe, um eine solche zu finden, zeigt er zureichend) stimmt mit den Versuchen sehr gut überein, kann aber freilich, da diese nur bis zur Temperatur von 22° R. reichen, noch nicht für ein allgemeines Gesetz angenommen werden. — Prof. Eralles in Berlin theilt seine in Auftrag der höchsten Staatsbehörden angestellten Untersuchungen mit über die specifischen Gewichte der Mischungen von Alkohol und Wasser nebst Tafeln für Gebrauch und Verfertigung von Alkoholometern (V. 8. S. 349). — Die mit großer Sorgfalt angestellten Versuche werden umständlich beschrieben, zuletzt auch noch von den im gemeinen Gebrauch üblichen Spindeln gehandelt, mit Vorschriften zu deren Verfertigung und Gebrauch. Eine solche Spindel von der besseren Art ist das (V. 8. S. 432) von Fletscher beschriebene Atkinische Aräometer.

Die von Englefield (Annalen V. 14.) behauptete Einwirkung des Schalles aufs Barometer wird von Venzenberg durch Versuche widerlegt (V. 9. S. 129). So findet sich auch die paradoxe Behauptung Baders über den Widerstand, welchen die Bewegung der Luft in langen Röhren leiden soll, widerlegt durch die ebenfalls angestellten Versuche von Lehot, Desormes und Element (V. 9. S. 142), aus welchen sich unter andern ergab, daß ein Druck von nicht mehr als $1''$ bis $1\frac{1}{2}''$ Wasserhöhe hinreichend sey, um in einer $9''$ weiten Röhre auf eine Entfer-

nung von 1380' einen merkbaren Wind hervorzubringen. — Eine Tafel über die Geschwindigkeit des Schalles nach Theorie und Erfahrung für alle Wärmegrade von 10° bis 30° R. von Benzenberg (V. 9. S. 136). Die Differenz zwischen der nach Theorie und nach Erfahrung bestimmten Geschwindigkeit wächst mit der Wärme; für die hier angegebenen Wärmegrade von 162' bis 177'.

Ein, von ihm angegebenes, besonders zum Kriegsgebrauch eingerichtetes Horchrohr beschreibt Prätorius (V. 9. S. 150). Versuch über das Tönen der Gasarten von Kerp und Merrit (V. 9. S. 438). — Thatsachen und Bemerkungen zu Erklärung des Bauchredens von Gough mit Zusätzen des Herausgebers (V. 8. S. 95), welche, nach Äußerungen des Hrn. Charles, eines Virtuosen in jener Kunst, das Ungenügende der Goughschen Erklärung darthun, und bemerken, daß eine befriedigende Theorie der sogenannten Bauchsprache nicht erwartet werden könne, bevor wir nicht über das Entstehen der menschlichen Stimme überhaupt mehr Aufschlüsse haben werden.

Ein sehr einfaches und wohlfeiles Reise-; Barometer von Englefield (V. 8. S. 249). Anweisung zum Gebrauch desselben, vermittelt seiner Tafeln. — Oltmans hypsometrische Tafeln für Höhen-; Bezeichnungen nach der Laplace'schen Formel (V. 8. S. 278) geben in sehr compendibler Kürze eben so genaue Resultate, als die Fundamentalformel. So hat auch Thorner die v. Lindenauischen Tafeln auf wenig Seiten darzustellen versucht V. 9. S. 468. Noch kürzer zusammengedrängt ist die d'Aubuisson'sche Hilfstafel für das Höhenmessen mit dem Barometer (V. 8. S. 271 und V. 9. S. 123). — Bemerkungen von Benzenberg in Beziehung aufs Höhenmessen mit dem Barometer (V. 9. S. 451).

Von herabgefallenen Meteorsteinen findet sich Nachricht (V. 7. S. 349). — Allgemeine Resultate seiner zu Karlsruhe angestellten Witterungsbeobachtungen gibt Schumann (V. 9. S. 442). — Einladung zu Beobachtung von Sternschnuppen, Feuerkugeln u. s. w. von Brandes (V. 7. S. 351). Daß das Knistern des

Nordlichts ein Währchen sey, zeigt Patrin V. 7. S. 340. Das Nordlicht hält er für ein durch die im Winter um den Pol angehäuften Electricität verursachtes Verbrennen der in den höhern Luft-Regionen beständig aus dem heißen Himmelstrich polwärts strömenden entzündlichen Gasarten.

Mancherley in Technologie u. s. w. einschlagende interessante und belehrende Aufsätze finden sich ebenfalls in diesem Jahrgang. Montgolfer's ökonomisches Verfahren, Flüssigkeiten ohne Feuer verdunsten zu lassen V. 7. S. 117. — Heizung und Trocknung durch Wasserdampf, von Buchmann V. 8. S. 119. Eine künstliche Steinmasse von Curaudan (V. 9. S. 243). Rumford's Versuche über die Vortheile breiter Rutschräder (V. 8. S. 331). Verfertigung einer unauslöschlichen Dinte von Scheldrake (V. 8. S. 338) und Versuche über unsichtbare Schrift von Wagenmann (V. 8. S. 340). — Vergleichende Untersuchungen von Henry über das Englische und das ausländische Kochsalz (V. 7. S. 131). Die von Schimmering angegebene Idee eines elektrischen Telegraphen wird von Prätorius als unausführbar angefochten (V. 9. S. 116), wogegen sich Schimmering (V. 9. S. 478) vertheidigt, und darthut, daß manches dort als unmöglich angegebene in der Wirklichkeit ausgeführt sey. — Eine sehr wohlfeile Wasserhebungs-Maschine von Sarjeant (V. 7. S. 354). — Ein Gebläse zum Lethrohr mit Hülfe des Luftrohrs von Lüdike (V. 8. S. 317) und nähere Angabe der innern Einrichtung desselben von Brede (V. 9. S. 347).

Annalen der Physik. Neue Folge. Herausgegeben von L. W. Gilbert, Dr. der Philos. u. Med. Ord. Prof. der Physik zu Leipzig u. s. w. 10. 11. 12. Band. Leipzig bey Joh. Ambros. Barth. 1812.

Aus diesem Jahrgange gedenkt Rec. zuvörderst der zweiten und dritten Fortsetzung von Hrn. Professor Berzelius interessanten und lehrreichen Versuchen, die bestimmten und einfachen Verhältnisse aufzufinden, nach welchen die Bestandtheile der unorga-

alschen Natur mit einander verbunden sind (S. 10. S. 162 und 236). Zuerst Untersuchungen über Salpetersäure und salpetersaure Salze, aus welchen folgt, daß, wenn der bereits durch viel Beispiele bestätigte Satz, daß allezeit das in der Säure eines zusammengesetzten Salzes enthaltene Oxygen ein Vielfaches nach ganzer Zahl von dem in der Basis enthaltenen ist, für ein allgemeines Gesetz angenommen werden kann, eben daraus hervorgehn würde, daß der Stickstoff nicht einfach, sondern ein Oxyd des Ammoniaks ist: auch wird Hr. G. durch seine Untersuchungen in der Annahme bestärkt, daß das Hydrogen ein Oxyd sey. In den basischen salpetersauren Salzen hingegen scheint der Stickstoff sich als einfach zu verhalten. Salpetrige Säure sey eine selbstständige Säure, nicht bloße Verbindung von Salpetersäure mit Salpetergas. In der dritten Fortsetzung ist die Rede vornehmlich von den Verbindungen des Wassers. Bemerkungen über die Unmöglichkeit, mehrere Säuren ohne Wasser darzustellen (Schwefel- und Salpetersäure so gut als Salzsäure), und über das Krystallwasser der Salze, das von dem bey der Verknüpfung entweichenden, nur mechanisch eingeschlossenen Wasser wohl zu unterscheiden sey. Weinstein, Citronen- und Sauerkeesäure seyen ohne Wasser ebenfalls nicht darstellbar: gleich ihnen enthielte auch Kalk und Magnesia das Wasser in zwey verschiedenen Zuständen, so daß die eine Portion sich durchs Gläßen nicht austreiben lasse. Gelegentlich eine interessante Idee, wie man vielleicht dahin gelangen könne, jede chemische Verwandtschaft in Zahlen auszudrücken, und mit der Schwerekraft zu vergleichen. Fernere Versuche über mehrere Hydrate: über das Krystallwasser in Neutralsalzen: das Oxygen desselben sey stets ein Multiplum oder Sub-Multiplum nach ganzer Zahl von dem Oxygengehalte der Basis, und überhaupt sey in Verbindungen von mehreren Körpern das Oxygen desjenigen, der davon am wenigsten enthalte, in der Oxygenmenge eines jeden der übrigen Bestandtheile nach einer ganzen Zahl enthalten. Untersuchungen der Gesetze für die Bildung von basischen Salzen; von Doppelsalzen; dabey gelegentlich eine nähere Bestimmung des immer noch in mancher Absicht schwankenden Begriffes von Neutralität einer Verbindung. (Ueber die Doppelsalze)

[sonst Trübsal] Salze ist Gay, Lussac laut den V. 10. S. 31 mitgetheilten Resultaten seiner Untersuchung auf abweichende Ansichten geführt worden.) Zum Schluß stellt der Verf. in einer kurzen Uebersicht die merkwürdigen Resultate seiner bisherigen Untersuchungen zusammen: möchten nur ähnliche mühsame Versuche, von welchen sich für eine streng wissenschaftliche Begründung der Chemie so Großes hoffen läßt, von recht vielen gründlichen Chemikern vielfältig wiederholt werden! Der V. 12. S. 37. mitgetheilte Versuch einer Lateinischen Nomenklatur für die Chemie, von ebendemselben wird auch für denjenigen nicht ohne Interesse seyn, der über Ansichten und Benennungen mit dem Verf. nicht gleicher Meinung seyn möchte. In zwey Schreiben desselben Verfassers an den Herausg. (V. 12. S. 276) werden uns seine Ansichten mitgetheilt, zuerst über die Oxydationsstufen des Eisens (in Beziehung auf Hrn. Gay, Lussacs desfallsige Untersuchungen (V. 12. S. 265), welcher drey wesentlich verschiedene Eisenoxyde angenommen hatte, welche Annahme Hr. Berzelius zufolge seiner Proportionenlehre für unrichtig und das schwarze Oxyd für eine Mischung aus rothem und weißem hält: dann über einige neue Metall-Oxyde und Schwefel-Metalle; und nun eine Kritik der Davy'schen Hypothese über das oxygenirte salzsaure Gas, die durch keine directen Versuche bestätigt werde (denn alle dergleichen ließen sich eben so wohl nach der alten Ansicht erklären), und hingegen aller Analogie widerspreche: zuletzt von einer merkwürdigen Erscheinung bey einigen spitzglanzsauren Metallsalzen, die bey völligem Rothglühen mit lebhafter Flamme verbrennen. Klar und kurz zusammengefaßt finden sich die Hauptpunkte der Streitfrage über Einfachheit oder Zusammensetzung der oxygenirten Salzsäure in den Bemerkungen Berthollet's über Davy's Hypothese (V. 12. S. 299). So gewiß Hrn. Davy zugegeben werden muß, daß der Oxygeengehalt seiner Chlorine noch durch keinen einzigen direkten Versuch erwiesen ist, so ist es seine entgegengesetzte Behauptung doch auch nicht: und daß die alte Ansicht alle Analogie für sich habe, während man nach den neuen Zersetzung und Zusammensetzungen des Wassers, die kein bestimmtes Merkmal anzeige, Oxydationen und Desoxydationen, bloß der Hypothese zu lieb annehmen müsse, scheint das wohl mehr für die alte Hypothese, daß die oxygenirte Salzsäure gleich andern Säuren aus Oxygen und einem Radikal zusammengesetzt sey, zu sprechen. Eine Beantwortung John Davy's gegen einige Einwendungen des Hrn. Murray lesen wir 10. Bd. und zugleich über eine neu entdeckte Gasart, die beym Erhitzen von oxyg. salzf. Gas auf Kohlenstoff-Oxyd entstehe.

(Der Beschluß folgt.)

Jahrbücher der Litteratur.

Annalen der Physik. Herausgegeben von L. W. Gilbert.

(Beschluß der in No. 73. abgebrochenen Recension.)

Für die nähere Kenntniß der verschiedenen bey Destillation der Pflanzenkörper entstehenden brennbaren Gasarten, deren exakte Analyse bekanntlich großen Schwierigkeiten unterworfen ist, finden sich in diesem Jahrgang einige schätzenswerthe Beyträge. Von Wilh. Henry eine Beschreibung seines zu dem Ende ausgedachten sinnreichen Apparats B. 12. S. 359 und die Resultate mehrerer von ihm angestellten Versuche, besonders um die in England zur Erleuchtung im Großen angewandten Gasarten aus Steinkohlen zu prüfen, deren specifisches Gewicht und Verbrennlichkeit nach Verschiedenheit der Kohlen sehr variiert. Henry's Analyse des dargezeugenden Gas at Theod. v. Saussüre (12. 449) einer sorgfältigen Prüfung und Berichtigung durch neue Versuche unterworfen, welche erthun, daß dieses Gas unter den verschiedenen kohlenstoffhaltigen brennbaren Gasarten fast allein von Oxygen frey und so das wahre Kohlenwasserstoffgas ist, und daß, an specifischem Gewicht der atmosphärischen Luft ungefähr gleichkommend, aus ungefähr 85 pr. Ct. Kohlenstoff und 15 pr. Ct. Hydrogen bestehe. — Ueber die in so vieler Hinsicht merkwürdige Blausäure hat Hr. Gay Lussac interessante Entdeckungen gemacht (10. 229). Sie ist in reinem Zustande eine permanent elastische, sondern tropfbare Flüssigkeit, aber hitziger als Aether; farblos und wasserhell; gefriert bey 15° Cent. Merkwürdige Erscheinung, daß ein Tropfen der Säure durch die von ihm selbst erregte Verdunstungskälte zum Erstarren gebracht wird. — Von Ebendemselben Bemerkungen über den Niederschlag des Silbers durch Kupfer, nicht absolut eine Legirung beyder Metalle sey; die ersten Theile seyen reines Silber, und es scheine, daß beyde durch

das Hydrogen vermittelst eines galvanischen Processes reducirt werden (11. 226). Die Schwefelwasserstoff-Alkalien werden, nach ihm, von den meisten Metallen zersetzt: was dabey entstehe? (11. 328) Anderswo (12. 272) zeigt Hr. Gay-Lussac, daß alle Metalle sich unter den gehörigen Umständen durch Schwefelwasserstoffgas niederschlagen lassen; nämlich aus den Auflösungen in Alkalien, und überhaupt aus allen Auflösungsmitteln, die schwächer sind, als die meisten mineralischen Säuren. — Als das sicherste und leichteste Mittel, das Hornsilber regulinisch darzustellen (wo es auf absolut genaue Bestimmung des Silbergehalts in kleinen Quantitäten ankommt), wird von Dr. M. W. Fischer (12. 90 und 230) die galvanische einfache Kette empfohlen. Merkwürdige Erscheinung von Feuchtigkeit bey der Zersetzung des zwischen einer Zink- und Kupferplatte gebrachten Hornsilbers, die der Davyschen Hypothese nicht günstig sey. Ein Versuch, bey dem sich Eüchlorine bilden. Dieses Gas sey zuerst von einem Deutschen Naturforscher wahrgenommen worden (12. 235).

Ueber den Zustand des Eisens in den Mineralquellen von Bath: von Gibbs (12. 347). Analyse des Wispfels, von Chevreul (11. 332), er zeige ein festes Mischungsverhältniß, und sey wahrscheinlich Verbindung von Arsenik mit Schwefeleisen im Minimo.

Von ebenenanntem Französl. Chemiker werden genau Analysen des Wadts, Indigs, Blauholzes mitgetheilt (11. 345. 12. 145, 221 u. 315). Der Extractivstoff in verschiedenen Pflanzen sey keinesweges ein Bestandtheil von einerley Beschaffenheit: der des Wadts, auflöslich in Alkali, sey Verbindung eines vegetabilisch-thierischen Stoffs mit reinem gelben Pigment und einer Säure. Die Wadtpflanze und vermuthlich noch mehrere, enthalten einen wahren, schon völlig gebildeten Indig. Reiner Indig ist ihm ein unmittelbarer Bestandtheil der Pflanzen, der im Minimum der Oxydation weiß, die Schwefelsäure nicht färbt; im Maximum purpurfärbig die Schwefelsäure blau färbt, sich auf glühenden Kohlen in einen purpurfärbigen Rauch verflüchtigt, und in glänzenden purpurfarbenen Nadeln krystall-

Art. — Der Farbestoff (der sich den Farbehölzern schwer ganz entziehen lasse) bestehe beym Blauholz aus zwey verschiedenen Körpern: einem krystallisirbaren, in Wasser und Alkali auflösliehen, fe röthlich färbenden, den er Hématine nennt; einem unaufslösliehen, braunen, den thierischen Stoffen verwandten Eigenschaften der Hématine, und wie er sie für sich darstelle. — Ein Auszug aus Dr. Heinrich's Anweisung zur Indig; Vereitung aus Waid in B. 12. S. 328. Es komme vornehmlich darauf an, von den zwey im Waid enthaltenen Farbestoffen den blauen ganz auszugiehen, und rein von dem gelben zu scheiden: hiezu sey die von ihm empfohlene und umständlich beschriebene Methode dem gewöhnlichen Verfahren durch Vöhrung vorzuziehen.

Wauquelin's Analyse der Eyserschalen (12. 208) (die außer kohlensaurem Kalk auch kohlensaure Magnesia, phosphorsauren Kalk, Eisen und Schwefel enthalten). Der Gehirnsuhstanz des Menschen und einiger Thiere (12. 355), die zu $\frac{4}{5}$ aus Wasser besteht; des Pflanzenschleims (12. 140), der sich vom Gummi unterscheide durch eine bedeutende Menge Stickstoff, die wahrscheinlich einem dem thierischen Schleim ähnlichen Körper angehöre. Milchwucker unterscheidet sich nach den Hrn. Bouillon La Grange und Vogel (12. 135) wesentlich von Zucker und Gummi, ist auflöslieh in Wasser, aber nicht in Weingeist und Aether, und unfähig, in wenige Vöhrung zu gerathen. Ueber die aus Milchwucker und aus Gummi. bereitete Schleimsäure vergleichende Versuche von Laugter (12. 228). Ueber die neuersdings so allgemein besprochene Verwandlung der Stärke in Zucker liest man in 12. 123 einen Aufsatz von Vogel mit einem Vorbericht des Herausgebers. Noch sey es nicht aufgeklärt, wie eigentlich bey diesem Verwandlungsprozeß die Schwefelsäure wirkt? Sie selbst scheint nicht zersezt zu werden, und nehme man an, daß sie auf ähnliche Weise wirke, wie bey der Bildung von Aether aus Alkohol, so frage es sich, warum die Schwefelsäure grade der Stärke mit Vorbeygehung des im Uebermaaß vorhandenen Wassers Oxygen und Hydrogen im Verhältniß der Wasserbildung entretze? Uebrigens zeigt Vogel, daß in dem aus der Stärke gebildeten Syrup neben

wahrem Syrup eine bedeutende Menge von Gummi enthalten sey. Analyse einiger Mineralien; des Sodalits (10. 98) und Alonits (12. 115) von Thomson. In letzterem das Oryd eines neuen Metalls, Junonium: des Konitz von Stromeyer: Haug über den Chrysoberyll aus Connecticut 11. 53. und zugleich Bemerkungen über die Unsicherheit der äußern Kennzeichen der Mineralien.

Von Gay, Lussac's Untersuchungen über die Zerfließbarkeit der Körper enthält dieser Jahrgang bloß einen kurzen Abriss 12. 117, der uns die Abhandlung selbst mit Verlangen erwarten läßt. Der Verf. will das Phänomen der Zerfließbarkeit auf allgemeine Gesetze zurückzuführen suchen, nach denen sich leicht bestimmen lasse, welchen Körpern diese Eigenschaft zukomme, wie sie mit der Temperatur sich ändere, und bey welchem Hygrometergrad sie sich zu äußern anfange?

Den Aufsatz des Prof. Ermann über einige theoretische Modificationen der Dalton'schen Hygrologie und über die practische Anwendbarkeit seiner Hygrometrie (10. 389) las Rec. mit dem lebhaften Wunsch, den interessanten Gegenstand von diesem Verfasser noch weiter untersucht und bearbeitet zu sehen. Je klarer man einseht, wie eine consequente Verfolgung der Anti-Auflösungstheorie auf Daltons Ansichten führen mußte, und je stärker doch zugleich die von Dalton nur durch die unmöglichsten Hypothesen einer seltsamen Atomistik beseitigten Einwendungen gegen diese Ansicht in die Augen springen; um so unwiderstehlicher drängt sich die Frage auf nach dem Gesetz für das gemeinschaftliche Daseyn mehrerer expansibler Flüssigkeiten in einem Raume, auf welche unsre Physik noch nicht befriedigend zu antworten weiß. Von Daltons großem Verdienst um die Hygrometrie durch Angabe einer directen Methode, um die Menge des in der Atmosphäre vorhandenen Wassers zu finden, und von einer practischen Schwierigkeit in ihrer Anwendung: sehr auffallende Anomalien zeigten sich bey den Beobachtungen, wahrscheinlich von dem höchst veränderlichen Luftzug herrührend; Daltons Methode werde daher in der Anwendung so lang unsicher seyn, bis wir Mittel gefunden

haben, in jedem einzelnen Fall den Luftzug zu reguliren oder zu messen.

Der Dalton'schen Theorie bestimmend untersucht Benzenberg (12. 155) ihren Einfluß auf verschiedene Lehren der Physik: auf die Lehre von der Geschwindigkeit des Schalls; es sey wahrscheinlich, wenn Dalton Recht habe, daß eine jede der einzelnen Atmosphären, aus welchen unsre Atmosphäre besteht, den Schall für sich allein fortpflanzen, und man deshalb eben so viel verschiedene Schälle, oder — weil diese sich nicht bestimmt unterscheiden ließen — einen gewisse Zeitlang fortdauernden Schall hören müßte. Er maß die Dauer einer Schallwelle, die er indeß nicht ganz so groß fand, als sie dieser Theorie nach hätte seyn müssen. Merkwürdig ist es immer, daß die Dampf-Atmosphäre, durch welche man den ersten Schall hören müßte, nach jener Theorie den Schall genau in der durch Erfahrung wirklich gegebenen Zeit fortpflanzt. Dalton's Theorie, auf die Lehre vom Höhenmessen angewandt, würde in der Formel eine nicht ganz unbedeutende Correction nöthig machen, die bey einer Höhe von 17000 Fuß 318 betragen, weiterhin wieder abnehmen würde. So würde nach jener Theorie auch das quantitative Verhältniß zwischen den verschiedenen Bestandtheilen der atmosphärischen Luft sich mit der Höhe verändern, und wenn die Luft an der Erdoberfläche 21 p. C. Sauerstoffgas enthielte, würde sie nach Benzenberg's Berechnung in 20,000' Höhe nur noch 19, 20 p. C. enthalten. Wenn man gleichwohl in allen Höhen den Sauerstoffgehalt der Luft gleich groß gefunden habe, so rühre dies bloß daher, weil nach Dalton's Theorie überhaupt alle unsre eudiometrische Versuche, insofern bey ihnen die zu prüfende Luft durch gewöhnliches Wasser gesperrt wird, nur eine Analyse der im Wasser unsrer pneumatischen Wannen enthaltenen Luft seyn könne. (Aber, bemerkt der Herausgeber sehr treffend — dann würde es überhaupt unmöglich seyn, irgend eine Gasart durch Wasser gesperrt zu erhalten, ohne daß sie nach einiger Zeit 21 p. C. Sauerstoffgas enthalten müßte: eine Behauptung, der alle Erfahrung widerspricht.) — Auch die Lehre von der astronomischen Strahlenbrechung würde durch Anwendung der Dalton'schen Theorie eine viel

zusammengesetztere Gestalt erhalten. In einem Anhang erklärt sich Hr. Venzenberg, warum er die bey der Formel für Höhenmessen anzuwendende Correction für die Wärmeannehme $= \frac{1}{213} - \frac{1}{4330} + \frac{1}{4330}$ für jeden Grad R., mit Bezug auf seinen deshalb mit Hrn. v. Lindenau geführten Streit. Der Punct, auf welchen es hier ankommt, hätte sich aber, nach Rec. Dafürhalten, kürzer, deutlicher und — was die Hauptsache ist, — richtiger darstellen lassen: denn unrichtig ist es, daß sich bey 10° R. die specifischen Gewichte von Luft und Quecksilber verhalten sollen,

$$= 1 : 10494. (1 + \frac{10}{213} - \frac{10}{4330}.)$$

Sie verhalten sich $= 1 : 10494. \frac{1 + \frac{10}{213}}{1 + \frac{10}{4330}}$: und die

daraus gefundene Correction muß heißen :

$$10494. \frac{(1 + \frac{10}{213})(1 + \frac{10}{4330})}{1 + \frac{10}{4330}} : \text{d. h. } 10494. (1 + \frac{10}{213})$$

Ueber Schall-Geschwindigkeit finden sich in diesem Jahrgang von Hrn. Dr. Venzenberg noch mehrere interessante Versuche mitgetheilt. Zuerst: bey hohen Temperaturen (12. 1), wo die Versuche mit dem, was die Theorie fodert, ziemlich genau übereinstimmen. Ferner: in verschiedenen Luftarten (12. 12) eine Wiederholung der nicht gehörig beachteten Ehladtschen Versuche, aus der Höhe der Töne, die eine Orgelpfeife mit verschiedenen Gasarten angibt, die Schall-Geschwindigkeit in denselben und daraus ihre specifische Elasticität zu beurtheilen: letztere läßt sich allein auf diesem Wege mit Sicherheit bestimmen. Daß übrigens Hrn. Venzenbergs Resultate nicht für zuverlässig zu halten seyen, weil er auf völlige Reinheit der Gasarten nicht Rücksicht genommen habe, wird vom Herausg. mit Recht bemerkt. Aus den Versuchen über die Geschwindigkeit des Schalls in Wasserdämpfen (12. 30), wo Erfahrung und Newtons Theorie einstimmige Resultate geben, zieht Hr. Venzenberg die Folgerung, daß die Geschwindigkeit des Schalls in Wasserdämpfen nicht beschleunigt werde durch die vermög der Compression frey werdende Wärme, auf deren Rechnung bekanntlich Laplace den Unterschied zwischen Theorie und Ex-

fahrung von 166' bey der atmosphärischen Luft setzen zu müssen glaubt.

Hr. Commiss. Rath v. Basse theilt aus seiner Widertregung der Kantischen metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft, durch welche „er das leichte Manichäerspiel des ursprünglichen Dualismus anziehender und abstoßender Kräfte an seinen gehörigen Ort als abentheuerlichen Wortkram verwiesen zu haben glaubt,“ ein Bruchstück mit (10. 431) mit der Ueberschrift: „unendlich große Kräfte sind möglich, ohne daß wir als solche sie wahrnehmen können.“ Rec. getraut sich nicht zu behaupten, daß er den Verfasser, dessen Manier zu beweisen ihm etwas sonderbar schwerfälliges zu haben dünkt, gehörig verstanden habe, und hält daher seine Bemerkungen über diesen Aufsatz um so eher zurück, da dieselben ohnehin für diesen Ort zu weitläufig werden möchten.

In der Kenntniß der wichtigen neuen Entdeckungen des Hrn. Malus über die Polarisirung der Lichtstrahlen werden wir durch eine Reihe in diesem Jahrgang 10. 117 mitgetheilte Aufsätze weiter geführt. Der erste: „über die Erscheinung, welche die Zurückwerfung und Brechung des Lichts begleiten lehrt uns näher die an bestimmte Winkel und Richtungen gebundenen Bedingungen der vollständigen oder nur theilweisen Polarisirung kennen: zuerst, was sich bey dem auf ein unbelegtes Spiegelglas unter stets gleichbleibendem Winkel von $35^{\circ} 25'$ auffallenden senkrechten Strahl bey der Drehung des Spiegelglases in Abicht des zurückgeworfenen und gebrochenen Lichtes für Veränderungen ereignen; die verschiedenen dabey vorkommenden Maxima und Minima in Hinsicht des zurückgeworfenen sowohl als des gebrochenen Strahls, und bey letzterem wieder des gewöhnlich und des ungewöhnlich gebrochenen. Ferner die Erscheinungen, wenn bey veränderlichem Aufalls Winkel die Einfalls, mit der Mittags Ebene stets einen Winkel von 45° macht: sodann die Erscheinungen, wenn man einen Metallspiegel an die Stelle des unbelegten Spiegelglases setzt: und endlich die aus den Versuchen mit voller Evidenz sich ergebenden Folgerungen: daß alle Körper ohne Ausnahme das unter einem gewissen Winkel

zurückgeworfene Licht vollständig polarisiren, während aber auch unter diesem Winkel das Licht diese Modification nur auf eine unvollständige Weise annimmt, und daß diese Modification genau zusammenhängt mit denjenigen Kräften, welche Zurückwerfung des Lichtes bewirken, weshalb die mehr Licht zurückwerfenden Metalle auch mehr davon polarisiren. In dem folgenden Aufsatz des Hrn. Malus (S. 132) gibt derselbe eine sinnreich ausgedachte Methode an, wie sich an Körpern, die keine Spur einer primitiven Gestalt mehr zeigen, die Axe der Krystallisation und Brechung auffinden läßt, wobei man zugleich erkennt, ob ein Körper das Vermögen der doppelten Brechung besitzt. Hr. Malus fand, daß nicht nur alle durchsichtige Mineralien und sämtliche krystallisirbare chemische Präparate (außer die in Würfeln und regelmäßigen Oktaedern krystallisirenden), sondern auch alle vegetabilische und thierische Körper, so viel er deren untersuchte, mit dem Vermögen der doppelten Brechung begabt sind. — Wie der Isländische Krystall, von welchem ein Prisma in der Axe eines Fernrohrs angebracht wird, als Winkel und Distanzmeßer dienen könne; von Rochon 10. 141. Eine ganz neue, in ihrer weiteren Verfolgung noch wichtige Aufschlüsse versprechende Entdeckung wird uns von Hrn. Arago mitgetheilt, über eine eigenthümliche Modification, welche Lichtstrahlen beim Durchgehen durch gewisse durchsichtige Körper erleiden 10. 145: welche besteht in einer beim Durchgang des polarisirten Lichts durch gewisse Körper, Glimmer, Selenit u. hervorgebrachten Spaltung des Lichtstrahls in zwei entgegengesetzte, zum Weiß sich ergänzende farbige Bilder, deren Veränderungen und Maxima mit den von Hrn. Malus bestimmten Polaritäts-Erscheinungen in genauem Zusammenhange stehen.

Ueber des Hrn. v. Güthe Werk: „zur Farbenlehre“ wird 10. 103 der Bericht eines anonymen Französi. Physikers mitgetheilt, worin durch gedrängte Darlegung der Hauptsätze jenes Werks das Wahre und Unbestimmte in der Theorie des Verfassers gezeigt wird. — Zur Geschichte der optischen Wissenschaften liefert eine Vorlesung von Hrn. Dalmberg über die Optik des Ptolemäus 10. 371 mit

Zusätzen vom Prof. Mollweide 460 einen nicht unwichtigen Beytrag.

Einen elektrischen Versuch in Beziehung auf die Aehnlichkeit und Verschiedenheit zwischen $+E$ und $-E$ theilt Prof. Munke mit (11. 93) (von welchem wir auch 12. 387 nicht uninteressante Bemerkungen über verschiedene physikalische Gegenstände lesen). Wilson's Condensator und zugleich Duplicator der Elektricität 12. 376 scheint ein sehr gut ausgedachtes Instrument, an welchem Hr. Wilson die merkwürdige Beobachtung machte, daß die von sich selbst im Instrument entstehende Elektricität allezeit positiv war, es mochte ihm zuletzt $+E$ oder $-E$ mitgetheilt worden seyn. — Versuche von Dr. Masse über den Einfluß der Elektricität auf die Staubsäden der Berberis vulgaris (11. 392), welche er der Einwirkung der Säule aussetzte, und fand, daß sich unzweifelhaft durch Kraft der Elektricität in jenen Theilen Bewegung hervorrufen ließe, vornehmlich wenn das Blüthen-Ende mit dem $-$ Pol, das Stiel-Ende mit dem $+$ Pol verbunden war.

In den ganz vorzüglich interessanten Aufsätzen dieses Jahres gehören Prof. Hermann's Muskular-Contraction 10. 1, ein wichtiger Beytrag zu der großen und schwierigen Aufgabe die Erscheinungen der Muskular-Contraction zurück zu führen auf anderwärts bekannte Gesetze der Physik und Chemie. Zuerst scharfsinnige Bestimmung dessen, was allein wesentlicher Charakter der Muskular-Turgescenz sey; und daß man bisher den Uebergang aus dem Reiz, als chemischer Action, in mechanische Kraft-Außerung — grade das Schwierigste für die Erklärung — ganz übersehen habe. Was Hr. E. bescheiden „einen edhen Versuch“ nennt, um dem Zusammenhang beyder Classen von Erscheinungen nachzufahren, zeigt eine auf jeden Fall höchst merkwürdige Analogie zwischen den Erscheinungen eines Systems von unorganischen Körpern und den Muskular-Contractionen unter Einwirkung der in der Säule erregten Elektricität. Die in dieser Hinsicht schon früher vom Verf. angestellten Versuche zeigen in ihrer neuen Zusammenstellung an den Erscheinungen der Adhäsions-Platte ein überraschend ähnliches Bild von demjenigen, was bey

einem galvanisch gereizten Muskel wahrzunehmen ist. Die weiteren Versuche, ob Veränderung des Volumen beim Muskel in dessen verschiedenen Zuständen wahrzunehmen sey, wiesen aus, daß eine jede Schließungs- und Trennungs-Contraction mit einer instantanen Volumens-Verminderung verbunden ist: daß aber während des Geschlossenseyns der Muskel gleiche Dimensionen zeigt, wie im natürlichen Zustande, doch bey fortwährendem innern Wechsel seiner Cohäsions-Zustände, der sich zwar nicht durch eine sichtbare Verminderung des Volumens, wohl aber durch Wahrnehmungen des Gemeingefühls und einer „pseudo-akustischen Sensation“ darthun läßt: Beobachtungen, welche zu dem merkwürdigen Schluß berechtigen, daß bey der durch den Willen bestimmten anhaltenden Turgescenz der Muskeln eben so ein Wechsel von partiellen Contractionen und Relaxationen statt finde, wie in den Cohäsions-Phänomenen eines unorganischen Systems in der galvanischen Kette. Bei uns die Störung des chemischen Gleichgewichts bey galvanisch gereizten thierischen Theilen zu denken haben, darüber verspricht der Verf. uns ein andermal Aufschlüsse mitzutheilen, die gewiß allen Lesern der Annalen höchst willkommen seyn werden. — Von den zunächst folgenden Bemerkungen von W. Hyde Wollaston 10. 31 treffen die ersten von der Dauer der Muskel-Thätigkeit ganz mit den Ermannungen zusammen. Dann über die Seerkrankheit, wo mit vieler Wahrscheinlichkeit die Ursach. des Uebelbefindens in dem bey dem Herabgehen des Schiffs verminderten Druck des Luft auf die Gefäße und daher entstehenden Reaction aufs Gehirn gesucht wird; — von den heilsamen Wirkungen des Reitens und Fahrens und der der passiven Bewegung überhaupt. Sehr interessant waren Rec. auch die Coulombschen Versuche, um die Größe der Kraft-Anwendung eines Menschen bey verschiedenen Arten von Tag-Arbeiten zu bestimmen 10. 48. Mit vielem Scharfsinn hat der Verf. diesen Gegenstand einem genauen Calcul zu unterwerfen gesucht, und Formeln angegeben, durch welche sich die Größe der Anstrengung und die dadurch bewirkte nächtliche Wirkung bestimmen läßt, so wie das Maximum der letzteren; bey Treppensteigen und horizontalen Gehen mit und ohne Last.

horns Schieben, Einrammen, Graben u. s. w. Eine Beschreibung eines neuen flügelartigen Schiffsruders und damit angestellte Versuche von A. W. Zachariä 12. 237.

Untersuchung über Erscheinung und Ursachen des Winterschlafs einiger Säugethiere von Pränelle 10. 349 und 361. Zuerst die Erscheinungen: Herabfallen der Lebenswärme des Thieres, bisweilen bis 6° Cent. und damit in Proportion verminderte Absorption von Orygenas, kaum wahrnehmbares Athemholen und sehr verminderter Blutumlauf; dunkle Farbe des Arterienbluts, tief gesunkene Sensibilität und Irritabilität, verminderte Secretionen u. s. w., und nun Untersuchungen über das, was diesen Zustand hervorbringt, wo aus den mannigfachen Eigenthümlichkeiten im innern Bau dieser Thiere, vornehmlich aus der gegen den Winter sich in der ohnehin kleinen Brusthöhle, wie im Unterleib ansammelnden Fettmenge, der sich sehr ausdehnenden Brustdrüse mit andern Drüsen-Apparat, die Erscheinungen des Winterschlafs recht befriedigend hergeleitet werden. Ueberhaupt findet in diesem Jahrgang sich manches, was in Naturgeschichte und Physiologie einschlägt, z. B. einiges Neue von Knorpelfischen und von den Wirbelsäulen der Thiere 11. 195. Dr. Kunzmann über das Gehör-Organ an blind gebornen Thieren 11. 384, das er bey diesen Thieren in den ersten Tagen völlig verschlossen und bey der Maus auch das äußere Ohr bis zum Hervorspriessen der ersten Haare verwachsen fand. Einiges von Thieren, aus Englischen Zeitschriften ausgezogen, 10. 209. Beschreibung des Ostind. Butterbaums 10. 334.

Nach Französischen Blättern erinnert der Herausg. an die kritischen Verhandlungen über Mesmerismus zu Mesmers glänzender Zeit 12. 415, wie die aus berühmten Ärzten und Akademikern (worunter Franklin und Lavoisier) bestehende Commission sich überzeugt habe, daß alle Wirkungen des Magnetisirens bloß Werk der Einbildungskraft seyen, mit der Bemerkung, daß jetziger Zeit, da von Entdeckung neuer Wunderdinge in diesem Felde so viel geräthet wird, eine ähnliche Commission nicht überflüssig seyn dürfte.

Nach ist dieser Jahrgang an Nachrichten von neuerdings herabgefallenen Meteorsteinen, zum Theil auch Analysen derselben, die Rec. nicht einzeln aufzählt. Nachricht von einem merkwürdigen leuchtenden Meteor aus West-Frankreich mit einer Beschreibung desselben von Brandes 22. 455 und 22. 215. Ueber die merkwürdige Temperatur des Sommers von 1811 verschiedene Beobachtungen und Anmerkungen im 11. Bande: von Bötkmann S. 78, Dombasle S. 88 (der dabey an den großen Kometen denkt, und die Frage aufwirft, ob ein Komet nicht ein ungeheurerer Herd von Electricität sey?), Gronau S. 99. Interessante Bemerkungen veranlaßt eine Graphische Vergleichung des täglichen Gangs des Barometers zu London, Paris und Genf (11. 74). — Hr. E. D. Verduin, der auf meteorologischem Wege einen neuen Planeten, Typhon, zwischen Saturn und Uranus entdeckt hat, dessen Elemente er mittheilt, dürfte sich schwerlich durch die Nachschrift des Herausgebers, der auf ausdrückliches Verlangen sein meteorologisches Schreiben in die Annalen eingerückt hat, über sein thätiges Beginnen bedeuten lassen, auf dem von ihm gewählten Wege, eine wissenschaftliche Meteorologie zu begründen. — Wie wenig wir noch im Stande sind, selbst die gemeinsten meteorologischen Erscheinungen, Wolken, Regen, Thau, Blitz und Donner erschöpfend zu erklären, daran erinnern aufs neue die Bemerkungen De Lac's über einige meteorologische Erscheinungen 11. 162. Nach Luke Howard's Beobachtungen über Regen und Regensmesser 22. 417 wird es wahrscheinlich, daß ein großer Theil des herabfallenden Regens sich in der Luftschicht zunächst dem Erdboden bildet.

Wichtige Beiträge für die physikalische Erdbeschreibung enthalten die im 11. Bande mitgetheilten Aufsätze von Hrn. v. Buch und Dr. Wahlenberg. An einer Beschreibung der Norwegischen Gebirge zeigt der erstere (S. 1), wie die Gränze des ewigen Schnees keinesweges von der geographischen Breite allein abhänge. Von Fillefeldt bis Alten (60° bis 70° der Breite) sinkt die Schneegränze nach und nach von 5200' bis 3300' Höhe; und dagegen von Alten

Nur zu dem nur $1\frac{1}{2}^{\circ}$ nördlicheren Nord:Cap auf 2200' herab: und doch ist am Nord:Cap der Winter viel gelinder, als zu Allen. Aber die Schneegränze hängt nicht von der allgemeinen mittleren Temperatur, sondern von der Summe der Wärme schneeschmelzender Monate ab: und damit steht die Vegetation und das Maaß des verbreiteten Lebens im genauesten Zusammenhang. Daher hat Sibirien mit seinen furchtbaren Wintern so große Vorzüge vor Island, wo man zwar keine strenge Winterkälte, aber eben so wenig Sommerwärme kennt. Derselbe Verf. hat mehrere Beobachtungen des Dr. Wahlenberg über Quellenwärme und Vegetation zu Bestimmung der Erd:Temperatur und des Klima von Schweden (11. 113): in ein interessantes Ganze zusammengestellt, Temperatur des Bodens sey ein sehr einfaches, mit der Vegetation im genauesten Zusammenhang stehendes Maaß des Klima. Zu ihrer Bestimmung dienen wasserreiche und sich immer an Stärke, reichbleibende Quellen. So bestimmte Dr. W. die Erd:Temperatur zu Upsala $6^{\circ}6$ C., am Yngen:See 5° C., und diesem Unterschied entsprach aufs beste die verschiedene Vegetation an eyden Orten und der Unterschied im Aufgehn des Eises. Noch viel interessante Bemerkungen über Quellen:Temperatur und die mit der Erd:Temperatur sich regelmäßig ändernde Vegetation. — Verwandten Inhalts ist der aus Dr. Wahlenberg's Flora lapponica ausgezogene Aufsatz zur physikalischen Erdbeschreibung und über die Gesetze, nach welchen die Pflanzen verbreitet sind 11. 233. natürliche Eintheilung Lapplands nach der Vegetation. Mit 2° C. hört die Fichten:Region auf, mit $1^{\circ}4$ die Kiefern:Region, mit $1^{\circ}4$ die Birken:Region u. s. w. lappländische Gebirge und deren Höhe. Der hohe Sulitelma von 5800' — 5900' mit prächtigen Gletschern. Im nördlichen Finnmarken hören die hohen Berge auf. Luft:Temperatur in Lappland. Das Klima ist ein Siberisches Kontinentalklima: längs des Eismeer'es ein Isländisches. Die mittlere ist, Temperatur zu Enonteki in Torne und Lappmark ist $-2^{\circ}86$ C., die Erd:Temperatur hingegen $1^{\circ}7$, und deshalb kann die Erde noch Wälder und Küchenkräuter nähren. Alle Beobachtungen bestätigen, wie die Erd:Temperatur der Wege

tation und der productiven Kraft des Klima entspreche. Auf eine interessante Weise wird dies anschaulich gemacht durch eine Graphische Darstellung der Temperaturen zu Enonteki, Nord Lap, Upsala, St. Gotthard und Paris. Ueberall wird einerley mittlere Temperatur erfordert, um im Frühjahr gleiche Veränderungen in Vegetation der Natur hervorzubringen. Tafel Fortschritte der Vegetation am Enonteki. Lappland producirt kaum 258 von den 600 um Upsala wachsenden phlogogamischen Pflanzen. Vertheilung der Pflanzen in den Polarländern und Ursprung der Lappländischen. Auch hier viel interessante Beobachtungen; z. B. daß die Ostküsten beyden großen Continente eine mehr continentale (der Sibirischen ähnliche) Vegetation haben, dagegen die Vegetation zu Port Francois an der Nord Westküste Amerika's der zu Drontheim gleicht. Lapplands Vegetation ist halb Sibirischen, halb Schottisch; Isländischen Ursprungs. — Im Anhang aus Hrn. v. Buchs Reise liest man sehr merkwürdige und anziehende Notizen über die Vegetation und klimatische Beschaffenheit von Sinnmarken; auch über den bekannten Maelfstrom.

Im 12. Bd. S. 217 und 405 finden sich Nachrichten von zwey neu entstandenen vulkanischen Inseln, die einen unweit Unalaska, der andern bey den Njoren.

Christlicher Kultus, nach Angabe der Schrift. Von Phil. Breitenstein, Prediger zu Marburg. Halle, bey Kämpel. 1816. 64 S. in gr. 8. (4 gr.)

Der Verf. dieser, dem Hrn. Consistorialrath D. Pland zu Göttingen und Hrn. Oberkirchenrath D. Ewald zu Carlsruhe zugeeigneten Schrift macht Vorschläge zu einer passenden Einrichtung der öffentlichen Gottesverehrungen, insbesondere zu einer zweckmäßigen Einrichtung der Abendmahlsfeier, und nimmt dabey nicht sowohl auf den Geist des Zeitalters, als auf die Winke Rücksicht, die er in der heiligen Schrift zu finden glaubt. Nach einer sinnreichen Vergleichung des Gebäudes mit einem großen Tempel, — an dessen Gemälden die schönsten Gemälde, von der Hand des größten Künstlers verfertigt, in die Augen fallen, dessen Fußboden mit Steinplatten in einer Farbenmischung, wie sie die Kunst zusammenfügen versteht, belegt ist, wo Höhen gleich Altären sich zeigen, indeß das ganze Gebäude von strahlenden Lichtern erhellt wird, — kommt er allmählig auf die ältesten Arten und

Orte der Gottesvorchung, auf die Abrahamitische Familie, auf Moser, und dann besonders auf die Stifishütte, wovon er sagt, „daß Moser den Abriß dazu unmittelbar von Gott bekommen habe,“ und wovon er glaubt, „daß es die Willensmeinung des Herrn gewesen sey, in einem solchergestalt eingerichteten Hause, auf die Art und Weise, wie es darin gehalten werden solle, zu allen Zeiten und vor allen Völkern, wiewohl nach einigen Modificationen, verändert zu werden; wie denn diese Hütte auch ein Gegenbild der Rechtfchaffenheit, deren Urbild der Himmel sey, genannt werde.“ Was von jenem Dienste noch immer seine Anwendung habe, sagt der Verf., „könnten wir aus dem Schreien an die Hebräer vernehmen; und daß diese Anstalt im Ganzen bis zur Vollendung gewissermaßen beygehalten werden solle, ergebe sich aus dem letzten Buche der heil. Schrift, das, nach aller Zeugniß, bis zum Ende der Welt hinreiche, und im Anfange, wie am Ende, auf jene Einrichtung deute.“ Hiernach beschreibt der Verf. die Stifishütte, an deren Statt später der Tempel kam, und gibt eine ausführliche Schilderung der mutmaßlichen jüdischen Sabbathsfeyer, wobey jedoch des Verf. lebhafteste Phantasie manche Lücke auszufüllen zu haben scheint (S. 7—20). Nun ging (nach Hrn. Br.) die ganze Absicht der Sendung Jesu dahin, „die Schrift in Ansehung aller vorbildlichen Anstalten zu erfüllen, und besonders, mit Aufhebung der Opfer, durch sein Opfer Sünden begzunehmen, alles Unkräftige in Geist und Kraft, allen Schatten durch das Gegenbild in Wahrheit zu verwandeln.“ Er hält es daher des Nachforschens werth, da das, was Vorbild künftiger Zeiten war, nicht auch gewissermaßen nachgebildet werden könne, daß manche Israelitische Gebräuche christlich werden könnten. In den ersten Christen sey es größtentheils wirklich geschehen. Doch gibt der Verf. weiter selbst zu, daß man nach der Zerstörung des jüdischen Tempels sich, mit Verlassung Mosaischer Ceremonien, nach dem neuen gerichtet habe.

Die weitere Ausführung dieser Ideen muß man im Buche selbst nachlesen; eben so das, was darin über den Tempel geschrieben, der ihm stark auf christliche Zeiten (?) hinweisen scheint, gesagt wird. Der Verf. trägt sodann seine Vorschläge zur Einrichtung des christlichen Cultus vor, wobey manches aus dem alten Mosaischen Cultus benützt wird. Lesere, welche sich für die Sache interessieren, werden das Detail der Vorschläge am liebsten vom Verf. selbst vernehmen. Der neue Gottesdienst soll, soviel möglich, „ein Nachbild

von jenem Vorbildlichen seyn.“ Dazu biete sich denn die Abendmahlsfeier ganz ungesucht an, deren zu wünschende Einrichtung der Verf. ausführlich beschreibt. S. 35 fg. findet man auch eine genaue Beschreibung des Hochamts in der katholischen Kirche, das bekanntlich eine Feier des heil. Abendmahls, des Opfers Christi, und zugleich eine sinnbildliche Darstellung des Erlösers, indem er dasselbe darbrachte und vollendete, seyn soll. Hr. Dr. sucht die möglichste Mannigfaltigkeit und Abwechslung in die Abendmahlsfeier zu bringen, und von S. 42 — 64 folgen die Gesänge, Gebote und Bibelstellen, welche vor und nach der Austheilung des Abendmahls gesungen oder gesprochen werden sollen, desgleichen die Worte bey der Austheilung des Brodes und Weines. Vieles ist dabey aus Klopstocks Messiasde genommen, mehreres ist aber auch eigene Arbeit des Verf., z. B. das Schlußchor, und die Gesänge an Gott den Vater, Sohn und Geist, die manche kräftige und das Herz ansprechende Stelle enthalten, und wo bey nur zu wünschen wäre, daß auf das Metrische eine noch strengere Rücksicht möchte genommen worden seyn. Ein großer Theil der Klopstock'schen Gesänge ist vortrefflich, und — bis auf einige etwas dunkle Stellen — ganz zum Zwecke passend. Ueberhaupt hat Hrn. Drs. Anordnung der Abendmahlsfeier manches Empfehlende, nur dürfte sie eine zu lange Zeit erfordern, zumal wenn der Communicanten, wie dies in großen Städten oft der Fall ist, mehrere Hunderte seyn sollten. Daß der Verf. manche symbolische Handlung dabey vornehmen und bisweilen Chöre, mit sanfter Begleitung von der Orgel, einfallen läßt, hat uns sehr wohl gefallen, und die ganze Einrichtung der Gesänge, Hymnen, Chöre u. s. w. verräth einen Mann, der sich auf musikalischen Effect versteht. Wir wünschen, daß manche Ideen des Verf., mit weiser Beurtheilung des Lokalen, weiter benutzt werden mögen, wenn gleich unsere Ansichten des christlichen Cultus nicht überall, und am wenigsten unsere Ansichten von der Bedeutsamkeit der Stillschätze für die Christen mit denen des Verf. zusammenstimmen. Wir sehen aber mit ihm die Nothwendigkeit ein, unserem Cultus mehr Kraft, Stärke und Leben zu verschaffen, daß Hr. Dr. dieses Bedürfniß lebhaft gefühlt habe, leuchtet aus der ganzen Schrift hervor. Nur ist auch hier Maaß und Behutsamkeit nothwendig, damit dem Christenthume nicht zuviel Formelwesen aufgedrungen werden möge, welches mit dem einfach, erhabenen Geiste desselben nicht vereinbar ist. — S. 34 steht ein arger Druckfehler, offer Wey, statt des Englischen Worts offertory.

Jahrbücher der Litteratur.

König Oedipus. Tragödie des Sophokles, übersetzt von Adolph Wagner. Leipzig in der Weigand'schen Buchhandlung. XXXII u. 77 S. gr. 8.

Die große Anspruchslosigkeit kündigt sich vorliegende Uebersetzung am Schlusse der etwas in Formeln befangenen und durch ausländische Worte entstellten Vorrede an, als eine, die das Mittel halten solle zwischen Jakob's zu Deutscher und Solger's zu Griechischer Uebersetzung. Ihr lebensvoller Geist sprach uns freundlich an, und hielt unsre ganze Aufmerksamkeit bis ans Ende der eben vollendeten Durchlesung und Vergleichung mit dem Original und des Herrn W. Vorsekern gefesselt. Was wir zu bemerken fanden, wollen wir mit der einem Recensenten geziemenden Offenherzigkeit dem Leser dieses Blatter vorlegen.

In der grammatischen und kritischen Auslegung, die uns vorerst zu prüfen oblag, befriedigte uns Hr. W. fast durchgängig. Da er es aber verschmäht hat, auch nur eine einzige Anmerkung hinzuzufügen, so sind wir außer Stand gesetzt, über seine Gründe der Abweichung von gangbaren Erklärungen ein Urtheil zu fällen. Wir begnügen uns daher, nur über einzelne Stellen unsere Meinung zu sagen. B. 49: *ὡς σὲ νῦν μὲν ἦδε γῆ*

*σωτήρα κλέζει τῆς πάρος προθυμίας
ἀρχῆς δὲ τῆς σῆς μηδ' αὖ μὲνόμεδα,
στάντες τ' ἐς ὄρδον καὶ πεισόντες ὑστερον.*

ist richtig übersetzt:

— — Jego zwar nennt dieses Land
Dich seinen Heiland, ob des vorgehen Heldenmuths;
Doch deiner Herrschaft werden wir uneingedenk,
Wosfern wir aufrecht jego stehen und fallen dann.

Nur hätte das Auffodernde des Coniunctivus mit ausgedrückt werden müssen; etwa so: Doch deiner Herrschaft sey von uns nicht mehr gedacht. Erfurdt, der den Coniunctiv zu scharf ansah, änderte *μὲν ὅμως*, in dem Sinne: *utinam imperii tui numquam sic recordemur, ut erecti a te rursusque pessumdati*; was sich weder mit *μηδ' ἄν* (*neutiquam*) verträgt, noch überhaupt recht in den Zusammenhang paßt. — B. 153: *ἐκτέταμαι φοβερὰν φρενὰ* übersetzt Hr. W.: „fürchtam erstarrt die Seele mir.“ So auch Solger, der sich zu Hermann's Erklärung (*ἐκτέτληται* für *ἐκτάδην κτεῖσθαι*, *de mortuis*) bekennt, ist aber durch die Uebersetzung wieder entschlüpft; denn niemals heißt *ἐκτέτληται* erstarren, wenn nicht der Begriff des Ausgestrecktliegens dabey ist, der bey der Seele lächerlich wäre. Will man nicht Bothen beptreten, der, für den Zusammenhang passend, das Gespanntseyn & angerwartung versteht, so bleibt kaum etwas anderes übrig, als zur Brundisischen Erklärung zurückzukehren, die von dem Rec. des Solger'schen Sophokles (Gen. A. 2. 3. 1812. Nr. 103.) sehr gut mit *λυμὸν παρατενόμενα* Plat. Symp. p. 207: belegt wird. Vergl. Ruhnk. ad Tim. h. v. — B. 184. Die Lesart *ἀντὰν παρὰ βῆμον* wird mit Recht anerkannt; das Metrum fordert sie; aber die Uebersetzung: an heiliger Heerde Strand gedrängt verstehen wir nicht. Was hatte Hr. W. wohl gegen die Bedeutung *eminentia*, *ἑξοχή*, einzuwenden? — B. 195. Amphitrite, die Herrscherin im Mittelmeer, durfte nicht mit Tethys, der Gemahlin des Okeanos, vertauscht werden. — Zu B. 220 hätten wir eine Anmerkung gewünscht; wir sehen in der That nicht, wie die Erfurdesche Erklärung, der Hr. W. folgt, in den Zusammenhang paßt. — B. 250. Hr. W. verbindet *ἐπερχομαι* (*εἶναι*) *παθεῖν* richtig, wie uns dünkt, trotz dem Brundisischen Kraftworte. Aber dann durfte Markland's Emendation nicht beygehalten werden. Oder wäre der Gedanke: „selbst wenn ich unwissentlich ihn im Hause berge, will ich das Ziel meines eigenen Fluches seyn“ nicht allzu fürchterlich? Uns scheint die Vulg. *οἰκίσαιν εἰ ἐντὶ οἴκῳ*

ἐν τοῖς ἐμοῖς γένοιτ' ἐμοῦ ξυνειδότος,
nach Schäfer's Erklärung einen vortrefflichen Sinn zu geben,
wenn wir gleich nicht bergen, daß der völlig casurlose, in
lauter Jamben zerhackte Vers, über seine Unverdorbenheit uns
noch etwas in Zweifel läßt. — W. 570. τοσόνδε γ' halten
wir mit Porson für ächt. Hr. W. übersetzt mit Solger
τὸ σὸν δέ γ'. — W. 611: βίωτος ist 'gut durch Besit-
thum übersetzt. Ersurdt, in der kleineren Ausg., versteht
Leben; unpassend in Kreons Munde. — W. 697:

τανῶν τ' εὐπομπος, εἰ δόναιο, γίγνου.

Hr. W. übersetzt nach V. und Solger:

Auch ich werde, wenn du kannst, uns Führer!

Und stünde die Zeile allein, sie dürfte, trotz dem δόναιο, auch
schwerlich anders gefaßt werden; wenigstens folgt das Gegen-
theil nicht aus den von Ersurdt in der größeren Ausgabe an-
gezogenen Stellen, die sämtlich Vorder- und Nachsatz
enthalten, dahingegen an der unsrigen die Worte sich so ord-
nen εὐπομπος γίγνου, εἰ δόναιο, mithin nur ein einfaches
Satz mit einem bedingenden Zwischensatz
Statt findet. Steht man aber auf die vorausgehenden Worte:

δοτ' ἐμὴν γὰρ φίλαν ἐν πόνοις
ἀλόνουσαν κατ' ὁρδὸν οὐρίσας, τανῶν κ.

so kann man kaum umhin, Hermanns Gründen Gehör zu
geben, der so übersetzt: scito, quod saepius professus sum,
me prorsus ineptum futurum esse, si a te alienus essem,
qui laborantem civitatem erexisti, et nunc quoque, si
posses, sospitator fieres. — W. 997:

ὦν οὐνεχ' ἡ Κόρινθος ἐξ ἐμοῦ πάλαι
μακρὰν ἀπώκειτ'.

Hr. W. übersetzt, wie alle seine Vorgänger:

Weshalb ich von Korinthos seit geraumer Zeit
Fernab gewandert;

was allerdings sich gut an das Folgende schließt. Nur begrei-
fen wir nicht, wie damit die Präposition ἐκ bestehen kann.
Wichtiger dankt uns die weit vollere Erklärung eines gelehrten

Freundes: „Korinthos ist aus mir schon längst herangezschwunden.“ D. h.: ich habe K. nicht bloß verlassen, sondern es mir so lange schon und so fern aus dem Sinn geschlagen, daß es für mich gleichsam nicht mehr da ist. So wäre der Abscheu des Oedipus vor der Blutschande in seiner Vaterstadt mit einem der kräftigsten Züge gezeichnet. — B, 1137. Mit Recht hat Hr. W. die Lesart ἐμμήνους χρόνους beybehalten, die von Var by gut erklärt wird. Schäfers τρεῖς ἐμμήνους χρόνους, drey Sommer hindurch, dünkt uns gezwungen und hart.

Die andere Auslegung durch Wort und Schrift dürfte in der Wagnerschen Uebersetzung einer mehrfachen Ansicht unterworfen seyn, je nachdem man den Standpunct wählt, sie zu betrachten. Daß Hr. W. nicht bloß den Halbgelehrten und Damen, denen die Einfalt der Unverständigen, und mitunter der Spott besser Unterrichteter die Uebersetzungskunst huldigen läßt, ein angenehmes Geschenk darbringen wollte; daß er viel mehr ein ächt wissenschaftliches Ziel vor Augen hatte, leuchtet eines Theils aus dem Ton und der Farbe der Uebersetzung, andern Theils schon aus der gewissenhaften Benützung seines wackeren Vorgängers hervor. Hat doch niemals ein Zweifel darüber gewaltet, daß auch ein für Natur und Kunst glühendes Herz die einzelnen Schönheiten der Kunst und der Natur gleichsam von Neuem und zwiefach fühlt, wenn sie aus einem anderen Herzen sich zurückspiegeln; duldet man daher nicht bloß, um auf die halberstorbenen Werke der Alten zu rath zu kommen, die Erläuterungen eines Muretus, eines Stephanus, eines Bentley, eines Lessing, sondern fodert sie sogar und freuet sich ihrer; und die Blüthe aller Auslegung, eine lebenathmende Uebersetzung sollte sich einer minder gastlichen Aufnahme zu erfreuen haben? Gewiß nicht bey Unbefangenen und Leidenschaftlosen, wenn sie nämlich ist, was sie seyn soll, und nicht Strümpferwerk, das sich auch oft Uebersetzung nennt. Von der gegenwärtigen läßt sich behaupten, daß sie die Arbeiten von Manso, Ast und Fährle, selbst die von Jakobs, hinter sich läßt, aber weder die metrische Vollendung der Egger'schen Uebersetzung erreicht, noch ihre oft uur zu rohe Kühnheit, der Hr. W. eine gefällige

Leichtigkeit entgegengesetzt. Wir wollen ihn selbst hören. S. XXXI heist es: „Hauptsächlich war der Uebersetzer bemüht, jene von dem gelehrten Jakobs, und dem so fleißigen, als geistreichen Solger nicht, wie es schien, vermiedenen Klippen zu vermeiden. Ersterer nämlich schien ihm in Rücksicht auf die Ueberschrift zu heterodox, letzterer aber zu orthodox zu verfahren, indem der Eine unläugbar das Griechische zu wenig, und das Deutsche zu viel, der andere umgekehrt das Griechische zu viel und das Deutsche zu wenig“ (dies ist dem Gegensatze zu lieb etwas zu grell ausgedrückt) „beachtete. Wie daher bey jenem nicht selten eine umschreibende Dehnung und Entfernung von der Zierlichkeit und Reinheit der Zeichnung, so ward bey diesem oft eine peinliche Nähe und Schwerfälligkeit sichtbar.“ Trotz dieser wahren, nur übertriebenen, Aeußerung, sieht man aus vielen Stellen der vorliegenden Arbeit, daß auch Hr. W. das Ideal einer Sophoklesübersetzung nur auf dem von Solger glücklich betretenen Wege erreichbar hält; und schlägt er ihn nicht ganz ein, so mag die Schuld daran liegen, daß Hr. W. über Griechische Form und antike Darstellungsweise entweder nicht so strenge Ansichten hat, oder, was wahrscheinlicher dünkt, daß er, sie jetzt schon thätig anzuwenden, noch für zu frühe hält, des Willens, einst, mit sichererer Hoffnung einer günstigen Aufnahme, ganz zu ihnen zurück zu kehren. Wir rechnen dahin besonders die Begriffsstellung, die Solger gewöhnlich sehr glücklich wählt, wenn es ihm gleich manchmal nicht gelingt, die erforderliche Anmuth und Leichtigkeit mit ihr zu vereinigen. S. V. V. 350:

Ἀληθεῖς; ἐννέπω σε τῷ κηρύγματι,
ᾧ περ προεῖπας, ἐμμένειν.

Solger übersetzt:

Wahrhaftig? Also, den du erst verkündigt,
Bey jenem Ausruf bleibe nun.

Wie mangelhaft die Uebersetzung auch ist, so deutet sie doch auf das Richtige hin. Dies mußte Hr. W. verfolgen, nicht das Ziel auf anderem Wege suchen. Er übersetzt:

Wahrhaftig? Dann sey dir Beharrung bey'm Orbot,
So du erlassen, angerathen.

Mehrere Beispiele, die jede Seite bietet, anzuführen, ist unnöthig. Denn tritt Hr. Wagner, bey dem wir die Wechselstellung einer lebendigen, dem Griechen abgelauchten Begriffstellung mit geistloser Interlinearübersehung nicht befürchten, unserer Ansicht bey, so ist der leiseste Wink schon hinreichend; tritt er nicht bey, so wäre auch die weitschichtigste Ausführlichkeit vergebens. Durch diese Entfernung von der Griechischen, oder vielmehr anschaulichen Begriffstellung, die oft nur nach großer Anstrengung zur reizenden Ungezwungenheit sich gestellt, hat die Sprache des Verf. freylich einen hohen Grad von einfacher Natürlichkeit gewonnen; aber darun eben fehlt es nicht selten an der sophokleischen Kraft und Eindringlichkeit.

Zu diesem heruntergestimmten Tone, den wir, das Bedürfniß vieler Leser erwägend, gern gelten lassen, passen vielleicht doch nicht ganz gewisse Vertraulichkeiten des Ausdrucks, die sich meistens bey Anreden einfinden. B. 105:

Hab' das vernommen; ihn zu sehen ward mir nie.

Ἐξοὺ ἀκούων. So B. 293: Hab's auch vernommen; B. 632: Hast solche Stirn schamloser Frechheit? B. 1038: Weiß nicht; B. 1122: Hast je Laos angehört? B. 1152: Ist nicht zu wundern, König; und mehr dgl. Ferner einzeln Worte und Redensarten, die überhaupt unter der Würde des schriftlichen Gebrauches zu stehn scheinen, wie B. 780:

Ich schwer betroffen, konnte müßlich diesen Tag
Es noch ertragen.

τὴν μὲν οὖσαν ἡμέραν μολὲς κατέσχοι. — B. 340:

Womit du schändlich die Stadt entehrst.

B. 414:

Du schaust dein Uebel nicht,

Noch wo du weilest, noch mit wem behaußt du bist.

Sophokles sagt: οὐδ' ὅταν οἰκεῖς μετὰ. B. 510. Man fand ihn verständig,

Und der Noth kommliche Wehr.

B. 989:

Nun welcher Frau befürchtet ihr euch denn so sehr?

B. 912:

Daß reine Lösung uns von dir mög' angebeißt.

wiewohl dieser Ausdruck sich vielleicht rechtfertigen läßt. B. 1596: Wie habt ihr mich

Als schönes unterschwier'ges Gift doch aufgenährt!

κάλος κακῶν ὑπουλον. — B. 966: klingbare Wögel, κλάζοντασ δρνις. — B. 306: Denn Phöbos

Verhieß dem Sendling seinerseits (πέμψασιν ἡμῖν).

Sendling müßte, wie uns dankt, ein Gesendeter heißen, wie Vannling, welches sich bey Ph. v. Zesen findet, ein Verbannter. — B. 1243: Das bräutliche Bett. — B. 960:

Durch Hinterlistung oder Krankheitswechsellos?

πότερα δόλοισιν ἢ νόσου ξυνάλλαγι;

So halten wir weder. — oder für weder — noch, das einigemal vorkommt, z. B. B. 491. und B. 214: glühe Fackel statt glühe für einen Fehler; pilgern aber B. 896 für einen zu christlichen Ausdruck, als daß er in einem Griechischen, oder wenn man will, heidnischen Gedichte Platz finden dürfte.

Was uns aber bemerkenswerther dünkt, als diese Kleinigkeiten, welche die sorgsame Hand des Nachbesserers leicht wegschaffen kann, ist, daß an nicht wenigen Stellen der Sinn verdunkelt und das Gepräge verwischt ist, theils durch eine fehlerhafte Stellung der Partikeln, theils durch die Wahl unpassender und nebenanstreifender Worte, oder vielmehr durch das Nichttreffen der rechten, theils endlich durch einen zu matten Ausdruck, der bloß auf den Sinn hindeutet, statt ihn erschöpfend wiederzugeben. — So begreifen wir nicht, was in B. 264:

Nun hat das Schicksal jenes Haupt nur angestürmt,

das so gestellte nur soll, das auf Haupt, oder jenes, oder angestürmt bezogen gleich spielend wird. Nicht besser steht es B. 353:

Denn dieses Land hast du nur besudelt frevelich.

ὥς δντι γῆς τῆσδ' ἀνοσίῳ μιᾶστορι.

Und B. 983. und anderswo. — Eben so fehlerhaft dünkt

und ein nach dem sechsten Worte, worunter vier Hauptwörter, eintretendes also in B. 528:

Und schlechtes (?) Augs und schlechtes Sinnes also ward
Ein solcher Vorwurf ausgesprochen wider mich?

ἐξ ὁμμάτων δ' ὁρῶν τε καὶ ὁρῶς φρενὸς
κατηγορεῖτο τοῦ πικρῆμα τοῦτ' ἐμοῦ;

Solger übersetzt viel klarer:

Und freyes Blickes, und mit freyem Sinne ward
Herausgesprochen diese Klage wider mich?

Zu den verfehlten Ausdrücken rechnen wir, außer den oben angeführten, noch folgende. B. 961:

Geringer Umschwung bettet bald den alten Leib,
σμηρὰ παλαιὰ σῶματ' ἐνθάξει βροτῆ,

Welchen Sinn Hr. B. mit Umschwung verband, errathen wir nicht. Solger gibt genauer: ein kleiner Anstoß. Auch ἐνθάξειν ist hier nicht betten, sondern zur Ruhe, zu Grabe bringen. S. Eurip. Suppl. 766. — B. 233:

Wo ihr jedoch verstummet —

Dies sagt ganz was anders, als εἰ δ' αὖ σιωπήσεσθε, und B. 673:

Es scheint, gehässigst weichst du —

ganz was anders, als στυγνὸς μὲν εἶκον δῆλος εἴ. S. B. 336. 401. 702. 889. u. s. w. Auch zweifeln wir, ob in B. 300:

Der alles sinnlos schauet an, Erkennbares,
Wie was unsagbar, Himmelsches gleich Irdischem.

ὃ πάντα νομῶν, Τειρεσία, διδασκὰ τε,
ἄρρητὰ τ', οὐράνια τε, καὶ χρονοστιβῆ.

gesagt ist, was gesagt werden sollte, und Hrn. B. gewiß vor-
schwebte. Vesser übersetzt Solger:

Der, Teiresias, alles schaut, Verkündliches,
Sprachloses, Himmelshohes, Erdgegründetes;

wenn gleich nicht vollkommen. — Von matten Ausdrücken he-
ben wir nur zwey aus. B. 987. sagt Isokaste so schön:

καὶ μὴν μέγας γ' ὀφθαλμὸς οἱ πατρὸς τάφοι.

Solger übersetzt ächt sophokleisch:

Wohl ist ein helles Auge dir des Vaters Grab.

Hr. B. gibt, der Phantasie des Lesers wenig zutrauend:

Und ist des Vaters Grab dir nicht ein heller Punkt?

Noch weiter von der Kraft und Fülle des Originals entferne
sich B. 269:

Wer dieses nicht befolget, dem versag' ein Gott,
Urbareß Aders irgendwo theilhaft zu seyn,
Und edler Nachkömmlinge.

καὶ τὰτα τοῖς μὴ δρῶσιν εὐχομαι θεοὺς
μὴτ' ἀποτον αὐτοῖς γῆν ἀνιέναι τινά,
μὴτ' οὖν γυναικῶν παῖδας.

lebrigens ist γῆν, das in neueren Zeiten dem matten γῆς
weichen mußte, schon von Brund trefflich erläutert worden.

Auf die metrische Behandlung hat Hr. W. einer lobens-
werthen Fleiß gewandt, und schon von den ausgehobenen Vers-
en sind einige vortrefflich zu nennen. Doch erreicht Hr. W.
einen Vorgänger weder in der schicklichen Auswahl der Worte
Noch, noch im mannigfaltigen Wechsel der Cäsuren, noch übers-
haupt in der Eurhythmie und im Wohlklange. Wir treffen
B. W. 363:

Traun! nicht ergetzet sprichst du ein verlegend Wort;
Vp ergetzet auch dem χαλῶν nicht gleichkommt. — B. 1444:

Um mich, den unglücksel'gen Mann, fragst du noch an?

ferner Scansionen, wie Τετρεσίας, B. 66a. ohne, B.
84. jener, B. 1122. je, B. 1221. wieder, B. 478.
iber, B. 1181. unselig, B. 237. ein betontes Mir, wie
B. 963. ein betontes Ich in der Thesis. — B. 322:

Du sprachst unrechtlich, sprachest lieblos zu der Stadt.

Dieser Vers ist, nach der Quantität gelesen, gar kein Senar.
Der Abschnitt nach dem schweren Spondeus lieblos im fünft-
en Fuße (der sehr oft wiederkehrt, z. B. 349. 523. 644. 753.
1059. 1075. 1375. 1393. 1462.) wird hier nicht durch eine
nachfolgende Einzellänge von schwerem Gewicht unterstützt;
oder wird sie's, so ist der Sinn zerstört, weil dann „du
sprichst der Stadt zu“ (einem zusprechen) gesagt ist. Die
Präposition zu ist hier schwache Mittelzeit; und das eben ist
Auszeichnung der Wagner'schen Senare, daß sie sehr häufig
accentlose Präpositionen und andre unbedeutende Sylben in
die Arsis stellen, wie:

Stirbt mit den Rinderheerden ab und mit den Traun —
Ich meine, kräftig lich verpfleg' ich Wahres nur —
Wie was unsagbar, Himmlisches gleich Irdischem —

wodurch sie sich dem Jambus der Deutschen Bühne nähern. Dagegen wird einigemal, was auch der moderne Jambus erlaubt, eine schwere Sylbe durch die Thesis emporgeschleudert, wie B. 311:

U
Noch wenn du andre Weissagung hast ausgespöht,
und im obigen Verse: du sprachst unrechtlich, wo leicht
zu ändern war unrechtlich sprachst du. Deswegen glauben wir fast, daß auch lieblos vom Verf. als Trochäus gedacht ward. Wie nun Hr. Wagner, von der Strenge der Quantität abgehend, darauf kam, über: wieder und ohne als Pyrrhichien zu gebrauchen, begreifen wir sehr wohl. Die gemeine Aussprache begünstigt diesen Gebrauch, und wir möchten ihn in einem nicht antiken Volksliede auch tadeln! B. im Shakspeare'schen Elfenliede:

Ueber Thäler und Höhen,
Durch Dornen und Steine,
Ueber Gräben und Bäume,
Durch Flammen und Seen. —

wo es sogar abgeschmackt wäre, die erste und dritte Zeile nach dem glykonischen Rhythmus zu lesen. — Wie sich aber der

Verf. zu folgendem entschließen konnte: Sage den Permalmer Ares ist uns auch von seinem Gesichtspunkte aus unbegreiflich, selbst wenn nach der Druckfehlerliste die Sylbe Ja (eine der stärksten Stammsylben) eine accentuirte Kürze, also doch Kürze seyn soll. Nur einen Schritt weiter, und wir stehen, wo Hr. Fäbse, der ohne Unterschied jede Sylbe nach Belieben bald lang, bald kurz gebraucht. Drum sey noch bemerkt, daß wir die Gesetze der Quantität fast nur in den aufgehobenen Fällen überschritten fanden. Die Zusammenziehungen B. 297. einigermaßen, B. 391. Händ'sche Räthfelsang' ein, B. 520. nachtheil'ge Kränkung, die eine rein antike Nachbildung des Sophokles wohl nicht leicht wird; und die Abkürzungen wie wär' klarer, erlös' dich u. a. erklären wir uns ebenfalls aus des Verf. Hinnahme für modernen Bühnensprache.

Zu den Nichtsenaren rechnen wir noch B. 1285:

Wie auch es immer || genennet sey, fehlt keins daran,
der auch B. 1451. wiederkehrt, und B. 1489, wo wir Senfenschaft für einen Druckfehler halten. Die trochäische Tetrameter sind gut gebaut, bis auf B. 1524:

O ihr landeinheimischen Theber! Schauet, dieß ist Oedipus!

der den Anapäst am unrechten Orte hat. — Unter den Anapästischen Dimetern spricht uns folgender nicht an, W. 1301:

Drang, schwer dir grollend auf dich ein,
weil sich zwey Fäße mit unvollkommenen Spondeen, einer sogar mit einem Jambus begnügen muß. Unacht ist nach unserer Ansicht auch W. 1305:

Forschte so viel gern, sähe so viel auch,
da es unmöglich ist, auf die bezeichneten Sylben den Ton zu werfen, den der Anapästische Rhythmus von den eingestreuten Dactylen fordert.

Daß bey allen diesen Mängeln, die im Buche auch weniger gefährlich lassen, als hier im engen Raume zusammengedrängt, viel Gutes anzutreffen sey, läßt schon der Eingang unserer Anzeige erwarten. Zum Belege theilen wir noch folgende Stelle mit:

Sobald sie wahnsinnübermannt in's Vorgemach
Getreten, eilte grade sie zum bräutlichen
Bett, das Haupthaar angefaßt mit wüth'ger Faust,
Warf zu die Thüre hinter sich mit Ungestüm,
Und rief den lang enseelten Gatten Laios,
Der alten Liebensfängniß eingedenk, wovon
Er sterben sollte, doch die Mutter lassen dann
Zur Greulerzeugung seinem Sohn hinzugelegt.
Sie beklagt das Laster, wo sie zwiefach Flagerwerth,
Den Mann vom Manne, Kinder von dem Sohn gebär.
Doch wie sie nachher unterging, das weiß ich nicht.
Denn mit Gebrüll einstürzet Oedipus, worauf
Der Fürstin Leiden sürder nicht zu schauen war.
Wir blickten nur auf jenen irr umtreibenden.
Ein Schwert ihm schaffen sollten wir, so bat er uns,
Und wo das Unweib anzutreffen, fragt er an,
Dies Doppelsaatfeld seiner und der Kinder auch.
Da zeigt's der Götter einer ihm, dem Rasenden,
Der Männer keiner, die um ihn sich hergestellt.
Mit grausam Aufschrei'n, wie von Jemand hingeführt,
Kennet er die Doppeltüren an; vom Grund' heraus
Reißt er die hohlen Schloßer, stürzet in's Gemach,
Wo denn erhenket wir die Frau erblicketen.

Die Vergleichung mit Solgers Uebersetzung überlassen wir dem Leser. Wo Hr. W. sie nie zu scheuen hat, wo wir ihm fast immer den Vorzug einräumen, das sind die Chorgesänge. Aber der Raum gebietet uns, hier abzubrechen.

D. A. E.

Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, herausgegeben von Dr. Carl Fr. Stäudlin, Professor der Theologie zu Göttingen, und Dr. Heinr. Gottl. Eschirner, Prof. der Theol. zu Leipzig. 1. Bds 1. St. Leipzig. 1813. 229 S. in 8.

Monographieen können erschöpfende Vorarbeiten liefern, ohne welche nie ein vielumfassendes Ganzes mit Richtigkeit entsteht. Auch ist von vielen Forschern das, was sie mit Eigenthümlichkeit ansahen, nicht bekannt, nicht frühzeitig genug zum weiteren Fruchtbringen ausgesäet worden, weil sie erst ein Ganzes, nach allen seinen Theilen berichtigt, ansarbeiten wollten, und darin, wie natürlich, nie ein Ende fanden. Je mehr man weiß, desto gewisser weiß man, wie viel mehr man noch genauer wissen möchte! — Diese litterarische Erfahrungen sprechen für den Dank gegen die, welche für gute Monographieen und einzelne eigenthümliche Ansichten Conservatorien errichten, worin jene baldmöglichst niedergelegt werden können; wenn gleich (um ein einziges Wort über den Titel zu bemerken) dergleichen Sammlungen mit einem Archiv nicht viele Aehnlichkeit haben möchten, nicht nur, weil sie allen offen sind, sondern vornehmlich, weil sie auswählend und Raum ersparend seyn, nur das Wichtigere, und dies nicht wie volle Urkunden, sondern in gedrängter Kürze, aufbewahren sollen.

Ausgewählt und interessant ist der Anfang der gegenwärtigen Sammlung. Der Vortrag ist auf Kürze berechnet; auch der Druck befolgt die Regel, so viel wie möglich auf dem wenigsten Raume ohne Undeutlichkeit zu liefern. I. S. 1 — 32. Ueber die Antiochenische (Kirchengelahrtheit) Schule. Von dem äußerst achtbaren Bischof von Seeland, Dr. Fr. Winter, welcher so gerne durch seine seltene Gelehrsamkeit minder betretene Gänge des im Stillen wirksam gewesenem Strebens und Forschens in der RG. beleuchtet. Die Alexandrinisch christliche Gelehrtenschule glänzte einst im Schimmer des Allegorisirens und der Phantasieflüge zum Logos. Die bey weitem unbekannte Pflanzschule der großen Griechisch, Syrischen Diöcese von Antiochien hat durch die genauere Schriftforschung und durch die im logischen Unterscheiden übende Hermeneutik die Urheber der besseren Interpretation (vergl. Ernesti Narratio crit. de interpretatione Prophet. Messian. in eccl. Christ.) und dadurch auch der bessern Dogmatik hervorgebracht. Als solcher in dem (rechtglaubigen) Nestorius zwar von der phantasiereichen dictatorischen Parthie vergewaltigt, in Theodor von Mopsuest nach Justinians I. politisirender Hoftheologie verkehrt, lebten

dennoch durch Chrysostomus u. fort. Und nach Jahrhunderten wurden sie von der reiferen Nachwelt als Muster anerkannt. I. S. 32 — 82 sind von Herrn Prof. Rosenmüller die sorgfältigsten genauen Untersuchungen über die Maronitische Kirche, besonders nach dem 1736 auf dem Libanon gehaltenen Nationalconcilio übersezt, welche Hr. Canzler Schnurrer in zwey Programmen gegeben hat. Das erste derselben von 1810 ist in diesen Jahrbüchern schon angezeigt. Das zweyte (Tubingae 1811. 28 S. in 4.) betrifft die Wahl und Ordination für Kirchendämter, nebst deren Verrichtungen. Hatte gleich Jos. Aloys Assemani in seinem Codex Liturgicus eccl. universae (Romae 1749 sq.) libro VII. parte II. II. (Romae 1758. 4.) vieles hiervon excerptirt, so ist doch hier das Genauere, und wird durch Sprachanmerkungen geschickter fertig. S. 5 (hier S. 39) wird bemerkt, daß die Maroniten in Worten von Griechischem Ursprung meist ش (sch) setzen. Zum Beispiel für χριστολογία شرطونية (Schirrotuniah). Doch folgt S. 67 die Bemerkung, daß ein Barochus heißt: خوري Churi genannt werde. Rec. achte zuerst an χόρι aus χόρις, χόριος. Aber da S. 75 in Wort Chorepiskop auch dieses Churi vorkommt, so ist es ohne Zweifel aus χόρις abzuleiten. Ein Landgeistlicher. II. S. 83 — 135. Das Merkwürdigste aus dem jetzigen Lehrbegriff der Unitarier in Siebenbürgen, nach einer Summa universae Theologiae chr. secundum Unitarios. in sum auditorum theologiae concinnata et edita (von Prof. S. Markos zu Clausenburg). Cum privilegio S. C. R. apost. Majestatis. Claudiopoli, typis Reformatorum 1737. 28 S. in 8. Hr. Dr. Rosenmüller, Verf. des Auszugs, hat ihn durch Vergleichung mit Zieglers Darstellung des Enthümlichen im Lehrbegriff des Faustus Socinus, s. Hentze's 2. Magaz. IV. Bandes 2. Stück, noch fruchtbarer gemacht. Auch die Bemerkungen über Socinus Philosophie und Theologie in J. Fr. Flatts Beitr. zur christlichen Dogmatik und Moral, 1792, können zur Vergleichung empfohlen werden.) stehen bleiben, und also gegen Anderer Fortschritte zurückbleiben, mußten die, so ungünstig situirten, theologischen Gelehrten zu Clausenburg nothwendig, da (nach S. 94) im ganzen Lehrbuch nichts von Griechischer und Hebräischer Sprachkenntniß vorkommt, und bey der Interpretation meist die Vulgata zum Grunde gelegt ist! So erklärt sich die am Schluß des Auszugs gemachte Bemerkung: daß sie in verschiedenen Punkten vielleicht von manchen neueren protestantischen Theologen für hyperorthodox gehalten werden dürften.

IV. S. 136—187. Auszüge aus des Hrn. Senators Brogare's Geschichte der religiösen Secten des XVIII. Jahrhunderts von H. C. Schirner, mit schätzbaren, andere Quellen vergleichenden Anmerkungen. Vergl. die Rec. in unsern Jahrb. 1812. Nr. 32. 33. — V. S. 188—206. Biographische Skizze über Ysbrand von Hammelsveld von E. C. Ludolph Zimmermann, Privatgelehrten zu Haag. H., welcher, in mehr als 100 Bänden, so vieles Gute aus der Deutschen Literatur in die Niederländische Sprache übertrug, geboren 1743 den 7. Febr., starb den 9. May 1812. VI. S. 207—9. Einiges über die Kaskolniken, welche, mehr oder minder heftig und fanatisch, von der 1659 vorgeschriebenen Griechisch-orthodoxen Liturgie abweichen. VII. S. 210 bis 216. Aus Bissachere's Etat actuel de Tunkin (Paris 1812.) Einiges über Ausbreitung des Christenthums in Tunkin, von Prof. Rosenmüller. Seit 1790 dürfen Missionarien sich als Mathematiker im Lande nicht verhaseln. Der (vor einiger Zeit verstorbene) Kronprinz von Tunkin war dem Bischof von Adnam zur Erziehung anvertraut. Weder Befehl und Bitten seines Vaters, noch Vorstellungen des Bischofs, noch eine Ohrfeige von der andächtigen Kaiserin konnten ihn bewegen, einer zu Ehren seiner Vorfahren gewöhnlichen Opferung beizuwohnen. VIII. Die neuesten Schicksale des Christenthums in China dagegen sind (nach v. Krusensterns und Golowkins Reisen) diese, daß die seit 1577 ebenfalls wegen der Kenntnisse in Mathematik und Astronomie dort zugelassene Missionarien, nun 1805 aus dem Reiche verbannt wurden, weil sie unter den Tatarischen Unterthanen manche dem Chines. Tribunal der Gebräuche schädliche Legenden verbreitet, und Einer von ihnen, Adjunkt, die Unvorsichtigkeit gehabt hatte, nach dem Portugiesischen König eine in kirchliche Diöcesen eingetheilte Charte von China zu schicken, durch welche zu Rom ein zwischen zwei Missionaren entstandener Streit über den Bezirk ihrer geistlichen Gerichtsbarkeit entschieden werden sollte. Der kaiserl. Befehl vergleicht die Andacht gegen die Heilige mit der Verehrung des Hrn., betrachtet die Verehrung des Kreuzes als Anbetung eines Heiligen zu Hinrichtungen, und fragt, wie Jesus, welcher nicht mehr als 1800 Jahren in Judäa „zur Zeit unsers Heilands, Xi—di, aus der Dynastie Chan“ geboren sey, Herr des Himmels seyn könnte. „Jesus, der Herr des Himmels, soll zum Himmel gefloht haben! Wird das—sagt der Chineser—ein vernünftiger Mensch glauben?“ Daß das Christenthum nicht sogleich abgeschworen, soll gefangen ge-

der von Mandſchuren und Chineſen es jetzt erſt annehme, als Soldat nach Sili (in die Tartarey) geſchickt werden. So beehrt die Poſtſt in China!

H. E. G. Paulus.

Henrici Middeldorpf, Hamburgensis, Commentatio de Institutis litterariis in Hispania quae Arabes auctores habuerunt. In cert. lit. civ. Acad. Georg. Aug. d. XV Nov. MDCCCX. ab ill. Phil. ord. praemio ornata. Goettingae typis Henr. Dieterich. 68 S. gr. 4.

Der Verf., jetzt Professor der Theologie zu Breslau (die Vorrede ist zu Frankfurt an der Oder am 17. Jun. 1811 geschrieben), hat in dieser Schrift alles geleistet, was durch Fleiß in so kurzer Zeit, als zu der Ausarbeitung der Preisschriften in Göttingen verſtattet ist, bewirkt werden konnte. Eine sehr reiche Ausbeute ließ sich freylich in diesem Felde nicht gewinnen, da der Verf. sich nur an die unmittelbaren hiſtoriſchen Nachrichten halten konnte, und in entferntere Forschungen, wozu nur mit großer Mühe der Weg gebahnt werden konnte, sich nicht einließ. Solche Forschungen dürfen freylich auch nicht von einer akademiſchen Probeschrift gefordert werden; sie verlangen große Vorbereitungen und langwieriges Studium. Denn außer demjenigen, was Caſiri's Bibliotheca Escorialensis darbietet, enthalten die nächsten Quellen, nämlich unsre gedruckten Arabiſchen Geſchichtſchreiber, nur sehr wenige fragmentariſche Nachrichten über die Litteratur und literariſchen Institute der Spaniſchen Araber. Die Schrift wurde insbeſondere vor dem Drucke noch mit Notizen bedeutend bereichert durch die Unterſtützung des Hrn. von Dieß, welcher dem Verf. die Benutzung ſeiner reichen Bibliothek geſtattete; doch finden wir von dem Gebrauche handſchriftlicher Quellen keine Spur. Das Chron. syr. des Abulſaradſch hätte nicht verſchmäht werden ſollen, es findet ſich weder in dem Verzeichniß der gebrauchten Schriften, noch in den Anmerkungen unter dem Texte citirt. Die Schrift zerfällt in vier Capitel und zwey Epimetra. Das erste Capitel handelt zuerſt (§. 1—15.) von den Akademieen, deren ſiebzehn aufgeführt werden. Die Zeit ihrer Entſtehung wird beſtimmt oder vermuthet; die Gelehrten, welche dort lebten, werden nach verſchiedenen Rubriken (Theologen, Rechtsgelehrte, Aerzte, Hiſtoriker, Mathematiker, Dichter, Philoſophen u. ſ. w.), und in jeder Rubrik chronologiſch nach Jahrhunderten, zuletzt die Lehrer an den Akademieen aufgezählt, mit kurzer Nachricht von ihrem Leben und ihren Schriften und Hinweiſen.

sung unter dem Text auf die Schriftsteller, wo weitere Nachricht von ihnen zu finden. Der §. 16. de constitutione, indole atque gubernatione academiarum et scholarum Hispano-Arabum, worin auch von der Methode des Unterrichts gehandelt wird, würde reichhaltiger ausgefallen seyn, wenn der Verf. sich nicht zu genau an die unmittelbaren Nachrichten über die arabisch-spanischen Lehrinstitute gehalten hätte. Man hätte unter andern sich hier nicht über den Zusammenhang der Arabischen Lehrmethode mit der scholastischen beybringen lassen! Das zweyte Capitel, von den Bibliotheken, sammelt die Notizen sowohl von den öffentlichen als Privatbibliotheken. Von der Verf. die Nachricht von den 600,000 Bänden und dem 44 Bände starken Verzeichnisse der Bibliothek zu Cordova auch deswegen unglaublich findet, weil Saladin im J. 1171 in der Bibliothek der Fatimitischen Chalifen zu Cairo, obgleich dort schon länger das wissenschaftliche Studium geblühet, nicht mehr als 100,000 Bände angetroffen haben soll, so läßt sich jetzt noch die von Hrn. Quatremere in seinen *Mémoires géog. et historiq. sur l'Egypte* T. II. S. 506 aus Ebn Ferat mitgetheilte Nachricht von der durch die Kreuzfahrer im J. 1109 zu Tripolis zerstörten Bibliothek anführen. Diese Bibliothek soll ja drey Millionen Bände enthalten haben, und hundert Abschreiber sollen beständig für sie beschäftigt gewesen seyn!! Das dritte Capitel gibt eine kurze Nachricht von Spanischen Akademien, welche gelehrte Reisen unternehmen, und das vierte unter der Ueberschrift: de nonnullis Arabum in Hispania minoris momenti institutis litterariis, einige Notizen von drey speciellen Akademien für das Studium der Arabischen Sprache, die Erklärung des Coran und die historischen Wissenschaften zu Cordova, Granada und Jativa, und von dem botanischen Garten des Arztes Mohammed Ebn Ali Ebn Mohrah. Die beyden Epimetra enthalten einige Nachrichten über die Verbreitung der Spanisch-Arabischen Litteratur in Europa (vornehmlich über abendländische Gelehrte, welche auf Arabischen Akademien in Spanien studirten) und über Arabische Uebersetzungen Griechischer Schriftsteller. Rec. wünscht, daß der Verf. den Gegenstand dieser Schrift in seinen fernern Studien nicht aus dem Gesicht verlieren und mit reichern Hülfsmitteln und umfassenden Blicken ihn künftig wiederum behandeln möge. Denn diese Probefchrift, in welcher auch der Lateinische Ausdruck nicht vernachlässigt ist; läßt sehr vieles von dem Fleiß und den Kenntnissen des Verf. hoffen.

ahrbücher der Litteratur.

träge zum Criminalrecht von Georg Bapf, Kön. Baiérischem
Oberappellationsrath zu Bamberg. Erster Theil. Bamberg und
Würzburg bey Jos. Anton Goebhard. 1813. VIII u. 244 S. 8.

Es kann für das Wohl des Staates nicht wünschenswerther
seyn, als daß Theorie und Praxis überall in lebendiger und
unendlicher Wechselwirkung seyen. Hiesfür wirkt es sehr vor-
theilhaft, wenn talentvolle Practiker, welche nicht durchs Lesen
es allgemeinen Anzeigers mit der Zeit fortzuschreiten vermei-
nen, sondern welche die schönste Erholung von ihren Amtes-
pflichten im freyen großen Gebiete der Theorie suchen, diese
wieder durch ihre Erfahrung und geprüfte Bemerkungen
ergänzen, beleben und berichtigen suchen. Solche Arbeiten
dienen stets unsern Dank und liberale Anerkennung, auch
dann wir, außer dem zuletzt angeführten Zweck, nicht gerade
keine Erweiterungen der Theorie, manches in ihr bekannte,
manches in der Darstellung weniger vollkommen finden sollten.
Wir wissen außerdem noch solche Werke am besten geeignet,
nämlich allgemein verbreitete theoretische Sätze andern Practi-
kern mitzutheilen.

Von diesem Gesichtspuncte ausgehend, kann Rec. vorlies-
sende Abhandlungen eines — wie sie beweisen — denkenden
wissenschaftlich gebildeten Practikers mit Ueberzeugung em-
pfehlen, und er wünscht die baldige, schon auf vorige Ostern
gesprochene, Erscheinung des zweyten und dritten Bandes
seiner Sammlung. Der vor uns liegende erste enthält acht
Abhandlungen, wovon nach der Vorrede alle, No. VII. aus-
genommen, bereits vor mehreren Jahren geschrieben, No. III.
No. V. aber hier aus dem Archive fürs Criminalrecht, sehr
ändert wieder abgedruckt sind.

No. I. Ideen über die Lehre von Appellation
im Criminalfachen. S. 1—112. Zuerst wird die

alte, von Oldenop und Karpov her berühmte, Strafrechtefrage über Zulässigkeit und Nothwendigkeit der Rechtsmittel in Criminalsachen bejahend entschieden, und sodann Sönnner, welcher Appellationen in Criminalsachen ganz unzulässig erklärt, dagegen eine *ex officio* von verschiedenen Instanzen zu wiederholende Prüfung vorgeschlagen hatte, mit folgenden Gründen bestritten: Es würden durch solche Prüfungen von Amtswegen sehr oft vergebliche Beiläufigkeiten und dadurch Erhöhung der Kosten und der Verhaftung für den Inquisiten, welche diesen, wenn er sich bey der ersten Entscheidung beruhigen wolle, nicht zuzumuthen seyen, erzeugt werden. Zwischen wichtigen und unwichtigen Fällen aber, wie Sönnner zu wollen scheine, einen Unterschied zu machen, gehe wegen der durchaus Schwankenden dieser Begriffe nicht an.

Allein sollte eine wiederholte Prüfung in so wichtigen Anlässen, als Criminalprozesse sind, wohl mit größerem Rechte vergeblich genannt werden können, als alle für eine möglichst gerechte Entscheidung so heilsamen vorsichtigen Formen überhaupt? Und sollten nicht eben die allgemeinen Gründe, die den Inquisiten verbinden, die Verhaftung und die Kosten einer einmaligen Untersuchung zu tragen, bey der zweyten eintreten, wenn diese zur möglichst gerechten Entscheidung der Sache, worauf der Inquisit nie verzichten kann, als wesentlich nothwendig erkannt wird? Eben wegen der angeführten Unmöglichkeit des Verzichts, und wegen unserer Grundsätze von öffentlichen Rechten, hält es Rec. für unpassend, die durch wiederholte Prüfung zu erzeugende, möglichst gerechte Entscheidung der Sache von Privatwillkühr und Einsicht der Inquisiten oder seines Defensors abhängig zu machen. Da unserem Inquisitionsprozeß würde außerdem, weil hier nur vom Inquisiten Appellation möglich ist, zumal wenn man auch bey dieser noch das Recht der Schärfung der Sentenz bewirkt, das Interesse des Staates, daß jeder Verbrecher die gerechte Strafe erleide, vollkommen verletzt werden. In recht gelinden Richter würden gar keiner Controle unterworfen seyn und die Sentenzen bey dem Schwanken der Ansichten im Strafrecht meist um so milder werden, je mehr Instanzen vorhanden sind. Rec. hält es hiernach für eben so angemessen,

in Criminalsachen von Amtswegen wiederholte Prüfung, als einen Defensor anzuordnen. Ja er glaubt, daß dieses selbst nach unsern positiven Gesetzen, bey dem Schweigen der Carolina über diesen Punct, behauptet werden müsse. Nach dem von den Römern allein, von der Carolina vorzüglich gebilligten, accusatorischen Prozeß war das Interesse des Staates bey Verbrechen und die Anklage der Verbrecher lediglich allen Bürgern überlassen. Der auftretende Accusator verfolgte im Namen des ganzen beleidigten Volkes die verdiente Strafe des Verbrechers, namentlich auch wenn der untere Richter zu gelind gewesen war, durch Appellation. Damit aber auch auf der andern Seite das Interesse des Staates, daß nicht zu hart gestraft werde, nicht der Privatwillkühr überlassen seye, hatte wieder jeder Bürger, auch selbst gegen des Angeklagten Willen das Recht wegen einer zu harten Strafe zu appelliren. L. 6. de appell. (49. 1). Nicht an die Stelle eines einzelnen Anklägers, sondern aller möglichen, an die Stelle des ganzen Volkes tritt ein Inquisitionsprozeß der Richter, und wenn nun der Unterrichter statt des ersten Accusators den Prozeß begonnen, nach gefällttem Urtheile aber gegen die Sentenz überhaupt so wenig selbst appelliren kann, als jener gegen ein hartes Urtheil, so muß jeder vorhandene Obergerichter nun an der Stelle des ersten Accusators und aller übrigen Bürger so von Amtswegen die neue Beurtheilung der Sache übernehmen, als ja im Inquisitionsprozeß auch die Untersuchung in der ersten Instanz ohne weiteres bey jedem wahrscheinlich vorhandenen Verbrechen unternommen werden muß. Statt aber an die Stelle des Volkes ein öffentlicher Accusator, muß es wieder diesem überlassen werden, wegen zu hoher oder zu niedriger Strafe zu appelliren. Nur der Mangel früherer Beurtheilung und Sonderung des accusatorischen und des häßlichen inquisitorischen Processes erzeugte hier Verwirrung. Nach dem Ausgeführten muß sich denn auch der bisherige Streit über Appellationsfristen und Fatalien von selbst auflösen. Eine politische Frage aber ist es, ob der Gesetzgeber die wiederholte Prüfung von Amtswegen auf die schweren Verbrechen beschränken soll, wie dies z. B. im neuen königl. bayerischen Gesetzbuch Th. II. Art. 366. geschehen ist. Der Ge-

gesetzgeber aber muß hier stets selbst eine Gränze der Wichtigkeit setzen, wie dies auch der vom Verf. falsch allegirte § 1111 Th. III. S. 315 bey seinem Vorschlag zu wollen scheint; als dann fällt der letzte vom Verf. gemachte Einwurf von selbst weg.

Der Verf. untersucht nun noch besonders folgende fünf Fragen: 1) in welchen Fällen, 2) von wem, 3) binnen welcher Zeit, 4) bey wie viel Instanzen Appellationen statt zu finden, (und 5) welche Wirkungen sie haben? Diese Fragen müssen nun freylich nach der so eben entwickelten Ansicht zu Theil eine ganz andere Beantwortung erhalten, als nach der Verf. Theorie, was sich aber leicht von selbst ergibt. Doch hätte wohl auch nach seiner Theorie der Verf., bey Beantwortung der ersten Frage, das Urtheil auf einem Reinigungseid nicht auslassen dürfen. Denn wenn auch bloß der Inquisit ein Appellationsrecht haben soll, so muß dieses doch stets da begründet seyn, wo nach dem Ausdruck des Römischen Rechts ein unersetzlicher, d. h. nicht durch Veränderung der Sentenz von selbst gänzlich wegfallender Nachtheil für ihn verhängt ist, oder eine nicht rein absolutorische Sentenz erfolgt. Ein Reinigungseid aber, als eine *tortura spiritualis*, und als Zeichen eines gerichtlich bestehenden Verdachts, würde gewiß unter jene Regel fallen. Bey endlichen Entscheidungen will der Verf. die Appellationsbefugniß in Betreff der Geldstrafen und der zu Geld anzuschlagenden Gefängnißstrafe durch die Forderung der im Civilrecht bestimmten Appellationssumme beschränken. Allein wenn auch der Gesetzgeber die Appellation bey geringeren Fällen einschränken wollte, so läßt sich doch gesetzlich jener Grundsatz aus dem Civilrecht nicht herüberziehen, denn jede Strafe hat, namentlich dadurch, daß sie in gewisser Hinsicht stets zugleich als Ehrenstrafe angesehen werden muß, einen ganz andern Charakter als eine civilrechtliche Schuld. — Gegen Weber leugnet der Verf. mehrere Ausnahmen, von der Appellationsbefugniß, wegen dem Interesse des Staates an schneller Bestrafung; was aber nach allgemeinen Grundsätzen, als nach unsern keineswegs immer rein rechtlichen Strafgesetzen sich vertheidigen läßt. § L. 16. de appell. (49, 1.). Bey Beantwortung der zweiten Frage verwirft der Verf. nach seiner Theorie anfangs

Appellationen Dritter, als leicht mögliche Chifane der Gerichte, und weil man bey mehreren Appellanten nicht wisse, wen man nehmen solle; für welche Hindernisse nun freylich der Verf. bey den Römern hätte Auskunft finden können. — Bey Beantwortung der dritten Frage werden die gewöhnlichen Termine der Einwendung Einführung und Rechtfertigung als schädliche Verzögerung verworfen, und zur Einwendung eine Frist von drey Tagen, alsdann aber eine Untersuchung von Amtswegen mit bloß monitorischer Ladung zur Rechtfertigung, für welche nach den Umständen ein Termin zu bestimmen sey, vorgeschlagen. — Bey Beantwortung der vierten Frage wird die Nothwendigkeit von drey Instanzen gegen einige Einwendungen vertheidigt; damit aber keine vierte Instanz hinzukomme, soll die untersuchende Behörde auch das Recht der Entscheidung haben, jedoch sollen, sobald Zuchthaus erkannt ist, von Amtswegen die Acten ans höhere Gericht geschickt werden. Allein wenn auch Zeit dadurch gewonnen wird, so möchte Rec. doch dem inquirenden Richter das Recht der Entscheidung nicht einräumen. Es ist die unglücklichste Seite alles Bösen, daß, wo es einigermaßen zur Herrschaft kommt, ist demselben kaum anders als durch seine eignen Waffen besiegen werden kann. So kann der Criminalinquisitor einem verschmitzten Verbrecher, oft fast nur durch List und Falschheit, tamentlich durch die häßlichste, durch Täuschung des Vertrauens, bezwungen. Nur wenigen glückt es, sich hierbey nicht zu veressen, leidenschaftlos und würdig die schwere Rolle eines Criminalinquisitors durchzuführen, bey dem oft nothwendigen Krieg gegen den Inquisiten nicht sein wirklicher Gegner zu werden, wie es der Accusator ist. Am wenigsten dürfte der vom Verf. angeführte Grund, „daß der Inquisitor die Individualität des Verbrechers kenne,“ für seine Meynung entscheiden. Denn gerade auf die Individualität des Verbrechers darf nach unsern bisherigen Criminalrechtsgrundsätzen nicht Rücksicht genommen werden. Ganz etwas anders ist bey einer Jury; und es kommt nur auf die große Frage an, ob wir durch ihre immer mangelhafte Verächtfichtigung der Individualität, oder durch unsere mangelhaften allgemeinen Rechtsnormen der Verächtfichtigkeit am nächsten kommen? — Bey Beantwortung

der fünften Frage wird verneint, daß der Oberrichter in der Appellationsinstanz das Urtheil schärfen könne, welches im Röm. Rechte aus L. 6. de appell. (49. 1.) folge. Die Einwendung Webers, daß die Gültigkeit des Urtheils durch die Appellation gänzlich suspendirt werde, könne als eine *petitio principii* nichts entscheiden; und am wenigsten lasse sich Webers spätere Einschränkung, daß nur auffallend zu gelinde Sentenzen geschärft werden könnten, wegen dem durchaus schwankenden dieses Begriffs, rechtfertigen. Allein im Römischen Rechte möchte der Verf. die Befugniß des Accusators zur Appellation in L. 1. an per alter. (49. 9.) und L. 39. C. de appell. (7. 62) übersehen haben. Im Ganzen aber dürfte dennoch des Verf. Meynung aus der gewöhnlichen Theorie, wo die Appellation im Inquisitionsprozeß durchaus einseitig ist, consequent folgen, und so mithin nur feste Mitderungen der Sentenz möglich seyn. —

Den Beschluß der ganzen Abhandlung macht eine interessante Erläuterung und Prüfung der in vieler Hinsicht vorzüglichsten königl. Bayerischen Verordnung von 1809 über Appellation in Criminalsachen. — No. II. Ueber die Publicität in Criminalsachen. S. 112 — 122. Der Verf. billigt nur eine allgemeine warnende Notiz über Lebensumstände, Verbrechen und Strafen der bedeutendsten Verbrechen, nicht aber gedruckte Bekanntmachung der Entscheidungsgründe theils weil dieselben dem größeren Publikum unverständlich in den Händen schlauer Verbrecher aber leicht gefährlich seyn; theils weil die gerechte Entscheidung zugleich von der richtig geführten Untersuchung gegen deren Oeffentlichkeit aber eine gesunde Politik streite, abhängig sey. — Rec. möchte es ohne achtet dieser Gründe als einen der allerwesentlichsten Bestandtheile einer freien Verfassung ansehen, daß über Ehre und Leben der Bürger nicht in geheimnißvollem Dunkel gerichtet werde, ohne allen überzeugende Rechenschaft der Gerechtigkeit des Verfahrens, zu geben, dadurch die Achtung der Gesetze, das Zutrauen zu der Regierung zu erhalten. Gewiß sind umsonst waren alle freien Völker auf die Criminaljurisdiction, auf ihre Oeffentlichkeit und die Theilnahme des Volks an der selben so eifersüchtig, denn alle Despotie fängt mit ihrem Miß-

brauch an. Und mit Recht erregen überhaupt alle Heimlichkeiten der Regierung den Verdacht des Volkes, weil sie gewöhnlich alle nichts taugen, von der geheimen Cabinetspolitik der Fürsten an bis zu den Lausenslichen der untersten Beamten herab. Das Zutrauen aber ist das wahre und einzige Element, die Seele einer freien Regierung. Gewiß ist also nicht, wie der Verf. meint, gegen die Würde der Gerichte sich vor dem Publikum zu legitimiren, sich von ihm controlliren zu lassen, was der schönste Sporn der Sorgfalt und Vernünftigkeit der Richter ist. Und was ist, wenn man den einzig wahren Charakter der Verbrechen, als einer öffentlichen Beleidigung, der Strafe, als einer öffentlichen Venußthuung des ganzen beleidigten Volkes, ins Auge faßt, wohl angemessener, als eine öffentliche Verhandlung und Kundmachung dieser, alle angehenden, Sache? Auch würden die Entscheidungsgründe im Allgemeinen selbst dem Volk verständlich gemacht werden können, wo sie es aber nicht wären, da reichte es hin, daß es auf das controllirende Urtheil so vieler Sachverständigen rechnen könnte. — Besser aber möchte auch noch öffentliche Untersuchung seyn, und leicht mehr Ungerechtigkeiten entfernen, als Störungen verursachen. Stets aber müßte sie wenigstens vor Repräsentanten des Volks geführt, und dann von diesen bezeugt, in ihren Hauptresultaten öffentlich gemacht werden. — No. III. Ueber das Begnadigungsrecht und die neueren Ansichten desselben. S. 122 — 145. Enthält recht gute, wenn auch vielleicht nicht überall zu billigende, Bemerkungen. — No. IV. Ist die öftere Ungestraftheit eines Verbrechens ein Milderungsgrund in Beziehung auf L. 17. de aedilitio edicto. S. 145 — 153. Widerlegt hinlänglich die Meynung Kleinschrods, daß öftere Ungestraftheit eines Verbrechens Milderungsgrund sey. — No. V. Ueber das Verhältniß der Philosophie zum Criminalrecht, als Critik der vorzüglicheren neueren Philosopheme über Criminalrecht. S. 153 — 190. Zuerst bestreitet der Verf. das absolute Strafprinzip, indem er aus dem Begriffe der Wissenschaft, als eines Systems, entwickelt, daß alle Theile derselben von Einem gemeinschaftlichen höchsten Grundsatz ausgehen müssen.

Gegen die Ableitung der Strafe von Vergelt und Liestrant, aus dem Begriffe des Gesetzes, welches durchaus Unterwerfung fordere, wird sehr richtig ausgeführt, daß im Begriffe des Gesetzes nie mehr liegen könne, als daß nicht zugleich das Gegentheil erlaubt sey, nicht aber, daß eine geschehene Uebertretung mit Strafe belegt werde, und daß das Gesetz ja nicht erst durch die Strafe Existenz und Gültigkeit erhalte. Gegen die von Zacharia behauptete Nothwendigkeit der Vergeltung des Glücks mit der Würdigkeit und umgekehrt wird bemerkt, daß diese Vergeltung selbst noch ein ungeöstes Problem sey, für das Recht aber am wenigsten passe. Der Verf. verwirft hierauf die Präventionstheorie und die von Henke, und bemerkt gegen die Abschreckungstheorie, daß sie unrecht habe, größere Unlust anzudrohen, als die, welche die Unterlassung des Verbrechens erzeuge, da schon die gleiche das Handeln aufhebe; ferner, daß die unerlässliche Rücksicht auf die Schuld in concreto sey der Strafe, welche nie bloß durch äußere Motive bedingt seyn dürfe, sich, bey dem mangelnden allgemeinen Maßstabe der Lust und Unlust, mit dem Zweck einer hinlänglichen Abschreckung nie vereinigen lasse. Dabey kommt denn, so sehr auch Rec. sonst mit dem achtungswerthen Verf. übereinstimmt, doch wohl einige philosophische Mißgriffe vor, z. B. die Trennung der Moral, als des Ideell., von dem Rechte, als dem Reellen, die Behauptung, daß Wiedervergeltung material recht, aber formal unrecht sey. Der Verf. kommt endlich zu dem Resultate, daß bis jetzt keine Begründung der Strafe existire, und mithin von der Verbindung der Philosophie mit dem Criminalrecht weiter keine Rede mehr seyn könne. Das wäre nun wohl das allertraurigste, wenn uns die Vernunft in diesem wichtigsten Rechtsthelle ohne Vorbild, bloßer Willkühr überlassen hätte. Rec. aber kann hier freylich nicht seine entgegengesetzte Ansicht und seine Theorie über Begründung des Strafrechts ausführen. Eben so wenig kann Rec. mit dem Verf. darin übereinstimmen, daß überhaupt bey dem positiven Criminalrecht außer der Logik keine philosophischen Grundsätze Anwendung finden dürften. Denn so sehr Rec. und namentlich unsern Gesetzen zuwider hält, wie gewöhnlich geschieht, den positiven Gesetzen gerade in ihren

Grundprincipien eine ihnen fremde Theorie aufzudrängen, und namentlich keinen andern allgemeinen Theil des Criminalrechts zu entwickeln, als einen rein philosophischen, so glaubt er doch, daß weder eine richtige Erforschung der philosophischen Grundlage der positiven Gesetze möglich sey, ohne das Naturrecht, von welchem letztere nur ein individueller Ausdruck sind, noch daß eine Ausschließung des Naturrechts da, wo ihm kein besonderer positiver Ausdruck gegeben ist, behauptet werden könne, um wenigstens nach unsern positiven Gesetzen. — No. VI. Ueber den §. 3. des Kleinschrod'schen Entwurfs einer peinlichen Gesetzgebung für die kurfürstl. Baierschen Staaten. S. 190—201. Handelt von der rückwirkenden Kraft der Strafgesetze, für welche sich der Verf. mit Kleinschrod entscheidet, wenn das neuere Gesetz gelinder ist. Dieses enthält anders ausgedrückt auch das neue königl. Baiersche Gesetzbuch im Art. 3. des Publicationsspatents. — No. VII. Noch einiges über außerordentliche Strafen bey unvollständigem Beweise. S. 201—235. Der Verf. dringt zur Entbehrlichkeit der außerordentlichen Strafen, welche man als ungerechtes Surrogat der Tortur erfunden habe, auf Vereinfachung der Beweise, namentlich auf Nützlichkeit des künstlichen Beweises, von welchem er aber nicht bestimmt, wenn er als voll angesehen werden kann. So sehr indeß Rec. außerordentliche Strafen, der rechtlichen Sicherheit und dem festen Zutrauen der Bürger nachtheilig, und mithin verwerflich, hält, so betrachtet er sie doch nicht als bloße Erfindung der neueren Zeit. So z. B. erforderten die Römer zur poena cullei durchaus Geständniß, verhängten ohne dieses die außerordentliche Strafe des einfachen Todes. Fast überall, z. B. auch bey den alten Deutschen, welche bey größeren Verbrechen immer größere Anzahl von Compurgatoren erforderten, verlangte man, wie auch neuere Rechtsgelehrten zur Entbehrlichkeit der außerordentlichen Strafen vorschlugen, bey kleineren Verbrechen geringeren Beweis, als bey größeren. Allein ist dies im Grunde nicht dasselbe? Denn man erfordert ja doch wohl den größeren Beweis nicht wegen der Größe der Verbrechen, da ja große meist leichter, als kleine zu erweisen sind, sondern wegen der Größe der Strafen; und ist

es denn also nicht einerley, ob ich, bey gleichem Beweise, ein Jahr Gefängniß als ganze Strafe eines kleinen, oder als halbe eines großen erleide? Am besten, doch auch nicht ganz, würde die Jury die Schwierigkeit lösen. — No. VIII. Wie ist derjenige, welcher bereits einmal unter 5 Gulden fr. gestohlen hat, wegen eines zweyten Diebstahls über 5 Gulden fr. nach der neuen Wamberger peinlichen Gesetzgebung zu bestrafen? S. 235—244. Eine Unbestimmtheit des §. 144. der angeführten Gesetzgebung gab zu dieser Abhandlung, welche die entstandene Schwierigkeit recht gut löst, Veranlassung. — Die Darstellung des Verf. könnte wohl hin und wieder etwas einfacher und gedrängter, und der Styl reicher seyn. So heißt es z. B. immer: von darum statt darum.

E. T. W.

Friderici Cropp, I. U. D. commentatio de praecoptis juris Romani circa puniendum conatum delinquendi, in certamine literario civium academiae Ruperto - Carolinae die XXII. Novbr. MDCCCXII. ab illustri Jureconsultorum ordine praemio ornata. Heidelbergae MDCCCXIII. in off. Mohrii et Zimmeri. 112 und 151 S. 8.

Die vorliegende Schrift, welche von der hiesigen Juristenfacultät bey Zuerkennung des Preises ein ganz besonders ausgezeichnetes Lob erhielt, erscheint jetzt, mehrfach umgearbeitet und revidirt, theils unter jenem Collectiv-Titel, theils in zwey Sectionen getheilt unter zwey besonderen Titeln, die erste Section als Inauguralschrift, und die zweyte pro facultate legendi auf der hiesigen Universität. Der letzte Umstand enthält den Grund, warum wir, nach den Gesetzen unsers Instituts, nur folgende Inhaltsanzeige geben.

Die Schrift ist in vier Bücher getheilt; im ersten handelt der Verf. im Allgemeinen von der Bestrafung des Conats bey den Römern, und in den drey letzten von den Strafen, die sie bey den einzelnen Delicten auf den Versuch gesetzt haben. Das erste Buch zerfällt wieder in fünf Titel. Der erste derselben ist zur Darstellung des Geistes der Römischen Philo-

phie und Gesetzgebung rücksichtlich der Bestrafung der Verbrechen überhaupt bestimmt, ohne welche Darstellung der Verf. seiner Theorie über die Bestrafung des Conats keine Haltung geben zu können glaubte. Nach einer kurzen Einleitung über die Bedingungen der Straffzufügung und deren Zweck im Allgemeinen, zeigt der Verf., daß sowohl die Römischen Philosophen als auch Gesetzgeber als Bedingung einer Straffzufügung „den bösen, unrechtlichen Willen eines Staatsbürgers angenommen haben;“ doch genüge derselbe hiezu noch nicht, sondern, weil die Strafe nur in Beziehung auf den Staat, zur Garantie der bestehenden Rechtsordnung bestimmt sey, so müsse erst der böse Wille eines Staatsbürgers nachtheilig auf dieses Rechtsverhältniß eingewirkt haben, ehe von Zufügung einer Strafe die Rede seyn könne. Wie dieser nun nachtheilig darauf einwirke, das müsse aus den Zwecken deducirt werden, welche die Römer bey der Straffzufügung angeben; und deren nennen die Philosophen besonders drey; Vesserung des Delinquenten, Herstellung der Achtung des Verletzten, und Abschreckung der übrigen Staatsbürger; sie schienen demnach als die aus den Delicten resultirenden Nachtheile für den Staat besonders anzunehmen, die erklärte Geringschätzung der Gesetze von Seiten des Delinquenten, die Herabsetzung und die Schmach des Verletzten, und das Aufhören des Vertrauens zu dem Delinquenten sowohl, als zu den Gesetzen von Seiten der übrigen Staatsbürger. Im Ganzen stimmen hienit auch die Ansichten der Römischen Gesetzgeber überein, denn sie erkennen Vesserung des Delinquenten, Genugthuung des Verletzten, Aufhebung des durch das Delict bewirkten Netzes zum Verbrechen, Reinigung des Staates von dem unheilbaren Verbrecher als Zwecke der Straffzufügung theils ausdrücklich, theils durch ihre Strafbestimmungen an. In den späteren Zeiten aber, wo der Despotismus der Kaiser überhand genommen habe, sey es auch noch Zweck der Strafe geworden, alles das zu entfernen, was den Tyrannen mit Furcht erfüllen könnte; und endlich, weil die Tyranney so gerne sich hinter Missethaten verstecke, Ausöhnung mit der durch die Begehung von Delicten beleidigten Gottheit, und Abwendung der göttlichen Strafen. — Dieses als Basis für die folgende Untersuchung

und als Probierstein für die Consequenz der Römer bey ihren Vorschriften über die Bestrafung des Conats vorausgeschickt; kommt der Verf. im zweyten Titel auf den Begriff des conatus delinquendi, welchen er nach dem Sprachgebrauche so festsetzt, es sey „actus aliquis seu factum, quo ad rem illicitam tendimus;“ folglich sey, wie dieses auch namentlich die Römer thun, selbst da noch von einem Conat zu reden, wo die Geseze an sich erlaubte Handlungen, die man als Mittel zu unerlaubten gebraucht habe, eben so hart bestrafen, als diese letzteren selbst. Der Verf. wirft dann die Fragen auf, ob auch die Fälle als ein conatus delinquendi angesehen und behandelt werden könnten, wenn Jemand in der Absicht, etwas Unerlaubtes zu thun, etwas Erlaubtes gethan habe, und zwar mit der doppelten Modification, wenn so, wie der Delinquent sich die beabsichtigte Handlung dachte, daraus eine Rechtsverletzung resultiren, oder nicht resultiren konnte; ferner, ob auch da ein conatus delinquendi vorhanden sey, wo Jemand zur Erreichung eines verbotenen Zweckes sich unschädlicher Mittel bedient habe; und wie es namentlich in diesem Falle zu halten sey, wenn diese Mittel zwar an sich unschädlich seyen, aber doch nach der Meynung des Volkes zur Erreichung des beabsichtigten verbotenen Zweckes dienen könnten. — Endlich untersucht der Verf., ob auch noch da von einem Conat geredet werden könne, wo Jemand ein an sich schon verbotenes Factum beging, in der Absicht, sich dadurch den Weg zu einem andern Delicte zu bahnen; ob hter das begangene Factum in doppelter Rücksicht bestraft werden könne, und wie hier die Strafe zu reguliren sey? — Im dritten Titel wirft er die Frage auf, wie viele Abstufungen bey dem Conat anzunehmen seyen. Er verwirft die gewöhnliche Trichotomie in conatus remotus, propior und proximus selbst nach Deutschem, vor allem aber nach Römischem Rechte, und sucht zu zeigen, daß nach dem letzteren sich nur ein conatus proximus und remotus unterscheiden lassen. — Im vierten Titel untersucht dann der Verf., welcher Delicte Versuch, und mit welcher Strafe derselbe belegt werde. Hier wirft er nun zuerst die Frage auf, ob nach Römischem Rechte nicht überhaupt der Versuch zum Verbrechen mit derselben Strafe zu belegen sey, wie das voll-

sendete Verbrechen selbst. Dagegen scheint nun zwar die L. 16. §. 8. De de poenis (XLVIII, 19.) zu seyn, besonders wenn man die Haasische Interpretation dieses Gesetzes annehmen wolle; allein er bemüht sich, die Unzulässigkeit dieser Erklärung zu zeigen, und darzuthun, daß dasselbe mit Enjas am richtigsten bloß von culposen Delicten verstanden werde; und so könne man nicht umhin, die auch von mehreren anderen Gesetzen unterstützte Vorschrift der L. 14. D. ad leg. Cornel. de sicar. (XLVIII. 8.) „in maleficiis voluntatem spectari non exitum“ als allgemeine Regel für die Bestrafung des Conats anzunehmen. — Doch geht dieses nicht auf die nuda cogitatio; und eben so wenig, trotz der Allgemeinheit des Wortes maleficium auf alle Delicte, namentlich nicht auf die delicta leviora, oder, was dasselbe sey, auf die delicta privata. Der Grund, weshalb bey diesen der Versuch nicht bestraft werde, sey wohl nicht so sehr ein philosophischer, als ein historischer, wie dieses besonders auch aus der L. 20. C. de furtis (VI, 2.) hervorgehe. Bey den delictis extraordinariis seyen wohl zwey Classen zu unterscheiden, solche, die bereits schon in den legibus judiciorum publicorum mit einer Strafe belegt worden seyen, und solche, die ursprünglich bloß Privat-Delicte waren, später aber auch mit einer öffentlichen Strafe belegt wurden. Bey den ersteren leide die Bestrafung des Conats keinen Zweifel, bedenklicher sey sie bey den letzteren, besonders da in so manchen einzelnen Fällen hier der Conat von der Strafe frey gesprochen werde; aber dennoch sey es nach dem Geiste des neueren Römischen Rechtes anzunehmen. — Im fünften Titel endlich redet der Verf. von den Wirkungen der Reue vor vollendetem Verbrechen.

Im zweyten Buche redet der Verf. von der Bestrafung des Conats bey denjenigen Verbrechen, wodurch die Römer die Gottheit verletzt glauben. Im ersten Titel werden hier, um in den Geist dieser delicta circa sacra einzuleiten, einige Notizen aus dem alten Rechte mitgetheilt; wobey aber in der Note 13. S. 83 dem Verf., wie er uns mitgetheilt hat, ein Versehen begegnet ist. Diese Note wünscht er nämlich so berichtigt:

Maxime hic pertinet epistola Plinii junioris ad Trajanum, et Trajani ad hanc epistolam rescriptum, quae fuso commentario illustravit Balduinus l. c. pag. 25 — 69; nam epistola procuratoris Syriae ad Tiberium, et Tiberii de hac epistola oratio ad senatum (Tertull. Apologet. c. 5.), quae, si germana essent, plurimum ad hanc rem facerent, dubiae fidei sunt. Planck l. c. pag. 45. not. 4.

Im zweyten Titel wird von den Häretikern, im dritten von den Apostaten, im vierten von den Paganen, im fünften von der Verletzung der Heiligkeit der Kirchen (und Gräber, im sechsten von den Fälschen der zum Gottesdienst gehörigen Personen, im siebten von der Verletzung der Rechte der Kirche, und im achten endlich vom eigentlichen Kirchenraube gesprochen.

Das dritte Buch beschäftigt sich mit der Darstellung der delicta circa rem publicam. Im ersten Titel wird von den criminibus perduellionis. und laesae majestatis geredet, und der Unterschied zwischen beyden nach der l. ult. D. ad leg. Jul. majest. (XLVIII, 4.) darin gesetzt, die perduellio setze stets voraus, daß der Delinquent eine böse, feindselige Absicht gegen den Staat gehegt habe, während es zum crimen laesae majestatis genüge, wenn er nur mit Vorsetz solche Handlungen begangen habe, wodurch das Ansehen und die Würde des Staates verringert würden. — Der zweyte Titel handelt de maleficis et mathematicis, wobey namentlich die Frage erörtert wird, ob Magie als ein selbstständiges Verbrechen, oder nur als Conat anderer Verbrechen in Frage kommen könne. — Der dritte Titel redet von der vis publica und privata, welche letztere des Zusammenhanges wegen schon hier abgehandelt wird; der vierte vom ambitus, der fünfte von den repetundis; der sechste von der annona; der siebte endlich von den Verbrechen gegen die Staatsgüter.

Im vierten Buche endlich werden die delicta circa privatos abgehandelt. — Im ersten Titel spricht der Verf. von den sicariis et veneficiis; im zweyten von den latronibus et incendiariis; im dritten von den parricidiis, wo er besonders die vom H. R. Meister zu Breslau aufgestellte Theorie über die Bestrafung des conatus parricidii angreift und zu widerlegen

sucht. Der vierte Titel handelt vom Selbstmorde; der fünfte von den Körperverletzungen; und der sechste von den plagiaris. In dem siebten bis zum 13ten Titel inclus. wird von den delictis carnis, und was damit zusammenhängt, geredet; wo namentlich im 8ten Titel der Verf. historisch zu entwickeln sucht, wie es gekommen sey. daß die L. 1, D. de extraord. criminibus (XLVII, 11.) bey dem stupro und adulterio den Versuch gelinder bestraft, als das consummirte Delict. Im 14ten Titel endlich redet der Verf. von den Dieben, und besonders von den Directarien. Er prüft hiebey die verschiedenen von Feuerbach, Dabelow und Grosse aufgestellten Meinungen über die Directarien, und zeigt, daß wohl schwerlich eine der Theorien, welche bey Erklärung des crimen directariatus auf die besonderen Verhältnisse Roms Rücksicht nahmen, haltbar seyn möchten; denn die Stellen, die in unserm Corpus juris von den Directarien handelten, seyen ex libris 8 et 9 Ulpiani de officio proconsulis entnommen; woraus so viel hervorzugehen scheine, daß es auch in den Provinzen Directarien gegeben habe. Hierauf stellt der Verf. seine eigne Theorie über die Directarien auf, die darauf hinausgeht, es seyen die, welche man bey uns Einschleicher zu nennen pflege; und von den effractoribus dadurch verschieden, daß diese Gewalt, jene List gebrauchten, um in fremde Häuser einzudringen. Zum Schluß erwähnt der Verf. noch der saccularii. —

Friedrich Taubmanns Leben und Verdienste. Versuch einer genaueren und billigeren Beurtheilung des oft bekannten Mannes und Beytrag zur Feyer des verfloßnen zweyten Jahrhunderts nach seinem Tode. Nebst einem Abriss des Zustandes der Philologie in Sachsen während des sechszehnten Jahrhunderts. Von M. Friedrich Adolph Ebert. Eisenberg, 1814. Im Verlag der Schöneschen Buchhandlung. VIII und 176 S. 8. (12 gr.)

Diese Schrift enthält eine fleißige Zusammenstellung alles dessen, was von Taubmanns Lebensumständen bekannt ist (zuerst kurz als Einleitung, hernach in ausführlichern Erläuterungen

(S. 146—160); dann eine sehr kräftige Vertheidigung des trefflichen Mannes gegen die Berunglimpfungen seines Charakters, wozu besonders die unter dem Titel Taubmanniana bekannte Compilation Veranlassung gegeben hat. Er war an dem Hofe dreier Sächsischen Regenten (des Administrators Herzog Friedrich Wilhelm und der Churfürsten Christian II. und Johann Georg I.) Hofpoet, was in Sachsen eine eben so ehrenvolle Stelle war, als es es noch in England ist, kein niedriges Hofnarr, liebte Scherz und Wit, auch die Freuden der Tafel, überschritt aber niemals und in keiner Hinsicht die Gränzen der Zucht und Sitte. Um seine litterarischen Verdienste zu würdigen, wird der auf dem Titel angegebene Abriß einer Geschichte der Philologie in Sachsen im 16. Jahrhundert eingetheilt. Diese ist in zwei Perioden eingetheilt: 1. von dem ersten Aufblühen des Studiums der klass. Litteratur bis zu Melancthon's Tod, 2. von da bis zu Ende des Jahrhunderts. Man kann dem Verf. nicht der Partheylichkeit, am wenigsten für die Leipziger Universität beschuldigen; er findet es auch nöthig, in einem Nachtrage seine Darstellung wegen ihres Widerspruchs mit den oratorischen Lobsprüchen auf die vorgeblichen Verdienste Leipziger Gelehrten in dieser Periode in J. F. Böhm's opusculis de literatura Lipsiensis zu rechtfertigen. Taubmanns Verdienste treten nun um desto glänzender hervor, je weniger Sachsen in damaliger Zeit andrer Männer erzeugt hatte, welche ihm gleich gestellt werden können. Auch die Schilderung der litterarischen Verdienste Taubmanns ist meistens polemisch gegen Verkleinerer. Merkwürdig ist, was der Verf. mit Recht hervorhebt, daß Taubmann auch die alte Deutsche Litteratur, mit welcher er durch die Schriften seines Freundes Goldast bekannt wurde, hochschätzte. Außer dem bisher Angegebenen theilt Hr. E. ein Verzeichniß der Taubmannischen Schriften, eine bisher ungedruckte poetische Epistel Taubmanns an den Arzt Daniel Thorschiedt in Freyberg und eine charakteristische Stelle aus seinen Bacchanalibus mit. Die Wahrheitsliebe und ächte Bescheidenheit des Verf. verdienen großes Lob und nicht geringeres die Sorgfalt, welche er auf seine Sprache verwandt hat. Von seinen Untersuchungen über das Mittelalter und der historisch kritischen Biographie des Markgrafen Eckard I. von Meissen, womit er sich (nach der Vor.) seit mehreren Jahren beschäftigt, läßt sich nach dieser Probe viel Gutes erwarten.

Jahrbücher der Litteratur.

1. Felix Herbers, weil. Chorherrn und Pfarrers an der Prediger-Kirche in Zürich, Versuch eines christlichen Religions-Unterrichts. Mit einer Vorrede von Joh. Jakob Hess, Antistes der Zürcherischen Kirche. Winterthur 1811, in der Steinerischen Buchhandlung, XVI S. Vorr. und 183 S. in 8.
2. Die Unterweisungen des neuen Testaments in der Religion Jesu Christi für lehrbegierige Christen von Karl Gottlieb Ernst Weber, evangel. Prediger zu Schöpsfeld, bey Bunzlau. Bunzlau, gedruckt in der königl. privilegirten Waisenhaus-Buchdruckerey, 1811. 16 S. Vorr. und 165 S. in 8.
3. Hauptsätze des christlichen Religionsunterrichts von Joh. Heinrich von Aschen, Pastor primarius zu St. Ansgar in Bremen. Bremen 1812. In Commiff. bey Joh. Heinr. Müller. VI S. und 136 S. in 8.

Die seit dreßzig oder vierzig Jahren immer zunehmende Anzahl von Anleitungen zum Unterricht in der christlichen Religion bezeuget nicht, wie z. B. die vermehrte Anzahl Französischer Sprachlehren, das allgemeiner gefühlte Verlangen oder Bedürfniß des Gegenstandes; zunächst aber die weiter verbreitete Herrschaft der Meynung, daß der Lehrer an das bey seiner Kirche eingeführte Lehrbuch nicht gebunden sey, theils, weil dieses nach seinem Inhalt und Ausdruck, hie und da anders, großentheils unpassend, eigentlich obsolet geworden; theils weil jeder Unterricht nach des Lehrers eigenen Ansicht und Darstellung lebendiger und wirksamer sey. Es wurde, auch von Bestgefinnten, gewünscht und dringend gefordert, daß der Lehrer der Religion von dem Zwange dieser Lehrbücher befreyt und ermächtigt würde, nach eignem oder doch selbst gewähltem Verfaden die Erregung des sittlichen Bewußtseyns, und eine glückliche Mittheilung moralischer Vorschriften und der hierauf bezu- gehenden religiösen Ermunterungen, sich hauptsächlich zu angelegen seyn zu lassen, weil man wahrgenommen zu

haben glaubte, die Bibel und namentlich die größtentheils in biblischen Formen verfaßten Katechismen seien des vielen ent weder zu einem hohlen, bedeutungslosen, verachteten Zeichen herabgesunken, oder ein erklärter Buchstabe, ein Eßige geworden, dem man abergläubisch diene. In sofern man vor aussetzen konnte, daß auch viele Lehrer in dem Einen oder dem andern Falle sich befänden, dürfte man es beklagen, daß entweder eine Gleichgültigkeit, die sich hinter den technischen Ausdruck der Lehre, Scholastik zu verstecken vergeblich zu mühte, den Keim religiösen Lebens in dem Gemüthe der Jugend tödte, oder aber ein roher Eifer blinden Vorurtheils und abergläubischer Abhängigkeit dem unglücklichen Lehrlinge den Buchstaben des göttlichen Wortes so lange vorhalte, bis er gleichfalls vor dem Eßigen niederfalle, oder mit Unwissen und Eitel ihn stieße. *Vitas non scholae!* Christen für die Welt und nicht für die Kirche und die Schule wollte man haben! Und hatte man unter jenen Voraussetzungen unrecht, darauf zu dringen? — Aber indem man dieses Christenthum für die Welt zu haben und zu verbreiten meinte, verschwand an dem Himmel der Religion alles, bis auf eine gewisse klare Abgrenzung, welche über das empfohlene Leben guter und anständiger Sitten, wie eine schöne Decke, sich ausdehnte. So verschwand auch der sichtbare Himmel mit seinen tausend tausend Sternen, welche den stillen Beschauer mit magnetischer Kraft anziehen und mit höhern Ahnungen und sehnlichsten Verlangen erfüllen, bis auf seine blaue ätherische Hülle, wenn Einer seiner Sterne hervortritt, um für das Leben der Welt an ihren Tagen das nothdürftigste Licht auszuströmen! Lang währete der ungeführte Besitz dieser Religion für die Welt nicht. Durch tiefere philosophische Forschung wurde aus Licht gebracht, wie leicht ihr Boden, wie schlecht verbunden ihre Theile seien. Höchst wohlthätig wirkte diese Strenge der Nachfrage und Untersuchung auch hier; wie wohl auch jetzt wieder, wie es maals über die Terminologie der Kirchensprache, über die reinen Kunstausdrücke, in welchen zu Ruß und Frommen die ohne Lohn Gehorsam heischenden Sittengesetzes eine demüthig vergeltende Gottheit postuliert wurde, ernstliche und rechtmäßige Klage geführt wurde. Viele wurden nämlich dringender vor

inlaßt, für die Regung und Ahnungen eines in uns vorhandnen religiösen Lebens erklärende und bestätigende Zeugnisse anderwärts aufzusuchen, und sie da zu finden, wo Jesus Christus als ein Abbild und Vorbild des göttlichen Lebens in allen wichtigen und entscheidenden Momenten des Menschenlebens aufgestellt, und verkündigt wird, daß seine Erscheinung, leidend und handelnd, leidend und siegend, die Menschen gerath machen solle, es sey Trost da und Hoffnung für den Sieg und die ewige herrliche Fortdauer dieses Lebens, ungeachtet alles Anscheins vom Gegentheil, der sich ohne Aufhören in unserm eignen Herzen und in der ganzen vielfach wechselnden Umgebung unsers Daseyns, oft sehr beunruhigend und niederschlagend, aufdringe. Damit verband sich bey Lehrern die Uebersetzung, daß man aus diesen heiligen Schriften und durch diese hauptsächlich den religiösen Sinn erzeugen und beleben, und auf den Einwand wenig achten müsse, daß diese Schriften zu schwer und oft unverständlich seyen, wegen der Altershumilität ihres Ausdrucks, und wegen ihrer Beziehungen auf Zeiten, Umstände und Gegenstände, welche verändert oder verschwunden seyen. Denn wozu sey der Stand des Geistlichen da? Sollte dieser nicht (*Sacer interpretes Deorum*) Ausleger seyn in der bestimmten Absicht, das in diesen Schriften inhaltene und ausgedruckte Leben, wie es sich in Wort und That und durch die damit verbundenen Ereignisse zu erkennen läßt, als das wahre und göttliche Leben, als das Leben der Freiheit durch Wahrheit, und der guten Zurechtsehung bey allen Hindernissen des Guten, kennen und ergreifen zu lehren? Er kann doch kein wichtigeres und heilsameres Geschäft treiben, als daß er z. B. einen Evangelisten, die Apostelgeschichte, einige Briefe der Apostel, daneben ganze Stellen des A. T. besonders aus dem ersten B. Moses, dem Hlob, den Propheten, und die herrlichsten Psalmen auf dieselbige Art und nach derselbigen Methode lesen läßt, wie ein Ausleger klassischer Werke des Griechischen und Römischen Alterthums diese? Und daß er hauptsächlich darauf bedacht sey, den Zweck des evangelischen Geschichtschreibers, zu zeigen, „daß der, welcher gekreuzigt worden, von Gott zu einem Herrn und Christ gemacht worden sey,“ durch sorgfältige Erklärung und Betrachtung.

tung einzelner Worte und Sätze und des ganzen Zusammenhangs des Buchs zu enthüllen, und dadurch für das innere Auge des Geistes, wie für das Innerste des Herzens denjenigen offenbar werden zu lassen, der gekommen ist, die Menschen selig zu machen. Freylich ist nicht darauf zu rechnen, daß alle, welche als Lehrer der christl. Religion angestellt sind, die wichtigeren Punkte in jenen Schriften treffen, vollständig und richtig entwickeln und darstellen werden. Ueberdem wollen geschlossene christliche Gesellschaften rücksichtlich ihrer Lehren völlige Gewißheit haben, daß manche Stellen der h. Schrift nicht abichtlich übergangen werden. Sehr frühe hat man unter andern auch aus dieser Ursache eine Uebersicht solcher wesentlichen Punkte aufgesetzt, gleichsam Ueberschriften der unentbehrlichen Lectionen, Rubriken, die nothwendig berührt werden sollten. Das sogenannte *symbolum apostolicum* ist ein Aufsatz dieser Art. Der kleine Katechismus Luthers und der Heidelberger sind im Grunde nur ausführlichere Andeutungen dieser Art. Je richtiger und reicher, je treffender und bündiger, je gediegener und salbungsvoller sie sind, desto besser erreichen sie ihren Zweck. Dann stellen sie gleichsam in Einem Mittelraume zusammen, was durch die ganze Reihe der verbundenen Theile eines Buchs oder ganzer Bücher der h. Schrift aufgeregt, erkannt und ergriffen worden ist. Sie erheben sich alsdann zum Werth einer musterhaften ausgesprochenen Regel, wonach man die h. Schr. lesen, das Gelesene würdigen und sich innig zu eignen könne. Kommen nun die eben genannten beyden Katechismen, welche noch in einem großen Theile der evangelisch lutherischen und reformirten Schulen Deutschlands eingeführt sind, der Bestimmung eines solchen allerdings nöthigen Buchleins nicht nahe genug, um sie vor der Hand lieber begnügen zu halten, als andere, wie sie jeder einzelne Lehrer hervorbringt oder nach eigenem Gutfinden wählen mag, gebrauchen zu lassen? Ist es nicht, und setze ich hinzu, zum Glück, so wahr, daß jeder dieser Katechismen noch von vielen Tausenden als der treue, vor langer Zeit her bewährt gefundene Ausdruck der eigenthümlichen Ansicht und Ueberzeugung ihrer Kirche geachtet wird? Daß die durch das Gedächtniß der Seele gegenwärtig erhaltenen Worte desselben die Stelle einer

verehrten Symbols religiöser Ideen vertreten? Ein solches hochgeachtete Symbol zu enthalten und zu deuten, und bey der Erklärung wichtiger Stellen der h. Schr., und bey der Lectüre ganzer Bücher derselben, darauf aufmerksam zu machen, wie der in der h. Schr. sich offenbarende herrliche göttliche Geist in den Haupttheilen dieser Lehrbücher sich ausdrückt, wird der christlichen Gemeinde treue und erleuchtete Verehrer zuführen und erhalten, weil sie die in diesen Büchern vorkommenden ursprünglichen Bezeichnungen des christlichen Wesens und Lebens verstehen, und aus der h. Schr. nun besser sich selbst zu belehren und aufzurichten gelernt haben. Und glaube man doch ja, daß es der Mühe verlohne, Schriften zu deuten, welche in Zeiten und von Männern hervorgebracht worden sind, in denen Talent und Gelehrsamkeit mit Begeisterung für den Gegenstand kämpfte und schrieb! Sollte es nicht eine würdige Beschäftigung wahrer Geistlichen seyn, durch die zum Theil fremder gewordene Darstellung dieser Schriften in das Innere des Gegenstandes einzubringen, und zu erkennen, wie jene hervortreten konnte? Alsdann werden sie aber auch im Stande seyn, jene treu, verständlich und anziehend zu deuten. Denn wie kann es fehlen, daß bey diesem redlichen und ernstlichen Eindringen zu dem Quell des lebendigen Bewußtseyns der Verfasser dieser Schriften eine gemeinschaftliche Pflanzquelle sich aufthue, und daß in dem Zusammentreffen auf Einen Ursprung verschiedener, oder verschieden sich äußernder Vorstellungen eine Zusammenstimmung im Herzen und Streben erzeugt werde, wodurch bewirkt wird, daß dennoch bey der Erklärung dieser Schriften die Mittheilungen so innig, ergreifend und durchdringend werden, als wenn sie aus unmittelbarer Anschauung und Empfindung ausgingen. Wo also der eine oder der andere dieser Katechismen in den Schulen noch gelesen und auswendig gelernt wird, da zweifle der Geistliche nicht, daß es seine Amtspflicht sey, ihn zu erklären; und daß er im Stande sey, auch auf diesem Wege christliche Erkenntniß und Gesinnung zu erzeugen, dafern er es überhaupt kann und mag. Selbst einige unschickliche Stellen des Heidelb. Katechismus können dazu benützt werden, zu zeigen, wie leicht auch redliche Uebersetzung anstoßig sich ausdrückt, wenn nicht genug beherzigt

wird, daß Liebe höher sey als der Glaube. Trachte der tüchtigste Lehrer, immer tüchtiger zu werden in Erkenntniß und Lehrgeschicklichkeit! das ist die Hauptsache.) Diese Bemerkungen wollte ich der näheren Anzeigs der vorgenannten Schriften zur Unterweisung und Gründung in der christlichen Religion vorangehen lassen, damit es nicht auffalle, wenn ich jetzt der selben in irgend einem Hauptstücke christlicher Lehre mit den mehrgedachten angesehensten Katechismen der beyden evangelischen Kirchen vergleiche, und Lehrern, bey deren Gemeinden diese noch eingeführt sind, anrathе, jene, die durch Vollständigkeit und Schriftmäßigkeit des Inhaltes und guter Methode vor sehr vielen ihrer Art sich empfehlen, nicht sowohl als Leitfaden zu gebrauchen, sondern vielmehr als practische Belehrung der Methode, und als Nachweisungen und Erläuterungen der Zeugnisse über den göttlichen Rath und Willen in Beziehung auf das menschliche Geschlecht, um desto eindringender und eindringlicher das eine oder das andere dieser beyden ehrwürdigen Bekenntnisse zu deuten, und auch dadurch so viel an ihnen ist, beyzuwirken, daß derselbige lebendige Glaube an Gott in Christo fortgepflanzt werde.

1. Herr Antistes H. e.ß, der Ehrwürdige durch Verdienst und Alter, versichert in der Vorrede, daß diese Schrift das Product eines vielfährigen Nachdenkens des sel. Verf. und vorzüglich wegen des Eigenen der Behandlungsweise der Bekanntmachung würdig sey. Nach des Verf. Ansicht sollte nämlich der christliche Religionsunterricht, als solcher, ganz von Geschichtlichen ausgehen. Aus den evangelischen Denkwürdigkeiten des Lebens Jesu, als der Urkunde seines Unterrichtes sowohl, als seiner Thaten und Schicksale, wollte er seine Lehrhergeleitet, mithin in genauester Verbindung mit seiner Geschichte vorgetragen wissen.

Der erzählende Theil sollte so abgefaßt seyn, daß sich daraus ergebe, es liege dieser Geschichte eine höhere Anordnung zum Grunde.

Auf den erzählenden Theil sollte der eigentlich belehrende folgen. Die schon im Geschichtlichen selbst liegende Lehren und Wahrheiten sollten besonders herausgehoben, gerichtet, und mit Vennutzung auch des wichtigsten Inhaltes der apostolischen

Briefe, als das practische Resultat jener göttlichen Veranlassung, als daraus sich ergebende Glaubens- und Tugendlehre dargelegt worden. Schon vor bald zwanzig Jahren theilte er seine Gedanken darüber öffentlich mit; in der Bibliothek der h. Geschichte, 2. Th. S. 517 ff., zu welchen Herr A. H. seine Bemerkungen damalen beigefügt hat.

Der erste Theil dieses Religionsunterrichts stellt, wie auch in der Vorrede bemerkt wird, den Geist des Ganzen in vollständiger und überschaubarer Kürze dar; ist folglich mehr Uebersicht, als eine, alles ausführlich darlegende Erzählung, und setzt das selbstthätige Lesen der Evangelien theils voraus, theils reizt und ermuntert sie dazu. Sollte dieser Zweck aber nicht sicherer erreicht werden, wenn mit den Schülern ein Evangelium und die Apostelgeschichte selbst und zwar in der Art gelesen würde, daß von jedem Abschnitte der Inhalt angegeben, und alsdann derselbe in den einzelnen Sätzen nachgewiesen würde? Hiezu würde noch gewonnen, was höchst wichtig zu achten ist, daß die Schüler eine practische Anleitung zu der wünschenswerthen Geschicklichkeit erhielten, die heiligen Schriften gehörig zur Verichtigung und Befestigung ihrer christlichen Erkenntniß und Gesinnung zu lesen. Damit soll nicht behauptet werden, daß eine solche wohlüberdachte Erzählung der Haupttheile des Lebens Jesu überflüssig sey. Dem Lehrer wird sie manchen Aufschluß und beachtungswerthe Winke geben; der Schüler wird sie mit großem Nutzen mit der Urkunde vergleichen lernen.

Der zweite Theil dieses christlichen Unterrichts besteht aus folgenden Abschnitten: 1. Wahrheit der evangelischen Geschichte. 2. Würde und Wichtigkeit dieser Geschichte. 3. Erkenntniß Gottes aus dieser Geschichte. 4. Was Jesus denen, die an ihn glauben, verheißt, oder: Selbige Folgen des Glaubens an Christum. — Jesus Christus verheißt denen, die an ihn glauben, a. Vergebung der Sünden, b. Herstellung zu einem ewigen Leben, und c. den heil. Geist. 5. Die von Jesus verordneten Gebräuche, oder die heiligen Sacramente. Äußere Gebräuche hat J. Chr. nur zwei angeordnet, nämlich die heil. Taufe und das heil. Abendmahl. 6. Ist also Jesus der Christus?

Dritter Theil des christlichen Unterrichts. Christliche Gesinnungen und christliches Verhalten. — Hochachtung und Ehrfurcht gegen Gott. — Liebe Gottes. — Dankbarkeit gegen Gott. — Vertrauen auf Gott. — Gehorsam gegen Gott. — Übung und Belebung dieser Gesinnungen, a. das Lesen der heil. Schrift, b. Theilnahme an öffentlicher Gottesverehrung. Das Gebet.

Pflichten gegen andere Menschen. Pflichten gegen die Eltern; Geschwister und Hausgenossen; das Vaterland; gegen Jedermann. Sorgfalt für uns selbst.

Auf Jesu Christi Lehre und ganze Erscheinung auf Erden, und auf wichtige, daraus abgeleitete Aeußerungen der apostolischen Briefe gründen sich die ausführlichen, ungemein fasslichen, ein wohlmeinendes Anliegen offenbarenden Belehrungen des Verf. über den vorstehend angezeigten Inhalt des zweyten und dritten Theiles seines christlichen Unterrichts. Nirgends aber kommt eine bündige Zusammenstellung des Wesentlichsten der Belehrung vor, wodurch der Lehrling, indem ihm der treffliche Ausdruck für die mit Bestimmtheit aufgenommene Erkenntnis gegeben wird, in Stand gesetzt würde, nicht nur die eben erhaltenen Belehrungen wiederholend daraus zu entwickeln, sondern auch jeden andern Unterricht daran anzuknüpfen.

Das ist es nun, wodurch jene beyden älteren Katechismen, welche mehr der gebrängte Ausdruck des eigenen lebendigen Glaubens, als Erklärung dieses Glaubens sind, so ergreifen und erwecklich werden können, wenn durch die vorhergehende oder damit verbundene Lectüre des Lebens Jesu dem Lehrer möglich wird, auf den lebendigen Quell dieser Bekenntnisse eines Gott gläubigen Christen zurückzuführen.

Der f. Herder hat von S. 64 — 96 von Gott, seinen Eigenschaften und seiner allwaltenden Vorsehung und dem dar auf sich gründenden Verhältnisse des Menschen gegen Gott umständlich und einleuchtend gesprochen. Aber könnte man die dadurch erzeugte Erkenntnis und Gesinnung richtiger und wahrer aussprechen, als es in der 26. Frage des Heidecks. Katechismus: Was glaubst du, wenn du sprichst: Ich glaube an Gott-Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden? in der Antwort geschieht: „Daß der ewige Vater unser

Herrn Jesu Christi, der Himmel und Erden, sammt allem, was darinnen ist, aus Nichts erschaffen; auch dieselbigen noch durch seinen ewigen Rath und Fürsorgung erhält und regieret, um seines Sohnes Jesu Christi willen mein Gott und mein Vater sey; auf welchen ich also vertraue, daß ich nicht zweifle, er werde mich mit aller Nothdurft Leibes und der Seele versorgen; auch alles Uebel, so er mir in diesem Jammerthal zuschicket, mir zu gut wenden, insofern Er thun kann, als ein allmächtiger Gott, und auch thun will, als ein getreuer Vater.“ Wird nicht in diesen wenigen Worten ausgedrückt, daß derjenige, welcher die belehrende und tröstende Erscheinung Jesu Christi aus der h. Schrift kennen gelernt, Gott sich zunächst auch als den ewigen Vater dieses seines Wohlthäters freudig denke, und bekenne, „daß er durch Christum gewiß geworden, der allmächtige Schöpfer, Erhalter und Regierer des Weltalls sey mit väterlicher Huld ihm zugethan; und er dürfe also in allen, auch den leidenvollsten Umständen seines Lebens das Vertrauen hegen, daß eine allmächtige und treue Liebe über ihm walte? und kann die Gefinnung solcher Gläubigen sich würdiger äußern, als es in der Antwort auf die 28. Frage geschieht? nämlich, daß wir in aller Widerwärtigkeit geduldig, in Eücksichtigkeit dankbar, und aufs Zukünftige guter Zuversicht zu unserm getreuen Gott und Vater seyn sollen: daß uns keine Creatur von seiner Liebe scheiden wird, insofern alle Creaturen also in seiner Hand sind, daß sie sich ohne seinen Willen auch nicht regen, noch bewegen können.“

2. Den würdigen Verfasser leiteten bey der Ausarbeitung dieser Schrift zwey Hauptabsichten. Erstlich wollte er ein newtestamentliches Schriftsystem, als christliches Lehrbuch bearbeitet, kefern, d. h. einen treu aufgestellten, genau zusammenhängenden Inbegriff der Lehre und Geschichte Jesu, sofern sich jene auf diese genau bezieht, mit den eigenen Worten Jesu und seiner Schüler aus dem N. T. vorgetragen, in Verbindung mit dem, was sie aus den frühern im A. T. enthaltenen göttlichen Offenbarungen damit vereinigen. Wegen der Vorzüge eines solchen Schriftsystems beruft sich der Verf. auf einen schon im J. 1781 erschienenen Aufsatz von J. J. Heß, dem noch jetzt lebenden Antistes Heß, der sich auch dieser edlen

Zweck seiner Ausfertigung erkennen mag. Mit sorgfältiger Ueber-
 legung, oft überaus glücklich, sind die Aussprüche der heil.
 Schrift bey jeder Lehre so gewählt, geordnet und zusammen-
 gestellt, daß ein in regelmäßigen Fortschreiten der
 Ganze daraus entsteht. — Die andere Hauptabsicht des Verf.
 war, in kurzen Anmerkungen, jedesmal an den bequemsten
 Ort gesetzt, diejenigen Allgemeinbegriffe, Redensarten und
 Wörter des N. T. zu erklären, die am dunkelsten, oder aus
 der Griechischen und Hebräischen Sprache in die Deutsche
 übergegangen sind, und doch häufig, und viele in so verschiede-
 nen Bedeutungen, vorkommen. Hier stimmen wir in sofern
 mit dem Verf. überein, daß wir daselbst hatten, solche Erklä-
 rungen sollten bey der, vor jedem zusammenhängenden Unter-
 richt in der christlichen Lehre, durch den Geistlichen mit den
 Lehrlingen vorzunehmenden Lectüre einiger Schriften des N.
 T. hauptsächlich gegeben werden, weil sie hier durch vielfältige
 Anwendung bewähret und eingepreßet werden können. Wei-
 nigens besteht diese Schrift eigentlich aus drey Abtheilungen,
 deren jede für sich ein Ganzes bildet. Die Ueberschriften in
 einem jeden Paragraphen bilden eine Uebersicht der Lehre und
 Geschichte Jesu, welche nach des Verf. Absicht von Kindern
 nach vorhergegangener Erklärung auswendig gelernt werden
 sollte. Hierauf möchte die am Ende beygefügte, nach im
 Lehrbuche eingerichtete, dieses zusammenfassende, „Uebersicht
 der Lehre unsers Herrn“ folgen. Mit der volleren Jugend
 würde dann das eigentliche Lehrbuch durchgegangen. Dies
 soll nun seyn eine Darstellung „vom Werke Jesu Christi, oder
 von allem, was Jesus nach Gottes Willen zum Besten der
 Menschen that und lehrte. — Alle Lehren, welche das N. T.
 vom Werke Jesu vorträgt, sind von doppelter Art: 1. Solche,
 die wir als Christen glauben müssen, wenn es uns nur
 wohlgehen soll, — Glaubenslehren. 2. Solche, worin
 uns Jesus zeigt, was wir als Christen thun müssen, wenn
 wir selig werden wollen, — Lehren vom christlichen
 Lebenswandel. Mit Fleiß und Genauigkeit hat der Verf.
 in den Schriften des N. T. aufgesucht, und in einer lichtvol-
 len Verbindung mitgetheilt, oft auch durch besondere gründliche
 Bemerkungen aufgeklärt, was zu der Lehre vom Glauben und

Wandel des Christen gerechnet werden muß. Gewünscht hätten wir, daß derselbe das apostolische Glaubensbekenntniß, das Vaterunser, die urkundlichen Stellen, die heil. Taufe und das heil. Abendmahl betreffend, eigens und sorgfältig erklärt hätte. Diese Stücke sind nach ihrem wörtlichen Inhalte Alt und Jung bekannt, gewöhnlich unanfechtlich ihrem Gedächtnisse eingeprägt; wie nöthig ist also, und wie sicher hätte eine Erklärung derselben! Und sollte der sinnvolle Verf. nicht auch den Unterschied zwischen einer aus den Urkunden gegebenen Darstellung des Christenthums, und dem eigenthümlichen Ausdruck einer lebendigen und wirksamen Erkenntniß Jesu Christi, seiner Lehren, Verheißungen und Anordnungen, anerkennen? Lectores sind aber die beyden oft schon von mir gerühmten Katechismen; und eben daher sind sie, wenn auch in einzelnen, jedoch nicht wesentlichen Theilen, von der besser verstandenen Urkunde abweichend, so kräftig und lebendig, sobald man in ihren Sinn und ihr Gefühl eingebracht ist. Man vergleiche die Belehrung des Verfassers über die heil. Taufe mit dem Bekenntnisse Luthers in dessen II. Katechismus. Der Verf. sagt, S. 158, Christus führte in seiner Gemeinde zwey heilsame Gebräuche ein für alle seine Votanten: a. die heilige Taufe (Mat. 28, 19. 20.), um uns dadurch zu seinem Volkern einzuweihen, und solcherweise in seine glückliche Gemeinde oder Kirche aufnehmen zu lassen, wober wir die treueste Erfüllung seiner Gebote angeloben und hierzu das künftigen Wohlstandes Gottes versichert werden (1. Kor. 12, 13. Apg. 2, 41. 2. Petr. 3, 21.), der uns auch gewiß zu Theil wird, wenn wir Gott kindlich und ernstlich darum bitten. Luc. 11, 13. Apg. 2, 38. Phil. 2, 12. 13. Luther: „die Taufe ist eine göttliche Handlung, in welcher uns Gott durchs Wasserbad und Wort unsere Sünde gnädiglich um Jesu Christi willen vergibt; nimmt uns an zu seinen Kindern, und macht uns zu Erben aller seiner himmlischen Güter.“ — „Wasser thut freylich nicht, sondern das Wort Gottes, so mit und bey dem Wasser ist, und der Glaube, so solchem Wort Gottes im Wasser trauet. Denn ohne Gottes Wort ist das Wasser schlichtes Wasser, und keine Taufe; aber mit dem Wort Gottes ist es eine Taufe, d. i. ein gnadenreich Wasser des Lebens, und ein

Vad der neuen Geburt im heiligen Geist. Und bedeutet also solch Wassertaufen, daß der alte Adam in uns durch täglich Reue und Buße soll erkaufet werden, und sterben mit allen Sünden und bösen Lüste, und wiederum täglich heraustrücken und auferstehen ein neuer Mensch, der in Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott ewiglich lebe.“ —

3. Der Verf. besolget in seinem Lehrbuche diejenige Methode, wonach zuerst durch allgemeine Betrachtungen über die Welt und den Menschen, die Erkenntniß des Daseyns Gottes und die Verehrung desselben eingeletet, damit zugleich auch die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung erzeugt werden soll. Nachdem über Begriff und Merkmale dieser göttlichen Offenbarung das Erforderliche mitgetheilt worden, werden die Belehrungen der heil. Schrift von Gottes Wesen und Eigenschaften; von dem Vater, dem Sohne und dem heil. Geiste; von den Werken Gottes, besonders von der Schöpfung; von der Vorsehung Gottes; von den Engeln; von der ursprünglichen Würde und Glückseligkeit der ersten Menschen; von der Sünde und ihren bösen Folgen; von der Erlösung des Menschen überhaupt; — vorgetragen. Alsdann folget die Geschichte des alten Bundes. Jetzt wird von der Person des Erlösers und seinem Mittlerwerke überhaupt; von den Ständen und der Geschichte des Erlösers und ihren Segnungen für uns; von der christlichen Kirche; von dem zukünftigen Leben gehandelt. Nun folgen die christlichen Belehrungen über das Wohlverhalten des Menschen; über die Hindernisse und Beförderungsmittel desselben, und in dieser Beziehung auch von dem Gnadenbunde und den Wirkungen des heil. Geistes, und von den Sacramenten: alles mit überlegender Sorgfalt bald ausführlicher, bald kürzer; größtentheils sehr verständlich und oft mit würdevoller Einfachheit ausgedrückt. Sehr zweckmäßig finden wir es auch, daß in den historischen Theile der Schrift die biblischen Schriftsteller ihrer Epoche und die wichtigsten Abschnitte ihrer Werke genannt werden. Aber auch diesem übrigens wohlgerathenen Lehrbuche fehlet die anregende Kraft, und die in wenigen Worten zusammengefaßte Fülle der Ideen, die wir an dem Heidelbergerischen und Luthers Katechismus bewundern. Wir erlauben uns auch hier eine Zusammenstellung. Der Verf. sagt S. 56: „unter der christlichen Kirche verstehen wir die gesammten Bekennenden Jesu, besonders die rechtschaffenen. Jene nennt man auch wohl: die äußere, und diese: die innere Kirche; und, weil diese im Himmel vollendet wird, so unterscheidet man auch: die streitende und die triumphirende. In der heil. Schrift heißt sie auch: das Reich Gottes, das Reich

Christus, das Himmelreich; und Christus: der Herr; so auch Er: das Haupt; sie, der Leib Christus; die Christen: seine Glieder; Er: der Hirt, und der Bischof; die Kirche: seine Herde, seine Schaafe; dergleichen sie auch: die Gemeinde Gottes, auch die Gemeinde Christus. „In dem Heidelb. Consensus wird auf die 55. Frage: was glaubst du von der heiligen allgemeinen christlichen Kirche? geantwortet: daß der Sohn Gottes aus dem ganzen menschlichen Geschlecht ihm eine erwählte Gemeine zum ewigen Leben durch seinen Geist und Wort in Einigkeit des wahren Glaubens von Anbeginn der Welt bis ans Ende versammle, schütze und erhalte; und daß ich derselben ein lebendiges Glied sey, und ewig bleiben werde.“ Ueber Erstung und Dauer, Mittel und Zweck der christlichen Kirche; über die Verpflichtung ihrer Glieder, und die sie stärkende Zuversicht, ist alles Wesentliche hier ausgesprochen.

Verträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Aus bisher ungedruckten Papieren. Herausgegeben von Carl Wilhelm Friedrich Brever. München, bey Joseph Lindauer. 1812. IV und 244 S. 8.

Diese schöne Sammlung zerfällt in drey Abschnitte: I. Luthers Sendung nach Spanien. Im Jahre 1620. S. 1—204. II. Zur Geschichte Gustav Adolfs, Königs von Schweden. S. 205—248. III. Eigenhändiges Schreiben Jakobs I. von England an den Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Als Einleitung geht dem ersten Abschnitt eine in der Akademie zu München gehaltene Vorlesung des Herausgebers voran, in welcher zuerst daran erinnert wird, daß Maximilian I. im dreißigjährigen Kriege der Retter der katholischen Religion und des Hauses Oesterreich war. „Nicht Ehrgeiz, nicht Längersucht, nicht die Begierde nach der Pfälzischen Churwürde (er hatte so eben die Kaiserwürde abgelehnt), sondern (der Zusammenhang der Geschichte Maximilians I. wird dies beweisen), die Aufrechthaltung der väterlichen Religion war es vor allem, was ihn jetzt bestimmte, die Parthey Ferdinands II. zu ergreifen.“ Dann wird weltläufiger ausgeführt, wie er sich die Mittel schuf, den Böhmisch, Pfälzischen Krieg mit Nachdruck zu führen, besonders, wie durch ihn Spanien bewogen wurde, an diesem Kriege thätigen Antheil zu nehmen. Was der kaiserliche Vorschläger, der berühmte Rhevenhüller, (welcher freylich in der Zerstörung seiner eigenen Oekonomie, die ihn nöthigte, fast von der Gnade des Spanischen Hofes zu leben, die Verlegenheit seines Kaisers kund gab, und schon

deswegen nicht mit großem Nutzen auftreten konnte, dann
 oder auch als naher Verwandter des Sächsischen kaiserlichen
 Grafen Thurn nicht alles Vertrauen fand) bey dem König
 Philipp III. und seinem mächtigen Minister, dem Großinquisi-
 tor Ludwig von Altaga, unter vielen Schwierigkeiten, zum
 Theil durch Drohungen, nur vorbereiten konnte; das wurde durch
 den Kaiserlichen Cabinetsecretair und Agenten (oder Gesand-
 ten, wofür ihn Maximilian gehalten haben will, S. 27)
 Dr. Leuter, wie hier urkundlich dargehen wird, im J. 1600
 mit Hilfe des einflussreichen Spanischen Staatsmanns, Don
 Gaspar de Somoza, in sehr kurzer Zeit vollendet. Leuter kam
 am 5. März 1600 zu Madrid an; schon im April konnte er
 dem Herzoge die nahe Erfüllung seiner Wünsche vom König
 des Spanischen Hofes ankündigen, und im May ging die
 Erlaubnis von Madrid nach Brüssel an den Herzog Albrecht und
 den General Spinola ab, mit dem Befehl zum Einbruch in die
 Unterpfalz. Die mitgetheilten Aktenstücke bestehen außer der
 herzoglichen Instruction und einem dazu gehörigen Nebenmemorial
 in 21 Verträgen des Agenten an den Churfürsten (zwey noch auf der
 Reise zu Paris, die übrigen zu Madrid geschrieben) und in acht
 Schreiben des Churfürsten an Leuter. Die Instruction enthält
 eine merkwürdige Schilderung der gefährlichen Lage Oester-
 reichs gegen die Union, Böhmen und Ungarn, worin es
 „durch zuviel gegebene Concessionen, Connivenz, Vorschub
 und Unachtsamkeit gerathen.“ Es wird besonders über „un-
 gewöhnliche, aber affectionirte, passionirte Oesterreichische Min-
 ister“ Beschwerde geführt, welche „vermittels unverdienter
 Suspicionen und Vermuthungen, vielleicht nicht aus gutem
 Herzen,“ die Vereinigung der Liga nicht nur gehindert, son-
 dern letztlich sogar ihre Trennung bewirkt und dadurch die
 Macht des Gegentheils gestärkt hätten. Die katholischen Für-
 sten seyen jedoch in Eintracht und bey dem Entschlusse zur kräf-
 tigen Gegenwehr gegen die Union geblieben „aus gehorsamer
 Devotion gegen den Kaiser, und weil sie wohl wissen, was
 dem gemeinen katholischen Wesen in Deutschland an dieser
 columna des Hauses Oesterreich und dessen Wohlstand gelegen
 sey.“ Das beigelegte Nebenmemorial möchte doch der oben
 ausgehobenen Behauptung des Herausg., daß die Dogmatik
 nach der Pfälzischen Chur bey Maximilian I. weniger stark
 gewirkt habe, als der Eifer für die Aufrechterhaltung der römi-
 schen Religion, nicht ganz günstig seyn. Der Doctor Leuter
 wird darin angewiesen, „fleißig die Occasion wahrzunehmen,“
 den Spanischen Ministern das Recht des Herzogs auf die
 Pfälzische Chur, „das vornehmste und höchste Kleinod, so
 Baiern und die Pfalz haben können,“ begreiflich zu machen,

auch „es sein doctro dahin richten, daß solche seine Infor-
mation wohl capirt oder gar der königl. M. sorgebracht werde,
doch gar nicht also, als wenn es durch ihn Doctor Lenter
studio oder auf seines Herrn Geheiß, sondern nur unverwer-
ter Dinge occasionaliter et discursus gratia geschehn.“ Eine
solche Gelegenheit, meint der schlaue Herzog, würde sich wohl
ergeben, wenn die Rede käme auf die von ihm mit Friedrich V.
geführte Correspondenz; „die ohnehin nicht aller Orten gern
gesehen und angenehm gewesen.“ Diese sollte er unter Andern
damit entschuldigen, daß sie nur „dem gemeinen Wesen zum
Besten geschehen sey, und um der Unritten Vorhaben etwas
mehr zu erkundigen, auch, da etwas Bedenkliches und Gefähr-
liches vorkäme, Erklärung und Abstellung zu begehren;“ und
dabei sollte Lenter zum Beweise, wie wenig der Herzog der Freund
des Churfürsten sey, des Streites um die Churwürde gedenken, den
sein Herr keinesweges aufzugeben, sondern ernstlich fortzuführen
entschlossen sey. Dies war doch eine Politik, welche alle Klug-
heit der Schlangen, und nichts von der Arglosigkeit der Ta-
uben hatte! Keiner der mitgetheilten Berichte des Dr. Lenter
ist ohne merkwürdige Bemerkungen und Nachrichten. Des
Ramm erlaubt uns nicht mehr auszuheben.

Der zweyte Abschnitt enthält Aktenstücke über die Unter-
handlungen zuerst zweyer Gesandten des Königs Gustav, dann des
Königs selbst mit der Stadt Nürnberg, während seiner Anwe-
senheit im Jun. 1632, welche sich theils auf die damals ge-
pflogene Friedensunterhandlung des Churfürsten von Sachsen
mit Wallenstein, und auf die nothwendigen Grundlagen eines
sichern Friedens, insbesondere hinsichtlich des Schadenersatzes
und der Vergeltung, welche der Krone Schweden gebühre,
theils auch für den Fall wirklicher Unterhandlungen (weil man am
besten sub clypeo unterhandle) auf die militärischen Anor-
dnungen zum fernern Widerstand gegen den Kaiser, oder auf
ein corpus formatum bellicum unter des Königs Direction
und der Theilnahme der Stadt Nürnberg an dieser Maßregel
beziehen. Die Stadt sollte als Bundesgenossin Ihrer Königl.
Majestät ihr Gutachten und bestimmte Erklärung geben über
die Parthey, welche sie im Falle eines Sächsischen Separatfriedes
ebens zu nehmen gedente. Diese Aktenstücke sind aus dem Ar-
chiv der Stadt Nürnberg mitgetheilt. Man siehe auch hier,
daß Gustav Adolph nicht immer in der Rolle eines Ver-
freyers der Deutschen blieb, wenigstens es laut sagte, daß er
es nicht umsonst seyn wollte. Äußerungen, wie die, welche
in den Unterredungen mit den drey Nürnbergschen Rathes-
herren am 9. und 16. Jun. dem Könige entfielen, waren ge-
wiß nicht geeignet, die Deutschen Stände von den Besorg-
nissen wegen einer Schwedischen Herrschaft über Deutschland

zu besprechen; obwohl die eigenen bitteren Klagen des Königs in dieser Unterredung über die Ungerechtigkeiten und Räubereien seiner Kriegsobersten und die Aufforderung zu gegründeten und erwiesenen Klagen gegen sie, wiederum die edle und rechtsche Gesinnung des Königs beurfundet. Besonders bedeutend sind die Aeußerungen des einen der beyden Schwedischen Abgeordneten (Gattler), welche die Rathsherrn in folgenden Worten ihren Mitrathesfreunden berichten: „In discursu, von Ihrer May. Intention, und der künftigen Friedenshandlung, meldete Hr. Statthalter, da gleich Ihre Königl. May. mit der Zeit zum römischen Kdulg oder Keyser sollte wollen erwählt werden, daß sie doch die im Reich gewöhnliche Capitulation nicht mehr annehmen, noch darauf schweren würden, item, daß bey der endlichen Friedenstraktation, die Jesuiten allerdings aus dem Reich werden müssen ausgeschafft werden, wie zu Venedig und andern Orten vorhin auch geschehen. Da Frankreich im end nicht halten wollte, werden es Ihre May. so hoch nicht achten, dann als neulich der Ambassadeur, Mons. de Charnasse, bey Ihr. May. ankommen, hätten dieselbe alsbald den gesagt, sie wären nun ober den Rhein, weil aber sein König vor diesem gesagt, Er wollte Freundschaft halten, so lang Sie nicht ober den Rhein setzten, so wollen Sie wissen, ob Er zu einem Feind oder Freund wäre geschickt worden. Daß Capo des so oft gedachten corporis formati, sey den Ihre May. nicht gern von der Cron Schweden wollen kommen lassen. Der Jüngling von Witternacht, davon im Propheten Jeremia, werde noch weiter gehen u. Und was dergleichen discurs mehr gewesen.“

Das Schrethen des Königs Jakob (in Französ. Sprache), welches sich auf den Streit des Churfürsten mit seiner Gemahlin über den Vorrang (préséance) bezieht, ist wieder ein merkwürdiges Document von dem Königsstolze der Stuarts: „Pour ma part, schreibt der König an seinen Schwiegersohn, vous vous pouvez assurer que j'aimais perne se uertuer plus que moy de faire sa fille humblement obeissante à son mary, mais en ce qui concerne sa qualité et l'honneur de sa naissance, elle seroit indigne de uiure, si elle quitteroit sa place sans mon sceu et aduis, je père que de vous mesmes, vous trouueres quelque moyen en vostre prudence, d'esclaircir au monde uostre bonne intention et le respect que vous portés à la naissance de ma fille, mais si vous ne vous y povés resoudre de vous mesmes, ie ne faudray point, dieu aydant, de vous envoyer un de miens, qui vous en dira mon opinion et vous assistera des meilleurs conseils.“

Jahrbücher der Litteratur.

Denkschriften der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München für die Jahre 1809 und 1810. München, auf Kosten der Akademie. 1811. 4. XLIV S. und ferner für die Classe der Philologie und Philosophie 76 S. für die Classe der Mathematik und Naturwissenschaften 580 S. für die Classe der Geschichte 71 S. (Von zwey Recensenten.)

Eine reiche Sammlung von Abhandlungen, welche vorzüglich die Naturwissenschaften der Münchner Akademie zu danken haben. Bey dem Abdruck ist die Anordnung getroffen, daß die Abhandlungen einer jeden der drey Classen der Akademie — Philologie und Philosophie; Mathematik und Naturwissenschaften; Geschichte — mit eignen Seltenszahlen und Titeln versehen sind, damit die Denkschriften auch in besondern Abtheilungen ausgegeben werden können. Die Abhandlungen dieses Bandes sind folgende.

Aus der Classe der Philologie und Philosophie: Ueber die Gräber des Memnon und die Inschriften an der Bildsäule desselben von F. Jakobs. Fünf Städte und Gegenden nennt das Alterthum als geehrt durch Grabstätte des Helden Memnon, welcher aus Aethiopien zu einem großen Heere, nachdem Hector im Kampfe mit Achilles gefallen war, seinem Oheim Priamus zur Hülfe wie die Helenen zog, und vor Troja gleichfalls dem Peliden unterlag. Man sah ein Grabmahl des Memnon an den Ufern des Nilus, wo auch eine Stadt Memnon lag; nach andern an der Küste der Theben, wo die Schwester des Helden seine Gebeine in dem unbesetzten Palliochis; ein drittes und zwar das berühmteste und herrlichste Grabmal war zu Susa; andre aber suchten die Grabstätte Memnons in Syrien entweder bey Paltos, oder am Fluß Belus nicht weit von Ptolemais. Eben so fanden sich in mehreren Städten und Gegenden Palläste und Königsitze, welche seinen Namen nach dem Memnon genannt, welche seinen Namen

men trugen nach der Meynung einiger, weil sie von ihm als
 Pompeier aufgeführt, nach der Meynung andrer, weil sie
 von ihm, da er die Welt als Eroberer durchzog, als Denk-
 mähler seiner Siege zurückgelassen waren. Diodorus Siculus
 hat schon diese Erscheinung historisch gedeutet, und sie durch
 die Oberherrschaft der Ägyptier über Aethiopien erklärt, indem
 er den Memnon als Feldherrn des Ägyptischen Königs Tentamus
 den Trojanern zu Hülfe kommen, und seinen Vater Tithonus
 Ägyptischen Statthalter von Persis seyn läßt. Diese historische
 Deutung ist auch von vielen spätern Historikern angenommen.
 Der Verf. führt dagegen mit vielem Scharfsinn und sehr
 überzeugend aus, daß Memnon nichts anders als ein mythe-
 sches Wesen ist, nichts mehr als Itho und Osymandias, und
 seine vorgeliebten Eroberungen eben so wenig als historische
 Ereignisse zu betrachten sind, als die Eroberungen des Darius.
 Er war ursprünglich ein Aethiopischer Heros; sein Cul-
 tus kam zugleich mit dem Dienste des Ammon, als dessen
 Diener und Begleiter sein Name Phamenophis oder Am-
 mphis (Wächter der Ammonstadt) ihn bezeichnet, aus der
 Aethiopischen Nubie nach Theben. Wie (vornehmlich durch die
 Handelsverbindungen der Völker) der Dienst des Serapis in
 Aegypten nach Kolchis verpflanzt wurde, und der Herkunft der
 Phönizier bis zu der Meerenge von Gades, und ihre Ausbreitung
 als Venus Urania zu entfernten Inseln und Küsten kam, auf
 gleiche Weise kam der Dienst des Aethiopisch-Aegyptischen
 Memnon nach Vorderasien; seine Grabmäler und Paläste (auch
 diese letztern erklärt der Verf. mit Recht für Todtenpaläste)
 sind also nichts als Spuren von der Verbreitung des Cultus
 dieses Heros, dessen Dienst übrigens wahrscheinlich schon
 in mehreren Gegenden angenommen war, als jene wenigen
 uns gebliebenen Spuren vermuthen lassen. Sein Zug nach
 Troja, seine Eroberungen sind also nichts als eitle Erfindun-
 gen späterer Zeit, welche alte religiöse Monumente und
 Andeutungen des religiösen Mythos historisch zu deuten suchten.
 Daß gerade Grabmäler die Denkmäler seines Cultus waren,
 erklärt der Verf. sehr schön aus dem düstern Charakter des Aegyptischen
 Gottesdienstes, welcher durch den Tod und die Grabmäler der
 Götter (auch in den zahlreichen Osireien glaubte man an

Leichnamen des Ostris zu besitzen) den Menschen an seine Sterblichkeit erinnerte. Treffend ist die Bemerkung in der Anmerkung S. 21, welche den Zusammenhang ähnlicher Gebräuche des Christenthums mit diesem alten ägyptisch-orientalischen nachweist: „Der christliche Gebrauch, am liebsten in dem geheiligten Bezirke der Kirchen (die ja auch als heilige Gräberedeutet werden können) zu ruhen, hätte also schon seinen Vorgang im Orient. . . . Recht morgenländisch ist daher die Verehrung des heiligen Grabes zu Jerusalem, so wie des Propheten zu Mekka, welche nicht bloß eine Nachahmung des andern war.“ Der zweyte Abschnitt dieser schönen Abhandlung enthält eine gelehrte Untersuchung über die räthselhafte Bildsäule des Memnon zu Theben. Da kein Schriftsteller vor dem spätern Plinyus Verlegenes (in dem Zeitalter des Augustus) dieser Statue erwähnt, und nichts ähnliches in den übrigen alten Memnonien außer Aegypten angetroffen wird, so vermuthet der Verf. mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß in Theben diese Bildsäule erst von Priestern „des ktklen zu jedem Betrage gereinigten Aegyptischen Volkes“ in derselben Zeit geschaffen wurde, in welcher sie zuerst erwähnt wird, und zwar in der Absicht, um die Bewunderung ihrer neuen (Äthiopischen) Herrscher zu gewinnen und ihnen durch auffallende Erscheinungen Ehrfurcht für die Aegyptische Religion einzufößen. „Die Lüge, wie es oft geschieht, trat als Patriotismus auf,“ und es gelang den Aegyptischen Priestern ja auch, trotz aller Verbote in Rom Anhänger für ihren Glauben zu gewinnen, und unter Hadrian sogar öffentliche Sanction zu erlangen. Welche übrigens unter den beyden Memnonssäulen, wovon sich Ueberbleibsel in der That von Theben erhalten haben, die alte ächte, oder ob diese auch von jenen verschieden sey, ist ungewiß. Hr. J. findet es nicht unwahrscheinlich, daß Aegyptische Priester die Reisenden nicht mehr als einer Memnonssäule getäuscht haben. Der dritte Abschnitt leidet keinen Auszug. Er enthält eine sehr gelehrte Erklärung zum Theil Verbesserung der in Pocock's und Nordens Reisebeschreibungen befindlichen Abschriften Lateinischer und Griechischer Inschriften, womit Reisende an den beyden Säulen von Pocock beschriebenen Bildsäule bey Medinat el-Habu das Wunder, was sie gehört hatten, bezugten:

Die Classe der Mathematik und Naturwissenschaften giebt eine Reihe von Abhandlungen. I. Ueber die Weise, wie sich Aufgussthierchen bey ihren Bewegungen betheiligen; von Franz von Paula Schrank. Zuerst die Glockenpolypen, welche der Verf. in seinen Fauna boica unter dem Geschlecht *vorticella* in dem Linneischen und Mällerschen Geschlecht *vorticella* noch von dem Räderthier, rotator und der *occlissa* getrennt hat. Diese Thierchen haben die Gestalt eines Glöckchens mit einem Stiel, die Mündung mit Fransen besetzt. Sie haben unter den hier vorkommenden die mannigfaltigste Art der Bewegung, 1. ihr Rädern ist kein wirkliches Umdrehen im Kreise, sondern nur ein abwechselndes Einbiegen und Ausstrecken der Fransen, welches den Anschein eines schnell umschwingenden Rades giebt; 2. Zusammenziehen und Öffnen der Mündung; 3. Zusammenschnellen und Ausstrecken des Stiels; 4. das Schwimmen, ein Fortschreiten in Epikloiden, eine Bewegung wie die des Kreisels, indem sie durch Drehung ihrer ausgestreckten Fransen sich sowohl im Kreise umdrehen als fortschnellen. Der Mechanismus aller dieser Bewegungen ist sehr befriedigend erklärt. Ferner die Langhalsstierchen, *trachelius*, des Verf. bewegen sich durch eine schlingelnde Bewegung des Halses, wie Aale und Schlangen. Die Balgenstierchen, an denen man bey ihrem Fortrücken gar keine Bewegung wahrnimmt, vermuthet der Verf. bewegen sich wie Schnecken. Der vielgestaltige *Uabes*, Mällers *protous*, besteht nur aus einem gefalteten Halm, welches nach der verschiedenen Lage seiner Falten seine Gestalt so sonderbar verändern kann. Hierbey eine nützliche Bemerkung, die Vermuthung des thierischen Lebens nicht zu weit auszudehnen. Es folgen mancherley unbestimmtere Bewegungen, welche bey der Unmöglichkeit, sie genauer zu beobachten, auch nicht bestimmt erklärt werden können; doch wird bey genauer Beobachtung hier mit Buffon von organischen Moleculen reden, sondern auch bey den einfachsten dieser Thiere ein Spiel voraussetzen, welches sich ja bey den meisten unter dem Mikroskop zeigt.

II. Mémoire sur la Séve d'Août par Jean Pierre Vaucher de Genève. Dieses Phänomen kommt nur bey den

den Pflanzen vor, welche Holz haben. Aber auch hier treiben die Bäume, welche keine Knospen haben, keine zweyten Schäfte, sondern nur die Entwicklung des Frühjahres setzt sich fort. Bäume, deren Knospen, wie die des Platanus, der Platane i. s. w. unter den Blattstielen liegen, könnten nur nach Absorption der Blätter wieder treiben, was nie geschieht. Unter dem Nadelholz zeigt sich einzig bey den Tannen ein zweyter Trieb. Für die heißen Zonen kann man eigentlich von diesem Befehl gar nicht sprechen. Im Walde kommt der zweyte Trieb auch bey älteren Bäumen mit Knospen nicht vor. Diese Erscheinung gehört vorzüglich nur den Bäumen in Gärten, die ihr guten Boden haben oder geschnitten werden. Diese können leicht auch drey Triebe bekommen, aber das neue Schießen ist eben nicht an den Monat August gebunden.

III. Ueber die Sparfameit der Formen im Pflanzenreiche und ihre Uebergänge von Franz. Paula Schrank. Der Verf. theilt hier erstlich den Blüthenstand in einzelne Blüthen und gesellige Blüthen, von denen die letztern alle unter die einfache Traube oder unter die sammengesetzte Traube gestellt werden können. Dieselben theilungsgründe machte er auch für den Blätterstand geltend. Die Blattform wird auf den Grundunterschied der tellerförmigen (wenn sich der Blattstiel gleich anfänglich in viele Gefäßbündel zertheilt, die wie die Strahlen eines Kreises nach allen Richtungen hinaufahren) und der länglichen (wenn die großen Gefäßbündel des Blattstiels nur nach einem einzigen Windstriche, obgleich aneinanderfahrend, sich stellen) zurückgebracht, indem die Bildung der Blattrippen das wesentliche die Ausfüllung durch das Zellgewebe als secundäre angesehen wird. Die Blüthenformen endlich theilt er auf vier: Glocke, Röhre, Rad und Rachen. Sehr merkwürdig ist, was hier über Verwandtschaft, Uebergänge und Verwandlung der Formen gesagt und mit interessanten Beobachtungen belegt ist. Der Verf. sagt: „Es würde wirklich ein lehrreiches Unternehmen seyn, wenn sich jemand die Mühe gäbe, diejenigen Gattungen und Arten auszuzeichnen, in welcher Unterchied von andern Gattungen und Arten in ihren Formen besteht, von welchen wir durch die Erfahrung

wissen, daß sie in einander überzugehen pflegen. Das wir aber auch nicht einmal halbe Arbeit. Man müßte noch durch genau vergleichende Versuche ausmachen, ob diese Formen nicht etwa ihrer Wandelbarkeit ungeachtet in dem vorliegenden Fall Landhaft seyen.“

IV. Ueber die Lebhaftigkeit einiger Pflanzen von Franz v. Paula Schrank. Geht aus von Beobachtungen über das Frischbleiben des Krautes vieler Pflanzen unter dem Schnee im botanischen Garten zu Landshut im Winter 1809. Als Gründe dieser Erscheinung werden dann gegibt, 1. die schlechte Wärmelösung durch den Schnee, 2. daß der Schnee auf den Pflanzen wenig aufliegt, 3. die Verhinderung der Säfte, sobald der Frost aufhört. Bey Erörterung der letztern sind interessante Beobachtungen über das eigene Leben einzelner Zweige an Stämmen, die noch im Frost erstarrt sind, oder auch an todtten Stämmen, woben also Kreislauf der Säfte ganz unmöglich ist und gute Bemerkungen über die eigne Wärme der Pflanzen gegeben.

V. Ueber ein Fossil aus dem Steinkohlenwerke bey Häring in Tyrol von Joseph Pöhl. Es entweder mit Bittern oder mit Hydrochlynsäure durchperner Spoth, den der Verf. als eine eigne Art Stinkstein (stinkigen Stinkstein) ansieht.

VI. Ueber den glatten Beryll vom Rabenstein im Vaterischen Walde von Joseph Pöhl. In Verf. unterscheidet diesen Beryll, dessen Bestandtheile mit Buchholz mit dem edeln Beryll nahe zusammentreffen, mit von dem letztern durch seine beständig glatte Oberfläche, seinen innern Glanz, etwas andern Bruch, durch Mangel an Durchsichtigkeit, und dadurch, daß er auf wolleues Zeug gerieben nicht elektrisch wird.

VII. Résumé der auf verschiedenen Reisen in das Schwäbische Albgebirge gemachten geographisch, mineralogischen Beobachtungen von Friedrich v. Lupin. Eine reichhaltige Zusammenstellung, keinen kurzen Auszug zuläßt.

VIII. Aeltere Geschichte der Saline zu Hall, vorzüglich in technischer Hinsicht bis 1811

Erhaltung der Salzfalme Traunklein von Mathias Fluel.

IX. Vorträge zur wissenschaftlichen Begründung der Glasmacherkunst von Dr. A. F. Gehlen. Erste Abhandlung über die Anwendung des Glaubersalzes und Kochsalzes zum Glase. Diese schöne Arbeit zeigt, daß man durch Glaubersalz leicht vollkommenes Sodaglas erhalten kann. Für sich verglast es sich zwar mit Kiesel-erde, und auch, wenn Kalk beigemengt wird, nur unvollkommen, wird aber durch Kohle, metallisches Blei (wie beim Flintglase) oder auf ähnliche Weise die Schwefelsäure des Salzes zerlegt, so erfolgt die Verglasung leicht und vollständig. Bey dem Kochsalze wurden wegen der Unzerlegbarkeit der Salzsäure keine befriedigenden Resultate erhalten.

X. Elektrische Versuche an der *Mimosa pudica* in Parallele mit gleichen Versuchen an Fröschen von J. W. Ritter. Der Verf. ließ sehr schwache Leidner Flaschenschläge, schwache Funken, schwache Ströme, einfache galvanische Ketten auf Froschschenkel und Mimosenblätter an der Pflanze wirken. Er gibt äußerst regelmäßige Resultate an. Wenn man die schwere Kunst diese Versuche mit nöthiger Feinheit anzustellen gelernt habe, so werde man bey sehr erregbaren Froschpräparaten, wenn die Electricität vom Nerv zum Muskel geht, die positive, umgekehrt die negative wirksamer finden; bey abnehmender Reizbarkeit verliert sich dieser Unterschied, aber bey noch niedrigerer treten die entgegengesetzten Verhältnisse ein. Bey den Mimosen sey alles analog, nur wirkt im Zustand der höchsten Erregbarkeit vom Stamm nach dem Blatt grade die negative, umgekehrt die positive stärker. Die Reizbarkeit der Gelenke an den Blattstielen der Mimosen und an dem Gelenklosen zeigte sich so verschieden, daß der Verf. diesen Unterschied mit dem des Herzens und seiner Gefäße beim Thier in Parallele stellt. Einfluß des elektrischen Reizes auf die Contractur in den Gelenken hat der Verf. unmittelbar beobachtet.

XI. Samuel Thomas Edmerring über einen elektrischen Telegraphen. Mit Seide überspinnene Drähte in ein Seil gewunden, sollen zur Zuleitung der Elect

tricität dienen; jeder Draht bezeichnet einen Buchstaben, und welchen man meine, wird durch die Gasentwicklung angedeutet, indem man das eine Ende aller Drähte neben einander in einen Wasserbehälter leitet, am andern Ende aber jedesmal einen mit dem positiven, den andern mit dem negativen Pol einer voltaischen Säule verbindet.

XII, *Super longitudine geographica [Speculae astronomicae regiae, quae Monachii est ex triginta septem defectionibus solis observatis et ad calculos revocatis nunc primum definita a C. F. Seyffer. Commentatio altera.* Diese Ueberschrift ist nicht ganz richtig gewählt. Es ist nur von 37 Beobachtungen einer und derselben Sonnenfinsterniß die Rede. Der Verf. hatte nämlich Anfang und Ende der Sonnenfinsterniß vom 16. Juny 1806 beobachtet, und nimmt diese Beobachtungen nun mit großer Genauigkeit zur Bestimmung der Länge von der Münchner Sternwarte in Rechnung, indem er sie genau mit 37 von andern Orten ihm mitgetheilten Beobachtungen derselben Sonnenfinsterniß vergleicht. Diese Abhandlung gehört mit zwey frühern desselben Verf. nahe zusammen. Die eine davon sucht auch die Länge der Münchner Sternwarte zu bestimmen durch die Beobachtung der Bedeckung von α^2 Cancri den 27. Dec. 1806, in Vergleichung mit vier Beobachtungen derselben an andern Orten. Das Mittel der letztern Vergleichen gibt die Länge der Münchner Sternwarte — $37^{\circ} 5'' 56$ Zeitunterschied von Paris, und das Mittel der 15 am besten harmonisirenden erstern Vergleichen läßt diese Bestimmung ganz unverändert. Neben schon die wiederholten Vergleichen derselben Beobachtung dem Resultat für München keine größere Sicherheit, so zeigen sie uns doch den Grad der Genauigkeit der andern Beobachtungen in ihrer Zusammenstimmung unter einander. Die dritte erwähnte Abhandlung berechnet die Höhe der Münchner Sternwarte über dem mittelländischen Meer aus der mittleren Barometerhöhe nach $1\frac{1}{2}$ jährigen Beobachtungen und einer früher bestimmten mittleren Temperatur, und findet sie 1585,9 Fuß Par.

XIII. Ueber die Gesetze des Stoßes vorzüglich in Anwendung auf den hydraulischen Stoß (Belier hydraulique) von E. C. Langsdorff in

Heidelberg. Nach Betrachtung einiger allgemeinen Gesetze des Stosses gibt der Verf. mit seiner bekannten Kunst und Gewandtheit hier zuerst eine reine Theorie des hydraulischen Stössers ohne alle unbestimmten willkürlichen Voraussetzungen. So zeigt sich diese Maschine als eine vollkommene, bey der keine Kraft verloren geht, sondern der Theorie nach Kraft und Effect einander gleich ausfallen. Die Rechnung lehrt gegen Bossut, Couffin und Eytelwein, daß sich der Vellier auch zu verhältnißmäßig großen Förderungshöhen mit Vortheil anwenden lasse, wenn man nur die Dimensionen seiner einzelnen Theile richtig wähle. Sehr gegründet ist des Verf. Bemerkung: daß Monigolfier hier kein bisher unbekanntes Princip der Bewegung, wie mehrere behauptet haben, sondern einen der ersten Grundsätze der Hydrodynamik zuerst in der Maschinenlehre angewendet habe. Eben weil das Niveau der Punkt des Gleichgewichts für die Oberfläche des Wassers in der Röhre ist, so muß diese Oberfläche bey dem in Bewegung gesetzten Wasser um ihn oscilliren, und diese Oscillationen sind es ja zuletzt, welche stoßweise hier das Steigventil auf und niedertreiben. Zuletzt zeigt der Verf. noch, wie der Mechanismus des Vellier auch bey Druckwerken mit Vortheil benutzt werden könne.

Den Beschluß macht eine Abhandlung aus der historischen Classe: über den Geschichtschreiber Eutprand, besonders über dessen historische Glaubwürdigkeit von E. D. A. Martini. Rec. muß sich über eine Stelle in seiner Deutschen Geschichte erklären, welche vom Hrn. W. (nach S. 16. Anm. 24.) anders gedeutet worden ist, als sie verstanden werden sollte, was bey der Kürze des Ausdrucks in einem für akademische Vorlesungen bestimmten Buche leicht geschehen konnte. Wenn nämlich Eutprand selbst in der Einleitung zum dritten Buch erklärt, daß seine Erzählung von dem schändlichen Leben und der Tyranney Berengars II. und seiner Gemahlin Willa die Vergeltung (*ἀντίδοσις*) seyn sollte für die Leiden und Verfolgungen, welche er selbst von ihnen erduldet, so kann dies zwar seine Nachrichten über andre Italienische An gelegenheiten allerdings nicht verdächtig oder unglaubwürdig machen, sondern höchstens nur diejenigen Nachrichten, welche sich auf die von ihm bezeichneten Gegenstände seines Hasses und Verdrusses beziehen; und wenn die Bemerkung des Rec. alle Italienischen Nachrichten des Eutprand hätte verdächtig machen wollen, so verdiente sie allerdings Tadel. Die verprochenen Nachrichten von Berengar und Willa wurden ja außerdem von Eutprand nicht wirklich gegeben oder sind verloren gegangen; wenigstens bricht das Werk mit dem Jahre

966 ab; und es beginnt erst mit dem J. 960 eine Fortsetzung oder Anhang, die Geschichte der Unternehmungen Otto's I. in Italien von 960 — 964. enthaltend, wodon auch der Rec., wie Hr. W., den Bischof Luitprand als Verfasser anzuerkennen kein Bedenken trägt. Von Verengar II. und Willa selbst kommt allerdings nur Weniges vor. Gerade dies Wenige und was damit in näher Verbindung steht, vornehmlich die Erzählung von Otto's Unternehmungen in Italien, war es auch nur, was der Recensent in seinem Handbuche bei der Periode, wo Luitprand als Quelle genannt wird, vor Augen hatte, und worauf sich also die von Hrn. W. getadelte Bemerkung bezieht. Aber die Wahrheit der von Luitprand erzählten Thatsachen sollte nicht einmal dadurch verdächtig gemacht, sondern nur Beharrsamkeit in ihrem Gebrauch und ihrer Beurtheilung anempfohlen, und angedeutet werden, daß wir an Luitprand einen Schriftsteller haben, der von jenen Begebenheiten nicht ohne Partheylichkeit und persönlichen Verdruss berichtet, und eben so geneigt war den Kaiser Otto, als den Beschützer der von Verengar und Willa unterdrückten, zu hoch zu erheben, als die beyden letztern zu tief herabzuwürdigen. Diese Bemerkung läßt sich auch zum Theil auf die andern Geschichtschreiber dieser Zeiten und Ereignisse anwenden. Es ist keinem historischen Forscher unbekannt, daß es sehr verschieden ist, die Wahrheit von Thatsachen anzutasten und Mißtrauen in die Beurtheilung der Thatsachen, die Entwicklung ihrer Motive oder die Combination verschiedener Thatsachen bey einem einzelnen Schriftsteller zu setzen. Denn eben darin gibt sich am meisten die Individualität eines Schriftstellers kund, und wer leidenschaftlich oder nach beschränkten Ansichten einer Parthey schreibt oder erzählt, muß in den meisten Fällen zu ganz andern Verbindungen der Thatsachen kommen, als der ruhige und unbefangene Forscher oder Erzähler. Die Scheidung eben jenes Individuellen der Erzählung in den Quellen von dem Materiellen der Thatsachen ist viel schwieriger, geschieht auch viel seltener von den meisten kritischen Geschichtsforschern als die kritische Sichtung der Thatsachen, und doch ist die erstere eben so nothwendig als die letztere, oder vielmehr in den meisten Fällen um so nothwendiger als Untersuchungen häufiger sind, denn absichtliche Unwahrheiten und Verdrehungen. Um dies an einem Beispiele aus der neuen Geschichte zu erläutern, so wählen wir die bekannte Erzählung von dem unsymmetrischen Fenster im Palaste Erianon, wie sie der Graf von St. Simon und Duclos in ihrem *Mémoires* berichten. Wer wird es bezweifeln wollen, daß Ludwig XIV. wegen des Unverhältnisses eines Fensters am Palaste Erianon,

welches dem Minister Louvois, als Oberaufseher der königl. Gebäude, unbemerkt geblieben war, jähnte, und daß es dem Minister, welcher der Bemerkung des Königs hartnäckig widersprach, und es auf eine Messung ankommen ließ, wodurch die Richtigkeit der Ausstellung des Königs außer Zweifel gesetzt wurde, in Gegenwart der Arbeitsleute mit Härte und Bitterkeit behandelte. Es mag selbst wahr seyn, daß Louvois nach jenem Streite mit seinem Herrn gegen seine Freunde äußerte, er finde es nöthig, den König von solchen Erbärmlichkeiten zu entfernen und durch einen Krieg zu beschäftigen. Aber ist denn darum auch richtig, was jene Memoirenschreiber behaupten, daß das unsymmetrische Fenster des Trianon die Ursache des furchtbaren Krieges von 1688 gewesen sey? Uebrigens ist diese Abhandlung des Hrn. W. ein sehr verdienstlicher Beitrag zur Litterärsgeschichte der Historie, und sie rechtfertigt den Litterand sehr gründlich gegen die ungegründeten Beschuldigungen Muratori's.

De versione Pentateuchi Persica Commentatio. Scripsit atque ad orationem qua Professoris lingg. orr. ord. munus adibit d. IV. Sept. A. C. MDCCCXIII. h. l. q. c. benevole audiendam decenter invitat Ern. Frid. Carolus Rosenmüller, Coll. major. princ. soc. Lipsiae ex officina Vogelia. 54 S. gr. 4.

Diese gelehrte akademische Schrift füllt eine bedeutende Lücke in der biblischen Litteratur aus. Denn alle unsere Einleitungen des N. T., selbst die neueste von Bertholdt nicht ausgenommen, wiederholen von der Persischen Uebersetzung des Pentateuchus nur, was schon Walton in seinen Prolegomenen zur Polyglotte mitgetheilt hatte. Auch das, was Thomas Greaves, der Bruder des berühmtern Johann Greaves, in der Appendix Bibl. Polygl. Lond. beibringt, ist nur eine Nachweisung dessen, was bey der Vergleichung vornehmlich berücksichtigt werden müsse, mit Hinzufügung einzelner Beispiele, welche nicht genügen, um darauf ein Urtheil über die Brauchbarkeit und den Werth dieser Persischen Uebersetzung zu gründen. Sie wurde zuerst zu Constantinopel im J. 1546 mit Hebräischen Lettern gedruckt; dieser Text von dem berühmten Thomas Hyde in Persische Charaktere umgeschrieben und mit einer zweckmäßigen ganz wörtlichen Uebersetzung versehen, wurde von Walton in den vierten Band seiner Bibl. Pol. eingerückt. Der Verf., Jakob Ebn. Joseph aus Tus in Chorasän, ehemaligem Sitz einer berühmten jüdischen Akademie,

war wahrscheinlich ein Jude, und lebte nicht vor dem Anfange des neunten Jahrhunderts; denn er setzt Gen. X. 10. anstatt Babel den Namen des erst im Jahr 762 der christlichen Zeitrechnung gegründeten Bagdad. Die Uebersetzung ist nach dem Hebräischen Text selbst gemacht, aber so ängstlich, mit solchem Zwang gegen den Geist und die Syntax der Persischen Sprache, daß meistens die Hebräische Wortfolge und andere Eigenthümlichkeiten der Hebräischen Sprache (z. B. Gen. 43, 8. **הָעֵדָד הָעֵדָד** durch **کوه کرتن کوه کرتن**)

wiedergegeben, ja selbst um jeden Buchstaben auszudrücken, der Hebräische Artikel **ה** durch das Pers. pronomen demonstr. **آن**, und der Accusativus mit der nota accus. **אֶת** durch das sonst nur in der Persischen Poesie (besonders des Ferdusi) gebräuchliche **مر** und außerdem noch durch die Biegungs Sylbe **س** bezeichnet wird. Bedeutende Abweichungen von unserm massor

retischen Text finden sich nicht, nur hin und wieder in einzelnen Buchstaben. Was von solchen Abweichungen im ersten Buch Moses sich findet, ist §. 5. zusammengestellt worden. Die Auslassungen ganzer Worte, welche vorkommen (z. B. Gen. IX, 5. X, 11. XV, 5.), sind wahrscheinlich nur durch die Nachlässigkeit entweder eines Abschreibers oder des Setzers und Correctors der Constantinopolitanischen Ausgabe entstanden. Hyde hat sie daher auch in seiner Abschrift ausgefüllt, und diese Ergänzungen dadurch bezeichnet, daß er sie in Klammern eingeschlossen. Die Uebereinstimmung dieses Uebersetzers mit Saadias und Onkelos ist in charakterischen Stellen sehr auffallend (z. B. Gen. III, 15. wird das erste **וְהָיָה** durch **کوفتن**, zerschlagen, zerstoßen, wie bey Saadias durch **شدخ**, und das zweyte Mal durch **کریدن** heißen, wie bey Saadias durch **لدغ** ausgedrückt. IV, 7. sind die Worte

הָאֵהָא אֶתְּנָהּ לְךָ durch **هانه اکر نکویی** **Nonne si bene egoris remissio erit**, übersetzt, کنی امرزش

הלأ أم توميب עדבדך ganz wie Onkelos sie erklärt: **ישתביק לך**). Daß die Erklärung des Onkelos von dem Uebersetzer zu Rathe gezogen ist (aber mit Urtheil, denn hin und wieder hat er bessere Erklärungen angenommen, z. B. Gen. XLIX, 4. 5.), leidet keinen Zweifel. Ob auch Saadias von ihm benutzt worden, oder ob die Uebereinstimmung zwk

den beyden zufällig sey (num sit fortuitu factum), hält Hr. R. für zweifelhaft. Vielleicht benutzten beyde dieselbe Quelle. Die einzelnen Beispiele, welche Hr. R. hier mittheilt und sehr gelehrt erläutert, sind aus der Genesis, und zwar sehr zweckmäßig sind solche Stellen ausgewählt, in welchen die Auslegung eines gelehrten morgenl. Juden besonders merkwürdig oder wichtig seyn kann. Wir heben einige Beispiele zur Probe aus: Gen. I. 2. wird מְרַפֵּת erklärt durch spirans, wie von Onkelos durch מְנַשְׁבָּא.

II. 18. חֶבְשָׁן durch زمین حبش terra Habesch, Abessinien, wie schon die LXX. v. 14. אֲשׁוּר durch موصل

Mosul, wie denn überhaupt gern dieser Uebersetzer statt der alten Namen neue, selbst Namen von erst später erbauten Städten setzt (vergl. oben das Beispiel von Bagdad), und alten Gebräuchen und Einrichtungen des Morgenlandes die Namen von Gebräuchen und Einrichtungen seiner Zeit leiht. Es nennt aber noch Abulfeda in der Tab. Mesopot., wie Hr. R. erinnert, eine zerstörte Stadt אֲשׁוּר in der

Nähe von Mosul. VI. 4. הַנְּפִלִים wird übersetzt آن خانات die Fürsten. XV. 2. בֵּן מֶשֶׁק בֵּיתִי wird gegeben durch بسر نفقة خور خاھی من filius victum comedens domus meae, wo Hr. R. das نفقة خور ohne Zweifel

richtiger übersetzt als Hyde, der es durch dispensator ganz unstatthaft erklärt. XXX. 14. דִּוְדָאִים durch دستنبویها (zusammengesetzt aus دست die Hand, und انبوی wohlriechend), was die Lexikographen durch wohlriechende Kugeln erklären, wie sie die Perser noch jetzt in kleinen Büchsen tragen und besonders als Reizmittel zur Liebe gebrauchen.

III. 19. הַתְּרָפִים durch أسطرلابها astrolabia (eben so wird auch קְסָמִים Num. XXII. 7. XXIII. 23. Deut. XVIII. 10. übersetzt und קְסָם durch کنا

astrolabium faciens), weil die Perser die Astrologie mit dem Namen des Instruments benennen, welches bey dieser Wahrsagerey gebraucht wird. XLI. 43. אֲבִרָךְ, wie Onkelos und Jarchi, durch پدر پادشاه pater regis, gleichbedeutend mit dem Türkischen Athabek. XLIV. 10. יבא שילה עד

durch **لو** **تأ** **دئوت** **veniat** **unctus** ejus, wie bey Onkelos und das Targum Hierosolymitanum. Hr. R. nimmt hier Gelegenheit, seine jetzige Meinung von **שלח** vorzutragen. Er hält es für ein Nomen von **שלח** (wie **קיוור** von **קפר** und **צניק** von **צניק**), also tranquillitas (sonst **שלח**), welches metonymisch stehe für tranquillitas i. e. felicitatis auctor, wie im vorübergehenden Gliede **שלח** Scepter für den, welcher den Scepter hält. **שלח** beziehe sich also auf den Messias, und sey gleichbedeutend mit **שלום** Jes. IX, 5. Eine Spur dieser achten Erklärung habe sich bey den Samaritanern erhalten, welche diesen Namen auf Salomo deuten. Zu den aus der Uebersetzung des ersten Buchs Moses ausgehobenen Stellen ist, noch in 4. Levit. XXVI. 30. hinzugefügt, wo der Uebersetzer die Worte **והשמדתי את במותיכם והכרתי את חמניכם** erklärt durch: **ونہست گنم سر خانہای شما وبہرم** **سر افغان خانہای شما**, welche Hyde übersetzt: atque

annihilatio frigidarias domus vestras et succidam solares domus vestras. Es ist auffallend, daß **במות** durch Abkühlungshaus übersetzt wird; wir zweifeln aber nicht, daß der Uebersetzer (bey diesem vielleicht von ihm erst gebildeten Worte) an ein lustiges Sommerhaus (Davillon) auf einer Anhöhe dachte. Wir finden es dagegen bedenklich, mit Herrn R. **سر آب** für gleichbedeutend mit **سر خانہ** (eine Cistern,

worin man das Wasser kühl erhält, auch nach Castellus eine unterirdische Höle, worin man vor Feinden sich verbirgt), zu nehmen, und durch „antra daemonibus sacrata aut ritibus superstitiosis exercendis destinata, quae **במות** excelsa **κατ' ἀντίφρασιν** vocata existimaverit“ zu erklären. Eher möchten wir uns die vorgeschlagene Verbesserung **سر خانہ** gefallen lassen: „e **سر** caput, vertex, cacumen montis et **خانہ**

domus conflatum, ut interpretes significet delubra in montium fastigiis exstructa;“ obgleich auch sie uns allzu gewagt zu seyn scheint. Zur Erläuterung des **سر خانہ** läßt sich übrigens noch das bey Castellus und Meninsky vorkommende Wort **سر داوہ** gebrauchen, welches dort erklärt wird:

1. Coenaculum antierius apertum ob refrigerium. 2. Locus subterraneus. — Der schöne Druck dieser Abhandlung macht der Bogelschen Druckerey große Ehre.

*De vita et scriptis Conradi Celtis Protuocii praecipui renascen-
tium in Germania litterarum restauratoris primique Germa-
norum poetae laureati opus posthumum b. Engelberti
Klupfelii O. S. A. Theologi Friburgensis particulatim
edendum praeunociat Joa. Casp. Ruef . . . Praemissa
sunt quaedam de hodierno linguae Latinae neglectu simul-
que indicta publicarum praelectionum ad diem III. Nov.
initia. Friburgi Brisgoviae typis academicis. MDCCCXIII.
(Das Programm 44 S., die erste Abtheilung der Schrift von
Klupfel 24 S.) gr. 4.*

Zu den freymüthigen Bemerkungen des Herrn Hofrath
Ruef über die Vernachlässigung der Latein. Sprache, womit
das Programm beginnt, scheint (außer einigen laut gewordenen
und hier abgefertigten Beschwerden verschiedener inländischer
Lehranstalten, welche durch die von dem Verf. vor einigen Jahr-
ren in seinem Trauerprogramme auf den Tod des höchstseligen
Großherzogs Carl Friedrich den Lehrern des Lyceums zu Carls-
ruhe wegen ihres zweckmäßigen und fleißigen Unterrichts in
den alten Sprachen ertheilten Lobsprüche sich gekränkt wählten),
insbesondre die Unmöglichkeit für die schöne Lateinisch geschriebene
Schrift seines verstorbenen Freundes einen Verleger zu finden, die
nächste Veranlassung gegeben zu haben. Sehr zeitgemäß läßt der
Verf. die jetzigen Buchhändler auf den Antrag zum Verlage eines
Latein. Werkes also reden: „Fac mihi lingua vernacula li-
brum eroticum, fac mihi historiam fabulosam, fictas nar-
rationes, pagellas matutinas, novellas elegan-
tes, miscellaneas, festivas, lepidas, ut nihil supra.
Haec animi arident viris feminisque, haec senibus juve-
nibusque salivam movent; ut certatim emant, legant,
devorent et horas diesque perdant otiosissimis occupatio-
nibus. Contra quaecunque Latino stylo consignata sunt,
adeo non sunt publici saporis, ut neglecta jaceant et con-
tempta etc.“ Der Verf. will von jenem Mangel unsers jetz-
igen Jugendunterrichts künftig noch in mehreren Programmen
handeln und auch die Mittel zur Abstellung angeben. In dem
gegenwärtigen Programm bricht er nach der Einleitung ab,
um eine ausführliche Biographie des sel. Klupfel mitzutheilen,
welche auch die bekannten Streitigkeiten nicht unberührt läßt,
in welche Klupfel nach einander mit seinen Collegen und mit
Semler (dem *Πευδοδιδάσκαλος* Halensis, S. 21) verwickelt
wurde.

Der preiswürdige Beschluß des akademischen Consistoriums
zu Freiburg, die fleißige Biographie Klupfels von seinem
Hundemann Conrad Celtis, für welche er zwanzig Jahre lang

mit besonderer Vorliebe sammelte und arbeitete (sie wurde am 30. April 1805 hienligt), nach und nach in den halbjährlichen Programmen zur Ankündigung des Anfangs der Vorlesungen bekannt zu machen, kann den Freunden der Litterärgeschichte nicht anders als sehr erwünscht seyn. Zugleich ist dieser Abdruck des Lieblingswerkes von Klüpfel das schönste Denkmal der Achtung, welches die Universität einem verdienten Lehrer stiften konnte. Eine sehr sorgfältig gemachte eigenhändige Abschrift des sel. Verf. ist mit seiner Bibliothek und allem übrigen literarischen Nachlaß seinem Testament zufolge der Universitäts-Bibliothek zu Freiburg zu Theil geworden. Die Besorgung des Abdrucks nach dieser Abschrift wurde dem Herrn Hofrath und Bibliotheksdirektor Rues, dem vieljährigen Freunde Klüpfels, übertragen. In fünf oder sechs Abtheilungen, also in einem Zeitraum von drittehalb oder drey Jahren, hofft Hr. R. das ganze Werk dem Publikum mitzutheilen. Für die fünf Bände ungedruckter Epigramme und andrer kleiner Reste von Conrad Celtes, welche Klüpfel seiner Handschrift als Anhang hinzugefügt hat, so wie eine Sammlung von zweyhundert gleichfalls ungedruckten Briefen von und an Contr. Celtes wünscht Hr. R. einen Verleger zu finden, weil sie ihm für Programme nicht passend scheinen, und erbietet sich, sie unter sehr billigen Bedingungen zu überlassen. Möge sein Anerbieten nicht unbenutzt bleiben! Gleichwohl scheint nach einer Anmerkung unter der Uebersicht des Inhalts der Schrift von Klüpfel (S. 13) noch einige Hoffnung vorhanden zu seyn, daß Hr. R. auch die Epigramme als Anhang auf dieselbe Weise, wie die Biographie, mittheilen werde, falls kein Buchhändler sich sollte geneigt finden lassen, den Verlag davon zu übernehmen. Die erste Abtheilung der Biographie, welche in diesem Programm mitgetheilt wird, enthält außer der Vorrede (worin R. von seinen Hülfsmitteln und den Freunden, welche ihn unterstützten haben, Bericht abstattet) und der Uebersicht des Inhalts den ersten Paragraph des ersten Capitels, mit der Ueberschrift: C. Celtis Patria. Nach Aufzählung und Widerlegung der verschiedenen Meynungen andrer Litteratoren über den Geburtsort seines Landsmanns beweist Klüpfel sehr bündig, daß er zu Wipfeld, einem Weiler am Main, zwischen Würzburg und Schweinfurt, geboren wurde, in demselben Orte, wo auch sein Biograph am 18. Jan. 1738 das Licht der Welt zuerst erblickte.

W.

Inhalt.

der Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur.

Sechster Jahrgang.

	Seite
Ammon, Dr. Ebn. Fr., Handbuch der Anleitung zur Kanzelberedsamkeit für christl. Religionslehren. -- --	1105
An die Souveraine der Rhein. Conföderation von Dr. Fr. -- --	1127
Archiv für alte und neue Kirchengesch. von Gaudisin und Tischerer. -- -- --	1196
Aischen, J. H. v., Hauptsätze des christl. Religionsunterrichts. -- --	1227
d'Autel, A. H., Predigt. -- -- --	619
Barrow, W., Versuch über die Erziehung -- -- --	1082
Baumgarten-Crusius, Lud. Fr. Otto. De homine Dei sibi conscio. -- -- --	1099
Bapt, G., Beiträge zum Criminalrecht. -- -- --	1201
Beck, Chr. D., über die Würdigung des Mittelalters und seiner allgem. Geschichte. -- -- --	924
Bendavid, L., über die Religion der Ebräer vor Moses. -- --	48
Benedict, L. W. G., Gesch. des Scharlachfiebers. -- 497 u.	513
Berthold, D. L., Pentecostalia sacra. -- -- --	745
Blank, Dr. J. W., Handbuch der Mineralogie. -- -- --	465
Bohnenberger, J. G. F., Anfangsgr. der höhern Analysis. -- --	623
Börhe, J. H., antikgemessene Gedichte. -- -- --	366
Bresow, G. G., Handbuch der alten Geschichte, Geographie und Chronologie. -- -- --	641
Brettenstein, Ph., christl. Eultus. -- -- --	1182

Bretschneider, C. G., <i>Capita Theologiae Judaeorum dogm. e. Fl. Josephi scriptis collecta.</i>	264
Breper, <i>Beiträge zur Gesch. des dreßigj. Krieges</i>	1229
Bröder, E. G., <i>practische Grammatik der latein. Sprache.</i>	929
Bruchstücke zur Menschen- u. Erziehungskunde rel. Inhalts. . . .	438
Büsching, J. G., <i>Bruchstücke einer Geschäftsreise durch Schlesien.</i>	328
Buttmann, Philipp, <i>über den Mythos der Sündflut</i>	881
Catalogus Bibliothecae numerosae a Hieronymo Guilielmo Ebbero ab Eochenbach olim collectae ed. G. C. Ranner.	302
Chlum, Chr., <i>der Besitz unter Justinian, mit Hinsicht auf das Franz. Civilrecht.</i>	892
Claudius, Zugabe zu den Werken d. Wandtsbecker Viten. . . .	481
Commentariolus hist. litterarius et ecclesiasticus de vitis patrum Norimbergae a. 1478. evulgatis, in quo eorum auctores simul ruspantur.	863
Correspondance du Baron de Grimm et Diderot. . . .	1
Créve, Dr. C. E., <i>über den Chemismus der Respiration.</i>	433
Cropp, Fr., <i>de praec. J. R. circa pnn. conat. delinq.</i>	1210
Dahl, Dr. J. Chr. W., <i>Lehrbuch der Homiletik</i>	1105
Denkmähler der Kirche z. h. Kreuz in Innsbruck	324
Denkschriften der Königl. Acad. der Wissensch. zu München	1239
Dreiß, J. H., <i>Gottesverehrungen, geh. im Pestal. Inst.</i>	385
Dreiß, Fr. S., <i>H. Schriften von E. Ph. Conz. Th. 3.</i>	1041
Eichmann, Dr. C., <i>der Kriegsschäden-Ersatz.</i>	991
Engelmann, J. B., <i>Bibliothèque française pour la jeunesse.</i>	538
Esper, E. J. Ch., <i>Lehrbuch der Mineralogie.</i>	465
Feuerbach, Dr. P. J. A., <i>Themis, oder Beiträge zur Gesetzgebung.</i>	273
— — <i>Betrachtungen über das Geschwornen-Gericht.</i>	ib.
Fischer, J. E. V., <i>genannt Baur v. Eisen ed, Frankf. Archiv für ältere deutsche Literatur und Geschichte.</i>	529
Fieiding, H., <i>Abentheuer auf einer Reise. Von Lt.</i>	495
Fröhlich, J., <i>vollständige theoretisch practische Musikschule.</i>	647
Fromiep, L. F. v., <i>einige Worte über den Vortrag der Anatomie auf Universitäten.</i>	667

Gaab, P. I., Dijudicationibus antiquarum Hoseae versionem.	1086
Gedanken über Luthers Denkmal.	734
Gedichte, plattdeutsche, von Bornemann.	205
Gedichte, die beyden ältesten deutschen, aus dem achten Jahrh. herausgeg. durch die Brüder Grimm.	337
Gensler, J. A., das apokalypt. Geheimniß.	821
Gesenius, Dr. W., hebräisch-deutsches Handwörterbuch über die Schriften des A. T.	33
Gilbert, L. W., Annalen der Physik	1153
Glück, Dr. Chr. Fr., Handbuch zum system. Studium des neuesten Röm. Privatrechts.	430
Göthe, aus meinem Leben. 2r Thl.	68
Gräter, F. D., Idunna und Hermode.	330
Odina und Teutona.	ib.
Grégoire. Les Ruines de Port-Royal des Champs.	321
Grimm, C. Chr., de vi vocabuli <i>κρίσις</i>	207
Grimm, J., über den altdutschen Meistergesang.	753
Grolman, F. L. A. v., Actenmäßige Geschichte der Vogels- berger und Wetterauer Räuberbanden.	721
Hager, G., illustrazione d'uno Zodiaco orientale.	241
Handbuch über die Eröffnung und Theilung der Erbschaften von Mositor und v. Wardenburg.	1076
Haydn, J., Symphonieen fürs Pianoforte von C. D. Steg- mann.	928
Haydn, I., Collection des Symphonies.	638
Hebel, J. V., Schatzkästlein des rhein. Hausfreundes.	286
Heeren, A. H. L., Memoria C. G. Heynii commendata in consessu reg. Societatis Scient. ad. d. XXIV. Oct. MDCCCXII.	208
Heeren, Arn. Herm. L., Christian Gottlob Heyne.	888
— — Johann von Müller der Historiker.	49
Heinse, G. H., Reisen durch das südliche Deutschland und die Schweiz.	383
Heidenlieder, altdutsche, Balladen und Märchen von W. E. Grimm.	161
Helwig, A. v., und Fr. Bar. de la M. Fouqué, Taschen- buch der Sagen und Legenden.	236
Henke, A., Lehrbuch der gerichtl. Medicin.	158

	Seite
Herbstprogramm der Universität Freiburg von 1813. (von J. E. Kuef.)	1247
Herbert, S., Versuch eines christl. Religionsunterrichts.	1247
Herrekeorff, E. T. J. v., über die zurückwirkende Kraft der Besäge.	993
Heyne, Ch. G., Memoria Joannis de Müller interpr.	49
Hoffmann, E. A. S., Handbuch der Mineralogie.	465
Horn, Fr., Latona, Unterhaltungsschriften	913
Horsch, P. J., Handb. der allg. Therapie. Von Conradi.	401
Hopffeld, Wilhelm, niedere und höhere praktische Stereometrie.	633
Huber's, L. F., sämtliche Werke seit dem J. 1802	363
Hugo, Prof. Ritter, Lehrb. der civilistischen Literaturgeschichte.	97
Hungerthausen, H. v., Epaminondas und Gustav Adolph. Eine Parallele.	799
Jacobi's, Friedrich Heinrich, Werke.	785
Jäck, Bamberg und dessen Umgebungen.	736
Jahn, Enchiridion Hermeneuticae generalis tabul. veteris et novi Foederis.	408
Jahrbücher der deutschen Medizin und Chirurgie. Herausgeg. von Dr. E. F. Harless.	1099
Jörden's, R. H., Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. — — Denkwürdigkeiten, Charakterzüge u. Anekdoten aus dem Leben der vorz. deutschen Dichter u. Prosaisten. 1r. u. 2r Bd.	271 470
Justiniani, D., institution. libri 4. ed. F. A. Biener.	1027
Kausch, J. J., Memorabilien der Heilkunde, Staatsarzneiwissenschaft und Thierheilkunst.	462
Keilii, Dr. C. A. T., Elementa Hermeneutices Novi Testamenti.	413
Kirchenjahrbuch, protestantisches, für das Königreich Bayern.	779
Klöger, Versuch der Theorie vom Gewohnheitsrecht.	623
Kneist, R., das Mineralreich.	465
Koch, H. Ch., Versuch aus der harten und weichen Tonart jeder Stufe der diatonisch chromatischen Tonleiter vermittelt des enharmon. Tonwechsels in die Dur und Moll Tonart der übrigen Stufen auszuweichen.	449
Kossegarten's Dichtungen.	225
Krämer, J. G., Schul- und Christen-Lehrgesänge.	783
Kreuzler, H. G., neue Morgen- und Abendopfer.	1039

	Seite
Krummacher, J. A., die Kinderwelt, ein Gedicht in VI Essägen.	977
Kulenkamp, E. J., Beiträge zu der Lehre von dem Ver- hältnisse der Rechtspflege,	961
Lavés, L. D., neue Franz. Sprachlehre.	476
Leister, Dr. J. P. A., Nachträge zu Becksteins Naturge- schichte Deutschlands.	969
Lenz, Dr. J. G., Erkenntnißlehre der anorganischen Natur- körper.	463
Leonhard, C. E., allgem. Repertorium der Mineralogie.	560
Löffler, Dr. J. S. E., Auswahl einiger Predigten an Fest- und Bußtagen.	1000
Lohengrin, herausgegeben von Gödke und Görres.	849
Magazin für das Civil- und Criminal-Recht des Kayserthums Frankreich.	774
Mahn, E. A. Ph., Comm. in qua duobus quatuor Evang. Apostolorumque scriptis disting. tempora et notantur viae, quibus Apost. Jesu.	204
— — Observationes exeg. ad difficiliora quaed. Vet. T. loca.	ib.
Marheineke, Ph., Grundlegung der Homiletik.	1105
Mascall, A. Digest of the Duties of Cust. Exc.	1151
Matthiesson, Fr. v., Erinnerungen. Th. I. H. W. R.	355
Meinecke, J. L. G., Lehrbuch der Mineralogie.	465
Memmingen, J. D. G., Canstatt und seine Umgebung.	625
Misch, Dr. A., christliche Kirchengeschichte.	198
Middeldorpf, H., Comm. de Inst. lit. Arab. in Hisp.	1199
Morgenstern, Dr. L., Johannes Müller oder Plan im Leben.	49
Museum, deutsches, herausgeg. von Fr. Schlegel.	1025
Naegle, Dr. Fr. E., Erfahrungen und Abhandl. aus dem Gebiete der Krankheiten des weibl. Geschlechtes.	545
Narresbuch von Fr. H. v. d. Hagen.	335
Neander, A., über den Kaiser Julianus und sein Zeitalter.	43
Niemeyer, Dr. A. H., Originalstellen Griech. und Röm. Classiker.	1049
Nisch, Dr. E. L., zwey Predigten bey der Rückkehr der Pfarrgemeinde zu Wittenb. aus der das. Schlosskirche in die Stadtkirche gehalten.	299

Nürnberg, Joseph, Theorie des Infinitesimal-Calculus.	67
Ornithologie, deutsche, oder Naturgesch. aller Vögel Deutschlands von Dr. Beller, Lichthammer, C. W. Beller und Lemcke.	26
Osiander, Dr. F. B., über den Selbstmord.	63
Oweni Epigrammata selecta von Jördens.	112
Pahl, J. G., Herba, Erzählungen und Gemälde.	38
Pfeiffer, Dr. S. W., Rechtsfälle zur Erläuterung der Gerichtsverfassung und Prozeßordnungen Westphalens.	417
Planck, Dr. S. J., über Spittler als Historiker.	415
Plutarchi Vitae Timoleonis, Gracchorum et Brutj. Animadv. instr. F. W. Fabrici.	20
Psalmen, die, von M. Lindemann.	72
— — die, von J. R. Schärer.	526
— — die, von M. H. Stuhlmann.	1020
Raumer, Karl von, geognostische Fragmente.	459
Reich, G. Chr., neue Aufschlüsse über die Natur und Heil des Scharlachfiebers.	497 u. 513
Reicheger, F., Anleitung zur Geognosie, insbesondere zur Gebirgskunde.	66
Reinhardt, Dr. Fr. W., Ansichten der Sonn- und Festtagsbezeugnisse von C. Zimmermann.	115
Report, the, of the sel. comm. app. to cons. of the state of eff. mar. insurances.	1100
Röder, J. U., Archäologie der Kirchendogmen.	367
Rommel, C., Rede zur Gedächtnissfeier J. v. Müllers.	61
Rosenmüller, E. F. C., de versione Pentateuchi Persica.	1243
Roth, F., über Thucydides und Tacitus.	971
— — Lobsschrift auf Johann von Müller.	49
Rudhart, Dr. J., Controversen im Code Napoleon.	993
— — — Encyclopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft.	ib.
Sack, D. F. S. G., über die Vereinigung der beyden protek. Kirchenpartheyen in der Pr. Monarchie.	609
Sacy, Mr. de, Mémoire sur l'état actuel des Samaritains.	603
Schmidt, Klammer, Klopstock und seine Freunde.	310
Schoene de Jossiae capp. 52 et 53.	1051

Schott, H. A., kurzer Entwurf einer Theorie der Beredsamkeit.	1105
Schriften, die, des Alten Testaments von J. E. W. Augusti und W. M. L. de Wette.	847
Schütz. Memoriam Joannis Mülleri . . . Civibus commendat Academia Frid. Halensis.	49
Schulze, G. E., Leitfaden der Entwicklung der philos. Principien des bürgerl. und princ. Rechts.	561
Schulze, J., Reden über die christl. Religion	385
— — — Ueber den Randhaften Prinzen des Don Pedro Calderon.	828
Shakespear's Macbeth by Dr. J. Chr. Fick.	26
Sommeran-Beck, M. J. G. Frh. v., Fassenreden.	1085
Späth, J. L., Statik und Dynamik der Physik.	543
Spittler, L. L., Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche.	833
— — — von Heeren und Hugo.	415
Stephani, Dr. H., das heilige Abendmahl.	209
Steudel, Fr., über Religionsvereinigung.	217
Stolz, Dr. J. J., Ulrich v. Hutten gegen Desid. Erasmus.	593
Studien, mineralische, von Leonhard und Selb.	522
Taubmanns, Fr., Leben und Verdienste v. S. A. Ebert.	1215
Ter Linden, R. S., theoretisch-practische Erläuterung der Franzöf. Criminal-Prozessordnung	966
Testamentum, novum, graece ed. G. C. Knappius.	973
Theoduls Gastmahl, oder über die Vereinigung der verschiedenen christl. Religions-Societäten.	689
Tiedt, Ludwig, Frauendienst.	582
Ueber das Alter von dem Verf. von Eugenia's Briefen.	399
Ulpiani, Domini, fragmenta libri regularum singularis, uti videtur, vulgo XXIX tituli ex corpore Ulpiani.	573
Denuo recensuit G. Hugo.	573
Unterholzner, Dr. R. A. D., allgem. Einleitung in das juristische Studium.	897
Valpergae, Th., epistola altera ad criticam pertinens literariam.	986
Volger, F. M., Diatribe Historico-Critica de Sappho Poetria ed. H.	1101
Wachler, Dr. L., Johann von Müller.	65

	Seite
Wagner, A., König Oedipus.	1185
Walt, E. C., Predigten.	31
Weber, K. G. C., die Unterweisung des N. T. in der Religion Jesu Christi.	117
Welcker, E. T., die letzten Gründe von Recht, Wort and Strafe.	31
Wendt, Amadeus, Grundzüge der philosophischen Rechtslehre zum Gebrauch der Vorlesungen.	66
Wenzel, C., et Jos., de penitiori struct. cerebri.	36
Wette, D. G. M. L. de, de morte Jesu Christi expository commentatio.	265
— — Commentar über die Psalmen.	77
Wildberg, Dr. E. F. L., Handbuch der gerichtlichen Arzneywissenschaft.	159
Wildungen, L. E. C. F. Ritter v., Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde.	455
Windischmann, Dr. E. J., was Joh. Müller wesentlich war und uns fernern seyn müsse.	6
Winzer de daemonologia in libris sacris N. T.	8
Wolffmann, K. L. v., Johann von Müller.	49
Wegler, J. F., über die Gränzen des Ministère public in Strafsachen.	107

